

Innsbrucker Historische Studien 33

herausgegeben von Friedrich Edelmayer, Rolf Graber, Helmut Gritsch, Julia Hörmann-Thurn und Taxis, Harm Klueting, Brigitte Mazohl, Heinz Noflatscher, Robert Rebitsch (Koordination), Helmut Reinalter, Harriet Rudolph, Elena Taddei (Koordination).

Marina Hilber, Elena Taddei (Hg.)

In fürstlicher Nähe – Ärzte bei Hof (1450-1800)

unter Mitwirkung von Florian Ambach

Marina Hilber

Elena Taddei

Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck

Anschrift: Innsbrucker Historische Studien, Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck, Innrain 52, A-6020 Innsbruck.

Zuschriften und Manuskripte sind nach vorheriger Anfrage und in vollständig druckfertigem Zustand an die Schriftleitung (Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Innrain 52, A-6020 Innsbruck) zu senden. Von Sendungen an einzelne MitarbeiterInnen wird gebeten abzusehen. Für den Inhalt der Beiträge, der sich nicht mit der Meinung der Schriftleitung decken muss, tragen allein die VerfasserInnen die Verantwortung. Es werden keine „Entgegnungen“ aufgenommen. Besprechungsexemplare werden ausschließlich an die Adresse der Schriftleitung erbeten. Eine Gewähr für die Berücksichtigung unverlangt eingesandter Manuskripte, Bücher und Separata kann nicht gegeben werden. Anzeigen und Beilagen werden aufgenommen.



Die Drucklegung dieses Werkes wurde freundlicherweise unterstützt durch die Richard-und-Emmy-Bahr-Stiftung, das Dekanat der Philosophisch-Historischen Fakultät und das Vizerektorat für Forschung der Universität Innsbruck sowie die Kulturabteilung des Amtes der Tiroler Landesregierung.

Articles appearing in this journal are indexed in „International Medieval Bibliography“.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© *innsbruck university press*, 2021

Universität Innsbruck

1. Auflage

Layout: Carmen Drolshagen

www.uibk.ac.at/iup

ISSN 1011-2316

ISBN 978-3-99106-030-7

Inhaltsverzeichnis

<i>Marina Hilber und Elena Taddei: Hof- und Leibärzte in der Frühen Neuzeit – Einleitung</i>	9
<i>Christof Paulus: Leibärzte und höfische Kommunikation im Europa des ausgehenden Mittelalters</i>	21
<i>Sabine Herrmann: Leibärzte, Gelehrte, Diplomaten. Hofärzte in Mantua</i>	39
<i>Alessandra Quaranta: Francesco Partini da Rovereto (1500–1569), medico imperiale. La sua attività di cura e le sue reti professionali</i>	53
<i>Markus Michalski: Die (Lebens-) Wege Dr. Balthasar Mansfelds (1440–1503)</i>	73
<i>Michael Stolberg: Krankheitsgeschehen und leibärztliche Praxis am Hof von Erzherzog Ferdinand II. Die Aufzeichnungen des Georg Handsch (1529–1578)</i>	91
<i>Katharina Seidl: Leibärzte und medizinische Praxis am Hof Erzherzog Ferdinands II. im Spiegel der Ambraser Sammlungen</i>	111
<i>Ulrich Schlegelmilch: Ärzte als Informanten, Fürstenerzieher und Kanzleibeamte: Medizinerkarrieren am anhaltischen Hof im 16. Jahrhundert</i>	127
<i>Ulf Wandler: Johann Bökel (1535–1605) – Leibarzt, Professor und Kämpfer gegen die Pest</i>	149
<i>Marion Mücke: Johann Sigismund Elsholtz. Kurfürstlich brandenburgischer Hofmedikus zu Cölln an der Spree in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts</i>	171
<i>Dorit Brixius: Die Pariser Karriere des Arztes Noël Vallant zwischen Vertrauensbildung und ärztlicher Praxis im Grand Siècle</i>	189
<i>Benjamin Steiner: Hofärzte als Politiker. Einbettung und Verankerung im höfischen System am Beispiel des französischen Hofes im 17. Jahrhundert</i>	211
<i>Stefano Saracino: Griechische (Hof)Ärzte in Wien. Ihre Zugehörigkeit zur Gelehrtenrepublik und ihre Rolle in der Frühgeschichte der Wiener griechisch-orthodoxen Konfessionsgemeinden</i>	227

Elisabeth Lobenwein und Alfred Stefan Weiß: Johann Jakob Hartenkeil (1761–1808) – Leibchirurg des Salzburger Fürsterzbischofs Hieronymus Graf Colloredo und Arzt an der Wende zur Moderne 251

Julia Carina Böttcher: Leibarzt und Mitglied der Leopoldina – Drei Beispiele zwischen Naturforschung, Standesinteressen und medizinischer Praxis 269

Rezensionen

Walter KOCH unter Mitwirkung von Klaus Höflinger, Joachim Spiegel, Christian Friedl und Katharina Gutermuth (Hg.), *Die Urkunden Friedrichs II.* (Christina Antenhofer) 289

Alexander PATSCHOVSKY, *Ein kurialer Ketzerprozeß in Avignon (1354)* (Julia Hörmann-Thurn und Taxis) 291

Ulrike HOHENSEE/Mathias LAWO/Michael LINDNER/Olaf B. RASER (Bearb.), *Dokumente zur Geschichte des Deutschen Reiches und seiner Verfassung 1360*
Ulrike HOHENSEE/Mathias LAWO/Michael LINDNER/Olaf B. RASER (Bearb.), *Dokumente zur Geschichte des Deutschen Reiches und seiner Verfassung 1361* (Julia Hörmann-Thurn und Taxis) 292

Gregor METZIG, *Kommunikation und Konfrontation* (Markus Debertol) 293

Sebastian CONRAD/Jürgen OSTERHAMMEL (Hg.), *1750-1870. Wege zur modernen Welt*
Wolfgang Reinhard, *Die Unterwerfung der Welt* (Helmut Reinalter) 295

Uwe SCHIRMER/Thomas T. MÜLLER/Werner GREILING (Hg.), *Reformation und Bauernkrieg* (Robert Rebitsch) 296

Sabine SCHLEGELMILCH, *Ärztliche Praxis und sozialer Raum im 17. Jahrhundert* (Elena Taddei) 298

Barbara STOLLBERG-RILINGER, *Maria Theresia*
Thomas LAU, *Die Kaiserin*
Élisabeth BADINTER, *Maria Theresia* (Stefan Ehrenpreis) 299

Caroline KLAUSING/Verena VON WICZLINSKI (Hg.), *Die Napoleonischen Kriege in der europäischen Erinnerung* (Kurt Scharr) 302

Emily S. ROSENBERG (Hg.), *1870-1945. Weltmärkte und Weltkriege*
Harald KLEINSCHMIDT, *Geschichte des Völkerrechts in Krieg und Frieden* (Helmut Reinalter) 305

Inhaltsverzeichnis

Pascal SIDLER, Schwarzhörcke, Jakobiner, Patrioten (Helmut Reinalter)	307
Wolfram SIEMANN, Metternich (Helmut Reinalter).....	309
Hubert KIESEWETTER, Von Richard Wagner zu Adolf Hitler (Helmut Reinalter)	310
Fritz STERN, Gold und Eisen (Helmut Reinalter)	311
Brendan SIMMS, Kampf um Vorherrschaft Matthias VON HELLFELD, Das lange 19. Jahrhundert (Helmut Reinalter)	312
Sebastian BODE, Die Kartierung der Extreme (Kurt Scharr)	314
Ludwig SCHWENK, Als Kriegsgefangener durch Serbien 1918–1919 (Matthias Egger) ...	317
Helmut REINALTER, Der aufgeklärte Mensch (Peter Volk)	319
Martina FUCHS/Christoph RELLA (Hgg.), Wir schießen schon auf die unmöglichsten Sachen (Robert Rebitsch)	323
Kurt BAUER, Der Februaraufstand 1934 (Robert Rebitsch)	325
Autorinnen und Autoren der Beiträge	329

Hof- und Leibärzte in der Frühen Neuzeit – Einleitung

von Marina Hilber und Elena Taddei

In der Frühen Neuzeit war der Körper von Fürst und Fürstin das politische Kapital der Dynastie und sicherte deren Bestehen und Fortbestand.¹ Die Erhaltung und Wiederherstellung fürstlicher Gesundheit gehörten deshalb zum alltäglichen Kerngeschäft von Leib- und Hofärzten und fanden auch Niederschlag auf wissenschaftlich-literarischer Ebene. So publizierte Bernardino Ramazzini (1633–1714)² – seit 1682 Inhaber des Lehrstuhls für Medizin an der Universität von Modena und ab 1691 zusammen mit Francesco Torti (1658–1741)³ Leibarzt Francesco II. d’Este (1660–1694)⁴, des Herzogs von Modena und Reggio – 1710 eine paradigmatische Schrift unter dem Titel *De Principum valetudine tuenda Commentatio*.⁵ In Form eines Gesundheitsratgebers richtet sich Ramazzini mit direkten Ratschlägen und konkreten Maßnahmen zum Schutz vor Krankheiten an seinen fürstlichen Dienstherrn. In der Abhandlung spricht der renommierte Autor verschiedener Traktate zur Hof- und frühen „Arbeitsmedizin“ zunächst recht unverblümt das Fehlverhalten der Fürst*innen an und nennt etwa die mangelnde Selbstsorge in Bezug auf die Diätetik (*sex res non naturales*). So verurteilt

- 1 Cordula Nolte, „der Leib der hochst schatz“ – Zu fürstlicher Körperlichkeit, Gesunderhaltung und Lebenssicherung (1450–1550). Familien- und alltagsgeschichtliche Perspektiven, in: Jörg Rogge (Hg.), Fürstin und Fürst. Familienbeziehungen und Handlungsmöglichkeiten von hochadeligen Frauen im Mittelalter (= Mittelalter-Forschungen 15), Ostfildern 2004, 45–92, bes. 45–48.
- 2 Bernardino Ramazzini lehrte Medizin an den Universitäten von Modena und Padua. Er erreichte internationale Anerkennung vor allen aufgrund seiner Schriften zur „Arbeitsmedizin“, zu den gesundheitlichen Folgen und Gefahren bestimmter Berufe. Wolfgang U. Eckart, Bernardino Ramazzini, in: Wolfgang U. Eckart/Christoph Gradmann (Hgg.), Ärztelexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart, Heidelberg/Berlin/New York 2006³, 269f. 1693 wurde Ramazzini zum Mitglied der Academia Naturae Curiosorum (Leopoldina) gewählt. Vgl. Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina, <https://www.leopoldina.org/mitglieder/mitgliederverzeichnis/mitglieder/member/Member/show/6113/> (Zugriff: 2.6.2020).
- 3 Francesco Torti aus Modena studierte an der Universität von Bologna und wurde wie sein Kollege Ramazzini an der neu gegründeten Universität von Modena tätig. Er untersuchte die verschiedenen Formen von Fieber und publizierte seine Ergebnisse im Traktat *Theraeutice Specialis ad Febres Periodicas Perniciosas* (1756). Matteo Al Kalak, Torti, Francesco, in: Dizionario Biografico degli Italiani 96 (2019), [http://www.treccani.it/enciclopedia/francesco-torti_res-4560dd3c-41c5-11ea-ad1b-00271042e8d9_\(Dizionario-Biografico\)](http://www.treccani.it/enciclopedia/francesco-torti_res-4560dd3c-41c5-11ea-ad1b-00271042e8d9_(Dizionario-Biografico)) (Zugriff: 2.6.2020); Mariacarla Gadebusch Bondio, Torti, Francesco, in: Werner E. Gerabek u. a. (Hgg.), Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin/New York 2005, 1406.
- 4 Zu Francesco II. d’Este, Herzog von Modena und Reggio, vgl. Marina Romanello, Francesco II d’Este, in: Dizionario Biografico degli Italiani 49 (1997), [http://www.treccani.it/enciclopedia/francesco-ii-d-este-duca-di-modena-e-reggio_\(Dizionario-Biografico\)](http://www.treccani.it/enciclopedia/francesco-ii-d-este-duca-di-modena-e-reggio_(Dizionario-Biografico)) (Zugriff: 2.6.2020); Alessandro Cont, „Sono nato principe libero, tale voglio conservarmi“. Francesco II d’Este (1660–1694), in: Accademia nazionale di scienze, lettere, arti di Modena, Memorie scientifiche, giuridiche, letterarie Ser. VIII, vol. XII, fasc. II (2009), 407–459, auch online unter: <http://www.quaderniestensi.beniculturali.it/qe2/contributi/cont.pdf> (Zugriff: 2.6.2020).
- 5 Bernardino Ramazzini, *De Principum valetudine tuenda Commentatio*, Patavium 1710; in der italienischen Ausgabe: Francesco Carnevale (Hg.), Bernardino Ramazzini. La salute dei principi, ovvero come difendersi dalle malattie e dai medici, aus dem Lateinischen übersetzt von Francesco Carnevale/Aria Mendini/Goffredo Traquandi, Firenze 1992.

er unmäßiges und falsches Essen und Trinken, die mangelhafte Sorge um die körperliche Entleerung, die großen seelischen Bürden des Amtes sowie die Tendenz zur Umkehrung der Natur, wenn nämlich die Nacht zum Tag gemacht werde.⁶

Doch die Gesundheitserhaltung war in Ramazzinis Augen auch eine Frage der richtigen medizinischen Begleitung und Beratung. Und so widmet er ein ganzes Kapitel der Wahl des richtigen Leibarztes.⁷ Der Autor definiert den Idealtypus als gleichermaßen kompetent und vertrauenswürdig – Eigenschaften, die an gewissen Qualitätsstandards gemessen und als Anstellungserfordernisse formuliert werden könnten. Der angehende Leibarzt müsse seine Studien der Philosophie und Medizin an einer renommierten Universität absolviert, seine Kenntnisse im Ausland und bei einem kompetenten und namhaften Arzt in Theorie und Praxis verfeinert haben, um sich einen fundierten Wissensschatz anzueignen.⁸ Das Ausland sei für die angehenden Ärzte aus dem Heiligen Römischen Reich, Frankreich oder England seit jeher Italien mit seinen traditionsreichen Universitäten. Bezeichnenderweise nennt er für die italienischen Studenten keine spezifische Alternative. Nützlich für die anvisierte Stellung als Leibarzt seien weiter Kenntnisse in Geometrie, Astronomie und Physik. Die zusätzlichen Kompetenzen in diesen Künsten würden zwar keinen Bewerber zu einem besseren Arzt machen, jedoch die persönlichen Referenzen steigern, denn viele Fürsten würden sich an wohlgebildeten Höflingen erfreuen.⁹ Die Stellung als Leibarzt verlange nach Wissen und Weisheit aber vor allem nach Treue und Loyalität. Es sei unabdingbar, dass der Fürst Vertrauen in den Leibarzt habe. Dieses könne nur durch die stetige Begleitung der fürstlichen Patient*innen aufgebaut werden. Der Leibarzt sollte demnach nicht erst im Zuge einer Erkrankung und im Augenblick des Schmerzes angerufen werden, sondern sollte den Fürsten bzw. die Mitglieder der Fürstenfamilia täglich beobachten, deren Konstitution, Stimmung und Verhalten studieren, auch die kleinsten physischen und psychischen Veränderungen bemerken, die Patient*innen darauf ansprechen und präventiv in die Lebensführung eingreifen. Offenheit und Klarheit in der Kommunikation waren laut Ramazzini essenziell. Den fürstlichen Patient*innen durfte nichts vorenthalten, gesundheitliche Zustände nicht beschönigt werden, denn nur dann würden diese auch in der Not den Anweisungen des Arztes Folge leisten.¹⁰

Die angesprochenen ärztlichen Visitationen setzte Ramazzini gemeinsam mit seinem Kollegen am Hof von Francesco II. d'Este um. Die beiden Leibärzte suchten den Herzog von Modena und Reggio täglich, jeweils eine Stunde vor dem Abendessen, auf. Sie unterhielten sich mit dem Fürsten über Literatur und Philosophie, fühlten schließlich seinen Puls, bevor sie ihn in die abendliche Hofgesellschaft entließen, an der sie selbst nicht teilnahmen.¹¹ Die Schaffung eines positiven, auf Nähe und Distanz gleichermaßen basierenden Arzt-Patienten-Verhältnisses macht in

6 Ebd. Kap.4–9.

7 Ebd. Kap. 2: Quali debbano essere le qualità del medico, a cui si addice il nome di archiatra, e quali gli argomenti da sottoporre all'attenzione dei principi, 29–39.

8 „[...] portare a casa un vasto patrimonio di conoscenze“. Ebd., 31.

9 Ebd., 32.

10 Ebd., 34–37.

11 Ebd., 157f.

Ramazzinis Vorstellung einen bedeutenden Aspekt der leibärztlichen Tätigkeit aus. Dieses besondere Vertrauen dürfe der Leibarzt, der in der Hofhierarchie keinen genau definierten, aber auf jeden Fall keinen hochrangigen Platz einnahm, keinesfalls missbrauchen, etwa um sich zu bereichern oder den Fürsten mit dessen Gesundheitserhaltung zu erpressen.¹² Die Aufgabe eines Leibarztes ist also im Verständnis des Autors eine doppelte: Den Fürsten und seine Familie in Krankheit mit allen Mitteln zur Genesung zu verhelfen und sich bei Gesundheit konstant um die Erhaltung derselben zu kümmern. Letzteres sei die deutlich schwierigere und – seiner Meinung nach – von den Ärzten am wenigsten beachtete Herausforderung.¹³

Waren Ramazzinis Ausführungen noch stark auf die personifizierte medizinische Kompetenz und die damit einhergehende Autorität des Arztes fokussiert, nähert sich die rezente Forschung aus unterschiedlichen Blickwinkeln der Figur des Leib- bzw. Hofarztes an. Als richtungweisendes Werk ist Vivian Nuttons 1990 erschienener Sammelband *Medicine at the Courts of Europe, 1500–1837*¹⁴ zu sehen. Nuttons Plädoyer für eine intensivere historische Beschäftigung mit der Figur des Arztes am Hof wurde jedoch nur zögerlich aufgenommen.¹⁵ Neue Impulse verzeichnet das Forschungsfeld erst seit einigen Jahren. Dabei zeigt sich vor allem im italienischen, französischen und spanischen Raum ein gesteigertes Interesse an der Geschichte der Hof- und Leibärzte.¹⁶ Im deutschsprachigen Raum stellt die Forschung zur Medizin an fürstlichen Höfen, insbesondere zu den Hof- und Leibärzten, noch weitestgehend ein Desiderat dar.¹⁷ Die bestehende Literatur arbeitet die Verzahnung von Hofmedizin und öffentlicher Gesundheitsfürsorge v.a. hinsichtlich der Bewältigung von Krisen (z. B. Pest- und Seuchenmanagement) und der Medikalisierung des Territoriums deutlich heraus; Phänomene, die auch in den Beiträgen des vorliegenden

12 Ebd., 35.

13 Ebd., 36.

14 Vivian Nutton (Hg.), *Medicine at the Courts of Europe, 1500–1837*, London/New York 1990. Die Neuauflage ist 2019 als Bd. 10 der Reihe *Routledge Library Editions: History of Medicine* erschienen.

15 Vivian Nutton, Introduction, in: Nutton, *Medicine at the Courts of Europe*, 1–14, hier 13.

16 Martin Kintzinger, *Phisicien de Monseigneur de Bourgoingne. Leibärzte und Heilkunst am spätmittelalterlichen Fürstenhof*, in: *Francia* 27 (2000), 87–116; Jacqueline Vons/Stéphanie Velut (Hgg.), *Pouvoir médical et fait du prince au début des temps modernes*, Paris 2011; Elisa Andretta/Marilyn Nicoud (Hgg.), *Être médecin à la cour (Italie, France, Espagne, XIIIe–XVIIIe siècles)*, Firenze 2013. Siehe auch den Beitrag von Maria Antonietta Visceglia/Elisa Andretta, *Medici di corte, diplomazia e reti dell'informazione politica nella prima età moderna: alcune riflessioni*, in: Elisa Andretta u.a. (Hgg.), *Tramiti – Figure e strumenti della mediazione culturale nella prima età moderna*, Roma 2015, 15–38; Sabine Kalfß, *Torinese Plague and Roman Fever. Court Physicians and Their Impact on Health Policy in Late Sixteenth Century Italy: Francesco Alessandri (1529–1587) and Marsilio Cagnati (1543–1612)*, in: Hans-Uwe Lammell (Hg.), *Medizinhistorisches Journal* 53/3–4 (2018), Themenheft Hofmedizin, 241–262.

17 Aus regionalgeschichtlicher Perspektive finden sich etliche ältere, vorwiegend biographische Beiträge: Hans Bachmann, *Dr. Johann Peter Merenda. Aus dem Leben eines Innsbrucker Hofarztes, 1542 bis 1567*, in: *Tiroler Heimatblätter* 28 (1953), 5–10; Harry Kühnel, *Pietro Andrea Matthioli. Leibarzt und Botaniker des 16. Jahrhunderts*, in: *Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs* 15 (1962), 63–92; Otto Kostenzer, *Die Leibärzte Kaiser Maximilians I. in Innsbruck*, in: *Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum* 50 (1970), 73–111. Ralf Bröers unveröffentlichte Habilitation nimmt den Kaiserhof in den Blick: Ralf Bröer, *Höfische Medizin. Strukturen der medizinischen Versorgung eines frühneuzeitlichen Fürstenhofes am Beispiel des Wiener Kaiserhofes (1650–1750)*, [unveröffentlichte Habilitationsschrift] Heidelberg 2006. Siehe auch den erst jüngst publizierten Beitrag: Britta Kägler, *Manifestationen des Vertrauens – Medizinerkarrieren am Münchener Hof der Frühen Neuzeit*, in: Lammell, *Hofmedizin*, 217–240.

Bandes eine wesentliche Rolle spielen. Hof- und Leibärzte sind eben – so konstatierte jüngst Uwe Lammel – in ihren professionellen Persönlichkeiten mehrschichtig: Sie sind über ihre Hauptaufgabe hinaus, nämlich die Hüter der biologischen Körper des dynastischen Familienkörpers zu sein,¹⁸ Diplomaten, Sekretäre, Berater, Lehrer, Vertraute in Staatsangelegenheiten, Autoren von medizinischen und populärmedizinischen Traktaten, Künstler, Volksaufklärer und nicht zuletzt auch Gutachter.¹⁹

Der vorliegende 33. Band der Innsbrucker Historischen Studien nimmt diese Vielschichtigkeit zum Ausgangspunkt und versammelt die Beiträge, die im Rahmen der internationalen Tagung *Leib- und Hofärzte in der Frühen Neuzeit* (26. bis 27. September 2019) an der Universität Innsbruck diskutiert wurden. Die Wissenschaftler*innen aus Frankreich, Deutschland, Österreich, Italien und der Schweiz setzten sich, aus den unterschiedlichen disziplinären Sichtweisen der Medizin-, Wissenschafts-, Stadt-, Höfe- und Dynastiegeschichte kommend, mit der Figur des fürstlichen Leib- bzw. Hofarztes auseinander. Die hier präsentierten Fallbeispiele weisen eine breite geografische Streuung auf und stammen aus dem französischen und schweizerischen Raum, sowie aus den diversen Territorien des Heiligen Römischen Reiches, wobei einige Akteure in diesem primär deutschsprachigen Wirkungsbereich griechischer oder italienischer Herkunft waren. Zeitlich spannen die Beiträge ebenfalls einen breiten Bogen vom ausgehenden Mittelalter bis ins späte 18. Jahrhundert. Ziel des Bandes ist es, einem prosopografischen Ansatz folgend, sowohl bekannte als auch weniger bekannte oder sogar bislang unbekannte *Medici* im fürstlichen Dienst in der Frühen Neuzeit entlang vordefinierter Leitfragen näher zu beleuchten. In Anlehnung an Ramazzinis Postulat umfasst unser Kriterienkatalog etwa Fragen nach den Ausbildungswegen und der Etablierung des Arzt-Patient*innen-Verhältnisses. Darüber hinaus interessieren aber auch Aspekte der Mobilität, die Rekonstruktion von beruflichen und familiären Netzwerken und die Bedeutung von Patronagebeziehungen und Hof-Sippschaften. Ebenso liegen dem Band Fragen nach der Konfession als Anstellungsvoraussetzung oder Hinderungsgrund besonders in der Zeit der Glaubensspaltung zugrunde. Ein weiterer Fokus wird auf die außermedizinische Expertise und die Handlungsspielräume der einzelnen Akteure gelegt. Diese gemeinsamen Fragestellungen ermöglichen es schließlich Trends, Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Karriereplanung, Rekrutierung und in den Strategien für

18 Christina Antenhofer, „Wir stecken bis zu den Augen im Schlamm.“ Der Briefwechsel der Markgrafen Gonzaga von Mantua (ca. 1475–1500) als mögliche Quelle für Krankheitserfahrungen, in: *bricolage* 5 (2008), 70–94; dies., Familienkörper. Die Organisation der Körper in adeligen Familien, in: Kordula Schnegg/Elisabeth Grabner-Niel (Hgg.), *Körper erfassen. Körpererfahrungen, Körpervorstellungen, Körperkonzepte*, Innsbruck/Wien/Bozen 2010, 113–133; dies., Medikalisierung ante litteram? Die Bedeutung des medizinischen Wissens für die Dynastie am Beispiel der Korrespondenz der Gonzaga mit den süddeutschen Fürstenhöfen, in: Ellen Widder/Iris Holzward-Schäfer/Christian Heinemeyer (Hgg.), *Geboren, um zu herrschen? Gefährdete Dynastien in historisch-interdisziplinärer Perspektive*, Tübingen 2018, 95–127.

19 Hans-Uwe Lammel, Hofmedizin als interdisziplinäre Forschungsaufgabe – eine Bilanz, in: Lammel, Hofmedizin, 197–216, mit vielen Literaturangaben, bes. Anm. 38. Siehe hierzu z. B. die Gutachten zu und Anweisungen für Erzherzog Ferdinand II. im Beitrag von Michael Stolberg in diesem Band oder als italienisches Beispiel die *consilia medica* der berühmten Ärzte aus der Brasavola-Familie für Alfonso II. d’Este, Herzog von Ferrara, Modena und Reggio: Biblioteca Estense di Modena, MS 498, *consilia medica* pro Alfonso II.

die Positionierung der Ärzte in Fürstennähe adäquat zu beschreiben. Die Fallbeispiele dieses Bandes werden zeigen, dass Ramazzini mit seinen Kriterien zwar einen Idealtypus des Leib- und Hofarztes entwarf, sein Wunschbild jedoch durchaus frühneuzeitliche Realitäten abzubilden vermochte.

Doch bevor die einzelnen ärztlichen Akteure vorgestellt und an ihren jeweiligen Wirkungsstätten verortet werden, muss eine Klärung der Terminologie erfolgen. Denn, wie sich schon im Tagungsverlauf eindrücklich zeigte, gestaltet sich die begriffliche Unterscheidung zwischen *Leibarzt* und *Hofarzt* schwierig. Erschwerend hinzu kommen die oft in einer Person verschmelzenden zeitgenössischen Bezeichnungen *Physikus*, *Medicus* oder *Archiater*.²⁰ Das Konzept der fürstlichen Nähe kristallisiert sich dabei deutlicher als ausschlaggebendes Unterscheidungsmerkmal heraus, als die in den Bestallungs- und Besoldungsaufzeichnungen festgehaltenen Nomenklaturen. Auch die Literatur unterscheidet zumeist zwischen dem allein und exklusiv für einen Fürsten, eine Fürstin und/oder die Fürstenskinder zuständigen Arzt bzw. mehreren Ärzten und jenem Arzt bzw. jenen Ärzten, die für die Gesundheit des restlichen Hofstaates verantwortlich waren. Ebenso ungenau und variabel ist die Stellung dieser medizinischen Experten in der Hofhierarchie. Vivian Nutton erklärt die sträfliche Ignorierung der Figur des Arztes am Hof damit, dass Leib- und Hofärzte nicht Mitglieder der höfischen Eliten, sondern Außenseiter, selten nobilitiert und dennoch sehr nahe am Zentrum der Macht waren.²¹ Zuletzt hat Britta Kägler in ihrer Untersuchung der medizinischen Versorgung am Wittelsbacher Hof in München den Leibarzt als ausschließlich für den Fürsten und seine Familie zuständiges Mitglied der höfischen Elite definiert, während der Hofarzt für das Hofpersonal zuständig war und dem Obersthofmeister unterstand.²² Tatsächlich kann allein aufgrund der Vernetzung der höfisch-ärztlichen Tätigkeit mit anderen höfisch-politischen Agenden und vor allem mit wissenschaftlichen Tätigkeiten im Bereich der Universität oder der Seuchenprävention in der Residenzstadt keine eindeutige Unterscheidung und zufriedenstellende Definition festgemacht werden. Hof- und Leibärzte konnten sowohl akademisch gebildete Ärzte als auch Wundärzte sein, wenn auch ein Trend zum universitär ausgebildeten Mediziner erkennbar ist. Dies schließt aber die Präsenz und aktive Teilnahme an Pflege und Heilung bzw. Wahrung des fürstlichen Leibes von anderen medizinisch Tätigen nicht aus. Bezüglich der Zugehörigkeit zur Hofelite fallen Leib- und Hofärzte in der Tat aus der Hofhierarchie, da sie vorrangig erst kurz vor oder nach dem Eintritt in den Hofdienst bzw. aufgrund dessen nobilitiert (Verdienstadel) wurden. Bei diesen fürstlichen *Medici* handelt es sich also um Experten, die über verschiedene Qualitäten und Befähigungen in die unmittelbare Nähe zum Machtinhaber und seiner engsten *familia* kamen, ohne Teil und Mitglied der zumeist alteingesessenen höfischen Eliten zu sein.

Ausgehend von einer vergleichenden Studie zur höfischen Kommunikation konstatiert Christof Paulus im ersten thematischen Beitrag dieses Bandes eindrücklich

20 Siehe auch die Definitionsschwierigkeiten bei Wolfgang Uwe Eckart, „Physicus“, in: Enzyklopädie der Neuzeit Online, http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_327149>29, (Zugriff: 29.5.2020).

21 Nutton, Introduction, 13.

22 Kägler, Manifestationen des Vertrauens, 220f.

das Fehlen starrer Berufsbezeichnungen für die Leib- und Hofärzte des ausgehenden Mittelalters. Paulus plädiert für eine terminologische Revision abseits von Dichotomien. Als treffendere Bezeichnungen für am Hofe tätige Mediziner bringt er den Neologismus des „fürstlichen Arztes“ oder den verallgemeinernden Terminus des Hofarztes ins Spiel. Er regt die gezielte qualitative Analyse fürstlicher Nahbeziehungen an, denn diese seien weit aussagekräftiger für die Bedeutung von Medizinern am Hof als terminologische Kategorisierungen. Ziel seines Beitrags ist es, den am fürstlichen Hof tätigen Arzt in seinen professionellen Beziehungsgeflechten zu verorten. Zunächst erfolgt sein Zugriff über die erhaltenen, materiellen Überreste in Form von Epitaphien. Anhand regional breit gestreuter Beispiele aus Rom, Nürnberg, Augsburg, Kleve und Trient rekonstruiert Paulus die zunehmende Bedeutung humanistischer Gelehrsamkeit in der Fremd- und Selbstbewertung akademischer Ärzte an der Schwelle vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit. Der hohe Bildungsgrad eröffnete ihnen Karrierewege abseits einer exklusiv medizinischen Betätigung. Anhand der Fallbeispiele des Wiener und Münchener Hofes, die auch über ihre Ärzte in Austausch standen, kann Paulus zeigen, wie die Reputation des fürstlichen Hofes mitunter auch von der Qualität und Quantität der verfügbaren medizinischen Experten abhing.

Klar in der Tradition des Humanismus verortet sich Marcello Donati (1538–1602), der im Zentrum des Beitrags von Sabine Herrmann steht. Anhand von archivalischen Quellen sowie den publizierten wissenschaftlichen Schriften Donatis rekonstruiert Herrmann die Einflussosphäre des Arztes. Auch Donati war neben seiner medizinischen Funktion in weiteren Bereichen in unmittelbarer Fürstennähe tätig. Als Erzieher und Leibarzt Vincenzo Gonzagas verband ihn zeitlebens eine fast familiäre Beziehung zu seinem Schützling und dessen Angehörigen. Die tiefgreifenden humanistischen Interessen der Gonzaga im Mantua des 16. Jahrhunderts erlaubten es Donati zwar seine naturwissenschaftlichen Ambitionen, beispielsweise beim Aufbau einer anatomischen Sammlung oder der Einrichtung eines botanischen Gartens zu verwirklichen. Doch das auf humanistischen Wissenstraditionen basierende Vertrauen der herrschenden Fürstenfamilie prädestinierte Donati auch für mitunter zeitraubende diplomatische Tätigkeiten. Die täglichen Aufgaben als Erzieher, Ratgeber und Sekretär ließen seine wissenschaftlichen Passionen in den Hintergrund rücken.

Als Mitglieder einer besonderen Gelehrtenrepublik bauten Hof- und Leibärzte ihre Existenz auf einem höfischen und wissenschaftlichen Netzwerk auf. Ein besonders eindrückliches Beispiel ist der von Alessandra Quaranta untersuchte kaiserliche/erzherzogliche Leibarzt Francesco Partini (1500–1569) aus Rovereto. Als Leibarzt von Erzherzog Maximilian, Sohn Kaiser Ferdinands I., und von anderen Mitgliedern der Habsburgerdynastie stach Partini vor allem durch seine auf ein breites kollegiales Netz beruhende Expertise hervor. Das Beispiel zeigt, dass die Empfehlung und Fürsprache durch bereits dienende fürstliche Ärzte von großer Bedeutung für die Karriere am Hof bzw. in Hofkreisen waren. Gegenseitige Konsultation bei der Behandlung fürstlicher Patient*innen dienten der Absicherung von Diagnosen und Therapiekonzepten, somit zur Verhütung karriereschädigender Fehlbehandlungen. Durch die Bereitstellung von Zweit- und Drittmeinungen für fürstliche Patient*innen steigerte sich gleichzeitig auch die Autorität des Arztes.

Hof- und Leibärzte bedurften eines kapillaren Netzwerkes und zeichneten sich durch einen weiten Aktionsradius aus. Die von Markus Michalski erarbeitete Rekonstruktion des Wirkungsbereichs Balthasar Mansfelds (1440–1503), eines aus Danzig stammenden und vermutlich nach einem Studium in Italien in München ansässig gewordenen Arztes, basiert vorwiegend auf dessen persönlichen Notizen (*Ephemerides*). Wie anhand akribischer Quellenrecherche rekonstruiert werden konnte, bekleidete Mansfeld das Amt eines Münchener Stadtarztes und war gleichzeitig als Leibarzt des abgedankten, kränklichen Herzogs Sigismund tätig. Dies bescherte Mansfeld regelmäßig hohen therapeutischen Aufwand, sicherte jedoch auch seine Einkünfte. Neben seiner Tätigkeit als Stadt- und Leibarzt wurde er aber auch von den Münchener Eliten konsultiert. Auf eine besondere Verbindung zur Geistlichkeit lässt nicht nur seine aktive Religionsausübung bei Kirchweihfesten und Prozessionen schließen; Mansfeld stand auch durch seine ärztliche Tätigkeit in engem Kontakt zu den Klöstern der Region. Trotz seiner Position als Stadtarzt zeigt sich eine intensive Reisebereitschaft, die ihn nicht nur auf der Flucht vor der Pest aus München heraus, sondern anlässlich unterschiedlicher ärztlicher Visiten weit im oberbayerischen Raum herumführte.

Auch die Rekonstruktion der leibärztlichen Praxis des Georg Handsch (1529–1578) basiert auf einem einzigartigen Selbstzeugnis. Dabei sind die Notizen des Arztes nicht klassisch als Krankheits- oder Praxisjournal zu bezeichnen, sondern stellen ein Sammelsurium an unterschiedlichen handschriftlichen Aufzeichnungen dar. Mit seinem fundierten Wissensschatz über die frühneuzeitlichen Konzepte von Gesundheit und Krankheit und die daraus resultierenden körperlichen Erfahrungen nähert sich Michael Stolberg aus einer dezidiert medizinhistorischen Perspektive der Tätigkeit des Arztes sowie den Leiden seiner Patient*innen, Erzherzog Ferdinand II. und dessen erster Ehefrau Philippine Welser, an. Die detaillierten Aufzeichnungen aus Handschs Tiroler Zeit erlauben nicht nur erstmalig tiefergehende Einsichten in die gesundheitliche Verfasstheit des Fürsten, sondern stellen die Möglichkeiten und Grenzen therapeutischer und präventiver Zugriffe auf den fürstlichen Körper anschaulich dar. Anders als Mansfeld im Münchener Beispiel blieb es Handsch jedoch verwehrt, sich eine florierende Privatpraxis außerhalb des Ambraser Hofes nahe Innsbruck aufzubauen. Michael Stolberg thematisiert in diesem Zusammenhang die rigiden Abhängigkeitsverhältnisse zum Fürsten, die die Karriere des Leibarztes in einem weniger glanzvollen Licht erscheinen lassen. Obwohl Handsch, wie Mansfeld, nicht direkt am Hof lebte, gehörte die alltägliche Visite ebenso zu seinen Pflichten wie die Begleitung des Fürsten auf Reisen. Leibärzte wie Georg Handsch waren meist in ein Team von Ärzten eingebunden, weshalb medizinische Entscheidungen ausgehandelt werden mussten. Das kollegiale Netzwerk war somit ein zweiseitiges Schwert: Es diente einerseits der Rückversicherung, wie Quaranta am Beispiel von Partini zeigen konnte, war aber andererseits auch Ausdruck ständiger Konkurrenz. Doch im Fall Handschs waren es nicht nur die ärztlichen Kollegen und die Patient*innen, die sich in diesen Diskurs miteinbrachten. Auch die ausgewiesenen heilkundig versierten Familienmitglieder wie Anna Welser und ihre Tochter Philippine forderten die Autorität und Expertise des Arztes heraus.

Der Ambraser Hof Erzherzog Ferdinands II. findet, auch aufgrund seiner räumlichen Nähe zu Innsbruck, besondere Berücksichtigung in unserem Band. Die Kunsthistorikerin Katharina Seidl geht in ihrem Beitrag auf Spurensuche in den Sammlungen von Schloss Ambras, das heute als Tiroler Zweigstelle des Kunsthistorischen Museums Wien öffentlich zugänglich ist. Dabei stellt Seidl nicht nur die materiellen Überreste medizinischer Praxis wie die Badstube oder die für Therapieverfahren wie das Aderlassen oder Schröpfen nötigen Instrumente des Leib-Barbiers Melchior Störl vor, sondern thematisiert auch die umfangreiche medizinische Literatur in der Bibliothek Erzherzog Ferdinands II. Neben den Werken seiner diversen Leibärzte findet sich darin auch ein umfangreicher Bestand paracelsistischer Schriften. Eine besondere Quelle im Bestand der Ambraser Sammlung stellt weiter das Arzneimittelbuch der Anna Welser dar. Abseits konkreter medizinischer Praxis spiegeln auch etliche Objekte in der Kunst- und Wunderkammer Ferdinands II. das rege Interesse des Fürsten an medizinischen Themen wider. Seidl fokussiert in diesem Zusammenhang die Portraits medizinischer „Kuriositäten“ wie jenes der spektakulären Verwundung eines ungarischen Husaren und skizziert den jeweiligen Entstehungs- und Rezeptionszusammenhang.

Der Beitrag von Ulrich Schlegelmilch führt uns in die Reformationszeit und beleuchtet Medizinerkarrieren am anhaltischen Hof im 16. Jahrhundert. Basierend auf dem Erschließungsprojekt *Frühneuzeitliche Ärztebriefe des deutschsprachigen Raums, 1500–1700*²³ werden die Korrespondenzen dreier Mediziner ausgewertet, um deren einschlägige Karrierewege zu rekonstruieren. Schlegelmilch hinterfragt die kolportierte Machtposition der Leibärzte, die aus ihrer intimen Nähe zum Fürsten resultierte, u.a. am Beispiel von Caspar Peucer (1525–1602), der als Schwiegersohn Melanchthons zu einem etablierten Netz an Humanisten zählte. Schlegelmilch analysiert, inwieweit die Medizin ausschlaggebend für die Karriere der einzelnen Akteure war. Wie bereits bei Herrmann angedeutet, mag die medizinische Expertise in gewisser Weise als Türöffner fungiert haben, jedoch müssen familiäre Beziehungen, bestehende Gelehrtennetzwerke, einflussreiche Förderer und schließlich der Status als Akademiker als ausschlaggebend für die Erweiterung der Agenden zählen. Peucer übte die medizinische Profession zwar auch am anhaltischen Hof aus und war als Universitätsprofessor an der medizinischen Fakultät stark in die wissenschaftlichen Entwicklungen seiner Zeit involviert, in den Korrespondenzen spielen jedoch politische Belange eine wesentlich prominentere Rolle.

Einem Zeitgenossen Peucers und ebenfalls im Umkreis Melanchthons zu verortendem protestantischen Mediziner widmet sich der Beitrag von Ulf Wendler. Im Zentrum steht der welfische Leibarzt, Helmstedter Medizinprofessor und spätere Hamburger Stadtarzt Johann Bökel (1535–1605). Auch Bökel erwachsen aus seiner Leibarztposition bei Herzog Wilhelm dem Jüngeren weitere Betätigungsfelder, die nicht nur die naturwissenschaftliche Forschung und die Förderung der jungen Helmstedter Universität, sondern auch eine Tätigkeit als politischer Ratgeber miteinschlossen. Besondere Bedeutung kommt Bökel als Verfasser von einflussreichen

23 Die Datenbank der frühneuzeitlichen Ärztebriefe aus dem deutschsprachigen Raum (1500–1700) ist online abrufbar unter der Adresse <http://www.aerztebriefe.de/> (Zugriff: 28.7.2020).

Pestschriften zu. Seine zunächst auf Lateinisch, später in deutscher Übersetzung erschienene Schrift *De Peste* stellt einerseits eine fundierte Zusammenschau des zeitgenössischen Wissensstands dar. Andererseits flossen in die Pestschrift auch Bökels eigene Erfahrungen und Erkenntnisse aus der 1564/65 in Hamburg grassierenden Epidemie ein. Wendler argumentiert, dass diese publizistische Tätigkeit im Bereich der Seuchenprävention ein durchaus neues Betätigungsfeld für Leibärzte war, das durch die Popularisierung des Buchdruckes nachhaltig an Bedeutung gewann.

Unmittelbar nach der Zeit der Konfessionskriege beginnt die Karriere von Johann Sigismund Elsholtz (1623–1688) als kurfürstlich brandenburgischer Hofmedikus. Marion Mücke stellt in ihrem Beitrag Elsholtz' Ausbildungs- und Karrierewege vor, die ihn zunächst im Rahmen der *Peregrinatio academica* an bedeutende europäische Universitäten von Padua bis Leiden führten. Seine Anstellung als Hofmedikus am Hof zu Cölln an der Spree war geprägt von naturkundlicher Forschung. Mücke arbeitet in diesem Zusammenhang die Unterscheidung zwischen Hof- und Leibärzten am kurfürstlich brandenburgischen Hof heraus, um zu zeigen, dass Elsholtz weniger in die medizinische Versorgung am Hof eingebunden, als vielmehr mit naturkundlichen Studien betraut war. Er präsentiert sich als Wissenschaftler, der sich zunächst durch die intensive botanische Betätigung im Cöllner Lustgarten und die Erstellung eines *Herbarium siccum* auszeichnete. Anatomische Studien, die Sektionen und wissenschaftliche Experimente, u.a. zur Injektionstherapie, umfassten, rundeten seine Handlungsfelder ab.

Einen vergleichenden Blick nach Frankreich erlauben die Beiträge von Dorit Brixius und Benjamin Steiner. Während Brixius die Arztkarriere von Noël Vallant (1632–1685) im von religiösen und politischen Unruhen bedrohten Paris untersucht, analysiert Steiner die politische Rolle von Leibärzten am Beispiel des höfischen Systems von Versailles. Vallant erhielt durch die medizinische Betreuung der Madame de Sablé nicht nur Eingang in ihren literarischen Salon und somit Zugang zu einem hochkarätigen Kreis von Adelligen und Intellektuellen. Vielmehr eröffnete ihm seine lebenslang gepflegte Freundschaft mit der einflussreichen Adelligen ein breites medizinisches Betätigungsfeld, das sich auch auf die diversen Pariser Frauenklöster jansenistischer Prägung erstreckte. Durch die kontinuierliche Weiterempfehlung gelangen Vallant mehrere Karriereschritte, die ihn schließlich zum Leibarzt (*premier médecin*) mehrerer weiblicher Mitglieder der königsnahen Familie de Guise aufsteigen ließ. Brixius streicht in ihrem Beitrag vor allem das empathische Arzt-Patient*innen-Verhältnis heraus, das offenbar in gegenseitigem Respekt und der Abkehr von ärztlicher Selbstprofilierung begründet war.

In unmittelbarer Königsnähe agierten hingegen die von Benjamin Steiner untersuchten Leibärzte Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV. am Versailler Hof. Mit ihren Arztjournalen haben sie eine ergiebige Quelle medizinischer und politischer Natur hinterlassen. Dabei konnte Steiner den von Kantorowicz bereits definierten politischen Körper des Königs²⁴ und die Bedeutung seiner Erhaltung durch die Ärzte bestätigen. Doch auch am Versailler Hof reichten die Aufgaben der Leibärzte weit

24 Ernst H. Kantorowicz, *The King's Two Bodies. A Study in Mediaeval Political Theology*, Princeton, NJ [1957] 1997.

über den medizinischen Bereich hinaus. Steiner spürt an verschiedenen Beispielen den Netzwerken und multiplen Tätigkeitsbereichen der Leibärzte in bedeutenden Verwaltungspositionen oder an der Universität nach und versucht die staatspolitische Tragweite ihres Handelns und Nicht-Handelns nachzuzeichnen.

Im Heiligen Römischen Reich tätigen aber vorrangig die Interessen anderer sprachlicher und religiöser Gemeinschaften vertretenden Ärzten widmet sich der Beitrag von Stefano Saracino. Aus einer migrations- und wissenschaftsgeschichtlichen Perspektive fragt Saracino nach der Rolle von drei aus Griechenland stammenden *Iatrophilosophen*. Diese hatten zumeist an italienischen Universitäten studiert und waren in diplomatischer Mission in Wien tätig. Saracino rekonstruiert ihre Mittlerposition zwischen dem Osmanischen Reich und dem Habsburgerreich und zeigt auf, dass diplomatische Kontakte mitunter auch auf medizinischer Kollegialität beruhten. Zudem fällt den griechischen Ärzten eine wesentliche Rolle bei der Etablierung der griechisch-orthodoxen Konfessionsgemeinde im Wien des 17. Jahrhunderts zu. Saracino kommt zum Schluss, dass vor allem die exzellenten Kontakte von Alexandros Mavrokordatos (1641–1709) zum Kaiserhof die Genese der ostorthodoxen Migrantengemeinde in Wien förderten.

Leib- und Hofärzte sind untrennbar mit dem fürstlichen Hof und der Herrscherfamilie verbunden, sind aber auch wichtige Figuren in klösterlichen Einrichtungen, wie die Beiträge von Brixius und Michalski zeigen. Elisabeth Lobenwein und Alfred Stefan Weiß erweitern dieses Spektrum um den geistlichen Hof und widmen sich der Praxis eines fürstbischöflichen Leibarztes. Der aus Mainz stammende und zunächst in Würzburg ausgebildete Johann Jakob Hartenkeil (1761–1808) kam auf dem Emser Kongress mit dem Salzburger Fürsterzbischof Hieronymus Graf Colloredo in Kontakt, der ihn – nach einer Ausbildung in London – in seine Dienste nahm. Diese Anstellung wirkte nicht nur als Karrieresprungbrett für Hartenkeils private Praxis, sondern ließ ihn zu einem bedeutenden Sanitätsreformer im Fürsterzbistum Salzburg werden. Seine Bemühungen schlugen sich in seinem universitären Engagement sowie in seiner umfassenden publizistischen Tätigkeit als Herausgeber der *Medicinish-chirurgischen Zeitung* nieder. Gerade dieser Aspekt der Wissensvermittlung und -dissemination zeichnete im fürstlichen Dienst tätige Ärzte durch die gesamte Frühe Neuzeit aus und erreicht an der Wende zur Moderne einen Höhepunkt.

Vernetzung und Austausch waren die Begleiterscheinungen der Arztkarrieren am Hof, wie auch der Beitrag von Julia Carina Böttcher zeigt. Sie setzt sich darin mit der 1652 gegründeten *Academia Naturae Curiosorum*, der so genannten *Leopoldina*, auseinander. Dieses wissenschaftliche und „berufspolitische“ Netzwerk stellte für einige der in diesem Band beschriebenen Leib- und Hofärzte eine institutionelle Klammer dar. So gehörten etwa Johann Sigismund Elsholtz (Beitrag Mücke), oder Alexandros Mavrokordatos, der in Stefano Saracinos Beitrag eine tragende Rolle spielt, der *Leopoldina* an. An weiteren ausgewählten Beispielen zeigt Böttchers abschließender Beitrag, dass die exzellent vernetzten Mitglieder der *Leopoldina* dank ihrer vielfältigen Aktivitäten im Spannungsfeld zwischen Naturforschung und Politik als eine sich seit dem 17. Jahrhundert neu herausbildende, akademische „Funktionselite“ zu verstehen sind.

Doch schon vor dieser frühen Möglichkeit der „Berufsvertretung“ war das persönliche Netzwerk ausschlaggebend für die Karriere am Hof bzw. in Adelskreisen, wie alle hier untersuchten Fallbeispiele zeigen. Dieser Aspekt der Patronage durch andere Ärzte oder fürstliche Patient*innen, der nicht unter den Anstellungsversetzungen von Ramazzini genannt wird, ist über die Jahrhunderte hinweg einer der bedeutendsten. Der Studienweg, die Mobilität oder der medizinische Feinschliff bei renommierten Ärzten waren hingegen weniger entscheidend für die Auswahl des besten Leibarztes oder wurden vielmehr als Selbstverständlichkeit verstanden. Die Fürsprache durch bereits in Fürstennähe Tätige und die selbst gewonnene Vertrauensposition durch außermedizinische höfische Funktionen als Erzieher oder Sekretär, als Diplomat oder Entscheidungsträger im sanitätspolitischen Umfeld waren hingegen ausschlaggebend für eine langjährige, erfolgreiche Karriere bei Hof. Leib- und Hofärzte hatten ihre Position am Hof und in der Nähe der Herrschenden nicht (nur) wegen ihrer medizinischen Fachkompetenz, sondern aufgrund ihrer zahlreichen anderen Tätigkeiten, die Vertrauen und Vertrautheit, Empathie und Ergebenheit verlangten, oder mit Ramazzini gesprochen, Treue und Loyalität.

Die wissenschaftliche Tagung und die Realisierung dieses Tagungsbands haben große Unterstützung von der Kulturabteilung des Landes Tirol, dem Vizerektorat für Forschung, dem Dekanat der Philosophisch-Historischen Fakultät, dem Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, sowie dem Forschungszentrum Medical Humanities, dem Italienzentrum, der Richard-und-Emmy-Bahr-Stiftung, dem Frankreich-Schwerpunkt und dem International Relations Office der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck erfahren. Diesen Institutionen und ihren verantwortlichen Vertreter*innen sei herzlich gedankt.

Die Herausgeberinnen

Leibärzte und höfische Kommunikation im Europa des ausgehenden Mittelalters

von Christof Paulus

Abstract

Based on various examples, this paper traces the self-image, mobility and career opportunities of physicians in late medieval times. While in general a certain development can be shown, selected physicians are profiled as essential protagonists of the aristocratic world of the 15th century. The number of physicians at court and their alleged “exoticism” served the princely self-portrayal well. The personal physicians also had a networking function between the various princely courts. The arguments of the paper are concluded with some terminological considerations suggesting that the term “court physician” or “princely physician” could be used to describe the special status constituted by their close proximity to the monarch.

Amfortas aus Ungarn

Der Amfortas von Ungarn litt seit Jahren. Matthias Corvinus plagte eine Pfeilverletzung, ob am Arm oder am Rücken – darüber sind sich die Quellen uneins.¹ Jedenfalls steckte eine Eisenspitze im königlichen Fleisch. Die *Cirurgia* des Straßburger Wundarztes Hieronymus von Brunschwig – ein medizinischer Erfolgsautor der Zeit um 1500 – erzählt hierzu eine historische Episode mit sagenhaften Elementen.² Der Corvine habe eine öffentliche Ausschreibung getan: Wer ihm die Eisenspitze herausoperiere, werde reich belohnt, scheitere der Eingriff, verliere der Wundarzt sein Leben. Schließlich habe Hans von Toggenburg das Wagnis auf sich

-
- 1 Am Arm, so die Hauptquelle: Hieronymus Brunschwig, Dis ist das buch der Cirurgia Hantwischung der wund artzny, Straßburg 1397 (i. e. 1497), fol. 29v; Toggenburg, der behandelnde Arzt, sprach von einer Rückenverletzung, weswegen seiner Version höhere Glaubwürdigkeit zuzusprechen ist. Die entsprechende Passage ist im folgenden Text zitiert. – Der Zeitpunkt der Behandlung ist nicht genau zu bestimmen, *terminus ante quem* ist das Jahr 1477. Die zugrundeliegende Verletzung zog sich der Ungarnkönig mit gewisser Wahrscheinlichkeit in der Schlacht von Baia am 15. Dezember 1467 zu, wo Matthias mit einer Lanze und einem Pfeil mit Widerhaken verletzt worden war. Auch andere Quellen, etwa Antonio Bonfini, überliefern, der Corvine habe lange an der Pfeilverletzung gelitten. Vgl. hierzu Jörg K. Hoensch, Matthias Corvinus. Diplomat, Feldherr und Mäzen, Graz/Wien/Köln 1998, 92f. Toggenburgs Leipziger Ausschreiben von 1477 bemerkt, Matthias habe die Pfeilspitze „mehr als vier Jahre“ getragen.
 - 2 Brunschwig, *Cirurgia* fol. 29v. – Die *Cirurgia* erfuhr rasch nach ihrem Erstdruck 1497 weitere Auflagen (1513, 1534, 1539). Von Brunschwig sind weitere Werke zur Anatomie oder zur Destillierkunst bekannt. Einen Überblick zu ihm bieten Gerhard Eis, Brunschwig, Hieronymus, in: NDB 2 (1955), 688; Heike Will, Vergleich der Indikationen des *Kleinen Destillierbuchs* des Chirurgen Hieronymus Brunschwig (Straßburg 1500) mit den nach derzeitigem wissenschaftlichem Erkenntnisstand belegten Indikationen, Diss. masch., Würzburg 2009, 7–9.

genommen – mit Erfolg.³ „Da gab im der künig groß güt vnnd schüg in zů einem ritter vnd groffenn, als er mir selbs mit sinem mund hat geseit wie er es her vß gethon het.“⁴

Jener Hans oder Johann von Toggenburg, Wundarzt und Starstecher (*oculista*), war ein sehr mobiler Mann.⁵ Sein Beruf führte ihn von der Eidgenossenschaft nach Ungarn, ins Elsass, zuletzt ins wettinische Leipzig. Dort kündigte Toggenburg, wohl knapp zehn Jahre nach der erfolgreichen Behandlung am Corvinenhof, seine Niederlassung an. In einer Handschrift des Theologieprofessors Johann Weise hat sich jener Text erhalten, erschienen zur Oktobermesse 1477.⁶ Darin wird ein Überblick zum Können des Meisters gegeben – eine medizinische Eingriffsliste – klassisch vom Kopf zu den Füßen, *de capite ad calcem*; verwiesen wird im Portfolio aber nicht zuletzt auf Toggenburgs medizinische Erfolge an den Fürstenhöfen:

„Wysentlich sey allen meyninglychen das her kommen ist eyn bewerter meister genant her Johan von toggenburgk ritter der keyserlichen mayestat⁷ vnd des heylichenn romischen richs Diner, und ist ouch des durchleuchtigen fursten und herren her mathias koningk de czu vngeren wunt artcz gewest etzlich iar an dem genanthen konigk er dan seyn meisterschafft hat nemlichen eynen pheyll von ym brocht hot den her mer den iiij iar yn seynem rugk getraghen wissentlich ist seynem hoff gesynd und anderen, und sich auch vorpflichtet genn seyner koniclichen maiestat wo er ain nicht hulffe mit gotes hulfe und seyner kunst wolt her seyn houbt vor lirenn unnd durch sulche konst dy her an ym beweyßt hat her yn czu ritter gemacht.“⁸

Wieder ist von jener Geschichte die Rede, die auch Brunshwig berichtete und für deren Wahrheitsgehalt der Corvinenhof bürgte – auf diese Weise konnte chirurgische *fama*, also der Ruf der Mediziner, im Spätmittelalter Verbreitung finden. Interessant ist Toggenburgs Rekurs auf seine medizinischen Erfahrungen an Fürstenhöfen sowie

3 Zu Toggenburg in medizinischen Schriften seiner Zeitgenossen vgl. Ralf Vollmuth, Traumatologie und Feldchirurgie an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Exemplarisch dargestellt anhand der „Großen Chirurgie“ des Walther Hermann Ryff (= Sudhoffs Archiv, Beih. 45), Stuttgart 2001, 20.

4 Brunshwig, *Cirurgia*, fol. 29v.

5 Zu ihm etwa Gundolf Keil, Johann (Hans) von Toggenburg, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon ²⁴ (1983), Sp. 783f. (Nachtrag ebd. ²¹¹ [2011], Sp. 801f.); Wolfgang Wegner, Johann von Toggenburg, in: ders. u. a. (Hgg.), *Enzyklopädie Medizingeschichte*, Berlin 2005, 700.

6 Universitätsbibliothek Leipzig, Ms 1674, fol. 98rv; Edition des Textes bei Karl Sudhoff, Die medizinische Fakultät zu Leipzig im ersten Jahrhundert der Universität. Jubiläumsstudien (= Studien zur Geschichte der Medizin 8), Leipzig 1909, 91f.; vgl. hierzu auch Ahmed Malak, Drei Wundärztliche Niederlassungsankündigungen des 15. Jahrhunderts. Untersuchungen zur Frühgeschichte des medizinischen Werbeformulars in Deutschland, Würzburg 1985, 39–43. – Zu Weise sowie zur Handschrift: Roman Deutinger/Christof Paulus (Bearb.), *Das Reich zu Gast in Landshut. Die erzählenden Quellen zur Fürstenhochzeit des Jahres 1475*, Ostfildern 2017, 209f.

7 Am Rand der Handschrift wird auf Toggenburgs Ritterstand verwiesen.

8 Sudhoff, Die medizinische Fakultät, 91f.

auf die – offensichtlich werbewirksame – Weitläufigkeit seines ärztlichen Wirkens.⁹ Beides wurde als Garant für medizinische Qualität eingesetzt, ebenso unterstrich die Standeserhebung Toggenburgs *meisterschaft*.¹⁰

Nicht selten spannte die Forschung eine Dichotomie zwischen dem wundärztlichen Praktiker und dem akademisch gebildeten fürstlichen Leib- und Bucharzt.¹¹ Für beide konnte – wie das einleitende Beispiel Toggenburgs zeigt – eine persönliche Beziehung zum Fürsten konstitutiv sein. Ebenfalls nicht zum Gegensatz zu erheben ist das Verhältnis von Hof und Stadt – nicht wenige fürstliche Leibärzte gingen durchaus auch in den urbanen Zentren des Spätmittelalters ihrem Gewerbe nach; auch Hof und Stadt waren auf vielfältige Weise miteinander verflochten.¹² Diese Gedanken sind an späterer Stelle aufzugreifen und weiterzuführen. Im Folgenden geht es darum, die Beziehung zwischen Arzt und Hof in Zeiten nicht fester beruflicher Bezeichnungen anhand einiger Beispiele näher zu beschreiben. Insgesamt können nur erste Ausleuchtungen gemacht werden, da das Problemfeld bisher kaum systematisch in der Breite der europäischen Höfe untersucht wurde.¹³ Vielmehr bestimmen notwendige Einzeluntersuchungen bzw. kollektivbiografische Studien die thematische Auseinandersetzung¹⁴, auf deren Basis eine noch zu erfolgende Synthese

-
- 9 Vgl. auch Jana Madlen Schütte, *Medizin im Konflikt. Fakultäten, Märkte und Experten in deutschen Universitätsstädten des 14. bis 16. Jahrhunderts* (= *Education and Society in the Middle Ages and Renaissance* 53), Leiden/Boston 2017, 257f.
- 10 Vgl. Lars Röser/Jana Madlen Schütte, *Erschaffen Rituale Experten? Attribuierung von Meisterschaft bei Theologen und Medizinern*, in: Frank Rexroth/Theresa Schröder-Stapper (Hgg.), *Experten, Wissen, Symbole. Performanz und Medialität vormoderner Wissenskulturen* (= *HZ, Beih.* 71), Berlin/Boston 2018, 249–274, hier 269–271.
- 11 Prägnante Definition, Überblick mit Formulierung entscheidender Forschungsdesiderate durch Enno Bünz, *Leibärzte*, in: Werner Paravicini (Hg.), *Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Bilder und Begriffe* (= *Residenzenforschung* XV/2), Stuttgart 2005, 156f.
- 12 Zum methodischen Problemfeld vgl. Werner Paravicini, *Krieg der Zeichen? Funktionen, Medien, Formen bürgerlicher und höfischer Repräsentation in Residenzstädten des Alten Reichs. Einführung und Zusammenfassung*, in: ders./Jan Hirschbiegel (Hgg.), *In der Residenzstadt. Funktionen, Medien, Formen bürgerlicher und höfischer Repräsentation*, Bd. 1. *Atelier der Residenzen-Kommission*, Neuenstein, 20.–22. September 2013, veranstaltet von dem Projekt *Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800). Urbanität im integrativen und konkurrierenden Beziehungsgefüge von Herrschaft und Gemeinde* der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen mit dem Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, in *Zusammenarbeit mit Kurt Andermann* 2014 (= *Residenzenforschung*, NF Stadt und Hof 1), Ostfildern 2014, 11–24.
- 13 Von neueren Untersuchungen sei besonders Martin Kintzinger, *Physicien de monseigneur der Bourgoingne. Leibärzte und Heilkunst am spätmittelalterlichen Fürstenhof*, in: *Francia* 27 (2000), 89–116, angeführt, der 50 ärztliche Abrechnungsurkunden einer genauen und systematischen Analyse unterzieht. Ferner Miriam Zitter, *Die Leibärzte der württembergischen Grafen im 15. Jahrhundert (1397–1496). Zur Medizin an den Höfen von Eberhard dem Milde bis zu Eberhard im Bart* (= *Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte* 1), Leinfeld-Echterdingen 2001 (nicht zuletzt zur Bedeutung der Leibärzte als gelehrte Räte); Andreas Lesser, *Die albertinischen Leibärzte vor 1700 und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu Ärzten und Apothekern* (= *Schriftenreihe der Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung* 34), Petersberg 2015, der rund 100 Kurzbiographien vornehmlich zum 16. und 17. Jahrhundert zusammenstellt und – entgegen dem Titel – auch auf die Wundärzte bzw. Steinschneider materialreich eingeht.
- 14 Beispiele der jüngeren Forschung: Oliver Auge, *Tu si vixisses, multis jam vita daretur. Der Leibarzt der Pfalzgrafen bei Rhein Heinrich Münsinger*, in: Roland Deigendesch (Hg.), *Arzt und Patient im Mittelalter. Zum 600. Geburtstag von Dr. Heinrich Münsinger. Ausstellungskatalog* (= *Stadtarchiv Münsingen, Schriftenreihe* 5), Münsingen 1997, 52–60; Helmut Mathy, *Stadtarzt, Leibarzt, Humanist. Der Mainzer Mediziner Dietrich Gresmund der Ältere (1444–1514)*, in: Franz Dumont (Hg.), *Moguntia medica. Das medizinische Mainz. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, Wiesbaden 2002, 37–45; Stefan Tilg, *Paulus Ricius (ca. 1480–1541/42)*.

stehen muss. In einem ersten Schritt wird von der performativen Inszenierung eines Johann von Toggenburg zum ärztlichen Selbstverständnis des Spätmittelalters überleitet. Bausteine hierzu sollen aus der Betrachtung von fünf Epitaphien des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit gewonnen werden.

Der Arzt und der Tod – Rom, Nürnberg, Augsburg, Kleve und Trient

Den Anfang macht die fragmentarische Grabplatte für den 1454 verstorbenen Taddeo Adelmari an der Casa Sander bei der römischen Kirche Santa Maria dell’Anima.¹⁵ Adelmari, geboren in Treviso, studierte in Padua, war zunächst in der Poenitentiarie tätig, danach Leibarzt von Papst Nikolaus V.¹⁶ Er stand wohl auch Kaiser Sigismund zu Diensten, der ihn zum Hofpfalzgrafen ernannte.¹⁷ Auf seine soziale Stellung und seinen Rang spielt die Grabinschrift aus der Ewigen Stadt an; erfasst wird Adelmari’s Position im Dreiklang Arzt (*phiscus*), Ritter (*miles*) und Pfalzgraf (*comes palatinus*). Ausgewiesen sei er durch seine Stellung an der römischen Kurie¹⁸ sowie durch ihm übertragene Gesandtschaften. Hervorgehoben werden demnach Adelmari’s päpstlich-kaiserlicher Verwendungskreis – über das rein medizinische Einsatzfeld hinaus und gekennzeichnet durch eine hohe Vertrauensposition¹⁹ – sowie die pfalzgräfliche Rangerhöhung – ein Phänomen, das wir bereits beim Ritter Toggenburg kennengelernt haben.

1485, rund 30 Jahre nach dem Tod des Taddeo Adelmari, ließ sich der Arzt Hermann Schedel ein Grabmal auf dem Nürnberger Sebaldusfriedhof setzen.²⁰ Das

Kaiserlicher Leibarzt, Theosoph und Objekt regionaler Literaturgeschichtsschreibung, in: Rhoda Schnur (Hg.), *Acta Conventus Neo-Latini Budapestinensis. Proceedings of the Thirteenth International Congress of Neo-Latin Studies*, Budapest, 6–12 August 2006 (= *Medieval and Renaissance Texts and Studies* 386), Tempe 2010, 765–774.

15 Eberhard J. Nikitsch (Bearb.), *Die Inschriften der „deutschen Nationalkirche“ Santa Maria dell’Anima in Rom*, Tl. 1: Vom Mittelalter bis 1559 (= *Deutsche Inschriften Online* 3), Mainz 2012, Nr. 22: [TADEO ADELMARIC DE TARVISIO PHISICO MILITI ET COMITI PALATINO / INSIGNIBVS ROMANE CVRIE OFFICIIS LEGATIONIBVSQVE CLARI]SSIMO / SACRVM OBIIT VII IDVS [SEPTEMBRIS ANNO DOMINI MCCCCLIII]. – Ergänzung nach Pier Luigi Gallettis „Inscriptiones“ aus dem 18. Jahrhundert.

16 Zu ihm vgl. Massimo Miglio, *Niccolò V, umanista di Cristo*, in: ders., *Storie di Roma nel Quattrocento* (= *Nuovi studi storici* 98), Rom 2016, S. 63–74.

17 Zu den Hofpfalzgrafen in geschichtlicher Einbettung: Andreas Rehberg, *Leone X e i suoi comites palatini. Un titolo tra politica, economia e mecenatismo*, in: Flavia Cantatore/Carlo Casetti Brach/Anna Esposito u. a. (Hgg.), *Leone X. Finanza, mecenatismo, cultura. Atti del Convegno Internazionale*, Roma, 2–4 novembre 2015 (= *RR inedita* 69), Rom 2016, 653–689.

18 Zur Bedeutung medizinischer *consilia* vgl. Ludwig Schmutge, *Der Papst und die Ärzte. Medizinische Gutachten in den Entscheidungen der römischen Poenitentiarie*, in: Christian Hesse/Klaus Oschema (Hgg.), *Aufbruch im Mittelalter. Innovationen in Gesellschaften der Vormoderne. Studien zu Ehren von Rainer C. Schwinges*, Ostfildern 2010, 177–196.

19 Zum Forschungsfeld des Vertrauens im Spätmittelalter: Jan Hirschbiegel, *Nahbeziehungen bei Hof. Manifestationen des Vertrauens. Karrieren in reichsfürstlichen Diensten am Ende des Mittelalters* (= *Norm und Struktur* 44), Köln/Weimar/Wien 2015.

20 Hierzu Peter Zahn, *Nürnberger Ärzte des 15.–17. Jahrhunderts in ihren humanistischen Gedenkschriften*, in: Franz Fuchs (Hg.), *Medizin, Jurisprudenz und Humanismus in Nürnberg um 1500. Akten der gemeinsam mit dem Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg, dem Stadtarchiv Nürnberg und dem Bildungszentrum der*

Sandsteinepitaph – heute im Germanischen Nationalmuseum – zeigt Schedel in der Kleidung eines Gelehrten. Ein Engel steht ihm zur Seite. Über Schedel spannt sich in breiter Szenerie das Jüngste Gericht – Apostel, Posaunenengel, Weltenrichter. Die Gräber stehen offen, es scheiden sich Erlöste und Verdammte. Schedels Gedenkstein ist in seiner Bildsprache ein typisches Beispiel für das spätmittelalterliche Memorialwesen, doch setzt die Inschrift einen neuen Akzent, der bei Adelmari bestenfalls indirekt Erwähnung fand²¹: Es wird auf den hohen Bildungsgrad des Bestatteten verwiesen – beim Nürnberger Stadtarzt wird nicht nur medizinische Kunstfertigkeit, sondern an erster Stelle Schedels umfassende, auch praktische Bildung hervorgehoben.

Im Gegensatz zu dem im großen Heilsrahmen aufgehobenen Nürnberger Schedel ist der 1503 verstorbene Arzt Adolf Occo auf seinem Grab im Augsburger Domkreuzgang in individueller Fokussierung zu sehen.²² Das Epitaph zeigt das Brustbild des bischöflichen Leibarztes, aufgeschlagenes Buch in der Rechten, Paternosterschnur in der Linken – *eruditio* und *pietas*, also die fromme Gelehrsamkeit eines christlichen Humanisten, stehen im Einklang.²³ Den Heilsrahmen stecken der Bestattungsort ab sowie eine Salvator-Mundi-Darstellung auf dem Einband eines der abgebildeten Bücher. Die Inschrift steigert die bei Schedel vorhandenen Akzente.²⁴ Aus der Ich-Perspektive beschreiben die epigrammatischen Distichen den Lebenslauf des Occos. Zu Beginn wird auf die Griechisch- und Lateinkenntnisse des einst weitgereisten Verstorbenen (*orbe vagans*) verwiesen, dann auf Occos poetische, zuletzt seine medizinischen Leistungen, die ihm im Leben Reichtum (*divitiae*) und Ruhm (*fama*) eingebracht hätten. Abermals wird die medizinische Kunst in breiteren Kontexten verortet: Sie ist Teil des weiten Wissens um das Menschliche insgesamt – Humanismus der Medizin und medizinischer Humanismus gleichermaßen.

Stadt Nürnberg am 10.–11. November 2006 und 7.–8. November 2008 in Nürnberg veranstalteten Symposien (= Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung 24), Wiesbaden 2010, 145–198, hier 145–153.

- 21 AN[N]O D[OMI]NI MCCCC / LXXXV DIE QVARTA / MENSIS DECEMBRIS / OBYT PERITISSIMVS / ARTIV[M] ET MEDICINE / DOCTOR HERMANVS / SCHEDEL PHISICVS / NVRMBERGENSIS / QVI CVM SUA FAMILIA / HIC IN PACE QVIESCIT. – Übertragung nach Germanisches Nationalmuseum, Pl. O. 2963.
- 22 Um eine kunsthistorische Würdigung bemüht sich Juliane Stelzner, Das Epitaph Adolph I. Occos im Augsburger Domkreuzgang, Mag.-Arbeit masch., Augsburg 2013; vgl. auch Denis A. Chevalley, Der Dom zu Augsburg (= Die Kunstdenkmäler von Bayern 1), München 1995, 441f.
- 23 Zum geistesgeschichtlichen Rahmen vgl. vor allem Berndt Hamm, Religiosität im späten Mittelalter (= Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 54), Tübingen 2011, 41–68, der sich auch in weiteren Beiträgen zur Thematik äußerte.
- 24 Karl Kosel, Der Augsburger Domkreuzgang und seine Denkmäler, Sigmaringen 1991, 135f., hier 135: „Dic rogo qui transis requiescant busta sepulti / Frisius Adolphus nomine dictus Ocho. / Excolui ingenium graecis simul atque latinis / Orbe vagans tractus Pieridumque choris. / Me docuit Phoebus versus artemque medendi, / Hinc mihi divitiae magnaue fama fuit. / Me miserum, non cautus eram, securus agebam, / Sicque improvisum me fera Parca rapit. / Vos animis igitur vestris natisque bonisque / Consulite in tempus, vos brevis hora manet. / Nascitur anno. 56. Ob[itu] ann. 1503.“ – Zu Occo vgl. Otto Kostenzer, Die Leibärzte Kaiser Maximilians I. in Innsbruck, in: Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 50 (1970), 73–111, hier 88–91.

Ein Jahr vor Occo, 1502, war Balthasar Distelhuysen, Humanist und Leibarzt des Herzogs von Kleve gestorben.²⁵ Nach Studien in Köln, Paris und Kopenhagen hatte es Distelhuysen bis zum Dekan der Greifswalder Universität gebracht, die er jedoch im Streit um die Auslegung des Aquinaten verließ, um als Xantener Kanoniker zugleich in Dienste des Herzogs von Kleve zu treten, wohin er dann – Kanoniker und Dechant in Kleve – auch zog. Sein Epitaph in der Stiftskirche zeigt den knienden Gelehrten vor dem Thron der Gottesmutter, die von zwei Engeln gekrönt wird. Empfohlen wird Distelhuysen vom Marienmaler und Arztpatron, dem Evangelisten Lukas mit Farbenpalette. Auf der rechten Seite gegenüber steht die Gelehrtenpatronin Katharina von Alexandrien, ein Buch in ihrer rechten Hand.²⁶ Die Inschrift spielt in ihrem gereimten Distichon mit klassischem Gemeinplatz auf die menschliche Vergänglichkeit an – sinngemäß: „Was Du hier siehst, wirst Du morgen sein. Verschmäh das Irdische, richte Dich auf das Himmlische aus.“²⁷ Distelhuysens Epitaph – als Pendant zu dem Occos – wurde herangezogen, um die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen bei doch gemeinsamen Horizonten aufzuzeigen, auch um keiner linearen Entwicklung hin zu einem vermeintlich immer säkulareren humanistischen Verständnis das Wort zu reden (das auch nur eine und zweifellos nicht die häufigste Spielart dieser Geisteshaltung ist).

Wiederum fünf Jahre nach Distelhuysen und vier Jahre nach Occo, im Jahr 1507, wurde in Trient Archangelo Balduini das Grabdenkmal gesetzt.²⁸ Zu sehen ist nicht die Person des Bestatteten wie bei Schedel, Distelhuysen und Occo, sondern das Wappen der Balduini. Die Inschrift nimmt klassisch Bezug auf Gelehrsamkeit, Stand und Reputation – *philosophus, eques, doctor insignis* –, aber auch auf Balduinis getreue ärztliche Dienste als *medicus fidissimus* bei Kaiser Friedrich III. sowie Herzog Albrecht IV. von Bayern.²⁹ Bemerkenswerterweise fehlt ein Hinweis auf Balduinis Wirken für den Trienter Bischof Johannes Hinderbach.³⁰ Betont wird daneben – und dies hatten wir bisher noch nicht kennengelernt – der Aspekt der beruflichen Traditionsstiftung: Balduinis Söhne traten in die medizinischen Fußstapfen ihres

25 Heinrich M. Schwarz, Bildnis eines niederrheinischen Arztes. Das Epitaph des Balthasar Distelhuysen in der Stiftskirche zu Kleve, in: Sudhoffs Archiv 36 (1952), 276–284.

26 Zum turbulenten Schicksal des Grabdenkmals vgl. Guido de Werd, Eine Episode der „Monuments Men“ am Niederrhein. Lempertz vermittelt erneut eine kostbare spätmittelalterliche Skulptur zurück nach Kleve, in: Lempertz Einleger 2 (2019), o. S.

27 Edition bei Schwarz, Bildnis eines niederrheinischen Arztes, 276, im Folgenden aber eigene Transkription: DVM TVMVLVM CERNIS CUR NON MORTALIA SPERNIS / TALI NAMQUE DOMO CLAUDITUR OMNIS HOMO / ANNO D[OMI]NI MCCCCCII VLTIMO [DIE] MARTII OBIIT VENERABILIS ET EGREGIVS / VIR BALTASAR DIESTELHVYSEN ARTIVM ET MEDICINE DOCTOR / DECANVS CLIVEN[SIS] CVIVS ANIMA REQVIESCAT IN PACE. AMEN.

28 Zu ihm Kostenzer, Die Leibärzte Kaiser Maximilians, 75–78.

29 D[EO] AE[TERNO] / ARCHANGELO BALDVINO PHI[LOSOPHO] / EQVITI, DOCTORIQUE INSIGNI / DIVI FRIDERICI IIII IMPERATOR[IS] / AC ALB/ERTI BAVARIE PRIN[CIPIS] MEDICO / FIDISS[IMO] ET ANTONIE SALIE PAREN[TIBUS] / B[ENE] M[ERENTIBUS] FRANCISCVS ET ALBERTVS / DOCTORES F[ILII] PIENTISSIMI OBIIT / AN[N]O DO[MI]NI MCCCCCVII XXI AVGVSTI. – Eigene Übertragung, Schlusszeile bereits stark verwittert. – Zum Hintergrund der kaiserlichen Ordnungszahl vgl. nun Eberhard Holtz, Kaiser Friedrich III. (1440–1493) – ein dritter Friedrich?, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 75 (2019), 111–119.

30 Maßgebliche Biographie durch Daniela Rando, Johannes Hinderbach (1418–1486). Eine „Selbst“-Biographie (= Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 21), Berlin 2008.

Vaters. Der Blick geht in Richtung Wissenskontinuität und Ärztedynastie, deshalb das Wappen auf dem Grabstein. Schon beim Augsburger Leibarzt Occo war die Helmzier seiner Familie in der Maßwerkbekrönung zu sehen. Das ärztliche Selbstverständnis speist sich nicht nur aus beruflichem Erfolg, sondern wird von weiteren Aspekten getragen: Gelehrsamkeit, Stand, Rang und nun auch der familiären Tradition (wofür noch heute die Casa Balduini in Trient steht).

Eingebunden wird der medizinische Status in größere Wissenswelten, wie es vielleicht am bekanntesten im Wiener Grabdenkmal des 1529 verstorbenen Johannes Cuspinian zum Ausdruck kommt: EXCOLVI PRIMVM MVSAS ET APOLLINIS ARTES / NEMPE FVI MEDICVS, TVNCQUE POETA SIMVL – der Verstorbene ist bewandert in den humanistischen Künsten – Arzt und Dichter zugleich, *medicus poetaque*. Gelehrte Gedichte medizinischen Inhalts dienten offensichtlich dazu, am Hof eine Stelle zu finden. So schrieb um 1500 Burkhard von Horneck, der in Padua studiert hatte, dann als Leibarzt bei Kaiser Friedrich III. sowie dem Tiroler Sigmund in Diensten stand und beim Mainzer Fürstbischof Berthold von Henneberg reüssieren wollte, ein gelehrtes *Carmen de ingenio sanitatis* in elegischen Distichen, worin er, kreisend um den Gedanken der klugen Mäßigung (*temperantia*) als Gesundheitstugend, Berthold zu ausreichender körperlicher Betätigung, rechtzeitiger Behandlung bei Gebrechen oder zu rechtsseitigem Schlafen riet.³¹

Allerdings sei hier keine geradlinige Entwicklung aufgezeigt: An einem Hof wie dem des Tiroler Erzherzogs lassen sich unter den knapp 30 nachzuweisenden Ärzten Anhänger traditioneller, einheimischer und mit magischen³² Praktiken durchsetzter Behandlungsmethoden, andererseits im humanistischen Geiste ausgebildete italienische Mediziner nachweisen.³³ Magie war fester Bestandteil medizinischer Wissenschaft im Mittelalter. Klaus von Matriei wirkte neben Fachleuten aus Urbino, Trient

31 Edition durch Klaus-Dietrich Fischer, Das Gesundheitsgedicht des Burkhard von Horneck († 1522), in: Gesnerus. Swiss Journal of the History of Medicine and Sciences 45 (1988), 31–48, hier 34–37. – Zu Burkhard vgl. Manfred Peter Koch, Horneck, Burkhard von, in: Neuere Deutsche Biographie [im Folgenden: NDB] 9 (1972), 637; Peter Assion, Burkhard von Horneck, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon² 1 (1978), Sp. 1137–1139. – Auf der anderen Seite steht beispielsweise ein Medizintraktat (*De pestilentia et venenis* = Österreichische Nationalbibliothek, cod. 2304 HAN MAG), den 1463 Konrad Wendl aus Weiden, *sacre maiestatis cesaree phisicus* (fol. 1r), Kaiser Friedrich III. mit allerhand Tipps gegen Skorpione, Flöhe, Kröten und Frösche widmete. – Zur dahinterstehenden Vorstellungswelt vgl. den zeitlich weit ausholenden Sammelband von Kay Peter Jankrift/Alexander Kagerer/Christian Kaiser/María Ángeles Martín Romera (Hgg.), Natur und Herrschaft. Analysen zur Physik der Macht, Berlin 2016.

32 Zum Problemfeld in Auswahl: Ortrun Riha, Medizin und Magie im Mittelalter, in: dies. (Hg.), Heilkunde im Mittelalter (= Das Mittelalter X/1), Berlin 2005, 64–72 (Magie als medizinische Wissenschaft); Oliver Humberg, Joel Langelott. Arzt und Alchemist am Hofe Friedrichs III., in: Ulrich Kuder (Hg.), Die Bibliothek der Gottorfer Herzöge. Symposium, Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloss Gottorf (= Auskunft 28), Nordhausen 2008, 79–90; Christine Reinle, Geheimwissenschaften und Politik. Mantik, Magie und Astrologie an den Höfen Kaiser Friedrichs III. und Pfalzgraf Friedrich des Siegreichen, in: Franz Fuchs/Paul-Joachim Heinig/Jörg Schwarz (Hgg.), König, Fürsten und Reich im 15. Jahrhundert (= Regesta Imperii. Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, Beiheft 29), Köln/Weimar/Wien 2009, 319–347.

33 Im Überblick Wilhelm Baum, Sigmund der Münzreiche. Zur Geschichte Tirols und der habsburgischen Länder im Spätmittelalter (= Schriftenreihe des Südtiroler Kulturinstituts 14), Bozen 1987, 511–513.

oder Ravenna.³⁴ Doch sollten solche Beispiele nicht vorschnell auf ein klassisches Kultur- und Wissensgefälle hin interpretiert werden. Vielmehr mögen die Beispiele für eine medizinische Koinzidenz bei der steten Sorge um ein als „staatskonstitutiv“ angesehenes Fürstenwohl stehen. Auch bei Maximilian I. ist ein Nebeneinander von vertrauensvoll beigezogener Volksmedizin und (teilweise) beargwöhnter philologischer Schulmedizin zu beobachten.³⁵ Ihm – damals noch Erzherzog – meldeten die Leibärzte aus Brügge die erfolgreiche Entbindung seiner Gemahlin Maria von Burgund mit dem Sohn am 22. Juli 1478, genau um 14:24 Uhr, was für das Horoskop wesentlich war.³⁶ Die Sterne zu kennen und zu deuten war wesentliches ärztliches Wissen.

Allen hier exemplarisch anhand ihrer Grabdenkmäler angesprochenen Medizinern ist eine höfische Karriere gemeinsam, ob beim Papst (Adelmari), beim Kurfürsten von Brandenburg wie Schedel (der ein Leibarztangebot beim reichen Herzog von Bayern-Landshut ausgeschlagen hatte)³⁷, ob beim Herzog von Kleve wie Distelhuyzen, beim Augsburger Bischof wie Occo oder am Kaiser- bzw. Herzogshof wie Balduini. Die Epitaphien spiegeln, was den Verstorbenen am Ende ihrer irdischen Tage von Bedeutung war. Sie zeigen (mit Ausnahmen) wohl eine grundsätzliche Zunahme humanistischer Rhetorik und humanistischen Selbstverständnisses. Damit sei nun wieder der Weg vom Tod ins Leben eingeschlagen.

Fallbeispiel I: Wien

Bisher hatten wir einen weiten Wirkradius als Kennzeichen der in höfischen Diensten stehenden Ärzte kennengelernt – doch ist dies ein Elitenblick (der im Übrigen auch auf manche vornehmlich in städtischen Diensten stehende Mediziner zutrifft).³⁸ Wertet man im Repertorium Academicum Germanicum die dort bisher bearbeitete-

34 Zu ihm: Peter Assion, Klaus von Matrei, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon ²⁴ (1983), Sp. 1190–1193; Ralf Vollmuth, War Klaus von Matrei der Lehrer Hans von Gersdorffs?, in: Sudhoffs Archiv 80 (1996), 109–117.

35 Vgl. hierzu die Einordnung durch Hermann Wiesflecker, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit, Bd. 5: Der Kaiser und seine Umwelt. Hof, Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur, München 1986, 336–339.

36 Das Schreiben: Österreichisches Staatsarchiv, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Hausarchiv Familienakten 18/1.

37 Zu Schedel vgl. Franz Fuchs, Schedel, Hermann, in: NDB 22 (2005), 599f.; auch als Quellensammlung vielfach noch grundlegend ist Walter Höpfner, Die Nürnberger Ärzte des 15. Jahrhunderts. DDr. Hermann und Hartmann Schedel und zwei Konsilien der letzteren für die Paralyse, Leipzig 1915. – Zum bereits zeitgenössischen Attribut der Landshuter Herzöge, das mächtig wie finanziell potent meinte, vgl. Walter Ziegler, Zur Bedeutung des Beinamens „reich“ der Landshuter Herzöge Heinrich, Ludwig und Georg, in: ders./Pankraz Fried (Hgg.), Festschrift für Andreas Kraus zum 60. Geburtstag (= Münchener Historische Studien, Abt. bayerische Geschichte 10), Kallmünz 1982, 161–182. – Zu den Landshuter Leibärzten vgl. Anton Mößner, Ärzte, Bürger, Herzöge. Eine Dokumentation zur Medizinalgeschichte der Stadt Landshut, Landshut 2004, sowie hierzu unbedingt die Ergänzungen von Klaus Graf (<https://archivalia.hypotheses.org/99738> [Zugriff: 31.12.2019]).

38 Vgl. dazu das Beispiel von Hartmann Schedel: Bayerische Staatsbibliothek (Hg.), Welten des Wissens. Die Bibliothek und die Weltchronik des Nürnberger Arztes Hartmann Schedel (1440–1514) (= Bayerische Staatsbibliothek, Ausstellungskataloge 88), München 2014, 74–94 (Einleitung durch Franz Fuchs).

ten 18 Universitätsmatrikeln und (graduierten) Gelehrtenprofile von Greifswald bis Ingolstadt, von Basel bis Prag aus, so kann grundsätzlich kaum von einem Wanderleben als Medizinerkennzeichen des 15. Jahrhunderts gesprochen werden.³⁹ Zudem reisten Mediziner aus ganz unterschiedlichen Gründen.⁴⁰ Die idealtypische Karriere des spätmittelalterlichen Arztes hat es allem Anschein nach nicht gegeben. Wenn wir eine Engführung auf die Medizinische Fakultät der Universität Wien und die dort im „langen 15. Jahrhundert“ promovierten und rezipierten 133 Mediziner vornehmen⁴¹, so lässt sich das Bild weiter differenzieren. Beeindruckend ist der weite Herkunftsradius der Wiener Medizinstudenten, die aus allen Himmelsrichtungen – außer Süden – aus Basel, Hermannstadt und Thorn kamen⁴²; doch zeigt sich bei nicht wenigen nach Abschluss eine gewisse Ortsfestigkeit. Natürlich gibt es Ausnahmen wie Andreas Pirnitzer († 1413), dessen Lebensstationen über Wien, Paris nach Montpellier führten⁴³; Petrus Zeckel, gebürtiger Siebenbürger, der zu Jahrhundertende als Arzt in Ungarn nachzuweisen ist⁴⁴; Bernhard Woelfel aus dem mittelfränkischen Rothenburg ob der Tauber, der nach Wien und Paris ging und nach 1496 als angesehen Mediziner in Basel starb.⁴⁵ Doch mindestens 45 Prozent der Wiener Medizinstudenten – und dies über das gesamte 15. Jahrhundert hinweg – blieben nach Abschluss ihres Studiums in Wien tätig (wenngleich nicht immer als Arzt). Dieser Eindruck mag quellenbedingt leicht verzerrt sein, fehlen doch für knapp 30 Prozent der Mediziner nach ihrer Wiener Zeit weitere Nachweise, doch ist am grundsätzlichen Befund wohl wenig auszusetzen.

-
- 39 Repertorium Academicum Germanicum, <https://rag-online.org/datenbank/datenbank> [Zugriff: 30.12.2019]. – Die zu den bisher bearbeiteten Universitäten erstellten „Maps“ (Basel, Frankfurt an der Oder, Freiburg, Greifswald, Heidelberg, Ingolstadt, Leipzig, Löwen, Mainz, Marburg, Prag, Rostock, Trier, Tübingen, Wien, Wittenberg) ermöglichen einen schnellen geografischen Überblick. – Zur Methodik des Gelehrtenprofils vgl. Rainer Christoph Schwinges, Im Dienst. Gelehrte im Reich der deutschen Könige und Fürsten im späten Mittelalter, in: Oliver Auge (Hg.), König, Reich und Fürsten im Mittelalter. Abschlussstagung des Greifswalder *Principes-Projekts*. Festschrift für Karl-Heinz Spieß (= Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald 12), Stuttgart 2017, 421–439; ders., „Doctores so in den büchern lesen.“ Lebenswege deutscher Gelehrter des 15. bis 16. Jahrhunderts und das Repertorium Academicum Germanicum (RAG), in: ders./Kaspar Gubler (Hgg.), Gelehrte Lebenswelten im 15. und 16. Jahrhundert, Zürich 2018, 1–21.
- 40 Vgl. Klaus Herbers, Humanismus, Reise und Politik. Der Nürnberger Arzt Hieronymus Münzer bei europäischen Herrschern am Ende des 15. Jahrhunderts, in: Axel Gotthard/Andreas Jakob/Thomas Nicklas (Hgg.), Studien zur politischen Kultur Alteuropas. Festschrift für Helmut Neuhaus zum 65. Geburtstag (= Historische Forschungen 91), Berlin 2009, 207–220.
- 41 Elisabeth Tuisl, Die Medizinische Fakultät der Universität Wien im Mittelalter. Von der Gründung der Universität 1365 bis zum Tod Kaiser Maximilians I. 1519 (= Schriften der Universität Wien 19), Göttingen 2014, 201–311. – Zu den Quellen vgl. auch Anette Löffler, Haben die Dekane der Wiener Medizinischen Fakultät in den Fakultätsakten (1399–1500) selbst geschrieben? Paläographische Überlegungen zu den eintragenden Händen, in: Sudhoffs Archiv 102 (2018), 3–32.
- 42 Herkunftsschwerpunkt ist eindeutig der heute bayerisch-österreichische Raum.
- 43 Tuisl, Die Medizinische Fakultät der Universität Wien, 205f.
- 44 Ebd., 295.
- 45 Ebd., 231. – Zwei letzte Beispiele: Peter Gemps aus dem niederbayerischen Pfarrkirchen, der sich in Wien 1469 immatrikulierte, setzte seine Studien in Italien fort, um letztlich in Ungarn zu praktizieren. Der Augsburger Heinrich Gratwohl ist nach dem Studium in Ferrara und Wien als Stadtphysikus in mehreren Städten, darunter in Frankfurt am Main, belegt, wo er dann auch 1507 das Zeitliche segnete; zu den beiden vgl. ebd., 292, 308.

Für unsere engere Thematik ist ein gewisser Bruch etwa um 1450 interessant: Bis dahin wurden nicht wenige habsburgische Leibärzte aus der Wiener Medizinischen Fakultät bzw. deren engerem Umfeld rekrutiert, danach bricht diese Tradition für einige Jahrzehnte ab.⁴⁶ Deutlich zeichnet sich zumindest bis Mitte des Jahrhunderts (und z. T. auch noch wenige Jahre danach) die Verschränkung von Stadt, Hof und Wiener Universität ab. So erklärte, nachdem Erzherzog Albrecht VI. 1463 verstorben und sein Körper zur Obduktion freigegeben war, sein Leibarzt Michael Puff den Habsburger für derart kontaminiert, dass man nicht einmal die Kleider Albrechts anfassen dürfe. Möglicherweise war dies eine Schutzbehauptung Puffs, wurde dem Wiener Universitätsgelehrten doch der Vorwurf gemacht, Albrecht VI. vergiftet zu haben.⁴⁷ Bei Puff, der 1473 starb und im Stephansdom beigesetzt wurde, zeigt sich demnach jene Verschränkung von Hof, Universität und städtischem Umfeld in zeitlich später Ausprägung. Wird der spätmittelalterliche Hof unter dem (umstrittenen) Forschungsparadigma der „verräumlichten Kultur“ betrachtet, so erscheint er als Ort der herrschaftlichen Grenzziehung wie der herrschaftlichen Entgrenzung. Für seine „Mitglieder“ war der Hof ein Raum von Inklusion und Exklusion zugleich, da sich dort verschiedene teils konstante, teils fluktuierende Interessengruppen und Komunitäten kristallisierten.⁴⁸ Er verschmolz, bei einer gewissen grundsätzlichen, dem spätmittelalterlichen Hof gemeinhin zugeschriebenen Offenheit⁴⁹, durch seine Mitglieder als eine Art herrschaftliche Landkarte Zentrum und Peripherie des jeweiligen Territoriums; im Fall einiger der gelehrten Räte und – für uns entscheidend – der Leibärzte verschränkten sich Hof und maßgebliche Universität. Doch spielte die Wiener Alma Mater eben nicht durchgehend die gleiche Rolle⁵⁰; oder anders gesagt: Die habsburgischen Leibärzte wurden nicht ausschließlich aus den Reihen der nahen Hochschule rekrutiert.

Konstant bei den Habsburgern ist stattdessen eine gewisse Tendenz zu „exotischen“ Medizinern und Spezialisten – aus Padua wie Galeazzo de Santa Sofia⁵¹, aus dem unterfränkischen Hammelburg wie Heinrich Stoll⁵² oder beim Portugiesen Matteo Lupi.⁵³ Ausstrahlung wie Ruhm des Hofes waren offensichtlich auch an seine

46 Vgl. die Zusammenstellung bei Tuisl, *Die Medizinische Fakultät der Universität Wien*, 353.

47 Hierzu mit Quellenbelegen Konstantin Moritz A. Langmaier, *Erzherzog Albrecht VI. von Österreich (1418–1463)* (= *Regesta Imperii. Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters*, Beiheft 38), Köln/Weimar/Wien 2015, 634–640.

48 Zum Forschungsfeld am Beispiel des Münchner Hofes vgl. Christof Paulus, „Vnnsrer stat“. Herzogsstadt und städtischer Hof im spätmittelalterlichen München, in: *Hirschiegel/Paravicini, In der Residenzstadt*, 71–85, 239 (Tafeln).

49 Hierzu in Auswahl: Paul-Joachim Heinig, *Der Hof Kaiser Friedrichs III. Außenwirkung und nach außen Wirkende*, in: Peter Moraw (Hg.), *Deutscher Königshof, Hoftag und Reichstag im späteren Mittelalter* (= *Vorträge und Forschungen* 48), Stuttgart 2002, 137–161, sowie den Forschungsüberblick durch Andreas Bihrer, *Curia non sufficit. Vergangene und zukünftige Wege der Erforschung von Höfen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 35 (2008), 235–272.

50 Tuisl, *Die Medizinische Fakultät der Universität Wien*, 353; ferner die biografischen Skizzen bei Harry Kühnel, *Die Leibärzte der Habsburger bis zum Tode Kaiser Friedrichs III.*, in: *Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs* 11 (1958), 1–36, und Kostenzer, *Die Leibärzte Kaiser Maximilians*.

51 Kühnel, *Die Leibärzte der Habsburger*, 13–15; Tuisl, *Die Medizinische Fakultät der Universität Wien*, 222f.

52 Kühnel, *Die Leibärzte der Habsburger*, 19f.; Tuisl, *Die Medizinische Fakultät der Universität Wien*, 231f.

53 Kühnel, *Die Leibärzte der Habsburger*, 25–29.

Ärzte gebunden. Auffallend ist ferner ein generationenüberschreitendes Element: Jakob von Ulm diente den Herzögen Albrecht III., IV., V. und Leopold IV.⁵⁴, genannter Galeazzo Albrecht III., IV. und V.⁵⁵ Ferner zeigt sich eine Tendenz zu mehreren Hofärzten, die sich um das fürstliche Wohlergehen kümmerten. Die Anzahl der Mediziner ist demnach Indikator für die Hofbedeutung bzw. die Bedeutung, die sich dieser zumaß. Für den Hof Kaiser Friedrichs III. lassen sich weit über 20 italienische, deutsche und jüdische Ärzte nachweisen, wobei natürlich die lange Regierungszeit sowie die von vielen Medizinern durchgeführte berühmte Beinamputation des Kaisers besonders ins Gewicht fallen und die Gesamtzahl verzerren.⁵⁶

Die hier in wenigen Parametern skizzierte und diskutierte europäische Dimension und Fluktuation des spätmittelalterlichen Hofärzteswesens war von Seiten der Mediziner intrinsisch begründet als Aufstiegsbemühen und Gehaltsaufstockung, scheint aber durchaus auch ein von den Fürsten gewünschtes und gefördertes Phänomen gewesen zu sein, dessen kommunikative Bedeutung im Folgenden anhand des bereits erwähnten Arztes Archangelo Balduini eine Exemplifizierung erfahren soll.

Fallbeispiel II: München

1499 wurde der Trienter Dr. Archangelo Balduini (Archangelus Balduini)⁵⁷ zum Leibarzt Herzog Albrechts IV. von Bayern-München bestellt.⁵⁸ Zuvor war Balduini bereits Friedrich III. und seinem Sohn Maximilian I. sowie dem Tiroler Erzherzog Sigmund zu Diensten gestanden.⁵⁹ Von Letzterem hatte Balduini ein Jahresgehalt von 200 Gulden bezogen; vom Münchner Herzog erhielt er nun 50 Gulden mehr, in vierteljährlichen Raten ausbezahlt. Hinzu kamen eine „behawung mitsambt garten“⁶⁰, jährliche Lieferungen an Getreide, Schmalz, einem Schwein, Rhein-, Neckar- oder bayerischem Wein, eine Wochenlieferung mit zwanzig Pfund Fleisch

54 Tuisl, Die Medizinische Fakultät der Universität Wien, 193–195.

55 Kühnel, Die Leibärzte der Habsburger, 13–15; Tuisl, Die Medizinische Fakultät der Universität Wien, 222f.

56 Kühnel, Die Leibärzte der Habsburger, 21–29. – Zur Behandlung jüngst Daniel Carlo Pangerl, „Item als man dem kayser Fridrichen sin fuß abschnitt“. Die Beinamputation an Kaiser Friedrich III. am 8. Juni 1493 in Linz, in: Sudhoffs Archiv 94 (2010), 195–200.

57 Zu Balduinis Rolle im Fall des Simon von Trient 1475 vgl. etwa Wolfgang Treue, Der Trienter Judenprozeß. Voraussetzungen – Abläufe – Auswirkungen (1475–1588) (= Forschungen zur Geschichte der Juden 4), Hannover 1996, 79, 255.

58 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kurbayern Urkunden 30874; Herzogtum Bayern, Ämterrechnungen 1104, fol. 92v, 98r, 107r („dem wäll[i]schen doctor seinen jar sold“); 1105, fol. 106v, 111v, 127v, 143v; 1106, fol. 51r (in Polling), 93v, 107v; 1107 (unpaginiert); 1108 (unpaginiert); 1122, fol. 76v; 1123, fol. 92v; Fürstensachen 287a, fol. 8r, 27v (Pomeranzen); vgl. Michael Mayr-Adlwang (Bearb.), Urkunden und Regesten aus dem k. k. Staatsarchiv in Innsbruck (1364–1490), in: Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses 20 (1899), CXXIV–CLXXXIX, hier CLXXXIX [124–189, hier 189] (Regest Nr. 18302); Otto Hartig, Münchner Künstler und Kunstsachen. Auszüge aus Archivalien und handschriftlichen Aufzeichnungen der staatlichen und städtischen Archive und Bibliotheken Münchens, nebst Ergänzungen aus der gedruckten Literatur, Bd. 1: Vom Beginne des 14. Jahrhunderts bis zum Tode Erasmus Grasers (1518) und Jan Polacks (1519), München 1926, 75 (Besoldung 1504).

59 Kostenzer, Die Leibärzte Kaiser Maximilians, 75–78.

60 1503 wohnte der „welsche Arzt“ im Rennhaus an der Äußeren Schwabinger Gasse, vgl. Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Herzogtum Bayern, Ämterrechnungen 1106, fol. 71r; 1107 (unpaginiert).

sowie Geld für Fisch, ferner Kerzen und Brennholz. Für Fasttage galt eine eigene Speiseregulation. Benötigte der Herzog die Dienste seines Leibarztes außerhalb Münchens, konnte dies Balduini gesondert in Rechnung stellen. Auch seinem Sohn und seinem Knecht wurde eine jährliche Hofkleidung gestellt. Die Kündigungsfrist war auf ein Jahr angesetzt.⁶¹ Der Leibarzt führte ein eigenes Siegel, was seinen Rang unterstreicht. Balduini behandelte den Wittelsbacher mit teurem Augenwasser.⁶² Er und sein Sohn (den Balduini damit gleich am Hof einführte) verpflichteten sich eidlich, Albrecht, dessen Gemahlin Kunigunde, der Schwester Maximilians I., sowie deren Kindern getreulich zu dienen und sich um deren Gesundheit mit Arzneien zu kümmern.⁶³ Der Münchner Herzog laborierte seit längerem an den Beinen, wovon noch Rezepte in Handschriften, darunter aus der Bibliotheca Apostolica, erzählen.

Balduinis medizinischer Weg führt ein Charakteristikum vor Augen, das im Folgenden näher betrachtet werden soll. Wie bereits mehrfach erwähnt, war die Mobilität, der Wechsel von Hof zu Hof, Kennzeichen für einige Leibärzte des Spätmittelalters, denen damit eine vernetzende Bedeutung zukam. Dies sollen weitere Beispiele veranschaulichen. So empfahl Sigismund Prüschenk, der in Doppelloyalität zwischen dem Wiener Hof und den wittelsbachischen Höfen von München und Landshut operierte und nicht zuletzt daraus großen Einfluss schöpfte⁶⁴, Herzog Albrecht IV. Bernhard Mindorfer als herzoglichen Wundarzt.⁶⁵ Umgekehrt schickte Prüschenk einen Kranken von Linz an die Isar offensichtlich im hoffenden Bewusstsein, man werde den Versehrten dort schon gesund pflegen.⁶⁶ Deutlich wird hier eine Ketten- bzw. Netzhaftigkeit, welche Höfe wie auch einzelne Mitglieder des Hofes miteinander verband und verpflichtete, der aber auch eine hierarchische Komponente innewohnte.

Familiär half man ohnedies zusammen. So entsandte Maximilian I., wie er 1493 an Prüschenk schrieb, den alten, bereits genannten Matteo Lupi an das Krankenlager

61 Einen Einblick in die an den wittelsbachischen Höfen praktizierte medizinische Kunst vermögen auch zwei vatikanische Sammelhandschriften des 1569 verstorbenen Arztes Ambrosius Prechtl zu geben, der in Exzerpten einige Landshuter Rezepte überliefert, vgl. etwa Bibliotheca Apostolica Vaticana, Pal. lat. 1241, fol. 342v (Hölzer, Blüten, Kräuter), 346r (*confectio contra pestem ducis Ludowici patris Georgii*); vgl. auch ebd., 1325.

62 Manfred Gröber (Bearb.), Das wundärztliche Manual des Meisters Hans Seyff von Göppingen (ca. 1440–1518). Der cod. med. et phys. 2^o 8 der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 656), Göppingen 1998, 352; Bayerische Staatsbibliothek, cgm 4207, fol. 21r (lateinisches Rezept eines *m[eister] Lützen*), 21v (deutsches Rezept, „mit welchem man die feul der augen vertreibt“), 67r (Pulver gegen „verstockhts plut“); wegen der erwähnten Beinleiden wohl ebenfalls auf Albrecht IV. zu beziehen: Bibliotheca Apostolica Vaticana, Pal. lat. 1297, fol. 112v (Herzleiden), 277v (*tibia*), 280r (*ulcera in pede*).

63 Vgl. Hartig, Münchner Künstler, 68 („ertzeney puech“ Kunigundes).

64 Zu ihm im ersten Überblick vgl. Christof Paulus, Machtfelder. Die Politik Herzog Albrechts IV. von Bayern (1447/1465–1508) zwischen Territorium, Dynastie und Reich (= Regesta Imperii. Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, Beiheft 39), Köln/Weimar/Wien 2015, 567–573.

65 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kurbayern Äußeres Archiv 975, fol. 65r. – Zum Vergleich die kaiserlichen Leibärzte: Paul-Joachim Heinig, Musik und Medizin am Hof Kaiser Friedrichs III. (1440–1493). Studien zum Personal der deutschen Herrscher im 15. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Historische Forschung 16 (1989), 151–181, hier 171–180. Im April 1493 bat Prüschenk Herzog Albrecht, Hans Seyff an das Krankenlager des Kaisers nach Linz zu entsenden, vgl. Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Fürstensachen 296, fol. 12; Regest bei Gröber, Manual, 54.

66 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kurbayern Äußeres Archiv 975, fol. 67r.

seines Vaters Friedrich III.⁶⁷ Der „Bucharzt“ Lupi sei der beste Mediziner, den er, Maximilian, kenne, zudem ein frommer Mann – eine bemerkenswerte Formulierung der für das Spätmittelalter offensichtlich entscheidenden Kriterien (wie wir sie auch auf den Epitaphien kennengelernt haben). Kunigunde wiederum schickte ihren Leibarzt Johann Ruelandt 1497 zu ihrem Bruder, König Maximilian I.⁶⁸ Umgekehrt ließ der Habsburger seinen Mediziner *Doctor Baptista de Baldironibus* 1513 nach München reisen.⁶⁹ Dieser habe jedoch, so das Archivale des Tiroler Landesarchivs, von Augsburg kommend in Bruck (Fürstenfeldbruck) wieder umkehren können, da sich der Gesundheitszustand der kaiserlichen Schwester und mittlerweile Witwe Herzog Albrechts IV. gebessert habe. Von diesen Beispielen mögen nun die folgenden, vom Allgemeinen kommenden und zu den Leibärzten zurückfindenden Überlegungen ihren Ausgang nehmen.⁷⁰

Medizin und die Kultur der Bitte

Über die Bedeutung der Gabe nicht zuletzt für das Spätmittelalter ist in jüngster Zeit eingehend geforscht worden.⁷¹ Marcel Mauss' *Essai sur le don* (1923/1924) hatte be-

67 Viktor von Kraus (Bearb.), Maximilians I. vertraulicher Briefwechsel mit Sigmund Prüschenk, Freiherrn zu Stettenberg, Innsbruck 1875, 87; zum „portugiesischen Element“ am Hof Friedrichs III. vgl. Achim Thomas Hack, Eine Portugiesin in Österreich Mitte des 15. Jahrhunderts. Kultureller Austausch infolge einer kaiserlichen Heirat?, in: Franz Fuchs/Paul-Joachim Heinig/Martin Wagendorfer (Hgg.), König und Kanzlist, Kaiser und Papst. Friedrich III. und Enea Silvio Piccolomini in Wiener Neustadt (= Regesta Imperii. Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, Beiheft 32), Köln/Weimar/Wien 2013, 181–204.

68 Vgl. Karina Graf, Kunigunde, Erzherzogin von Österreich und Herzogin von Bayern-München (1465–1520). Eine Biographie, Diss. masch., Mannheim 2000, 120f.; Hermann Wiesflecker (Bearb.), Regesta Imperii XIV: Ausgewählte Regesten des Kaiserreiches unter Maximilian I., 1493–1519, Bd. II/2: Österreich, Reich und Europa 1496–1498, Wien/Köln/Weimar 1993, Nr. 7450 (545).

69 Tiroler Landesarchiv, Maximiliana XIV, 1513/2, fol. 88.

70 Als Fallstudie zur Gabe mit Literaturüberblick vgl. Paulus, Machtfelder, 449–463.

71 In knapper Auswahl zum Forschungsfeld: Ulf Christian Ewert/Jan Hirschbiegel, Gabe und Gegengabe. Das Erscheinungsbild einer Sonderform höfischer Repräsentation am Beispiel des französisch/burgundischen Gabentausches zum neuen Jahr um 1400, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 87 (2000), 5–37; Valentin Groebner, Gefährliche Geschenke. Korruption und politische Sprache am Oberrhein und in der Eidgenossenschaft am Beginn der Neuzeit (= Konflikt und Kultur – Historische Perspektiven 3), Konstanz 2000 (wichtige Einschränkungen am umfassenden sozialen Konzept der Gabe von Mauss); ders., Flüssige Gaben und die Hände der Stadt. Städtische Geschenke, städtische Korruption und politische Sprache am Vorabend der Reformation, in: Gabriela Signori/Klaus Schreiner (Hgg.), Bilder, Texte, Rituale. Wirklichkeitsbezug und Wirklichkeitskonstruktion politisch-rechtlicher Kommunikationsmedien in Stadt- und Adelsgesellschaften des später Mittelalters, Berlin 2014, S. 17–34; ders./Gadi Algazi/Bernhard Jussen (Hgg.), Negotiating the Gift. Pre-Modern Figurations of Exchange (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 188), Göttingen 2003; Benjamin Scheller, Schenken und Stiften, in: Werner Paravicini (Hg.), Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich, Bilder und Begriffe, Teilbd. 1: Begriffe (= Residenzenforschung 15/II), Stuttgart 2005, 531–535; Rainer Scharf, Fiktive Geschenke. Praktiken von *erung* und Bestechung am Hof Kaiser Friedrichs III. im Spiegel vornehmlich Nürnberger Quellen, in: Fuchs/Heinig/Schwarz, König, Fürsten und Reich im 15. Jahrhundert, 21–68; Gerald Schwedler, Diplomatische Geschenke unter Königen im Spätmittelalter. Freundschaft und Gabentausch zwischen politischer Praxis und der schriftlichen Norm der Fürstenspiegelliteratur, in: Michael Grünbart (Hg.), Geschenke erhalten die Freundschaft. Gabentausch und Netzwerkpflege im europäischen Mittelalter. Akten des Internationalen Kolloquium Münster, 19.–20. November 2009 (= Byzantinische Studien und Texte 1), Münster 2011, 145–185; zuletzt noch der Sammelband

reits wesentliche Schneisen geschlagen, präzisiert von späterer Forschung. Rund ein Dreivierteljahrhundert nach Mauss sprach Maurice Godelier vom „Rätsel der Gabe“ (*L'enigme du don* 1996/1999), um die Unveräußerlichkeit mancher Gegenstände zu betonen. Die standesgemäße Freigebigkeit (*largitas*) war ein mittelalterlicher Wert. Geschenke konnten Symmetrien wie Asymmetrien zwischen Schenkendem und Beschenktem zeigen. In symbolischer Aufladung boten sie Leerstellen für Anknüpfungen. Freiwillig/unfreiwillig, erwartet/unerwartet wohnte ihnen eine stiftende Komponente inne. Die Gabe als politisches Mittel konnte Bestehendes konservieren, Prozesse anstoßen, war herrscherliches Movens und Konstituens. Ein anonymer Fürstenspiegel klagte etwa um 1450 den Geiz als fürstliche Untugend an.⁷²

An Höfen war das „Gut-Braten-Schneiden“ bei Festen gang und gäbe.⁷³ Die Gabe war als Türöffner wesentlicher Bestandteil der politischen Praxis. „An diesem Hof“ – so Hermann Wiesflecker's mehrdeutige Formulierung über den maximilianischen Königshof – „an dem niemand zur rechten Zeit bezahlt wurde, gehörte es zum System, sich selber bezahlt zu machen“.⁷⁴ Um mit „goldenem Mund“ sprechen zu können, bedurfte es ehrender Investition. Sie „freyen vnd bulen, als vmb einen schonen rosenkranz.“⁷⁵ Doch wurde durchaus zwischen ehrender, guter und böser, d. h. hintersinnig-korruptiver Gabe (*miet*) unterschieden.⁷⁶ Das äußerst großzügige „Geschenk“ des Corvinen an König Maximilian I. (12 000 Dukaten und 400 Eimer Wein) erweckte – kaum zu Unrecht – den Argwohn des alten Kaisers Friedrich.⁷⁷ 1488 erreichte den pfalzgräflichen Hof zu Heidelberg ein äußerst großzügiges Geschenk vom französischen König Karl VIII.⁷⁸ Die Gold- und Silbergeschirrstücke waren kaum ohne Hintergedanken verehrt worden. Von Friedrich III. hingegen kurstierte diesbezüglich unkaiserliche Anekdoten.⁷⁹

Gerd Althoff/Claudia Garnier (Hgg.), Die Sprache der Gaben. Regeln der symbolischen Kommunikation in Europa 1000–1700 (= Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 63/1), Stuttgart 2015.

72 Vgl. Gerd Brinkhus (Bearb.), Eine bayerische Fürstenspiegelkompilation des 15. Jahrhunderts. Untersuchungen und Textausgabe (= Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 66), München 1978, 92, 99.

73 Allgemein hierzu: Paul-Joachim Heinig, Preis der Gnade. Sporteln, Kanzleitaxen und urkundliche Gebührenvermerke im europäischen Mittelalter, in: Rüdiger Fuchs/Sabine Pentz/Peter Thorau (Hgg.), Regionen Europas – Europa der Regionen. Festschrift für Kurt-Ulrich Jäschke zum 65. Geburtstag, Köln/Weimar/Wien 2003, 143–165.

74 Hermann Wiesflecker, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit, Bd. 2: Reichsreform und Kaiserpolitik. 1493–1500. Entmachtung des Königs im Reich und in Europa, München 1975, 406. So sprachen etwa spanische Gesandten negativ von der *quadrilla* am Hof Maximilians I., die bestimmt sei von Habgier und Neid, vgl. Peter Krendl, Spanische Gesandte berichten über Maximilian I., den Hof und das Reich, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichte 87 (1979), 101–120, hier 120.

75 Adolph Bachmann (Bearb.), Urkunden und Actenstücke zur österreichischen Geschichte im Zeitalter Kaiser Friedrichs III. und König Georgs von Böhmen (1440–1472) (= Fontes Rerum Austriacarum II/42), Wien 1879, 485–487, hier 485 (Schreiben Spans von Bernstein an Markgraf Albrecht über Werbungen des polnischen und ungarischen Königs am Böhmenhof 1469).

76 Vgl. hierzu auch am Beispiel Nürnbergs und des Kaiserhofs: Scharf, Fiktive Geschenke.

77 Vgl. Hoensch, Matthias Corvinus, 225.

78 Vgl. etwa Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe 67, 820, fol. 161v–162r.

79 Vgl. Hermann Wiesflecker, Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit, Bd. 1: Jugend, burgundisches Erbe und Römisches Königtum bis zur Alleinherrschaft 1459–1493, München

Komplementär hierzu hat man von einer vormodernen „Kultur des Bittens“ gesprochen⁸⁰, und so könnte die Geschichte der spätmittelalterlichen Gabe in eine erweiterte „Kultur der Bitte“ eingeordnet werden.⁸¹ Geschenke spiegelten wie Bitten in ihrer repräsentativen Polyfunktionalität als Initialgestus wie als Handlung, die der Intensivierung und Stabilisierung eines Verhältnisses galt, Herrschaftsordnungen.⁸² Sie konservierten und legitimierten also nicht nur Machtverhältnisse und spiegelten Selbst- und Fremdeinschätzungen, sondern dynamisierten spätmittelalterliche Beziehungsgefüge, ein Aspekt, der hier besonders betont werden soll. Demnach hatten Gaben eine rück- wie eine vorwärtsgewandte Dimension.

Medizin und höfische Kommunikation – Überlegungen zu einem Forschungsdesiderat

Wenden wir diese Überlegungen nun zusammenfassend auf das medizinische Element innerhalb der höfischen Kommunikation an, so kann man die (Leib-)Ärzte durchaus in diesen verzahnenden Kontexten verorten. Ihr konfessionelle Grenzen überschreitendes⁸³ Spezialistentum wurde zur Initiierung und zur Intensivierung von Beziehungen zwischen den Höfen eingesetzt. Die einigen Leibärzten eigenen weiten Horizonte prädestinierten sie für einen weiten europäischen Austausch; die ihnen immanente Verbindung zwischen elitärer Sachkenntnis und Vertrauensposition, welche sie zu Räten, *consilarii*, aufsteigen ließ, beförderte die auch durch Verwandtschaft beschriebene interhöfische Kommunikation, ihre häufig hohe Mobilität machte sie gesucht und umworben. Sie gehörten zum Gefolge des

1971, 61. – Friedrich versuchte sich bei der Landshuter Hochzeit 1475 um ein Brautgeschenk zu drücken und begann, als das nicht gelang, beim Wert zu tricksen, vgl. Deutinger/Paulus, *Das Reich zu Gast*, 17.

80 Cecilia Nubola/Andreas Würzler, Politische Kommunikation und die Kultur des Bittens, in: dies. (Hgg.), *Forme della comunicazione politica in Europa nei secoli XV–XVIII. Suppliche, gravamina, lettere. Forme der politischen Kommunikation in Europa vom 15. bis 18. Jahrhundert. Bitten, Beschwerden, Briefe* (= Jahrbuch des italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient. Beiträge 14), Berlin 2004, 7–12.

81 Claudia Garnier, *Die Kultur der Bitte. Herrschaft und Kommunikation im mittelalterlichen Reich* (= *Symbolische Kommunikation in der Vormoderne*), Darmstadt 2008, 294–368.

82 Garnier, *Die Kultur der Bitte*, passim, bes. 369–387.

83 Als Beispiel sei der jüdische Arzt Meister Abraham genannt, den Ludwig der Reiche von Bayern-Landshut im Juli 1471 in seine Dienste nahm; hierzu und mit weiterführender Literatur Irmgard Lackner, *Herzog Ludwig IX. der Reiche von Bayern-Landshut (1450–1479). Reichsfürstliche Politik gegenüber Kaiser und Reichsständen* (= *Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte* 11), Regensburg 2011, 438; in geschichtlicher Einordnung Peter Assion, *Jakob von Landshut. Zur Geschichte der jüdischen Ärzte in Deutschland*, in: *Sudhoffs Archiv* 53 (1969), 270–291 (wieder in: Gerhard Baader/Gundolf Keil [Hgg.], *Medizin im mittelalterlichen Abendland* [= *Wege der Forschung* 363], Darmstadt 1982, 386–409); zum Hof Friedrichs III. vgl. Kühnel, *Die Leibärzte der Habsburger*, 22–24. Ferner Joseph Shatzmiller, *Jews, Medicine, and Medieval Society*, Berkeley/Los Angeles/London 1994, 57–60 (v. a. Spanien und Neapel); Heidemarie Petersen, *Jüdische Ärzte am Krakauer Hof des 16. Jahrhunderts als Vermittler italienisch-sephardischer Kultur in das polnische Judentum*, in: *Andrea Langer/Georg Michels* (Hgg.), *Metropolen und Kulturtransfer im 15./16. Jahrhundert*. Prag – Krakau – Danzig – Wien (= *Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa* 12), Stuttgart 2001, 111–120, bes. 116f. – Das Phänomen läßt sich im städtischen Rahmen vielfältig beobachten.

Fürsten, wenn dieser auf den Großveranstaltungen der Zeit eintritt, sie begleiteten den Fürsten auf seinen Reisen.⁸⁴

Hieran könnte man die terminologische Überlegung anschließen, ob eine geöffnete Begrifflichkeit wie Hofarzt oder fürstlicher Arzt, nicht eine treffendere Etikettierung des Phänomens darstellt, da sie von der epochenkonstituierenden Beziehung zwischen Mediziner und Fürst ihren Ausgangspunkt nimmt (nicht wie Wund- und Leibarzt von der Ausbildung, der dauerhaften Anstellung und dem Einsatzgebiet). Zudem wäre damit die nach dem Quellenbefund schwer durchzuhaltende und gemeinhin angenommene Trennung zwischen Leibarzt (allein für den Fürsten zuständig) und Hofarzt (für alle Mitglieder am Hof) zu überwinden.⁸⁵ Dass es graue Felder gab, wurde gezeigt. Doch sollen hier keine neuen Dichotomien ins Spiel gebracht werden, die etwa einen Gegensatz zwischen Hofarzt und dem in zahlreiche kommunale Bezugsfelder eingebundenen Stadtphysicus auf tun⁸⁶, zumal auch die Grenzen zwischen Hof und Stadt (mit ihrem „medizinischen Markt“⁸⁷), wie angesprochen, fließend waren.⁸⁸ Rund die Hälfte der hohenzollerischen Leibmediziner waren als Stadtärzte tätig.⁸⁹ Nachdem Herzog Georg der Reiche von Bayern-Landshut am 1. Dezember 1503 gestorben war, sezierte ihn der Ingolstädter Stadtarzt Michael

84 Als Beispiel von der Landshuter Hochzeit 1475: Deutinger/Paulus, *Das Reich zu Gast*, 31–136 (Hans Seibolt), hier 102 (Burkhard von Horneck); ferner auch Brigitte Streich, *Zwischen Reisherrschaft und Residenzbildung. Der Wettinische Hof im späten Mittelalter* (= *Mitteldeutsche Forschungen* 101), Köln 1986, 449.

85 Vgl. Cornel Babendererde, *Leben, Tod, Begräbnis und liturgisches Gedächtnis bei weltlichen Reichsfürsten des Spätmittelalters* (= *Residenzenforschung* 19), Ostfildern 2006, 61.

86 Hierfür wenige Beispiele: Yvonne Thurnheer, *Die Stadtärzte und ihr Amt im alten Bern* (= *Berner Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften* 4), Bern 1944, 11–27; Rudolf Schmitz, *Stadtarzt – Stadtapotheker im Mittelalter*, in: Bernhard Kirchgässner/Jürgen Sydow (Hgg.), *Stadt und Gesundheitspflege. 19. Arbeitstagung in Bad Mergentheim 14.–16. November 1980* (= *Stadt in der Geschichte* 9), Sigmaringen 1982, 1–25; Klaus Fischer (Bearb.), Hartmann Schedel in Nördlingen. *Das pharmazeutisch-soziale Profil eines spätmittelalterlichen Stadtarztes*. Mit einer Edition von Hartmann Schedels *Nördlinger Apotheken-Manual *receptarius** (= *Würzburger medizinhistorische Forschungen* 58), Würzburg 1996; Hubert Patscheider, *Die Stadtärzte im alten St. Gallen*, in: *Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees* 115 (1997), 89–132, hier 113–117; Martin Kintzinger, *Status medicorum. Mediziner in der städtischen Gesellschaft des 14. bis 16. Jahrhunderts*, in: Peter Johanek (Hg.), *Städtisches Gesundheits- und Fürsorgewesen vor 1800* (= *Städteforschung A* 40), Köln/Weimar/Wien 2000, 63–91; Ulrich Knefelkamp, *Über die Pflege und medizinische Behandlung von Kranken in Spitälern vom 14. bis 16. Jahrhundert*, in: Michael Matheus (Hg.), *Funktions- und Strukturwandel spätmittelalterlicher Hospitäler im europäischen Vergleich* (= *Geschichtliche Landeskunde* 56), Stuttgart 2005, 175–194 (darunter Lübeck, Frankfurt am Main, Göttingen, Nürnberg, Augsburg); Martin Widmann, *Neues zu den Reutlinger Ärzten und Apothekern der frühen Reichsstadtzeit*, in: *Reutlinger Geschichtsblätter* 52 (2013), 9–55, passim; hierzu die Ergänzungen und Korrekturen durch Klaus Graf (<https://archivalia.hypotheses.org/2872> [Zugriff: 31.12.2019]).

87 Formulierung nach Kay Peter Jankrift, *Henker, Huren, Handelsherren. Alltag in einer mittelalterlichen Stadt*, Stuttgart 2008, 177. – Den prägnantesten, besten Überblick bietet Eberhard Isenmann, *Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550. Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft*, Wien/Köln/Weimar 2012, 66–74.

88 Vgl. als Beispiel Markus Michalski, *Dr. Balthasar Mansfeld (1440–1503). Ein Arzt in München an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit* (= *Miscellanea Bavarica Monacensia* 188), München 2017. – Zum Weiterwirken sowie zur Terminologie vgl. auch Ruth Schilling/Sabine Schlegelmilch/Susan Splinter, *Stadtarzt oder Arzt in der Stadt? Drei Ärzte der Frühen Neuzeit und ihr Verständnis des städtischen Amtes*, in: *Medizinhistorisches Journal* 46 (2011), 99–133.

89 Suse Andresen, *Im fürstlichen Auftrag. Die gelehrten Räte der Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern im 15. Jahrhundert* (= *Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften* 97), Göttingen 2017, 235.

Schmid (und fand dabei ein gesundes Herz, aber eine kaputte Leber).⁹⁰ Vielmehr könnte eine Analyse der fürstlichen Nahbeziehung⁹¹ möglicherweise mehr zur Profilierung und Einbindung des medizinischen Elements am Hofe beitragen denn eine allzu schnelle begriffliche Kategorisierung entlang der Bezeichnungen Wund-, Hof-, Leibarzt.

Noch immer ist unser Blick zu stark von berühmten und bekannten Ärzten des Spätmittelalters bestimmt. Fernziel muss eine systematische Erhebung des medizinischen Elements an den spätmittelalterlichen Höfen sein, auf deren Basis weitreichendere Aussagen anzustellen sind. Gerade dem Rechnungsschrifttum der Höfe⁹² – wie hier in Auszügen vorgeführt – kommt eine zentrale Bedeutung zu. Festgehalten werden sollen die Einbindung der Hofärzte in weite kommunikative Bezüge und ihre Vertrauensposition, die sich in der Hofhierarchie spiegelte und Karrieremöglichkeiten eröffnete. Dies zeigte sich über den Tod hinaus, der nicht immer ein friedliches Entschlafen mit *inclinatio capitis* und *emissio spiritus* (also gesenkten Haupts das irdische Leben hingebend) war wie beim Franzosenkönig Karl VII.⁹³ So lag nach der Niederlage von Nancy 1477 der tote Karl der Kühne – seiner vestimentären Symbolik entkleidet und in deformierter Körperlichkeit⁹⁴ – zwei Tage nackt und verstümmelt auf dem Feld. Ihn identifizierte unter anderem sein portugiesischer Leibarzt, jener Matteo Lupi (Lopo da Guarda), der uns bereits an anderer Stelle begegnet ist und der für den kühnen Karl auch zahlreiche diplomatische Spezialaufträge übernommen hatte. Der Herzog wurde erkannt an den körperlichen Merkmalen: seinen langen Fingernägeln, einem Abszess, Narben und nicht zuletzt seinem Gebiss – eines der frühesten Zeugnisse für Zahnidentifikation in der Geschichte.⁹⁵

90 Vgl. Reinhard Stauber, Herzog Georg von Bayern-Landshut und seine Reichspolitik. Möglichkeiten und Grenzen reichsfürstlicher Politik im wittelsbachisch-habsburgischen Spannungsfeld zwischen 1470 und 1505 (= Münchener Historische Studien, Abt. Bayerische Geschichte 15), Kallmünz 1993, 754.

91 Zur Nähe als höfischer Kategorie vgl. Paul Töbelmann, Dienst und Ehre. Wenn der Herzog dem Kaiser den Braten schneidet, in: Zeitschrift für Historische Forschung 37 (2010), 561–599.

92 Vgl. für Bayern-Landshut: Irmgard Biersack, Die Hofhaltung der „reichen“ Herzöge von Bayern-Landshut (= Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte 2), Regensburg 2006, 152f.

93 Philipp Contamine, Charles VII. Une vie, une politique, Paris 2017, 396.

94 Zur mediävistischen Somatik in Auswahl: Karina Kellermann, Der Körper. Realpräsenz und symbolische Ordnung. Eine Einleitung, in: dies. (Hg.), Der Körper. Realpräsenz und symbolische Ordnung (= Das Mittelalter VIII/1), Berlin 2004, 1–12; Jack Hartnell, Medieval Bodies. Life, Death and Art in the Middle Ages, London 2018, bes. 29–51.

95 Statt vieler Werner Paravicini, Colleoni und Karl der Kühne. Mit Karl Bittmanns Vortrag „Karl der Kühne und Colleoni“ aus dem Jahre 1957, Berlin 2014, 106.

Leibärzte, Gelehrte, Diplomaten Hofärzte in Mantua

von Sabine Herrmann

Abstract

In the 16th century, the Gonzaga developed an extraordinary interest in natural sciences and often developed friendly relations with their personal physicians, which supported the social advancement of the latter. One of the most famous court physicians was Marcello Donati (1538–1602), who managed to combine his court career with his work as a scholar and humanist. The following is intended to illustrate what the academic foundations and prerequisites for his advancement, his recruitment and his anchoring in the court system were and what role his courtly and learned network played. In addition, the tension between his life as a scholar and his court functions should be examined in more detail.

Die Gonzaga¹ gehörten spätestens seit der Regentschaft von Isabella d'Este (1474–1539)², die Mantua zu einem bedeutenden kulturellen Zentrum und Vorbild aristokratischer Lebensart gemacht hatte, zu den einflussreichsten Familien Oberitaliens. Wie andere Herrscherdynastien beschäftigten auch die Gonzaga zahlreiche Hofärzte, von denen einige zu außergewöhnlicher Macht und Einfluss gelangten und aufgrund ihrer bedeutenden Rolle im komplexen Gefüge des Hofes zudem als persönliche Ratgeber (*consiliarius*) des Herrschers fungierten, wobei ihre therapeutische Tätigkeit nicht selten in den Hintergrund geriet.³

Die nahe, ja fast familiäre Beziehung der Gonzaga zu ihren Ärzten, die insbesondere in der persönlichen Korrespondenz deutlich wird, war in der Tatsache begründet, dass viele Mitglieder der Familie ein außergewöhnliches Interesse an medizinischen, pharmakologischen und botanischen Inhalten hatten und sich dadurch von vielen Häusern ihrer Zeit unterschieden. Einige erwarben profunde medizinische und naturwissenschaftliche Kenntnisse, was sie zu einer selbstbewussten Kommuni-

1 Zu Mantua vgl. Charles M. Rosenberg (Hg.), *The Court Cities of Northern Italy: Milan, Parma, Piacenza, Mantua, Ferrara, Bologna, Urbino, Pesaro, and Rimini*, Cambridge 2010, bes. 138–195; Oliver Götze, *Der öffentliche Kosmos. Kunst und wissenschaftliches Ambiente in italienischen Städten des Mittelalters und der Renaissance*, München 2010, 231–237.

2 Zu Isabella d'Este vgl. Sylvia Ferino-Pagden (Hg.), „La prima donna del mondo“. Isabella d'Este. Fürstin und Mäzenatin der Renaissance, Wien 1994; Daniele Bini (Hg.), *Isabella d'Este. La Primadonna del Rinascimento*, Mantova 2001.

3 Vgl. zu diesem Aspekt Barbara Bauer, *Die Rolle des Hofastrologen und Hofmathematicus als fürstlicher Berater*, in: August Buck (Hg.), *Höfischer Humanismus*, Weinheim 1989, 93–117.

kation mit ihren Ärzten befähigte.⁴ Insbesondere Ercole Gonzaga (1505–1563)⁵, der zweite Sohn Francescos II. und Isabella d’Estes und ab 1521 Bischof von Mantua, besuchte nicht nur regelmäßig anatomische Vorlesungen, sondern besaß auch fünfzig medizinische Fachbücher.⁶ Dieses ausgeprägte Interesse an der *scientia naturalis* führte dazu, dass sich Mantua in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter Vincenzo I. Gonzaga (1562–1612)⁷, dem Sohn von Guglielmo⁸ und Eleonora von Österreich und ab 1587 vierter Duca di Mantova, zu einem bedeutenden Zentrum botanisch-medizinischer und medizinisch-alchemistischer Forschung entwickelte.⁹ Die Gründe für Vincenzos Interesse lagen vermutlich in der Tatsache begründet, dass er selbst von drei Medizinern unterrichtet worden war und deshalb die *scientia naturalis* auch in den Lehrplan seiner beiden Söhne Francesco IV. (1586–1612)¹⁰

4 Vgl. insbesondere Clifford M. Brown, *Lo insaziabile desiderio nostro di cose antiche: New Documents on Isabella d’Este’s Collection of Antiquities*, in: Cecil H. Clough (Hg.), *Cultural Aspects of the Italian Renaissance. Essays in Honour of Paul Oskar Kristeller*, New York 1976, 324–353; Dario A. Franchini u. a. (Hgg.), *La scienza a Corte: collezionismo eclettico, natura, immagine a Mantova fra Rinascimento e Manierismo*, Roma 1979, 87–90.

5 Zu Ercole Gonzaga vgl. Adalberto Pazzini, *La medicina alla corte dei Gonzaga*, in: *Mantova e i Gonzaga nella civiltà del Rinascimento. Atti del convegno (Mantova 6–8 ottobre 1974)*, Milano 1977, 306–310; Franchini u. a., *Scienza a Corte*, 56–62; Paul F. Grendler, *The University of Mantua, the Gonzaga, and the Jesuits, 1584–1630*, Baltimore 2009, 24f.

6 Der Hinweis auf das starke Interesse Ercoles an anatomischen Vorlesungen findet sich auch in einem Brief von Vincenzo di Prete an Isabella d’Este vom 10. Januar 1523 (Mantua, Archivio di Stato, Fondo Gonzaga, b. 1150, fol. 167r); zum Bibliotheksinventar Ercoles vgl. Mantua, Archivio di Stato, Minute, Agostino Raggazola, b. 7566 (1. April 1563, 7567). Zu den medizinischen Interessen von Ercole Gonzaga vgl. Paul Murphy, *Ruling Peacefully. Cardinal Ercole Gonzaga and Patrician Reform in Sixteenth-Century Italy*, Washington 2007, 11, 18–20; zum Interesse an öffentlichen Anatomien von Seiten der Herrschenden allgemein vgl. Paula Findlen, *Possessing Nature: Museums, Collecting, and Scientific Culture in Early Modern Italy*, Los Angeles 1994, 208–220.

7 Vincenzo I. Gonzaga (1562–1612), der Sohn von Guglielmo Gonzaga, bestieg 1587 den Thron und heiratete 1584 Eleonora de’ Medici. Vincenzo Gonzaga unternahm drei Feldzüge gegen die Türken nach Ungarn (1595, 1597 und 1601). Unter Vincenzo I. Gonzaga war der Hof von Mantua Zentrum von kostspieligen Theaterinszenierungen und Mittelpunkt bedeutender Künstler. Zu seiner Person vgl. Molly Bourne, *Vincenzo Gonzaga and the Body Politics: Impotence and Virility at Court*, in Sara F. Matthews-Grieco (Hg.), *Cuckoldry, Impotence and Adultery in Europe (15th–17th Century)*, Surrey 2014, 35–58; Valeria Finucci, *The Prince’s Body. Vincenzo Gonzaga and Renaissance Medicine*, Cambridge 2015.

8 Guglielmo Gonzaga (1538–1587), der zweite Sohn von Federico II. Gonzaga, folgte seinem kinderlosen Bruder Francesco III. 1550 auf den Thron. Er heiratete 1561 Eleonora von Österreich, mit der er drei Kinder hatte: Vincenzo I., Margherita und Anna Caterina. Vgl. Iain Fenlon, *Music and Patronage in Sixteenth-Century Mantua*, Cambridge 1980; Raffaele Tamalio/Paola Besutti, *Guglielmo Gonzaga, duca di Mantova e del Monferrato*, in: *Dizionario Biografico degli Italiani* (im Folgenden: DBI) 61, Roma 2004, http://www.treccani.it/enciclopedia/guglielmo-gonzaga-duca-di-mantova-e-del-monferrato_%28Dizionario-Biografico%29/ (Zugriff: 14.05.2020).

9 Vgl. zu einer Übersicht Grendler, *The University of Mantua*, 178–184.

10 Francesco IV. Gonzaga (1586–1612), der älteste Sohn von Vincenzo I., folgte seinem Vater 1612 auf den Thron nach. Nach seinem Tod ging der Titel an seinen Bruder, da Francesco keinen männlichen Erben hinterließ. Zu seiner Person vgl. Gino Benzoni, *Francesco IV Gonzaga, duca di Mantova e del Monferrato*, in: DBI 49, Roma 1997, [www.treccani.it/enciclopedia/francesco-iv-gonzaga-duca-di-mantova-e-del-monferrato_\(Dizionario-Biografico\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/francesco-iv-gonzaga-duca-di-mantova-e-del-monferrato_(Dizionario-Biografico)/) (Zugriff: 14.05.2020); Molly Bourne, *The Art of Diplomacy: Mantua and the Gonzaga*, in: Rosenberg, *The Court Cities of Northern Italy*, 138–195.

und Ferdinando (1587–1626)¹¹ integrierte.¹² Letzterer teilte insbesondere die Faszination Ercoles für anatomische Untersuchungen, denn sein Leibarzt Francesco Pona (1595–1655)¹³ berichtete im *Indice delle opere compiute e iniziate*, Ferdinando sei bei den Autopsien des Gelehrten Fabrizio Bartoletti (geb. 1587)¹⁴ in dessen anatomischem Theater zugegen gewesen und habe auch an den wissenschaftlichen Disputationen teilgenommen:

„Während man im öffentlichen Theater die anatomische Untersuchung des überaus ehrenvollen Fabrizio Bertoletti durchführte, gefiel es seiner Hoheit an den Vorträgen und Disputationen teilzunehmen, die sich mit dieser Materie beschäftigten.“¹⁵

Der Kontakt zwischen Francesco Pona, dem Lehrer und Mentor Ferdinandos, beschränkte sich jedoch nicht nur auf den wissenschaftlichen Austausch. Als Pona 1623 erkrankte, schickte Ferdinando seine eigenen Therapeutika (*la picciola cassetta de' miei antidoti*). In einem persönlichen Begleitbrief, den Pona im *Indice* ausführlich wiedergibt, bedauert Ferdinando, dass er seinem Mentor nur so wenige Therapeutika habe zukommen lassen, da ihn dessen Brief erst spät in Maderno erreicht habe:

„Ich übermittle eurer Exzellenz einige wenige Therapeutika, wie Ihr in der beiliegenden Notiz erkennen könnt. Es tut mir leid, dass Euer Brief mich hier in Maderno erreicht hat, wo ich ihn spät erhalten habe, und da ich nur für wenige Tage hierhergekommen bin, habe ich nur die kleine Schatulle mit meinen Gegenmitteln zur Verfügung.“¹⁶

Als Ärzte erhielten Gelehrte wie Francesco Pona nicht nur einen intimen und verantwortungsvollen Einblick in das Leben ihrer Dienstherrn, was sie von anderen Höflingen abgrenzte, sondern waren durch ihre Rolle als Mentoren und Erzieher auch oft freundschaftlich mit dem Herrscher verbunden. Dieses besondere Verhält-

11 Ferdinando Gonzaga (1587–1626) gab seine kirchlichen Ämter 1612 auf, da sein Bruder Vincenzo I. Gonzaga ohne männliche Erben verstorben war. 1617 heiratete er in zweiter Ehe Caterina de' Medici. Da auch er kinderlos starb, ging das Erbe an seinen Bruder Vincenzo II. über. Zu seiner Person vgl. Gino Benzoni, Ferdinando Gonzaga, duca di Mantova e del Monferrato, in: DBI 46, Roma 1996, [www.treccani.it/enciclopedia/ferdinando-gonzaga-duca-di-mantova-e-dei-monferrato_\(Dizionario-Biografico\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/ferdinando-gonzaga-duca-di-mantova-e-dei-monferrato_(Dizionario-Biografico)/) (Zugriff: 14.05.2020); David Parrott, The Mantuan Succession, 1627–31: A Sovereignty Dispute in Early Modern Europe, *The English Historical Review* 112/445 (1997), 20–65.

12 Vgl. Grendler, *The University of Mantua*, 59–68.

13 Vgl. zu Francesco Pona insbesondere Franchini u. a., *Scienza a Corte*, 129f.

14 Vgl. Grendler, *The University of Mantua*, 128–144, 175–192.

15 „Mentre amministrandosi in pubblico Theatro l'anatomia dal valorosissimo Fabrizio Bartoletti, hebbe gusto quella Altezza di trovarsi presente à discorsi et alle dispute che vertivano in quella materia.“ Vgl. *Indice delle opere compiute e iniziate di Francesco Pona* (Verona, Biblioteca Comunale, Ms. 1510, 82.7, fol. 36); hierzu Franchini u. a., *Scienza a Corte*, 130.

16 *Indice delle opere compiute e iniziate di Francesco Pona* (Verona, Biblioteca Comunale, Ms. 1510, 82.7, fol. 182v): „Mando a V.S. alcuni pochi rimedi, come vedrà nella congiunta nota. Mi rincresce ch la sua lettera mi habbia trovato qui in Maderno dove l'ho ricevuta tardi e per esservi venuto per pochi giorni ho messo solo la picciola cassetta de'miei antidoti.“; vgl. Franchini u. a., *Scienza a corte*, 130.

nis zwischen Herrscher*innen/Patient*innen und Arzt bzw. Mentor offenbarte sich in den außergewöhnlichen Privilegien, die manchen Hofärzten zuteilwurden. Die Aufstiegsmöglichkeiten eines *Medicus* machten das Amt des Hofarztes daher nicht nur in Mantua zu einem begehrten Beruf, und so mancher Arzt hatte in dieser Funktion bereits eine beachtenswerte Karriere vorzuweisen. Auf eine glanzvolle Hofkarriere in der Nachbarschaft der Gonzaga konnte etwa der italienische Arzt Giovanni Manardo (1462–1536)¹⁷ zurückblicken, die ihn an die benachbarten Höfe der Pico della Mirandola (Mirandola) und der Este (Ferrara) geführt hatte.¹⁸ Zur Blütezeit Mantuas im 16. und 17. Jahrhundert dienten zahlreiche Ärzte am herzoglichen Hof, jedoch sollte nur wenigen ein glanzvoller Aufstieg zu Macht und Einfluss gelingen.

Wie unvorhersehbar eine höfische Karriere letztendlich war, zeigen die vergeblichen Bemühungen von zwei Ärzten, sich im höfischen Gefüge in Mantua zu etablieren: Tomaso Rangone (1493–1577)¹⁹ und Giovanni Tommaso Minadoi (1548–1615).²⁰ Der Arzt und Astrologe Tomaso Rangone, der seit den 1520er-Jahren im Dienst des päpstlichen *condottiere* Guido Rangoni in Modena gestanden hatte, versuchte trotz Empfehlungsschreiben an Ercole Gonzaga vergeblich, eine lukrative Stellung am Hof zu erhalten.²¹ Obwohl Giovanni Tommaso Minadoi, der als Konsulatsarzt (*medico di condotta*) erfolgreich für die Republik Venedig in Syrien gedient hatte, durchaus für geeignet befunden worden war, Guglielmo Gonzaga (1538–1587) zu kurieren, und zudem über einflussreiche Bürger am Hof verfügte²², erwies sich die Anstellung letztendlich nicht als lukrativ: Am 24. Mai 1583 schrieb Minadoi aus Sacchetto vor den Toren Mantuas, weder Diener noch Pferd, noch die drei versprochenen Zimmer in Mantua erhalten zu haben.²³ Dazu kam, dass selbst das *Collegium medicum* Minadoi wohl nicht akzeptierte und ihn nicht einmal unter den ‚Ausländern‘, die zu dieser Zeit in Mantua praktizierten, verzeichnete.²⁴ Im Februar 1584 bat Minadoi daher um seine Entlassung und wurde erst durch den römischen Arzt Pisanelli und später durch den aus Novara stammenden Arzt Torniello ersetzt.²⁵ Eine höfische Karriere war in Mantua folglich mit vielen Unweg-

17 Giovanni Manardo (1462–1536) war einer der bekanntesten Ärzte Italiens im 15. und 16. Jahrhundert. 1513 wurde er zum Leibarzt König Wladislaws in Ofen und auch dessen Nachfolgers Ludwig II. 1519 kehrte er nach Ferrara zurück, wo er 1526 Niccolò Leoniceno als Professor an der Universität nachfolgte. Zu Manardo vgl.: Atti del convegno internazionale per la celebrazione del V centenario della nascita di Giovanni Manardo, 1462–1536 (Ferrara, 8–9 December 1962), Ferrara 1963; Margherita Palumbo, Giovanni Manardo, in: DBI 68, Roma 2007, http://www.treccani.it/enciclopedia/giovanni-manardi_%28Dizionario-Biografico%29/ (Zugriff: 14.05.2020).

18 Vgl. Andrea Ostojka, Notizie inedite sulla vita del medico e umanista ferrarese Giovanni Manardo. Atti del convegno Internazionale per la celebrazione della nascita di Giovanni Manardo (1462–1536), Ferrara 1962.

19 Vgl. Sabine Herrmann, Tomaso Rangone: Arzt, Astrologe und Mäzen im Italien der Renaissance, Göttingen 2017.

20 Vgl. Lucia Samaden, Giovanni Tommaso Minadoi (1548–1615): da medico della «nazione» veneziana in Siria a professore universitario a Padova, in: Quaderni per la storia dell'Università di Padova 31 (1998), 91–164.

21 Vgl. Herrmann, Tomaso Rangone, 125–134.

22 Vgl. Samaden, Giovanni Tommaso Minadoi, 122–129.

23 Brief von Minadoi aus Sacchetta vom 24. Mai 1583 (Mantua, Archivio di Stato, Fondo Gonzaga, b. 2620); zit. nach Samaden, Giovanni Tommaso Minadoi, 124.

24 Vgl. Samaden, Giovanni Tommaso Minadoi, 124.

25 Vgl. ebd., 127.

barkeiten verbunden und selbst Empfehlungsschreiben oder einflussreiche Kontakte zum Hof waren keine Garantie, sich als *medicus* langfristig etablieren zu können.

Den letztendlich gescheiterten Hofkarrieren eines Tomaso Rangone oder Giovanni Tommaso Minadoi steht allerdings der glanzvolle Lebenslauf des wohl bedeutendsten und einflussreichsten Hofarztes der Gonzaga, Marcello Donati (1538–1602), gegenüber, dessen Funktionen weit über die eines Leibarztes hinausgingen. Obwohl die Karriere Marcello Donatis, seine Schriften und seine Einbettung in das höfische System Mantuas gut dokumentiert sind, hat er bisher vor allem in den Studien von italienischen Lokalhistorikern des 18. Jahrhunderts wie Luigi Castellani oder Pompilio Pozzetti, des 19. Jahrhunderts wie Salvatore de Renzi oder in den 1960er Jahren durch Attilio Zanca Beachtung gefunden.²⁶ Am Beispiel Donatis soll im Folgenden dargestellt werden, was die akademischen Grundlagen und Voraussetzungen für seinen Aufstieg, seine Rekrutierung und seine Verankerung im höfischen System waren und welche Rolle sein höfisches und gelehrtes Netzwerk spielte. Zudem soll das Spannungsfeld zwischen seinem Leben als Gelehrter und seinen höfischen Funktionen näher betrachtet werden.

Marcello Donati wurde 1538 als Sohn des Goldschmiedes (*orefice*) Ettore Donati (ehemals ein *cittadino di Correggio*) und Laura Pomponazzis in Mantua geboren.²⁷ Bereits sein Vater Ettore Donati stand in enger Verbindung zum Hof, denn er fertigte für die Gonzaga Silberwaren nach Zeichnungen des Hofkünstlers Giulio Romano (1499–1546) an.²⁸ Neben Marcello hatte die Familie noch zwei weitere Söhne, Federico und Girolamo. Donatis Mutter war die Tochter des Humanisten und Arztes Pietro Pomponazzi (1465–1525)²⁹, der durch seine Schrift *De immortalitate animae* (1516) Bekanntheit erlangt hatte, und stammte aus dem adeligen Zweig der Familie in Mantua. Bereits hier wird deutlich, dass es sich bei den Donatis um eine Familie handelte, die im gesellschaftlichen und höfischen Umfeld Mantuas gut verankert war: Marcellos Vater war nicht nur Hoflieferant der Gonzaga, sondern hatte durch seine Eheschließung auch Zugang zu den adeligen Kreisen der Stadt. Marcello Donati erhielt eine klassische Grundausbildung (Philosophie und klassische Literatur), wechselte dann nach Padua, da es zu diesem Zeitpunkt noch nicht möglich war, ein medizinisches Studium in Mantua abzuschließen. Erst die von Cesare Gonzaga (1530–1575)³⁰ 1562 gegründete Wissenschaftsgesellschaft der *Accademia de-*

26 Vgl. zu Donati Luigi Castellani, *Vita del celebre medico mantovano Marcello Donati*, Mantova 1788; Pompilio Pozzetti, *Elogio di Marcello Donati*, Modena 1791; Salvatore de Renzi, *Storia della medicina in Italia*, Napoli 1845, 3, 526–528; Attilio Zanca, *Notizie sulla vita e sulle opere di Marcello Donati da Mantova (1538–1602) medico, umanista, uomo di Stato*, Pisa 1964.

27 Vgl. Girolamo Tiraboschi, *Biblioteca modenese*, 6, Modena 1786, 105.

28 Vgl. Jane T. Martineau, *Giulio Romano's Designs for Silversmiths*, in: David Chambers/Jane Martineau (Hgg.), *Splendors of the Gonzaga*, Mailand 1981, 195–197; Guido Rebecchini (Hg.), *Private Collectors in Mantua, 1500–1630*, Roma 2002, bes. 187.

29 Pietro Pomponazzi (1465–1525), ein Philosoph und Humanist, der an der Universität von Padua, Ferrara und Bologna wirkte, wandte sich in *De immortalitate animae* gegen den Platonismus (Florenz) und Aristotelismus (Padua) und verwarf die Unsterblichkeit der Seele. Zu Leben und Werk vgl. Bruno Nardi, *Studi su Pietro Pomponazzi*, Florenz 1965; Martin L. Pine, *Pietro Pomponazzi. Radical philosopher of the Renaissance*, Padua 1986.

30 Der Sohn des kaiserlichen *condottiere* Ferrante Gonzaga und von Isabella di Capua förderte in Mantua die Künste und gründete die *Accademia degli Invaghiti*. Zu seiner Person vgl. Cesare Mozzarelli, *I Gonzaga a*

gli Invaghiti (wörtl. „Akademie der Vernarrten“) konnte auf Betreiben von Guglielmo Gonzaga Abschlüsse in Medizin, Poesie und den beiden Rechten vergeben.³¹

Der Aufenthalt Marcello Donatis in Padua fiel in eine außergewöhnliche, ja „avangardistische“ Periode der Paduaner Universität, denn er studierte nur wenige Jahre nach dem Erscheinen von Andreas Vesalius³² *De humani corporis fabrica* (1542) und der Gründung des botanischen Gartens (1545) in Padua: Der medizinische Unterricht fand nun nicht mehr ausschließlich *ex cathedra*, sondern auch am Krankenbett statt, was einen direkten Kontakt mit Patientinnen und Patienten erlaubte. An der Universität knüpfte Marcello vermutlich auch freundschaftliche Kontakte zu dem aus Kastilien stammenden Juan Valverde de Hamusco (1525–1588)³³, der 1560 in den anatomischen Schulen Paduas und Roms unter Realdo Colombo³⁴, einem Schüler von Vesalius und Bartolomeo Eustachi (gest. 1574)³⁵, unterrichtet worden war.³⁶ Valverde publizierte neben *De animi et corporis sanitate tuenda libellus* (1552) 1556 in Rom die *Historia de la composicion del cuerpo humano* (Anatomia del corpo humano, Roma 1560), deren Tafelteil allerdings fast identisch mit Vesalius' *De humani corporis fabrica* ist und weniger auf eigenen Sektionen beruhte, was Valverde den Vorwurf einbrachte, plagiiert zu haben.³⁷

Guastalla dalla cortigiana al principato, e alla istituzione di una città conveniente, in: Cinzia Bertoni/Fiorello Tagliavini (Hgg.), *Il tempo dei Gonzaga*, Guastalla 1985, 16–21; Molly Bourne, *Gonzaga, Cesare*, in: DBI 57, Roma 2001, http://www.treccani.it/enciclopedia/cesare-gonzaga_%28Dizionario-Biografico%29/ (Zugriff: 14.05.2020).

- 31 1624 gründete Ferdinando Gonzaga (1587–1627) eine Universität, die von Jesuiten geleitet wurde und an der Theologie, Philosophie, Botanik und auch Medizin studiert werden konnten, vgl. Grendler, *The University of Mantua*, 55, 175–178 (zur Medizin); Michele Maylender/Luigi Ravà, *Storia delle accademie d'Italia*, Bologna 1926–30, 3, 363–366.
- 32 Der aus Belgien stammende Arzt Andreas Vesalius (1514–1564) gilt als Begründer der neuzeitlichen Anatomie und wirkte als Leibarzt Kaiser Karls V. Sein bekanntestes Werk, die *De humani corporis fabrica libri septem* (1542), beruht auf zahlreichen in Padua durchgeführten Sektionen. Zu Vesalius vgl. Charles Donald O'Malley, *Andreas Vesalius of Brussels, 1514–1564*, Berkeley u. a. 1964; Andrew Cunningham, *The Anatomical Renaissance. The Resurrection of the Anatomical Projects of the Ancients*, Aldershot u. a. 2003.
- 33 Der aus Kastilien stammende Anatom Juan Valverde de Hamusco (1525–1588) publizierte zahlreiche anatomische Werke, darunter *De animi et corporis sanitate tuenda libellus* (1552) sowie die *Historia de la composicion del cuerpo humano* (1556). Zu seiner Person vgl. Harvey Cushing, *A Bio-Bibliography of Andreas Vesalius*, New York 1943, 146–148; Carlos G. Norena, *Studies in Spanish Renaissance Thought*, The Hague 1975, 1975, 213; J. M. Hernandez-Mansilla, *Juan Valverde de Amusco c. 1525–1588 and his vocation for anatomy in the Hispano-Italian Renaissance*, *Medical History* 4 (2015), 22–34.
- 34 Der aus Mailand stammende Realdo Colombo (ca. 1516–ca. 1559) studierte in Padua, wo er 1543 für zwei Jahre den Lehrstuhl von Andreas Vesalius übernahm und wechselte dann nach Pisa und schließlich nach Rom an das *Collegio della Sapienza*. Er veröffentlichte 1559 *De re anatomica*. Zu Colombo vgl. Carlo Colombero, *Colombo, Realdo*, in: DBI 27, Roma 1982, http://www.treccani.it/enciclopedia/realdo-colombo_%28Dizionario-Biografico%29/ (Zugriff: 14.05.2020); Susanne Hahn, *Colombo, Realdo*, in: Werner E. Gerabek u. a. (Hgg.), *Enzyklopädie Medizingeschichte*, Berlin/New York 2005, 267f.
- 35 Bartolomeo Eustachi (gest. 1574) war ab 1549 päpstlicher Leibarzt und lehrte am *Collegio della Sapienza*. 1552 verfasste er die *Tabulae anatomicae*, die jedoch erst 1714 publiziert wurden. Zu seiner Person vgl. Luigi Belloni, *Bartolomeo Eustachi, anatomico del Cinquecento, al lume di recenti ricerche*, *Archives internationales d'histoire des sciences* 29 (1979), 5–50; Maria Muccillo, *Eustachi, Bartolomeo*, in: DBI, 43, Roma 1993, [http://www.treccani.it/enciclopedia/bartolomeo-eustachi_\(Dizionario-Biografico\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/bartolomeo-eustachi_(Dizionario-Biografico)/) (Zugriff: 15.04.2020).
- 36 Vgl. zu Hamusco Marcello Donati, *De medica historia* [...], Mantova 1586, 84: *Anatomicae artis valde studiosus, meique amatissimus*.
- 37 Vgl. Wibke Larink, *Bilder vom Gehirn. Bildwissenschaftliche Zugänge zum Gehirn als Seelenorgan*, Berlin 2011, 234.

Donati wurde laut der *rotuli*³⁸ am 17. Juli 1560 in Padua promoviert³⁹ und kehrte danach nach Mantua zurück. Als hilfreich bei seiner Etablierung als Arzt in Mantua erwiesen sich vor allem die Kontakte zum Leibarzt der Gonzaga, Giovan Maria Facini (gest. 1568), dessen Vater bereits in herzoglichen Diensten gestanden hatte.⁴⁰ Schon am 12. Oktober 1560, nur knapp drei Monate nach seiner Rückkehr nach Mantua, wurde Donati ins *Collegium medicum* aufgenommen.⁴¹ Im Alter von sechsundzwanzig Jahren wurde er Vizedirektor der *Accademia degli Invaghiti*, der er von 1577 bis 1599 als Direktor vorstehen sollte.

Der dreijährige Aufenthalt in Padua hatte großen Einfluss auf die Entwicklungen der wissenschaftlichen Interessen Donatis in den kommenden Jahren, insbesondere im Hinblick auf die Anatomie und die Botanik. In seiner 1577 erschienenen Schrift *De medica historia mirabili*, einer Sammlung von außergewöhnlichen medizinischen Fallbeispielen, berichtet er ausführlich über selbst durchgeführte Sektionen.⁴² Marcello Donati hielt Autopsien für notwendig, um den Todesursachen auf den Grund zu gehen oder neue Therapien zu entwickeln und verurteilte jene Ärzte, die sich gegen die neuen Erkenntnisse der Medizin aussprachen.⁴³ Auch von Seiten des Herzogs waren in dieser Zeit anatomische Untersuchungen gefördert worden. Aus den Statuten des *Collegium medicum* geht nämlich hervor, dass Guglielmo Gonzaga am 14. Dezember 1559 dem *Collegium* gestattet hatte, über die Leichen von Verurteilten noch vor Beginn der offiziellen Autopsie zu verfügen.⁴⁴ Wie viele Gelehrte Mantuas unterhielt Donati ein Naturalienkabinett⁴⁵, in dem sich auch ein menschliches Skelett sowie anatomische Präparate befanden, die zu Demonstrationszwecken dienten.⁴⁶ Das Skelett hatte er von seinem Freund Johannes Bertonius als Geschenk erhalten, um den Studenten den Aufbau des menschlichen Körpers zu demonstrieren:

„Der hervorragende Arzt Johannes Bertonius ab Auricula, mit dem ich sehr befreundet bin, gab mir das Skelett, welches ich zuhause sorgfältig zur Bequemlichkeit der Studenten aufbewahre, sodass sie darin alle Knochen, d. h.

38 Bei den universitären *rotuli* handelt es sich um größere Blätter, die z. B. Immatrikulationslisten der Studenten, aber auch Namenslisten der Dozenten oder Regelungen der Universität enthalten. Sie wurden vermutlich öffentlich verlesen.

39 Vgl. Zanca, Notizie, 8f.

40 Vgl. Carlo d'Arco, Studi intorno al municipio di Mantova, 7, Mantua 1874, 102.

41 Vgl. Mantua, Archivio di Stato, Fondo Gonzaga, b. 3105, fol. 2v: *D. Marcellus Donatus Eques/Die 12. Octobris 1560. Me Petro Luca supra do N[Gorno Notario]*.

42 Vgl. Marcello Donati, *De medica historia mirabili*, Buch IV, Kap. 2–3; *apertus est venter* etc.; Zanca, Notizie, 10f.

43 Donati, *De medica historia mirabili*, fol. 199r: „Nec minus medici quidam reprehensione vacant, qui laboris impatientes, foetoremque, dissecti cadaveris (ut aiunt) aversantes, delicatuli sane in caecis ignorantiae latebris quotidie versari malunt, quam veritatis curioso studio teneri.“

44 Vgl. Gilberto Carra/Attilio Zanca, Gli statuti del Collegio dei medici di Mantova del 1559, in: *Atti e memorie dell'Accademia Virgiliana* 2 (1977), 35f. und 79f.

45 Vgl. die Inventarliste in Donatis Testament (Mantua, Archivio di Stato, Registro delle estensioni notarili, anno 1602, fol. 833r–855r, Testamentum Marcelli Com. De Donatis, Reg. Diem 12 Junij 1602).

46 Vgl. Filippo Costa, *Discorsi di M. Filippo Costa sopra le compositioni degli antidoti & medicamenti, che piu si costumano di dar per bocca*, Mantova 1586, fol. 4v; Findlen, *Possessing Nature*, 249.

alle Gelenke des Körpers vom Kopf bis zu den kleinen Zehen zusammen betrachten können.“⁴⁷

Nachdem 1545 der botanische Garten von Padua in den medizinischen Unterricht integriert worden war, wurde die Botanik zu einem wichtigen Bestandteil des Medizinstudiums. Bei seinem Haus im Stadtteil Leone Vermiglio, dem heutigen Corso Vittorio Emanuele II im Bereich der Kirche S. Orsola, richtete Marcello Donati seinen eigenen botanischen Garten ein, in dem sich auch seltene Pflanzen aus der Neuen Welt befanden.⁴⁸ Durch Überbauungen ist von dem Garten heute nur noch das Fundament eines Brunnens mit lateinischer Inschrift erhalten, das sich mittlerweile im Palazzo Ducale befindet. Die Inschrift des Brunnens setzt den Garten mit einem *locus amoenus* gleich, der den Besucher zur Muße einlädt:

„Hier, wo wir uns mit klarem Wasser waschen, der Durst gelöscht, der Garten bewässert wird, schleicht sich ein tiefer Schlaf mit leisem Gemurmel heran. Marcello hat den Brunnen mit neuer Zierde für die Familie Donati und ihre Freunde errichtet.“⁴⁹

Vor dem Hintergrund seiner Begeisterung für die botanische Forschung hatte Marcello Donati ein enges Netzwerk mit Naturforschern wie Ulisse Aldrovandi (1522–1605)⁵⁰ und dem Direktor des botanischen Gartens von Ferrara und Arzt der d’Este, Alfonso Pancio, aufgebaut.⁵¹ Letzterer nimmt in einem Brief an Aldrovandi vom 15. April 1570 auf die Beschäftigung Donatis mit Pflanzen aus der „Neuen Welt“ Bezug, denn Donati, der zu diesem Zeitpunkt gerade ein Werk von Nicolas Monardes (*opera del dottor Nicolosa*) aus dem Spanischen übersetzte, hatte Pancio seine Schrift über die Pocken mit einem Appendix über die Mechioacan-Wurzel zum Geschenk gemacht.⁵² Die dreißig Kapitel umfassende Studie beschäftigt sich mit der Charakteristik der Pflanze (*Exogonium purga* oder *Ipomoea purga*) und ihren pharmakologischen Eigenschaften. Sie wurde auch ins Französische übersetzt und in Lyon 1572 publiziert. Diese kleine Abhandlung hatte Marcello Donati Erzherzog Karl II. von Österreich (*ad altissimum Carolum archiducem Austriae*) gewidmet, möglicher-

47 Donati, De medica historia mirabilis, c. 301v.: „Excellens medicus Johannes Bertonius ab Auricula, mihi amicissimus, sceleton mihi dedit, quem ego domi ad studiosorum commodum diligenter adseruo, in quo ossa omnia, id est omnes corporis articuli a capite ad extremos usque pedis digitos uniti conspiciuntur.“

48 Zu Donatis Garten vgl. Zanca, Notizie, 11; Franchini u. a., Scienza a corte, 60f.

49 Castellani, Vita, 26: „Hic limphis ubi limpidis lavemur sedetur sitis hortus irrigetur obrepat placido sopor susurro. Marcellus posuit novo decore Donatisque sodalibusque fontem.“

50 Vgl. zu Aldrovandi und Marcello Donati insbesondere Claudio Grandi, La scienza medica e farmaceutica in Accademia e a Mantova nel XVI secolo: Marcello Donati, Antonio Bertoli e i loro colleghi. Dialogo tra naturalismo e sperimentalismo, in: Paola Tosetti Grandi/Annamaria Mortari (Hgg.), Dall’Accademia degli Invaghiti, nel 450° anniversario dell’istituzione, all’Accademia Nazionale Virgiliana di scienze lettere e arti in Mantova. Convegno internazionale di studi 29–30 novembre 2012, Mantova 2016, 125–185, bes. 140–142.

51 Vgl. zu Pancio insbesondere Gino Luzzato, Un botanico ferrarese ben noto agli studiosi dei suoi tempi, Alfonso Pancio, Paris 1952; Findlen, Possessing Nature, 19; 63; 248f.

52 De variolis et morbillis. Tractatus nullo antea editus Marcello Donato Mantuano medico philosopho et equite auctore. Eiusdem de radice purgante quam Mechioacan vocant, Mantuae anno 1569.

weise, weil er zu diesem Zeitpunkt auf eine lukrative Stellung hoffte.⁵³ Die Reaktion des Erzherzogs und der Gelehrten am habsburgischen Hof führt ein Brief vom 20. Februar 1570 vor Augen, den Maximilian (von) Dornberg, der Bruder des habsburgischen Botschafters in Venedig, Vito von Dornberg⁵⁴, aus Görz an Marcello Donati geschrieben hatte.⁵⁵ Dornberg berichtet, dass er dem Erzherzog das Buch im Rahmen einer privaten Audienz übergeben habe und dieses nach eingehender Prüfung durch zwei Hofärzte auch beim Erzherzog so großen Eindruck gemacht habe, dass dieser dem Autor zwei vergoldete Tassen aus Silber zukommen lassen wolle:

„Und wenige Tage danach wurde mir von den beiden Ärzten, die sich augenblicklich am Hof befanden, nämlich Doktor Thomas Augenstein und Doktor Jeremias Sbeicher, mitgeteilt, dass seine Hoheit ihnen das Buch zur Durchsicht übergeben habe und dass sie es von Anfang bis Ende gelesen hätten und der Ansicht seien, dass Ihre Exzellenz alles auf sehr schöne Art und Weise behandelt habe, was man über jene Pocken sagen könnte. Seine Hoheit hat sich entschlossen, Eurer Exzellenz [dafür] ein Paar Tassen aus vergoldetem Silber zukommen zu lassen.“⁵⁶

Parallel zu seinen Bemühungen, außerhalb Mantuas eine Stellung zu finden, knüpfte Donati vermutlich in dieser Zeit durch eine geschickte Heirat Verbindungen zum fürstlichen Hof: Mit 31 Jahren heiratete er am 8. Januar 1569 Cecilia Laziosi (1502–1620), die dreißig Jahre ältere Witwe seines Mentors und ehemaligen Leibarztes der Gonzaga, Gian Maria Facini. Vermutlich begünstigten diese engen Kontakte seine weitere Karriere, denn am 26. Oktober 1574 wurde Donati zum herzoglichen Arzt mit einem Jahresgehalt von fünfzig Golddukatun ernannt, wobei er dem Herzog ab 1577 auch als Erzieher des Sohnes Vincenzo sowie als Sekretär und Ratgeber diente, nachdem sein Vorgänger Gian Paolo Branca 1578 Professor in Padua geworden war.⁵⁷ Donati gab vermutlich zu dieser Zeit seine praktische Tätigkeit als Arzt auf, denn er wird in der Liste des *Collegiums* als nichtpraktizierender Arzt geführt (*Mag. ci Domini doctores Medici Originarij artem non exercentes*).⁵⁸

53 Das Traktat wurde 1591 und 1597 erneut in Mantua bei Francesco Osanna aufgelegt. Auch Vesalius widmete *De humani corporis fabrica* Kaiser Karl V., der ihn schließlich zum kaiserlichen Leibarzt machte.

54 Die Familie von Dornberg, die aus Görz stammte, stand lange im Dienst Habsburgs. Vito von Dornberg war 1566 auch habsburgischer Botschafter in Venedig und passierte Ferrara und Mantua, vgl. Silvano Cavazza, Dornberg, Vito, in: DBI 41, Roma 1992, [http://www.treccani.it/enciclopedia/vito-dornberg_\(Dizionario-Biografico\)](http://www.treccani.it/enciclopedia/vito-dornberg_(Dizionario-Biografico)) (Zugriff: 14.05.2020).

55 Mantua, Archivio di Stato, Fondo Gonzaga, b. 451, f. VI, fol. 528–529. Adressiert ist der Brief Al molto magnifico et eccellente signor Marcello Donati, delle arti et medicina dottore et amico molto honorando.

56 Mantua, Archivio di Stato, Fondo Gonzaga, b. 451, f. VI, fol. 528–529: „[...] e pochi giorni dappoi me fu detto dalli dui medici che al' hora se ritrovavano presenti in corte, il dottor Thomas Augenstain et dottor Hieremias Sbaicher, che sua altezza havea dato il libro a loro da riveder, et che lo havevano letto dal principio alla fine, et ritrovavano che vostra eccellenza con bellissimo ordine et modo havea trattato tutto quello che si può dire in materia di quelli morbilli di che ha scritto sua altezza se risciolse di voler donar a vostra eccellenza un paro di tazze d'argento indorato.“

57 Vgl. Zanca, Notizie, 13.

58 Vgl. Mantua, Archivio di Stato, Fondo Gonzaga, b. 3105, fol. 2v: *Mag. ci Domini Doctores Medici Originarij Artem non exercentes: Secretarius Ser. mi D. Principis*. Daraus geht zudem hervor, dass es noch weitaus mehr Ärzte

Als herzoglicher Leibarzt, Ratgeber und Sekretär war Marcello Donati eine Vertrauensperson, die auch mit besonders heiklen Aufgaben betraut wurde. Seine Ausbildung als Arzt blieb hierbei durchaus von Bedeutung, etwa bei der Untersuchung der jungen Margherita Farnese (1567–1643)⁵⁹, der Braut Vincenzo Gonzagas: Da Vincenzo nicht fähig gewesen war, die Ehe mit Margherita zu vollziehen, führte Marcello Donati eine medizinische Untersuchung durch und kam zu dem Schluss, dass bei der Braut ein chirurgischer Eingriff notwendig sei. Um die Gesundheit Margheritas nicht zu gefährden, wurde die Ehe im Oktober 1583 jedoch annulliert.⁶⁰ Vincenzo warb daraufhin um Eleonora de' Medici (1567–1611)⁶¹, musste sich jedoch in Venedig auf Betreiben Bianca Capellos und Francesco I. de' Medici einer *prova di matrimonio* mit einem Mädchen namens Giulia Albizzi unter Anwesenheit Donatis unterziehen, bevor er im April 1584 Eleonora ehelichen durfte.⁶² Hinsichtlich der bedeutenden Stellung Donatis im höfischen Gefüge zu diesem Zeitpunkt ist insbesondere die *Descrizione delle pompe e delle feste*, die 1584 zu Ehren der Hochzeit von Vincenzo Gonzaga und Eleonora de' Medici erschienen war, aufschlussreich. Dort ist auch eine Aufstellung der *Signori*, die an dem Fest teilgenommen hatten, wiedergegeben, wobei Marcello Donati, wenn auch an letzter Stelle, doch unter den adeligen Honoratioren genannt wird.⁶³

Vincenzo Gonzaga hatte während seiner Aufenthalte in Ferrara auch den vermutlich an Schizophrenie erkrankten Dichter Torquato Tasso (1544–1595)⁶⁴ besucht und den Herzog von Ferrara gebeten, Tasso mit nach Mantua nehmen zu dürfen, was dieser dann im Juli 1586 auch gewährte. Donatis medizinische Kenntnisse

in Mantua gab, die ihre Tätigkeit anscheinend gegen eine lukrative Beschäftigung am Hof eingetauscht hatten, etwa ein gewisser Antonio Fiera *Ufficialis in Magistratu Ducali*.

59 Die Hochzeit mit Vincenzo Gonzaga wurde am 26. Mai 1583 annulliert, woraufhin sich Vincenzo mit Eleonora de' Medici vermählte. Nach ihrer Rückkehr nach Parma trat Margherita ins Benediktinerinnenkloster von San Paolo ein. Zu ihrer Person vgl. Fiamma Satta, Farnese, Margherita, in: DBI 45, Roma 1995, http://www.treccani.it/enciclopedia/margherita-farnese_%28Dizionario-Biografico%29/ (Zugriff: 15.04. 2020).

60 Vgl. zu dieser Episode Kate Simon, I Gonzaga, Roma 2004, 248–285; Constantino Cipolla/Giancarlo Malacarne (Hgg.), *El più soave et dolce et diletevole et gratioso bochone. Amore e sesso al tempo dei Gonzaga*, Milano 2006, 58, 156, 164, 194, 421f. (Dok. Nr. 48); ferner auch Finucci, *The prince's body*, 30, 46.

61 Eleonora de' Medici war die Tochter des Großherzogs der Toskana, Francesco I., und dessen Frau Johanna von Österreich. Am 14. August 1587 heiratete sie Vincenzo I. Gonzaga, mit dem sie sechs Kinder hatte. Zu ihrer Person vgl. Sonia Pellizzer, Eleonora de' Medici, in: DBI 42, Roma 1993, [http://www.treccani.it/enciclopedia/eleonora-d-asburgo-duchessa-di-mantova_\(Dizionario-Biografico\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/eleonora-d-asburgo-duchessa-di-mantova_(Dizionario-Biografico)/) (Zugriff: 15.04.2020).

62 Vgl. Zanca, *Notizie*, 14–20; Grendler, *The University of Mantua*, 28f.

63 Anonymus, *Descrizione delle pompe e delle feste, fatta nella venuta alla Città di Firenze del Sereniss. Don Vincenzo Gonzaga Principe di Mantoua, e del Monferrato*, Firenze 1584, fol. 4: „Il Signor Marchese del Vasto/ Il Signor Carlo/Il signor Federigo/Il Signor Ipolito/Il Signor Mario. Tutti di casa Gonzaga, Il Signor Francesco/ al Signor Fabio/Il Signor Giulio. Il Signor Federigo/Il Signor Conte di Castiglione. Il Signor Conte Prospero d'Arco/Il Signor Conte Pirro d'Arco/il Signor Conte Giouaniacopo d'Arco, Il Signor Giulio Strozzi/Il Signor Giouambatista Guerrieri/Monsignor Cammillo Capiluppo/Il Signor Tullio Guerrieri/Il Signor Cesare Fantini/Il Signor Marcello Donati.“

64 Der italienische Dichter Torquato Tasso (1544–1595), der aus dem adeligen Haus der Tasso in Bergamo stammte, wirkte insbesondere an den Höfen von Urbino und Ferrara. *La Gerusalemme liberata* (1575), ein fiktives Gespräch zwischen Christen und Muslimen am Ende des ersten Kreuzzuges, ist sein wohl bekanntestes Werk. Zu Leben und Werk vgl. Maria Luisa Doglio, *Origini e icone del mito di Torquato Tasso*, Roma 2002; Pasquale Sabbatino u. a. (Hgg.), «Nel mondo mutabile e leggiere». Torquato Tasso e la cultura del suo tempo, Napoli 2003; Claudio Gigante, *Tasso*, Roma 2007.

waren daher auch bei dieser Befreiung Tassos aus dem *Ospedale di S. Anna* gefragt⁶⁵, denn der Arzt und Torquato Tasso führten einen regelmäßigen Briefverkehr, wobei Donati als Vertrauensperson⁶⁶ und Mittler zu Vincenzo Gonzaga fungierte.⁶⁷ Neben Donati wurde Tasso auch von Giovanni Battista Cavallara (gest. 1587), seit 1581 ebenfalls Hofarzt in Mantua, behandelt. Cavallara trat in eine gewisse Konkurrenz zu Marcello Donati, dem er in zwei Briefen vom 19. und 21. Mai 1581 sogar seine Forderungen darlegte, die aus einer standesgemäßen Unterkunft, einem Wagen sowie Zusatzbeträgen für adäquate Kleidung, die seiner neuen würdevollen Stellung gerecht sei, bestanden.⁶⁸ Auf der anderen Seite existierte zwischen den beiden Hofärzten ein enger Kontakt, der durch gemeinsamen fachlichen Austausch geprägt war, denn Cavallara begleitete die Drucklegung verschiedener Werke Donatis.⁶⁹ Trotz seiner umfangreichen Tätigkeit als herzoglicher Sekretär publizierte Donati 1586 *De medica historia mirabili*, eine Sammlung klinischer Fälle und anatomischer Beobachtungen, die auf antiken, arabischen, mittelalterlichen und zeitgenössischen Autoren beruht. Das kompilative Werk enthält neben den Beschreibungen von Fällen, die Donati von Kollegen erhalten hatte⁷⁰, auch zahlreiche eigene Beobachtungen zu Krankheitsbildern, die hier erstmals beschrieben werden (etwa das Magengeschwür oder Angioödem/Quincke-Ödem).⁷¹ Am 16. August 1584 lieferte Cavallara diverse Anregungen für Donatis medizinisches Kompendium, darunter einen interessanten Fall von Blasensteinen, den er mit *pietra giudiaca* und einem pflanzlichen Dekokt kuriert habe.⁷² Neben der medizinischen Versorgung der herzoglichen Familie und dem Verfassen medizinischer Abhandlungen umfassten die täglichen Aufgaben Donatis als *consiliarius* auch die Beantwortung der persönlichen Korrespondenz. Obwohl es sich hierbei weniger um Entscheidungen von wichtiger Tragweite denn

65 Vgl. Zanca, Notizie, 20f.; Ugo Amati/Alessandro Tamino/Vanda di Nella, Il signor Torquato Tasso, il suo umor Marcantonio e l'aria del Sant'Onofrio, in: Franca Fedeli Bernardini (Hg.), L'ospedale dei pazzi di Roma dai papi al '900, 2, Bari 1994, 57–74.

66 Dies geht etwa aus einem Schriftstück Tassos an Antonio Sersale hervor (November 1585), vgl. Cesare Guasti (Hg.), Le lettere di Torquato Tasso, Firenze 1854, 2, 459, Nr. 436.

67 Vgl. die Bitte Tassos, einen Brief an Vincenzo zu übergeben. Torquato Tasso, Opere di Torquato Tasso, Pisa 1827, Band 17: Lettere inedite, 88, Nr. 83.

68 Vgl. Franchini u. a., Scienza a corte, 46. Der Brief Cavallaras an Donati befindet sich in Mantua, Archivio di Stato, Fondo Gonzaga, b. 2613 (Brief aus Medole vom 21. Mai und vom 19. Mai 1581).

69 Cavallara begleitete etwa den Fortschritt bei der Drucklegung des Buches *De medica historia mirabili*, vgl. Mantua, Archivio di Stato, Fondo Gonzaga, b. 2621 (Brief vom 13. Januar 1583) und ebd., b. 2613 (Brief vom 10. Mai 1585) und ebd., b. 2633 (Brief vom 24. Mai 1586).

70 Neben Cavallara (Mantua, Archivio di Stato, Fondo Gonzaga, b. 2617 [Brief vom 19. September und vom 14. November 1582]) auch von Alessandro Sanmaffei (Mantua, Archivio di Stato, Fondo Gonzaga, b. 2613 [Brief vom 25. September 1581]); ebd., b. 2614 [Brief vom 6. September 1581]; diverse außergewöhnliche (*stravaganti*) Fälle: ebd., b. 1554 [Brief vom 15. Juni 1584]).

71 Das Buch wurde in Venedig wiederaufgelegt (1588) und 1597 bei Giunti und durch den deutschen Arzt Gregor Horst sogar in Frankfurt (1613 und 1664) herausgegeben. Eine vergleichbare Sammlung stammt von Antonio Benivieni (1443–1502), *De abditis nonnullis ac mirandis morborum et sanctionum causis*, Firenze 1507.

72 Vgl. Mantua, Archivio di Stato, b. 1514, fasc.3, fol. 575 (C): „Mandai li di passati un caso novo d'un salasso. Se a vostra signoria pare che egli meriti luogo nell'opera, nè per anco l'habbia havuto, scrivasi come hora lo mando: che è l'istesso in tutto che prima, ma più ordinato ... ho una pietra di Ursica fatta hora orinar ad una maritata giovane, la qual pietra è così grossa, che io non l'haverei creduto ad altrui. Il medicamento è stato la pietra giudaica con decotto d'Oronida et d'altri simili.“ Vgl. zum *pietra giudaica* etwa Giacinto Gemma, *Della Storia naturale delle gemme, delle pietre, e di tutti i minerali* [...], Napoli 1730, 1, 78.

um alltägliche Belange handelt, dokumentieren sie doch das tägliche Leben am Hof in Mantua: Am 24. Juni 1588 verfasste Donati in seiner Funktion als herzoglicher Sekretär etwa ein Schreiben an den Bischof von Mantua, Matteo Brumani, in dem er sich im Namen der Herzogin für kandierte Rosenblätter bedankte⁷³ und am 20. September desselben Jahres erhielt er von dem Dichter und Redner Enea Vaini die Aufgabe, eine Kiste mit Gemälden aus Florenz mitzubringen.⁷⁴

Nachdem Vincenzo Gonzaga 1587 Herzog von Mantua geworden war, hatte er Donati nobilitiert, ihn zum Grafen erhoben und das Schloss Pozzano von Montferrat geschenkt. Seinen aufwendigen Lebensstil finanzierte Donati nicht nur durch die großzügigen herzoglichen Zuwendungen, sondern auch durch das Erbe seines 1574 verstorbenen Vaters Ettore, der über 1.200 wissenschaftliche Bücher, 77 Gemälde sowie ca. 30 Skulpturen und Medaillen besessen hatte.⁷⁵ Donati wirkte bis zu seinem überraschenden Tod durch Fieber und Gicht (*febre e gotta*) am 9. Juni 1602⁷⁶ am herzoglichen Hof in Mantua.

Gehrt durch ein aufwendiges Grabmonument, das er noch zu Lebzeiten hatte errichten lassen, wurde er in der Kirche San Francesco bestattet, deren Grundstein 1304 gelegt worden war. Eine Bestattung in der Kirche von San Francesco war ein außerordentliches Privileg, denn dort befanden sich auch das Mausoleum der Gonzaga (Cappella Gonzaga) von 1369 bis 1484 sowie Grabstätten bekannter Honorationen wie etwa das Grab des *condottiere* Giovanni delle Bande Nere (1498–1526).⁷⁷ Unter österreichischer Herrschaft diente die Kirche für militärische Zwecke, das Grabmal und auch das Epitaph Donatis wurden im Zweiten Weltkrieg vollständig zerstört. Da Marcello Donati über keine leiblichen Erben verfügte, gestalteten sich die Nachlassangelegenheiten schwierig.⁷⁸ In seinem Testament (1599) hatte der Arzt seine Frau Cecilia zur Alleinerbin seines Vermögens gemacht. Die kostbaren antiken Marmorskulpturen – darunter einen wunderschönen (*bellissimo*) Putto – vermachte er hingegen seinem Dienstherrn Vincenzo Gonzaga, zwölf Medaillen aus Gold dessen Frau Eleonora.⁷⁹ Neben seinem Dienstherrn wurden auch geschätzte Persönlichkeiten des Hofes bedacht, darunter Abate Pomponazzo oder Senator Soardo, die jeweils mit einer Tischuhr beschenkt wurden, oder Dottor Chappone, der eine silberne

73 Mantua, Archivio di Stato, Fondo Gonzaga, b. 1116, fasc. 2, fol. 95: „La serenissima signora nostra ha havuto il quadretto et la cassetina con dentro le scatole di foglie di rose candite et fugaccini (1) di zuccaro ben conditionati ... P.S. Avviso vostra altezza del costo dei quadri.“

74 Mantua, Archivio di Stato, Fondo Gonzaga, b. 1116, fasc. 2, fol. 549 (C): „porta anche una cassetta longa entrove pitture havuta dal signor Vinta“ (ein Diplomat).

75 Mantua, Archivio di Stato, Atti notarili, notaio Cesare Ricci, atto del 31 agosto 1602; Mantua, Archivio di Stato di Mantova, atti notarili, registro delle estensioni notarili, anno 1602, fol. 833r–835r (*Testamentum Marcelli Com. De Donatis, Reg. Diem 12 Junji 1602*).

76 Mantua, Archivio di Stato, Fondo Gonzaga, registri necrologici, n. 23, fol. 33r: „L'illustrissimo signor conte Marcello Donati nella contrada del Leon Vermiglio è morto di febre e gotta in quindici dì de anni n. 62.“

77 Vgl. Rosanna Golinelli Berto (Hg.), *Sepolcri Gonzagheschi*, Mantova 2013. Weitere bedeutende Grabstätten der Gonzaga waren die Kathedrale von *San Pietro*, die Kirche von *Santa Paola*, die *Basilica di Santa Barbara* und die *Basilica di Sant'Andrea*.

78 Mantua, Archivio di Stato, atti notarili, registro delle estensioni notarili, anno 1602, cc. 833r–835r (*Testamentum Marcelli Com. De Donatis, Reg. Diem 12 Junji 1602*).

79 Mantua, Archivio di Stato, atti notarili, registro delle estensioni notarili, anno 1602, c. 833r–855r.

Tasse mit Deckel erhielt.⁸⁰ Seinem Neffen Paolo Grassi (1562–1622), Arzt und Sekretär des jungen Prinzen Giovanni Siro da Correggio d' Austria (1590–1645), hinterließ Donati seine reichhaltige Bibliothek. In seinem Testament hatte Marcello Donati zudem ein *Collegium* für angehende Ärzte gegründet und den Nießbrauch dem *Monte di Pietà* mit der Verpflichtung, dass sein Haus in eine Schule für zukünftige mantuanische Ärzte umgewandelt werden sollte, übertragen.⁸¹ Erst 1772 konnte der *Monte di Pietà*, ein 1570 gegründetes Bankhaus, jedoch auf das Vermögen zurückgreifen. Dazu kam, dass Margherita Gonzaga, die Schwester des Herzogs von Mantua, 1608 das Kloster und die Kirche von *Sant'Orsola* gründete, weshalb ein Teil des Hauses Donatis und der botanische Garten abgerissen sowie Steine in das Kloster verbaut wurden, nachdem Margherita das Haus von den Erben erworben hatte.⁸²

Vom Wirken Donatis sind im Stadtbild Mantuas durch Verbauungen und Zerstörungen infolge von kriegerischen Auseinandersetzungen kaum mehr Spuren erhalten geblieben. Dieser städtebauliche Befund steht in krassem Gegensatz zu der illustren Karriere eines Arztes, der bis an die Spitze der höfischen Gesellschaft gelangt war und das Leben eines wohlhabenden Adligen geführt hatte. Rückblickend lassen sich jedoch spezifische Muster erkennen, die den Aufstieg Donatis befördert hatten: Marcello Donati wie auch sein adeliger Kollege Cavallara stammten beide aus einflussreichen mantuanischen Familien, die bereits durch ihre Herkunft mit dem Hof verbunden waren. Zudem hatten beide bereits früh Kontakte zum Hof geknüpft, denn die Gonzaga rekrutierten ihr medizinisches Personal anscheinend bevorzugt aus Mantua. Dies zeigt sich an der Tatsache, dass es anderen Ärzten wie etwa Tomaso Rangone oder Giovanni Tommaso Minadoi trotz Empfehlungsschreiben oder einflussreichen Förderern am herzoglichen Hof nicht gelang, sich langfristig in Mantua zu etablieren. Marcello Donati verfügte neben der herzoglichen Gunst noch über einen weiteren Vorteil: Sein ererbtes Vermögen und die Heirat mit der Witwe des herzoglichen Leibarztes Facini ermöglichten ihm einen Lebensstil, der vornehmlich dem Adel vorbehalten war. Marcello Donatis familiäre Verbindungen, seine Anpassungsfähigkeit und sein politisches Geschick erlaubten ihm auf diese Weise, eine Familientradition fortzuführen, die bereits durch eine enge Symbiose mit dem herzoglichen Hof gekennzeichnet gewesen war. Ärzte und Medizinprofessoren waren am Hof der Gonzaga wie an anderen Höfen oft als Tutoren und Erzieher des herzoglichen Nachwuchses tätig. Daraus ergaben sich wie im Fall Marcello Donatis, der als Erzieher Vincenzo Gonzagas gewirkt hatte, lebenslange Freundschaften und Vertrauensverhältnisse. Wissenschaftliche Leistungen gerieten aufgrund diplomatischer Aktivitäten allerdings nicht selten in den Hintergrund.

80 Ebd.

81 Mantua, Archivio di Stato, Registro delle estensioni notari, fol. 834v.: „[...] et etiam illum [Montem Pietatis Mantuae] aggravavit et aggravaverat ad conducentem constituendumque et manutenendum praemio concedenti singulo anno infrascriptas personas, id est unum ex excellenti collegio excellentissimorum dominorum medicinae doctorum Mantuae qui in domo magna ipsius domini tetstatoris sita Mantuae in contrata Leonis Vermilii vulgo nuncupata il Borgo [...]“. Das Testament regelt auch den Unterricht.

82 Vgl. Mantua, Archivio di Stato, Documenti patrii raccolti da Carlo d' Arco, n. 125 (Estratto della breve narrazione e vera historia della fondazione del Monastero di Sant'Orsola).

Francesco Partini da Rovereto (1500–1569), medico imperiale La sua attività di cura e le sue reti professionali

di Alessandra Quaranta

Abstract

The article sheds light on both the medical practice of Francesco Partini from Rovereto (1500–1569), and his professional networks. In 1557, he was appointed personal physician of Ferdinand I's son, Maximilian, and in this position also treated many members of the imperial family's *entourage* over the course of his career. The medical consultations he compiled are characterised by a great attention to clinical signs, following the pattern outlined by Giovanni Battista Da Monte. Furthermore, the Italian physician established close relationships with some of the most eminent physicians of his time. However, the constant search for confirmation of his own diagnostic hypotheses partially entailed his fear of disappointing his patients' expectations of recovery. Partini had to integrate his great scholarly erudition in a goal-oriented strategy aimed at preserving the trust of both his patients and the Emperor.

Francesco Partini, medico di corte e nobile dell'Impero

Francesco Partini di Rovereto rappresenta un caso ben documentato di medico dotto (ovvero *medicus-physicus*, colui che conseguiva la laurea in Medicina), che prestò servizio presso la famiglia imperiale asburgica nella seconda metà del Cinquecento.¹ Grazie alla raccolta di numerosi *consilia medica* che Partini annotò di proprio pugno in un quaderno², è possibile infatti gettare luce su aspetti dei quali si sa ancora troppo poco, come l'attività clinica esercitata dai medici eruditi e le relazioni professionali che essi stabilivano. Del resto, il supporto e la collaborazione dei colleghi erano determinanti per districarsi in un mercato della cura in cui non era raro per un medico essere accusato di imperizia, ignoranza, o errore. Le tracce documentarie lasciate da Partini ci consentono di comprendere più a fondo anche la natura delle relazioni tra quest'ultimo e le sue/i suoi pazienti: a dispetto del titolo accademico

-
- 1 Su Francesco Partini vedi il paragrafo a lui dedicato nel mio recente testo: Alessandra Quaranta, *Medici-physici trentini nella seconda metà del Cinquecento. Sapere medico, identità professionale e scambi cultural-scientifici con le corti asburgiche*, Trento 2019, 73–92. Tale monografia è l'esito di una ricerca sui medici trentini nel Cinquecento da me condotta con il contributo della Fondazione Cassa di Risparmio di Trento e Rovereto, mentre il presente articolo è frutto della prosecuzione e dell'approfondimento della mia specifica ricerca su Partini.
 - 2 Biblioteca Civica di Rovereto *Girolamo Tartarotti* (BCRo), Manoscritti, cod. 24, Consulti medici e ricette (sec. XVI) di Francesco Partini.

e della prestigiosa posizione professionale conseguita, il medico roveretano dovette spendere molte energie per conquistare e preservare la loro fiducia.

Francesco Partini nacque nel 1500 a Rovereto.³ Apparteneva a una famiglia che negli anni Sessanta e Settanta del XV secolo era riuscita a introdursi nella piccola aristocrazia cittadina.⁴ Nel 1444 Antonio Partini, figlio di Girardo Partini di Valsassina (nell'attuale Provincia di Lecco), era giunto a Rovereto per esercitarvi l'arte mercantile. Successivamente, nel 1460, aveva aperto nella città lagarina una farmacia e, per ben tre volte, a partire dal 1469, aveva ricoperto l'illustre carica di provveditore cittadino.⁵ Nel 1461 aveva fatto redigere un testamento con cui lasciava ai discendenti una "casa con cortile, orto e torchio delle uve"⁶, e la sua attività di produzione farmaceutica fu portata avanti da Matteo, uno dei figli.⁷

Francesco, figlio di Matteo Partini, compì i primi studi a Brescia.⁸ Conseguì poi il titolo di *Doctor in Medicina et Philosophiae* presso il Collegio dei Medici di Venezia⁹, dove i costi della cerimonia di laurea erano più accessibili rispetto a quelli dello *Studium* padovano.¹⁰ Tuttavia, è assai probabile che, come altri trentini a lui contemporanei, Partini abbia studiato a Padova, sede all'epoca della più prestigiosa Facoltà di Medicina in Europa.¹¹

Nel 1531 Francesco fu nominato dal Governo di Rovereto medico cittadino¹², e l'incarico gli fu confermato due anni dopo.¹³ Nel 1557 divenne *physicus* personale del figlio di Ferdinando I¹⁴, Massimiliano¹⁵, allora re di Boemia, e cominciò ad esercitare

3 Vedi Lino Bonomi, *Naturalisti, medici e tecnici trentini. Contributo alla storia della scienza in Italia*, Trento 1930, 99; Otto Rudl, *Beiträge zur Geschichte der Medizin in Tirol*, Bozen 1925, 82; Edoardo Benvenuti (a cura di), *I manoscritti della Biblioteca Civica di Rovereto descritti. Parte I* ('300, '400, '500, '600), Rovereto 1908, 39; Francesco Ambrosi, *Scrittori ed artisti trentini*, Trento 1894, 34; Giangrisostomo Tovazzi, *Medicaeum Tridentinum, id est, syllabus medicorum Civitatis ac Dioecesis Tridentinae interjectis etiam chirurgis omnis aevi*, Trento 1889, 29.

4 Gian Maria Varanini, *Un pittore veneziano a Rovereto nel 1470*, in: *Verona illustrata* 3 (1990), 5–8, spec. 6.

5 Quintilio Perini, *Famiglie nobili trentine. La famiglia Partini di Rovereto*, Rovereto 1909, 1f.

6 BCRO, ms. di Giuseppe Bonvicini, *Famiglia Partini*, cartella 50, fol. 6r.

7 Perini, *Famiglie nobili trentine*, 3.

8 Girolamo Tartarotti, *Saggio della biblioteca tirolese o sia Notizie istoriche degli scrittori della provincia del Tirolo*, Rovereto 1733, 31.

9 Richard Palmer, *The "Studio" of Venice and Its Graduates in the Sixteenth Century*, Padova/Trieste 1983, 43.

10 Ivi, 18f.; Hilde de Ridder-Symoens, *The Mobility of Medical Students from the Fifteenth to Eighteenth Centuries: The Institutional Context*, in: Ole Peter Grell/Andrew Cunningham/Jon Arrizabalaga (a cura di), *Centres of Medical Excellence? Medical Travel and Education in Europe, 1500–1789*, Farnham 2010, 47–89, spec. 61.

11 Il nome di Francesco Partini non figura nella lista, stilata da Arnaldo Segarizzi, degli studenti che frequentarono lo *Studium* di Padova nel XVI secolo. Vengono invece citati Giulio Alessandrini e Antonio Grotta, entrambi futuri colleghi di Partini: Arnaldo Segarizzi, *Professori e scolari trentini nello studio di Padova*, Trento 1907–1914, rispettivamente 27 e 30.

12 Tartarotti, *Saggio della biblioteca tirolese*, 32.

13 BCRO, ms. Giuseppe Bonvicini, *Famiglia Partini*, cartella 50, fol. 3r.

14 Su Ferdinando I, imperatore dal 1556 al 1564, vedi Benjamin Curtis, *The Habsburgs: The History of a Dynasty*, London/New York 2013, 68–81; Michael Chisholm, *The Religionspolitik of Emperor Ferdinand I (1521–1564): Tyrol and the Holy Roman Empire*, in: *European History Quarterly* 38/4 (2008), 551–577; Alfred Kohler, *Ferdinand I. 1503–1564. Fürst, König und Kaiser*, München 2003.

15 Su Massimiliano II, imperatore dal 1564 al 1576, vedi Volker Press, *Maximilian II.*, in: *Neue Deutsche Biographie* 16, Berlin 1990, 471–475. Un aspetto fondamentale del suo regno è la politica religiosa da lui condotta nel contesto dei conflitti interconfessionali tra protestanti e cattolici che attraversarono l'Europa nel

l'arte medica alla corte viennese. Nel documento imperiale che gli concedeva il titolo nobiliare, risalente al 1561, Partini veniva infatti definito “medico personale del re di Boemia Massimiliano”.¹⁶ Riuscì ad ottenere il prestigioso incarico grazie all'amicizia che lo legava a Pietro Andrea Mattioli da Siena (m. 1577) e a Giulio Alessandrini di Trento (m. 1590), all'epoca già medici imperiali.¹⁷ Di questi legami amicali sono rimaste significative tracce scritte. Nella lettera dedicatoria dei *Commentarii* alla *materia medica* di Dioscoride editi nel 1560 in latino, indirizzata a Ferdinando d'Asburgo, Mattioli menzionava Partini in qualità di prezioso collaboratore, e lo definiva uomo dotato di eccellente esperienza (“egregiae doctrinae”) e di straordinaria erudizione nell'attività di cura (“singularis in re medica experientia”).¹⁸ Dal canto suo, Partini, in un'epistola inviata al medico senese nel settembre del 1557, lo elogiava come studioso di altissimo pregio.¹⁹ Una reciproca stima caratterizzava anche i rapporti tra Partini e Alessandrini. A quest'ultimo il medico roveretano si rivolse per avere un parere sulle condizioni di salute di Nicolò Madruzzo (m. 1572)²⁰, comandante degli eserciti imperiali al servizio degli Asburgo d'Austria e di Spagna, e fratello maggiore del principe vescovo di Trento Cristoforo Madruzzo.²¹ Nella sua risposta, datata 1538, Alessandrini annotava che il dotto Partini (“doctissimus Parthinus”) lo aveva informato sui disturbi che affliggevano Nicolò.²² Se le influenti amicizie di Mattioli e Alessandrini furono decisive per conseguire un posto presso la corte viennese, è possibile che anche un altro medico imperiale, Pietro Merenda, abbia svolto un ruolo in questa importante fase della carriera di Partini. Non si

Cinquecento: vedi Howard Louthan, *Johannis Crato and the Austrian Habsburgs: Reforming a Counter-Reform Court*, Princeton (New Jersey) 1994, 3; 25–28. L'atteggiamento di Massimiliano verso gli ebrei è invece analizzato in Kenneth Austin, *The Jews and the Reformation*, New Haven (Connecticut) 2020, 127f.

- 16 Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA), Allgemeines Verwaltungsarchiv (AVA), Adelsarchiv, Reichsadelsakten, Allgemeine Reihe, Pappler-Parzmayr, 307.50: “Leibarzt des böhmischen Königs Maximilian”.
- 17 Tovazzi, *Medicaeum Tridentinum*, 30. Su Mattioli vedi Luca Ciancio, “Per questa via s'ascende a magior seggio”. Pietro Andrea Mattioli e le scienze mediche e naturali alla corte di Bernardo Cles, in: *Studi Trentini. Storia*, 94 (2015), 159–184; Daniela Fausti (a cura di), *La complessa scienza dei semplici. Atti delle celebrazioni per il V centenario della nascita di Pietro Andrea Mattioli* (Siena, 12 marzo–19 novembre 2001), Siena 2001; Paula Findlen, *The Formation of a Scientific Community: Natural History in Sixteenth-Century Italy*, in: Anthony Grafton/Nancy G. Siraisi (a cura di), *Natural Particulars: Nature and the Disciplines in Renaissance Europe*, Cambridge (Massachusetts)/London 1999, 369–400, spec. 369–374; Sara Ferri (a cura di), *Pietro Andrea Mattioli. Siena 1501–Trento 1578. La vita, le opere. Con l'identificazione delle piante*, Ponte S. Giovanni (Pergine) 1997. Su Alessandrini vedi Vittorio Fellin, *La figura di Giulio Alessandrini*, in: *Giulio Alessandrini personaggio illustre del Cinquecento trentino. Atti del convegno* (Civezzano, 12 settembre 1997), Pergine (Tn) 2000, 7–17.
- 18 Pietro Andrea Mattioli, *Commentarii secundo aucti, in libros sex Pedacii Dioscoridis Anazarbei de medica materia Venetiis 1560*, fol. β1.
- 19 La lettera è riportata in un'opera di Mattioli, edita durante la disputa che oppose il senese al medico João Rodrigues de Castelo Branco, conosciuto come Amato Lusitano: *Pietro Andrea Mattioli, Apologia adversus Amathum Lusitanum, Venetiis 1559*, fol. A2r-v.
- 20 Su Nicolò Madruzzo vedi Severino Vareschi, *Profili biografici dei principali personaggi della Casa Madruzzo*, in: Laura Dal Prà (a cura di), *I Madruzzo e l'Europa 1539–1658. I principi vescovi di Trento tra Papato e Impero. Catalogo della mostra* (Trento, Castello del Buonconsiglio, 10 luglio–31 ottobre 1993), Milano/Firenze 1993, 49–77, spec. 50–52.
- 21 Su Cristoforo Madruzzo (1512–1578) vedi *ivi*, 57–62; Rotraud Becker, *Madruzzo, Cristoforo*, in: *Dizionario biografico degli Italiani* 67, Roma 2006, 175–180.
- 22 BCRO, Manoscritti, cod. 24, fol. 43v.

può escludere infatti che, quando, nel 1557, il medico roveretano cominciò a servire la Casa d'Austria, già conoscesse Merenda il quale, a sua volta, a quell'altezza cronologica era medico delle figlie dell'imperatore già da vent'anni.²³ Merenda era originario di Brescia, città in cui Francesco aveva compiuto i primi studi, e si laureò nell'Ateneo patavino²⁴, dove anche Partini si formò. I due medici poi collaborarono per curare la principessa Margherita d'Austria, figlia dell'imperatore Ferdinando²⁵, scomparsa prematuramente il 12 marzo del 1567.²⁶

Grazie al ruolo di medico di corte a Partini furono riconosciuti rari privilegi: come accennato, con diploma imperiale datato 9 settembre 1561 l'imperatore Ferdinando gli conferì il titolo nobiliare, esteso anche ai suoi discendenti, e accompagnato dallo stemma gentilizio. Nel medesimo documento compare l'appellativo "servitore di corte" ("Hofdiener"), riferito a Partini²⁷, che potrebbe rimandare a incarichi di consulenza politica o di tipo diplomatico svolti dal medico per la Casa d'Austria. Infatti, grazie all'elevato grado di cultura, attestata sia dal titolo accademico sia dalle pubblicazioni, non di rado ai medici eruditi al servizio della corte imperiale venivano assegnate ulteriori funzioni accanto a quella sanitaria. Mattioli e Alessandrini, per esempio, servirono gli Asburgo come diplomatici e consiglieri, oltre che come medici²⁸; dal canto suo, l'austriaco Johannes Spießheimer (Cuspinianus)²⁹, dopo aver insegnato medicina all'Università di Vienna ed aver esercitato l'arte medica dal 1500 al 1510, passò al servizio imperiale in qualità di *orator*, incaricato di difendere gli interessi asburgici nel Regno di Ungheria.³⁰

Una volta trasferitosi al di là delle Alpi, Partini non interruppe i legami con la patria. Occasionalmente faceva ritorno a Rovereto per curare gli affari di famiglia. Nel 1566 è attestata una contesa giudiziaria tra lui e un certo Giovanni Antonio Cobelli per il possesso di un campo a Lizzanella³¹, località poco distante da Rovereto. Nella sua città natale Partini era già tornato nel giugno del 1557, quando aveva compilato un testamento a favore dei figli nati dal matrimonio con la nobildonna Maddalena

23 Nell'opera *Evacuandi ratio* (1547) di Geryon Saylor, originario di Augusta, è contenuta una lettera di encomio per Pietro Merenda nella quale l'autore afferma che Andrea Gallo di Trento, al pari di Merenda, era medico dei figli dell'imperatore. Vedi la lettera di Geryon Saylor indirizzata a Pietro Merenda ed edita in Giovan Pietro Merenda, *Evacuandi ratio tribus in libris luculenter perstricta*, [Basileae] [1547], fol. a^or-b^or, b^ov-b^or.

24 Angelo Brumana, "Si servendum est, principibus serviendum". Medici bresciani alla corte degli Asburgo nel XVI secolo, in: *Misinta* 43 (2015), 41–50, spec. 49.

25 BCRO, Manoscritti, cod. 24, fol. 180v.

26 Josef Hirn, *Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder* 2, Innsbruck 1888, 462.

27 ÖStA, AVA, Adelsarchiv, Reichsadelsakten (1500-1806), Allgemeine Reihe (1500-1806), Pappeler-Parzmayr, 307.50.

28 Sul ruolo politico di Mattioli vedi Robert J. Evans, *Rodolfo II d'Asburgo. L'enigma di un imperatore*, Milano 1984, 169; su quello di Alessandrini vedi Fellin, *La figura di Giulio Alessandrini*, 7. Inoltre, spesso i medici eruditi svolgevano un importante compito di educazione in tutti gli aspetti della vita del sovrano: vedi Marilyn Nicoud, *Le prince et les médecins: pensée et pratiques médicales à Milan (1402–1476)*, Rome 2014, 328–343.

29 Su Johannes Spießheimer (1473–1529) vedi Hans Ankwicz-Kleehoven, *Der Wiener Humanist Johannes Cuspinian. Gelehrter und Diplomat zur Zeit Kaiser Maximilians I.*, Graz/Köln 1959; Id., *Cuspinianus, Johannes*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 3, Berlin 1957, 450–452.

30 Nancy G. Siraisi, *History, Medicine, and the Traditions of Renaissance Learning*, Ann Arbor 2007, 194–224, spec. 198–206.

31 BCRO, Archivio Storico, ms. 15.1 (19), fol. 2.

Frizzi di Rovereto.³² Successivamente, il 10 giugno 1568, con l'intento di conservare integralmente il patrimonio all'interno della linea maschile, e in conformità alla volontà espressa da suo padre Matteo, Francesco faceva redigere un altro documento con il quale istituiva eredi universali i figli Melchior, Gian Battista, Frizzo, Nicolò, Matteo ed Ottone. Contestualmente ordinava che, qualora uno di loro, o uno dei loro discendenti, fosse morto senza eredi maschi nati da legittimo matrimonio, i beni sarebbero stati attribuiti ai fratelli sopravvissuti, preferendo quindi, con un'accorta regolamentazione dei rapporti patrimoniali, trasmettere i propri averi rigorosamente in linea maschile.³³

La pratica medica: l'importanza dell'esperienza sensoriale

Francesco Partini ha lasciato significative testimonianze della propria attività professionale. Uno dei consigli medici da lui elaborati è finito nella raccolta *Consiliorum Medicinalium Centuriae*, edita a Ulm nel 1676, a più di un secolo dalla sua morte. Il curatore dell'opera era Georg Hieronymus Welsch (1624–1677)³⁴, medico ed erudito di Augusta. Almeno un fattore può aver determinato le circostanze nelle quali Welsch sia venuto in possesso di questo consiglio, e cioè il fatto che Partini si sia occupato della salute di Otto Truchseß von Waldburg, principe vescovo di Augusta dal 1543 al 1573, e cardinale dal 1544.³⁵ Oltre al vescovo, il medico roveretano curò anche membri del suo *entourage*, i cui relativi consigli figurano nel registro manoscritto di Partini sopra citato.³⁶ Proprio ad Augusta, Welsch fu attivo negli ultimi anni di vita come medico³⁷, cosa che potrebbe avergli offerto l'occasione di leggere il consiglio di Partini e di inserirlo poi nella sua raccolta. Il destinatario del consiglio edito da Welsch viene indicato con l'espressione "arcivescovo di Salisburgo".³⁸ Infatti, "un consiglio per l'arcivescovo di Salisburgo redatto in latino da Francesco Partini di Rovereto, dottore in Arti e Medicina" è presente anche in un manoscritto del XVI

32 Ivi, ms. Giuseppe Bonvicini, Famiglia Partini, 50, fol. 3r.

33 Ivi, Archivio storico, ms. 14.15.12, Partini Paride, Note sulla famiglia Partini, Terzo testamento, fol. non numerati. Pochi giorni prima di morire, il 24 luglio 1569, Francesco approntava un ulteriore supplemento delle sue ultime volontà. Perini, Famiglie nobili trentine, 5.

34 Georg Hieronymus Welsch, *Curatationum Exotericarum Chiliades II et Consiliorum Medicinalium Centuriae IV*, Ulmae 1676, 214–216.

35 Al termine di un consiglio indirizzato a un ragazzo tedesco, Partini annotava: "Franciscus Parthinus Reverendissimi et Illustrissimi principis Cardinalis augustani physicus iussit transcribi": BCRO, Manoscritti, cod. 24, fol. 23r. Su Otto Truchsess von Waldburg vedi almeno Veronika Lukas/Julius Oswald/Claudia Wiener (a cura di), *Otto Truchsess von Waldburg (1514–1573)*, Regensburg 2016; Maria Giulia Aurigemma, *Orto redivivus. Kardinal Otto Truchsess von Waldburg als Patron der Künste*, in: Thomas Groll/Walter Ansbacher (a cura di), *Kardinal Otto Truchsess von Waldburg (= Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte, 49. Jahrgang)*, Augsburg 2015, 267–342.

36 Vedi i seguenti testi: il consiglio per un parente del vescovo Truchsess von Waldburg (BCRO, Manoscritti, cod. 24, fol. 155–156); i due consigli per il preposito della cattedrale di Augusta (ivi, fol. 127v–128r e 128v–129r); il consiglio per una nobildonna di Augusta (ivi, fol. 183v–186r).

37 Julius Leopold Pagel, *Welsch, Georg Hieronymus*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 41, Leipzig 1896, 681.

38 Welsch, *Curatationum Exotericarum Chiliades II*, 214: "A. Salisburgensis", ovvero "Archiepiscopus Salisburgensis".

secolo conservato nella Badische Landesbibliothek Karlsruhe.³⁹ Il personaggio in questione potrebbe essere Michael von Kuenburg⁴⁰, che resse l'arcidiocesi nel periodo 1554–1560.

Al di là del consiglio pubblicato da Welsch, la fonte maggiormente capace di attestare l'attività di cura di Partini è il suo registro manoscritto, che rappresenta una rara attestazione della pratica clinica esercitata dai medici eruditi del Cinquecento.⁴¹ Infatti, per quel che concerne questo secolo, si sono conservati soltanto pochissimi esemplari di quaderni contenenti un numero rilevante di casi clinici trattati da fisici in un significativo arco di tempo.⁴² Non essendo destinato alla pubblicazione e contenendo una grande varietà di consigli, il registro di Partini è in grado di documentare in modo dettagliato la sua quotidiana pratica di cura e le concrete difficoltà che essa comportava: disturbi non identificati, malattie aggressive, tentativi terapeutici falliti, mancate guarigioni. Al contrario, la maggior parte dei *consilia medicinalia* editi omette problemi e *impasses* affrontati dai medici scriventi, e presenta quasi esclusivamente casi clinici risolti con successo, per ostentare l'abilità del curante di fronte alla comunità dei colleghi e degli studenti di medicina.

Il registro è scritto in parte in volgare italiano e in parte in latino. Benché lo studioso Edoardo Benvenuti abbia affermato che due sarebbero le mani operanti sul quaderno, l'una appartenente a Partini, l'altra a un suo *scriptor*⁴³, ritengo più probabile che la mano sia una soltanto, quella di Partini. Nella maggior parte dei testi, il corpo principale dei *consilia* è vergato con una grafia corsiva posata e regolare. Al contrario, i commenti inseriti nei margini dei fogli sono affidati a una corsiva nervosa e ricca di abbreviature; si tratta evidentemente di annotazioni aggiunte dopo la stesura dei *consilia*, negli interstizi delle carte rimasti vuoti. Si ha l'impressione, quindi, che il medico abbia rivisitato i propri consigli a distanza di anni, quando la sua mano non era più stabile come quella giovanile, nell'intento di fissare informazioni da lui ritenute rilevanti, e quindi poterle poi ritrovare più facilmente.

Soltanto pochi consigli recano una data precisa.⁴⁴ Certamente la raccolta è stata scritta a partire almeno dal 1536⁴⁵, mentre il consiglio più tardo per il quale si può ipotizzare con ragionevole certezza la data di redazione risale al 1567: quel consiglio

39 Alfred Holder (a cura di), *Die Handschriften der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe* 3, Wiesbaden 1970, 142: "Lateinisches Consilium für den Erzbischof von Salzburg von Franciscus Parthinus artium et medicine doctor de Roffreit id est Roboreto Tridenti".

40 Su Michael von Kuenburg (1514–1560) vedi Manfred Weitlauff, Michael von Kuenburg, in: *Neue Deutsche Biographie* 17, Berlin 1994, 417–419.

41 Il codice si compone di 193 fogli, dotati di due numerazioni: quella recente (vergata in basso a destra sul *recto* di ciascun foglio), e quella antica (in alto a destra sul *recto* di ciascun foglio). Tutti i passi del codice citati d'ora in poi fanno riferimento alla numerazione recente, regolare e completa.

42 I diari medici sopravvissuti sono elencati in Michael Stolberg, A Sixteenth-century Physician and His Patients: The Practice Journal of Hiob Finzel, 1565–1589, in: *Social History of Medicine* 32 (2019), 221–240, spec. 223–224.

43 Benvenuti, I manoscritti, 39.

44 BCRo, Manoscritti, cod. 24, fol. 43v–49v; fol. 50r–54r; fol. 59r–v; fol. 60r–61r.

45 Ivi fol. 60r–61r.

infatti è dedicato a Ludovico Madruzzo⁴⁶, “eletto vescovo di Trento”⁴⁷ proprio in quell’anno, e poi scomparso nel 1600. La datazione degli altri consigli talvolta è ricavabile dal loro contenuto; talaltra non è stimabile per insufficienza di riferimenti. Inoltre, i consigli non seguono un ordine cronologico. Ciò significa sia che Partini riempiva spazi rimasti bianchi al termine di consigli che aveva precedentemente redatto, sia che un caso da lui già esaminato, ma non contestualmente verbalizzato nel registro, veniva messo per iscritto soltanto molto tempo dopo che era stato effettuato l’esame clinico. Il consiglio ad esso relativo, quindi, può figurare nel quaderno dopo i riassunti di visite fatte da Partini prima di quell’esame.

I consigli sono in tutto ottanta, e comprendono sia i consulti concepiti direttamente da Partini, sia quelli elaborati da colleghi sulla base di una sua esplicita richiesta, e poi da lui stesso trascritti nel registro.⁴⁸ Le destinatarie/i destinatari delle raccomandazioni mediche appartengono alla famiglia imperiale e all’alta nobiltà trentina e tirolese, anche se non vi è traccia di eventuali consigli prodotti per Massimiliano, re di Boemia, del quale, come attestano le fonti sopra analizzate, Partini fu medico personale. È possibile che tali consigli siano andati perduti; in ogni caso, è importante osservare che un *Hofphysikus* non curava esclusivamente una o un componente della famiglia reale, né seguiva con continuità la sua salute. Sembra piuttosto che Partini esercitasse la sua perizia medica a favore di soggetti diversi (donne e uomini della famiglia dell’imperatore o del suo seguito, collaboratori, sostenitori politici, ...), a seconda delle richieste di volta in volta avanzate dal sovrano.

Fino al *folium* 72r del registro dominano i *consilia* per i nobili Madruzzo: su un totale di venticinque *consilia*, due sono rivolti a Giangaudenzio (m. 1550), considerato il capostipite della famiglia nobiliare⁴⁹; uno è redatto per il principe vescovo di Trento Cristoforo (m. 1578)⁵⁰; sette riguardano Nicolò Madruzzo, già citato⁵¹; e uno è rivolto a Ludovico, sopra ricordato.⁵² E ancora: un consiglio è indirizzato alla prima moglie di Nicolò, la nobildonna Helena contessa di Lamberg⁵³, e tre sono indirizzati alla sua seconda consorte, Geraldina d’Arco.⁵⁴ Alle cure di Partini si affidarono anche il principe vescovo Bernardo Cles (predecessore di Cristoforo Madruzzo)⁵⁵;

46 Su Ludovico Madruzzo (1532–1600) vedi Bernhard Steinhilber, Giovanni Ludovico Madruzzo (1532–1600). Katholische Reformation zwischen Kaiser und Papst: Das Konzept zur praktischen Gestaltung der Kirche der Neuzeit im Anschluss an das Konzil von Trient (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 132), Bamberg 1989; Vareschi, Profili biografici, 62–68.

47 BCRO, Manoscritti, cod. 24, fol. 61r: “domino dicto Ludovico episcopo Tridentino”.

48 Vedi i due consigli di Giulio Alessandrini (ivi, fol. 9–10 e 43v–49v); quello di Giovanni Battista Da Monte (ivi, fol. 31v–36v); quello di un medico padovano non meglio identificato (ivi, fol. 59r–v); il consiglio di Francesco Frigimelica (ivi, fol. 60r–61r); le risposte di Daniele Grandi e Antonio Grotta a un quesito specifico rivolto loro da Partini (ivi, 63r–64r); il consiglio di Girolamo Drago (ivi, fol. 73r–v), e quello di Antonio Grotta (ivi, fol. 74r–76r).

49 Ivi, fol. 27r–v, 27v–29r.

50 Ivi, fol. 23v–29r.

51 Ivi, fol. 43v–49v, 50r–54r, 55r–58v, 59r–v, 60r–61r, 61v–63r, 64v–68v.

52 Ivi, fol. 61r.

53 Ivi, fol. 72r–72v.

54 Ivi, fol. 31v–36v, 69r–71v, 74r–76v.

55 Ivi, fol. 73r–v, 164r–165v. Su Bernardo Cles (1485–1539) vedi Gerhard Rill, Cles, Bernardo, in: Dizionario Biografico degli Italiani 26, Roma 1982, 406–412; Renato Tisot, Ricerche sulla vita e sull’epistolario del

Sigismondo conte d'Arco e la moglie di Vinciguerra d'Arco⁵⁶; la principessa Margherita, già citata⁵⁷; l'ungherese Nikolaus Oztrosich⁵⁸; il cardinale Zaccaria Dolfin⁵⁹, e i summenzionati collaboratori di Otto Truchseß von Waldburg.⁶⁰ Infine, Partini indirizzò tre *ordinationes* a un certo “doctor Luca”.⁶¹ L'intestazione della seconda *ordinatio* ci fornisce dettagli sufficienti per identificare il soggetto trattato: “Secunda ordinatio pro doctore Luca consiliario Cardinalis augustani”.⁶² Si tratta del giurista Lukas Landstraß di Salisburgo (1500–1562). Costui conseguì il titolo di *Doctor iuris*, dopo aver studiato nelle Facoltà di Ingolstadt e Tübingen⁶³, e così si spiega l'appellativo di *doctor* attribuitogli da Partini. Nel 1532, a Padova, Landstraß fu precettore di Otto Truchseß von Waldburg, futuro cardinale, e di suo fratello Wilhelm.⁶⁴ Ricoprì anche la carica di avvocato procuratore del *Reichskammergericht* di Speyer⁶⁵, e quella di consigliere a Dillingen⁶⁶, sede del vescovado di Augusta. Quest'ultimo ruolo è richiamato dal termine *consiliarius*, presente nell'intestazione del consiglio di Partini.

Lukas Landstraß soffriva di una delle patologie più frequentemente trattate nei consigli manoscritti di Partini: la gonorrea. Sugli organi genitali del paziente erano ben visibili pustole gonfie, riconosciute dal medico come segni caratteristici della malattia. Lukas inoltre aveva una minzione intermittente (“stranguria”) accompagnata da un forte dolore (“dolor pungitivus”). In particolare modo, secondo Partini, il brucione era dovuto agli umori acri presenti nelle urine stesse (“acrimonia urinae”).⁶⁷ Insieme alla gonorrea, un'altra malattia a trasmissione sessuale compare nel codice partiniano

cardinale Bernardo Cles (1485–1539), Trento 1969. Sul suo ruolo di patrono e promotore delle scienze e delle arti vedi Luca Ciancio, «Tu enim disciplinarum omnium eruditissimus». Lettere dedicatorie a Bernardo Cles in opere di medicina e astronomia (1524–1539), in: Giovanni Ciappelli/Alessandra Quaranta (a cura di), *Medicina e sanità nel Cinque-Seicento. Tra saperi, società e scambi culturali. Atti del convegno* (Trento, 14–15 novembre 2018), Trento 2019, 25–54; Ezio Chini/Francesca De Gramatica (a cura di), *Bernardo Cles e l'arte del Rinascimento nel Trentino*, Milano 1985.

56 BCRo, Manoscritti, cod. 24, fol. 86v–87v, 88r, 88v–89v, 96r–v.

57 Ivi, fol. 180v–183r.

58 Ivi, fol. 151v–152r, 152v–154v.

59 Ivi, fol. 126r–127v. Su Zaccaria Dolfin (1450–1583) vedi Gino Benzoni, Dolfin, Zaccaria, in: *Dizionario Biografico degli Italiani* 40, Roma 1991, 576–588. Più nel dettaglio, sul suo ruolo di legato papale presso la corte imperiale vedi la bibliografia citata in Dirk Jakob Jansen, ‘A House for All Sort of People’: Jacopo Strada's Contacts with Italian Heterodox Exiles, in: Cornel Zwierlein/Vincenzo Lavenia (a cura di), *Fruits of Migration. Heterodox Italian Migrants and Central European Culture 1550–1620*, Leiden/Boston 2018, 178–231, spec. 192, nota 29.

60 Vedi *supra*, nota 36.

61 BCRo, Manoscritti, cod. 24, fol. 83v; 84r–86r; 86r.

62 Ivi, fol. 84r.

63 Helmut Wolff, *Geschichte der Ingolstädter Juristenfakultät: 1472–1625*, Berlin 1973, 362; Heinrich Hermelink (a cura di), *Die Matrikeln der Universität Tübingen* 1, Stuttgart 1906, 233.

64 Sabine Schumann, Joachim Mynsinger von Frundeck 1514–1588. Herzoglicher Kanzler in Wolfenbüttel, Rechtsgelehrter, Humanist. Zur Biographie eines Juristen im 16. Jahrhundert (= *Wolfenbütteler Forschungen* 23), Wiesbaden 1983, 32.

65 Friedrich Zoepfl, *Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Reformationsjahrhundert* (= *Geschichte des Bistums Augsburg und seiner Bischöfe* 2), München/Augsburg 1969, 175.

66 Manfred Horner/Margit Ksoll-Marcon (a cura di), *Bayerisches Hauptstaatsarchiv Reichskammergericht: Nr. 3228–3883* (= *Bayerische Archivinventare* 50/9), München 2002, 538.

67 BCRo, Manoscritti, cod. 24, fol. 84r–86r.

con grande frequenza: la siflide⁶⁸, patologia che colpiva trasversalmente tutti gli strati della popolazione, ed era fortemente temuta per l'aggressività e la rapidità con cui si propagava. Tra gli altri disturbi trattati da Partini ricordiamo: calcoli renali e infezioni alle vie urinarie⁶⁹, problemi gastro-enterici⁷⁰, gotta⁷¹, artrite⁷², disturbi oftalmici⁷³, infezioni delle vie respiratorie, catarro e asma⁷⁴, cefalee, paralisi, epilessia, vertigini, e melanconia.⁷⁵

Per quanto riguarda l'approccio alla cura di Partini, possiamo affermare che il medico si occupava non tanto di patologie intese come entità teoriche, quanto piuttosto di soggetti concreti e particolari. Egli curava singole donne e singoli uomini, ognuno con proprie esigenze e caratteristiche difficilmente riconducibili ai casi previsti dalla letteratura, e ogni giorno toccava con mano quanto la realtà fosse faticosamente inquadrabile nelle conoscenze teoriche. Dai *consilia* emerge la ferma determinazione a penetrare la dimensione della malattia, ad esaminarla a fondo e a intervenire per ottenere anche soltanto un piccolo miglioramento. Infatti, pur non discostandosi dalla teoria umorale ippocratico-galenica, i consigli partiniani lasciano ampio spazio all'aspetto pragmatico, e assegnano all'esperienza sensibile un valore epistemologico importante. Una scrupolosa descrizione sensoriale dei sintomi del corpo è alla base tanto delle diagnosi quanto delle scelte terapeutiche. Inoltre, la sezione diagnostica e quella terapeutica all'interno di ciascun consiglio sono strettamente legate tra loro da nessi logici: infatti, la seconda parte dei consigli, dedicata alla terapia, viene formulata sulla base delle assunzioni diagnostiche fatte nella prima. Tale caratteristica è tutt'altro che scontata, se si pensa che, soltanto un secolo prima, nei *Consilia* dell'insigne professore di medicina Bartolomeo da Montagnana, editi postumi a Venezia nel 1476, un forte scollamento separava la sezione diagnostica da quella precettistica. Montagnana infatti elencava e analizzava un certo numero di possibili cause responsabili dei disturbi osservati, ma allo stesso tempo affermava che un'identificazione precisa delle cause non era necessaria ai fini di una cura appropriata.⁷⁶ Per tale motivo, la possibile origine della malattia non era determinante nelle scelte terapeutiche di Bartolomeo.⁷⁷ Al contrario, Partini

68 Ivi, fol. 8r-v, 9r-10v, 94r-95r, 109v-112r, 133v, 135r, 135v. Uno dei più importanti studi cinquecenteschi che mostra la consapevolezza dei medici di allora della trasmissione della siflide per via sessuale è la raccolta Pietro Andrea Mattioli, Juan Almenar, Nicolò Massa, Nicolas Poll, Benedetto Vittori, Angelo Bolognini, Morbi Gallici curandi ratio exquisitissima, a variis iisdemque peritissimis medicis conscripta. [...], Lugduni 1536.

69 BCRo, Manoscritti, cod. 24, fol. 8r-v, 104r, 135v, 166r-167v, 168r-169v, 170r-174r.

70 Ivi, fol. 104r.

71 Ivi, fol. 113r-114r, 114v-116v, 117r-121r, 134v.

72 Ivi, fol. 104r, 117r-121r.

73 Ivi, fol. 155r-156v, 175r-178v, 183v-186r.

74 Ivi, fol. 126, 164r-165v.

75 Ivi, fol. 37r-41r, 60r-61r, 130v-131r, 131v-132v, 151v-152r, 152v-154v, 157r-158r, 158r-v, 159r-v, 160r-162r.

76 Chiara Crisciani, *Medicine as Queen: The Consilia of Bartolomeo da Montagnana*, in: Gideon Manning/Cynthia Klestinec (a cura di), *Professors, Physicians and Practices in the History of Medicine. Essays in Honor of Nancy Siraisi*, Berlin 2017, 88, 90.

77 Chiara Crisciani, *Fatti, teorie, «narratio» e i malati a corte. Note su empirismo in medicina nel tardo medioevo*, in: *Quaderni storici* 108 (2001), 695-717, spec. 702.

metteva in atto molteplici tentativi terapeutici, meticolosamente calibrati sui processi patologici identificati.

Le caratteristiche della sua attività clinica possono essere meglio colte attraverso l'analisi di due specifici consigli. Il primo è rivolto a Bernardino Thun (1466-1539), fratello di Sigismondo l'Oratore (m. 1569), e dinasta di Castelfondo.⁷⁸ Di anni 65, il paziente soffriva di bruciore e difficoltà nell'urinare ("ardor et difficultas urinae"), che rendeva la sua minzione frequente, di scarsa entità, e molto dolorosa.⁷⁹ Partini si mise subito alla ricerca della causa del disturbo: poiché osservava l'assenza nelle urine di sabboline, calcoli e frustoli, scartò l'idea che il bruciore percepito prima e durante la minzione dipendesse da calcoli renali o vescicali.⁸⁰ Inoltre, dato che nelle primissime righe del consiglio si fa riferimento a un'intensa attività sessuale del paziente⁸¹, si può supporre che i disturbi identificati fossero legati a una forma di gonorrea che, come ricordato, si trasmetteva sessualmente ed era molto diffusa. Nondimeno, i sintomi accusati da Bernardino sono molto simili a quelli che colpirono Lukas Landstraß, anche lui affetto da gonorrea, e pure la causa della malattia sembra essere la stessa in entrambi i casi: Partini infatti rilevava in Bernardino un'eccessiva quantità di umore acre, frutto di uno squilibrio umorale. Per sua natura Bernardino aveva una compressione collerica, tendente a generare molta bile gialla. A un certo punto, a causa di disordini di stomaco, alla bile si aggiunse una grande quantità di flegma; a sua volta, tale miscela produsse un umore acre che rese acida l'urina. Partini giunse a tali conclusioni sulla base dell'analisi delle urine stesse: di colore alterato, esse ospitavano una sostanza che al tatto si presentava spessa e viscosa – segno evidente della presenza di umori acri.⁸² Inoltre, il medico prese in considerazione due concause, citate nella letteratura galenica⁸³: la mancanza di umidità nell'apparato uro-genitale da una parte e, dall'altra, la presenza di un'ulcera nella vescica urinaria.⁸⁴ Le cause menzionate da Galeno, tuttavia, alla fine furono scartate, né Partini sentì come urgente la necessità di convalidare i dati empirici da lui rilevati con la letteratura classica. Da questo punto di vista il suo metodo si distacca nettamente da quello del già citato Bartolomeo da Montagnana, il quale confrontava sistematicamente i sintomi osservati con il quadro teorico di riferimento, rappresentato dalle *auctoritates* antiche, e li avvalorava con citazioni puntuali di queste ultime.⁸⁵ Nei confronti degli autori antichi Partini, al contrario, appare non di rado critico: nel consiglio per Bernardino osservava per esempio come l'eterogeneità della terminologia adottata nella tradizione medica scritta avesse generato una certa confusione e che, per questo

78 Sulla nobile casata dei Thun vedi almeno: Marco Bellabarba, La famiglia Thun di Castel Thun; note storiche, in: Marina Botteri Ottaviani/Laura Dal Prà/Elvio Mich (a cura di), Le raccolte di Castel Thun dal XVI al XIX secolo, Trento 2007, 41-59; Marcello Bonazza, La famiglia Thun, in: Lucia Camerlengo/Ezio Chini/Federica de Gramatica (a cura di), Castel Thun, Ginevra/Milano 2010, 33-39.

79 BCRo, Manoscritti, cod. 24, fol. 11r.

80 Ibidem.

81 Ibidem.

82 Ivi, fol. 11v.

83 Ivi, fol. 12r.

84 Ivi, fol. 11r.

85 Crisciani, Fatti, teorie, «narratio», 697.

motivo, ciò che Galeno definiva stranguria (“stranguria”) era chiamato bruciore nella minzione (“ardor urinae”) da Rasis.⁸⁶

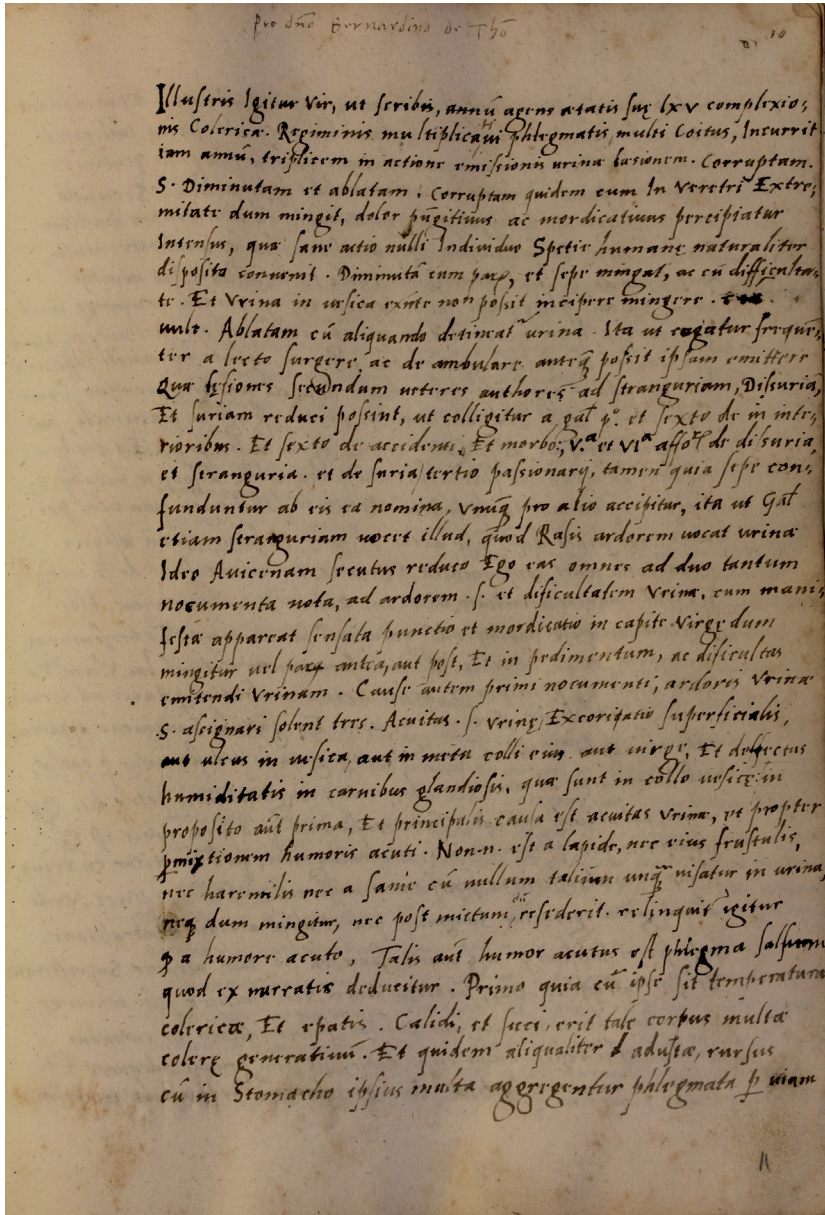


Abb. 1: Biblioteca Civica di Rovereto Girolamo Tartarotti, Manoscritti, cod. 24, Consulti medici e ricette (sec. XVI) di Francesco Partini, fol. 11r: consilium “pro domino Bernardino de Thon”.

86 BCRo, Manoscritti, cod. 24, fol. 11r.

Per quanto riguarda la sezione prescrittiva del consiglio, il medico roveretano ordinava a Bernardino di astenersi sia dall'attività sessuale, sia da un intenso esercizio fisico, di evitare l'eccesso di cibo e bevande ma anche il digiuno prolungato, e di dormire un congruo numero di ore.⁸⁷ In perfetta linea con la diagnosi formulata, il paziente doveva evitare tutti i cibi che generavano umori acri, mentre doveva prediligere pietanze facilmente digeribili e produttrici di sostanza di buon nutrimento ("boni chili").⁸⁸ Erano preferibili il pane di frumento privato della crusca e cotto a sufficienza; le carni di animali giovani, come vitelli e agnelli; perdici, fringuelli e fagiani; pesci di acque limpide; uova fresche; poco burro e senza sale; zuppa di orzo e panico. Tra le verdure erano ammesse lattuga, spinaci, borragine, cicoria e, tra i frutti, meloni, cocomeri e zucche.⁸⁹ La lista raccomandata dei cibi e delle modalità di preparazione degli stessi, degli orari e della durata dei pasti è estremamente dettagliata, poiché l'alimentazione era ritenuta un fattore determinante per ripristinare il benessere in un corpo malato, oltre che per mantenere in salute quello sano.

Il regime alimentare era una delle *sex res non naturales*, ovvero quelle abitudini che concorrevano a determinare l'equilibrio umorale e la floridezza di corpo e mente.⁹⁰ L'insieme di questi comportamenti, definito *regimen sanitatis*, era probabilmente considerato dai medici dell'epoca l'ambito sul quale essi potevano intervenire in maniera più efficace. Inoltre, un'accurata definizione dello stile di vita rappresentava una valida strategia per dar prova di serietà e competenza davanti al paziente. Infatti, qualora il conte Thun fosse rimasto insoddisfatto delle cure ricevute, Partini avrebbe potuto imputare la mancata guarigione al fatto che il paziente non si fosse scrupolosamente attenuto alle dettagliate indicazioni terapeutiche da lui impartite.

Al pari del *regimen sanitatis*, anche i medicamenti furono scelti da Partini in perfetta armonia con la pregressa analisi diagnostica. Per attenuare il bruciore dell'urina, egli prescrisse per esempio la *diacassia*⁹¹, farmaco noto per i suoi effetti rinfrescanti e lenitivi, nonché per la sua capacità di eliminare la materia biliosa corrotta.⁹² Il medico consigliò anche decotti contenenti viole, sebesten, polypodium, anice, finocchio, radice di liquirizia e malva.⁹³

Il secondo *consilium* preso in esame fu redatto da Partini per l'arciduchessa d'Austria Margherita, e conferma le stesse caratteristiche di cura già osservate per il consiglio precedente. Il testo non reca data cronica, ma fu probabilmente redatto dopo il 1557, anno in cui Partini si trasferì a Vienna, e fu lo stesso imperatore

87 Ivi, fol. 12v.

88 Sul *chilum* vedi Michael Stolberg, "You Have No Good Blood in Your Body". Oral Communication in Sixteenth-Century Physicians' Medical Practice, in: *Medical History* 59 (2015), 63–82, spec. 67.

89 BCRO, Manoscritti, cod. 24, fol. 13r.

90 Le *sex res non naturales* (clima, alimentazione, cibo e bevande, esercizio fisico e riposo, sonno e veglia, ritenzione ed eliminazione del superfluo, moti dell'animo) costituiscono la struttura portante del volume Sandra Cavallo/Tessa Storey, *Healthy Living in Late Renaissance Italy*, Oxford 2013.

91 BCRO, Manoscritti, cod. 24, fol. 13v.

92 La diacassia era una "preparazione"/"confezione" (dal greco *dia*) a base di cassia, pianta appartenente alla famiglia delle Leguminose. Dai baccelli di cassia si otteneva una polpa usata come purgante, che giovava alle difficoltà urinarie: vedi Vincenzo Petagna, *Delle facultà delle piante trattato*, Napoli 1796, 407, e Giuseppe Donzelli, *Teatro farmaceutico dogmatico e spagirico*, Roma 1677, 264.

93 BCRO, Manoscritti, cod. 24, fol. 13v.

Ferdinando a ordinare al medico roveretano di visitare la figlia.⁹⁴ Margherita soffriva di un catarro acre e pungente, le tappe della cui formazione il medico ricostruì puntualmente: il calore dell'intero corpo aumentò a causa del surriscaldamento del fegato; da quest'organo i vapori salirono fino al capo, e lì si trasformarono in abbondante catarro. Non potendo la testa trattenere una tale quantità di pituita, l'umore discese nelle vie respiratorie, causando una tosse violenta.⁹⁵ Oltre al catarro, la paziente espettorava tracce di sangue provenienti, secondo Partini, dal tratto respiratorio, a sua volta eroso dagli umori acri.⁹⁶ Gli sputi di sangue facevano temere al medico che potesse trattarsi di tisi ("ptissia")⁹⁷, cioè una forma cronicizzata di tubercolosi, infezione specificatamente a carico dei polmoni.

Del catarro Partini esaminò attentamente aspetto esteriore, consistenza, odore e sapore. Le espressioni da lui adottate definiscono questo umore in maniera progressivamente più dettagliata, al fine di orientare la diagnosi nel modo più preciso possibile. Alla vista il muco appariva sovrabbondante, e "di un cattivo colore che tendeva al nero"⁹⁸, tanto che "l'occhio ne rifuggi[va] la vista con disgusto"⁹⁹; al tatto era "viscido, grasso, viscoso" e, mescolato con la bile, si faceva acre e pungente¹⁰⁰, aggettivi, questi, che rimandano al senso del gusto. L'umore pituitoso inoltre non si scioglieva e, introdotto nell'acqua, si depositava sul fondo; gettato sui carboni ardenti, emanava un cattivo odore.¹⁰¹ In chiusura del *consilium* il medico osservava che gli sciroppi espettoranti dovevano essere assunti finché le urine fossero di nuovo di colore chiaro e limpido¹⁰², segno che in quel momento questi escrementi erano più scuri del normale. Tale osservazione è di cruciale importanza, poiché implica l'intenzione di Partini di verificare gli effetti delle terapie somministrate e di monitorare i sintomi sul lungo periodo. Si tratta di un aspetto certamente nuovo rispetto ai *consilia* medievali, nei quali, al contrario, l'illustrazione teorico-razionale delle accezioni morbose prevaleva decisamente sulla prospettiva diacronica del *casus* studiato¹⁰³, e nei quali mancava del tutto la descrizione delle condizioni del paziente dopo la somministrazione delle terapie.¹⁰⁴ Infine, Partini prescrisse una serie di rimedi che miravano, da una parte, all'espulsione del catarro e, dall'altra, a corroborare il corpo della paziente.¹⁰⁵ Alla donna fu somministrato anche un decotto di *guaiacum*, sul quale si tornerà a breve, quando si illustrerà la natura dei rapporti tra il medico e le sue/i suoi pazienti.

94 Ivi, fol. 180v.

95 Ivi, fol. 180v–181r.

96 Ivi, fol. 181r.

97 Ivi, fol. 180v. Qualche riga più oltre Partini usa "ptisis", forma medievale del latino classico *phthisis*.

98 Ibidem: "sputa ista maligna non naturalia sunt mali coloris ad fuscum".

99 Ivi, fol. 181r: "et quae [sputa] oculus videre refugit cum nausea".

100 Ivi, fol. 180v, 181r: "[...] capitis plectorici pituitae viscidae, crassae, lentae, quae admixtae colerae quae reddit salsam acremque".

101 Ivi, fol. 180v.

102 Ivi, fol. 182r.

103 Crisciani, Fatti, teorie, «narratio», 698.

104 Esther Cohen, *The Modulated Scream: Pain in Late Medieval Culture*, Chicago 2010, 100.

105 BCRo, Manoscritti, cod. 24, fol. 181v–182v.

Colleghi e pazienti: reti di sostegno e taciti disaccordi

Il registro di Partini permette di ricostruire l'ampia rete di rapporti professionali che il medico sviluppò durante la sua vita lavorativa. Come mostrano i suoi consigli, egli era in contatto con un buon numero di medici eruditi di alto profilo. L'abitudine di consultarli sottintende la convinzione che la terapia più appropriata potesse essere trovata attraverso reiterati scambi e sforzi congiunti. Inoltre, tali confronti rappresentavano una strategia di autotutela: avallare la correttezza di una diagnosi e la bontà di una cura con autorevoli pareri scritti era infatti uno strumento per difendersi da eventuali accuse. Denunce contro medici, sia laureati sia empirici (come i chirurghi), erano tutt'altro che infrequenti, e potevano essere scatenate da circostanze diverse: una generale insoddisfazione del paziente per il proprio stato di salute valutato dopo la somministrazione della terapia; oppure un malcontento legato a fattori più specifici, come difformità tra quanto promesso dal medico al momento della visita e le prestazioni poi realmente erogate; o ancora una sproporzione tra gli effetti delle terapie constatati dal paziente e il compenso richiesto dal medico.¹⁰⁶ Nei casi più gravi, le denunce erano motivate dalla condotta fraudolenta del medico che avrebbe agito a scopo di lucro, o addirittura dalla morte del paziente.

Sulla pratica medica di Partini esercitò una grande influenza Giovanni Battista Da Monte di Verona (m. 1551), il padre della medicina clinica.¹⁰⁷ Lo si evince dal fatto che sia i *consilia* di Partini sia quelli del medico veronese dedicano ampio spazio al riconoscimento dei *signa* della/del paziente. Da Monte fu interpellato da Partini a proposito della seconda moglie di Nicolò Madruzzo, Gerardina contessa d'Arco.¹⁰⁸ Poiché la salute della donna andava aggravandosi, Partini fece intervenire poi il medico Antonio Grotta di Riva del Garda.¹⁰⁹ Partini consultò anche Giulio Alessandrini sia, come già osservato, intorno al caso di Nicolò Madruzzo, sia sulla salute di un certo *Magister* Bartolomeo, non meglio identificato, affetto da sifilide. Alessandrini aveva riflettuto a lungo sul caso che il collega Partini, medico eccellente ("excellentissimus physicus"), aveva indagato: il paziente avvertiva un dolore acuto nella minzione, e nell'urina erano presenti tracce di sangue e pus.¹¹⁰ Dal canto suo, Alessandrini riteneva che tali disturbi non dipendessero da una diminuita capacità di trattenere l'urina ("facultas contentrix"), ma che fossero da attribuire piuttosto alla qualità salsuginosa dell'urina stessa ("urinae acrimonia").¹¹¹ Inoltre, piccole ulcere

106 Si veda in proposito lo studio di Gianna Pomata sull'attività giudiziaria del Protomedicato di Bologna tra il '500 e il '700. Questa magistratura pubblica aveva, tra gli altri, il compito di tutelare il malato da possibili usi illeciti dei medicamenti. Numerose denunce contro i medici pervenivano al Protomedicato da quei pazienti che ritenevano violato il contratto stipulato con il medico in forma verbale o scritta. Veniva per esempio contestata l'onerosità del prezzo della prestazione sanitaria erogata, oppure si richiedeva un rimborso della spesa perché non erano stati raggiunti i miglioramenti promessi. Vedi Gianna Pomata, *La promessa di guarigione. Malati e curatori in Antico Regime (Bologna XVI–XVIII)*, Roma/Bari 1994, spec. 62–107.

107 Sulla pratica clinica di Da Monte vedi almeno Jerome Bylebyl, *The Manifest and the Hidden in the Renaissance Clinic*, in: William F. Bynum/Roy Porter (a cura di), *Medicine and the Five Senses*, Cambridge 2004, 40–60.

108 BCRO, Manoscritti, cod. 24, 31v–36v.

109 Ivi, fol. 74r–76r.

110 Ivi, fol. 9r.

111 *Ibidem*.

ricoprivano pene, testicoli e ano del paziente¹¹²: potrebbe trattarsi delle caratteristiche piaghe della sifilide, che si formano dapprima sugli organi genitali, per poi interessare, nelle fasi successive della malattia, altre parti del corpo.¹¹³

Un altro medico interpellato da Partini fu, come accennato, Pietro Merenda: i due si incontrarono a Innsbruck per discutere dello stato di salute della principessa Margherita.¹¹⁴ Già durante la prima visita Partini si rese conto di quanto gravi fossero le condizioni della paziente, tanto che già pensava a una cura palliativa per prolungarle la vita.¹¹⁵ Infatti, poiché, secondo Partini, il sangue emesso con il catarro aveva origine polmonare¹¹⁶, il medico riteneva che il disturbo sarebbe presto degenerato in tisi (“ptissia”)¹¹⁷. Tuttavia, altre osservazioni presenti nel consiglio per Margherita lasciano supporre che il medico non volesse davvero credere all’infesta diagnosi da lui stesso formulata, o che quanto meno sperasse di sbagliarsi. Per ritemperare il catarro acre, Partini prescriveva un decotto di sarsaparilla e legno di *guaiacum* in forma diluita¹¹⁸, quasi come se, raccomandando una forma più leggera di quel farmaco, non potesse avallare un quadro clinico che in realtà gli appariva già fortemente compromesso. Inoltre, la chiosa del consiglio sembra esprimere, più che una constatazione, l’ambiziosa illusione del medico che la donna potesse riprendersi:

”Approverei un bagno della stessa acqua dolce una volta al giorno e il capo deve essere lavato con quella, per moderare la sua qualità calda, e affinché sia data via d’uscita ai vapori che devono essere esalati. Per la qual cosa, dopo tale nuotata e tale bagno dorme molto tranquillamente, come riferisce Sua Eccellenza [Margherita]; grazie all’uso di quell’acqua nei giorni trascorsi mi è sembrato che sia un po’ ingrassata.”¹¹⁹

Per noi è certamente difficile immaginare come la donna, probabilmente già consumata dalla tubercolosi, possa aver acquistato un po’ di peso dopo un bagno in acqua dolce. Del resto, per Partini non sarebbe stato facile comunicare una diagnosi tanto infelice né alla paziente né al padre, l’imperatore Ferdinando e, quindi, forse, provò ad autoconvincersi che la donna mostrasse segni di miglioramento. L’opinione di Partini potrebbe essere stata condizionata anche da Merenda. Rispetto al collega roveretano, Merenda sottovalutava la quantità di sangue espettorato con la tosse e, al contrario del collega, escludeva un’inflammazione delle vie respiratorie.¹²⁰ È quindi possibile che l’interpretazione di Merenda abbia indotto il medico roveretano, già riluttante ad accettare la diagnosi tistica, a nutrire qualche ulteriore dubbio

112 Ibidem.

113 Vedi Brian R. Shmaefsky, *Deadly Diseases and Epidemics. Syphilis*, New York 2010, 13–14, 20.

114 BCRO, Manoscritti, cod. 24, fol. 180v.

115 Ivi, fol. 181v: “Et forte ad producendam vitam, necesse erit, si perfecte curari non potest, uti cura palliativa”.

116 Ivi, fol. 181r.

117 Ivi, fol. 180v, 181r–v.

118 Ivi, fol. 182r.

119 Ivi, fol. 182v: “Laudarem ipsius aquae dulcis balneum semel in die, et ex ea caput lavandum, ut contemperetur eius caliditas, et exitus detur vaporibus exhalandis, quare post talem natationem, et balneationem placidissime dormit ut refert Sua Excellentia, ex cuius usu diebus elapsis magis impinguari visa fuit”.

120 Ivi, fol. 181r.

sulla sua validità. L'esitazione di Partini del resto mette a nudo tutto il dramma dell'interpretazione dei dati sensibili che, benché sfruttati per orientare la cura, non sempre erano capaci di restituire certezze.

In via generale non era facile per Partini gestire i rapporti con le sue/i suoi pazienti, appartenenti ai ranghi più elevati della società. Nonostante fosse forte delle proprie competenze specialistiche e della propria posizione professionale, il medico si sentiva in soggezione nei loro confronti. Tale condizione sembra emergere dal caso clinico di Nicolò Madruzzo, affetto da sifilide¹²¹: il modo in cui Partini si rese conto della patologia del barone e il modo in cui quest'ultimo fu curato gettano luce sulla condizione di subalternità in cui versava Partini rispetto al suo paziente. Infatti, per guarire Nicolò, egli si rivolse a molti più medici di quanti ne avesse mai interpellati per un solo caso – cosa che già di per sé induce a interrogarsi sul rapporto tra Partini e il suo paziente.

Dapprima, nel 1536, il medico si rivolse a Francesco Frigimelica¹²², distinto fisico padovano¹²³, e due anni più tardi ad Alessandrini.¹²⁴ Quest'ultimo formulò due consigli, l'uno risalente al 12 luglio¹²⁵, l'altro al 9 settembre.¹²⁶ A quel tempo diversi malanni affliggevano il barone: gastrite, cefalea, vertigini, tremori e irrequietezza del sonno. Alessandrini osservava persino segni di un incipiente delirio, che induceva il paziente a immaginare malattie come spasmi, epilessia e apoplezia.¹²⁷ Successivamente, nel 1552, Nicolò fu colpito da una febbre terzana, poi degenerata in quartana. Sopraggiunsero anche dolori di stomaco e intestino, che gli provocarono numerosi episodi di vomito.¹²⁸ A quel punto il medico chiese ad Antonio Grotta, già citato, e Daniele Grandi, anche lui, come Grotta, attivo a Riva del Garda, se fosse utile una terapia con acque termali.¹²⁹ Più o meno nello stesso periodo in cui consultava i medici rivani, nella tarda primavera del 1552, Partini si confrontava con altri colleghi che avevano già visitato il Madruzzo in passato, i cui nomi però non emergono nel consiglio redatto da Partini in quell'anno. Alcuni di questi medici, ritenendo che negli anni precedenti Nicolò fosse stato colpito da sifilide ("morbus gallicus"), gli avevano somministrato un decotto di legno di *guaiacum*. Gli stessi riferivano che il paziente aveva dichiarato di essere ormai guarito da quella patologia.¹³⁰ In un consiglio successivo, elaborato alla fine del 1556, Partini riportava nuovamente il

121 Sulla storia clinica di Nicolò Madruzzo vedi Gianni Gentilini/Alessandra Quaranta, Il caso clinico del barone Nicolò Madruzzo (1507–1572). La sua salute e il rapporto con il suo medico curante Francesco Partini di Rovereto, in: Ciappelli/Quaranta, *Medicina e sanità*, 153–194.

122 BCRo, Manoscritti, cod. 24, fol. 60r–61r.

123 Su Francesco Frigimelica vedi Luca Siracusano, *Scultura a Padova: 1540–1620 circa. Monumenti e ritratti. Tesi di Dottorato, Università degli Studi di Trento*, 2013, 509f.; Dagmar von Wille, Frigimelica, Francesco, in: *Dizionario Biografico degli Italiani* 50, Roma 1998, 538–540.

124 BCRo, Manoscritti, cod. 24, fol. 50r–54v.

125 Ivi, fol. 49r–v.

126 Ivi, fol. 50r–54v.

127 Ivi, fol. 49r–v.

128 Ivi, fol. 61v.

129 Ivi, fol. 62v.

130 Ivi, fol. 62r.

resoconto fatto da tali medici, ovvero che Nicolò era stato colpito da sifilide, e che tuttavia riteneva di essersi liberato dalla malattia.¹³¹

A questo punto è molto importante osservare che, nei consigli redatti per Nicolò fino al 1552¹³², non si fa mai menzione della sifilide, ad eccezione di una nota aggiunta al termine di un *consilium* redatto nel 1538 che, a causa del morbo gallico, prescriveva a Madruzzo una terapia purgante da fare regolarmente ogni anno, all'inizio del mese di maggio.¹³³ Non si sa tuttavia se tale annotazione risalga allo stesso 1538 o sia successiva. In ogni caso, colpisce che, nonostante la presenza di una patologia tanto grave, i riferimenti alla sifilide presenti nei consigli partiniani per Nicolò siano così poco numerosi e così poco significativi. Da una parte ciò suggerisce che la malattia fosse molto difficile da diagnosticare: la sifilide infatti, sviluppandosi in cinque fasi, diventa manifesta soltanto al suo secondo stadio; inoltre, presenta sintomi molto simili a quelli di altre malattie con le quali può essere confusa.¹³⁴ Si intuisce quindi come non fosse così semplice per i medici di allora giungere a una diagnosi corretta. Dall'altra parte, la reticenza di Nicolò ad ammettere il proprio reale stato di salute di fronte ai suoi medici curanti rendeva ancor più ardua una congrua ipotesi diagnostica. Inoltre, non era scontato che i pazienti riferissero i propri sintomi in modo esaustivo, e molte potevano essere le ragioni di tale reticenza: preoccupazione per lo stato di salute, difficoltà nell'espone i disturbi, timore di non essere compresi, nonché un senso di pudore legato allo *status* di malato. Nel caso specifico di Nicolò, l'aperta dichiarazione di essere guarito dalla sifilide probabilmente scaturiva dalla consapevolezza che, essendo legata ai peccati di tipo sessuale commessi, tale malattia era concepita dalla società come una condizione di cui vergognarsi.¹³⁵

Nonostante le difficoltà diagnostiche e il riserbo di Nicolò, è evidente tuttavia che in alcuni dei medici che lo visitarono si insinuò il dubbio che il barone fosse stato colpito dal morbo luetico. Infatti, come ricordato sopra, quegli stessi medici gli somministrarono quella che all'epoca era la terapia antisifilitica per eccellenza: il decotto di *guaiacum*.¹³⁶ Inoltre, se Nicolò dichiarò ripetutamente di essere guarito dalla sifilide, significa che qualcuno (molto probabilmente uno dei suoi medici) gli aveva comunicato che ne era affetto. Confrontando poi i sintomi accusati da Nicolò con quelli tipici della sifilide, è ragionevole ipotizzare che il barone davvero ne soffrisse. In particolar modo, in un consiglio a lui rivolto e redatto all'inizio del

131 Ivi, fol. 65v.

132 Il consiglio redatto da Frigimelica nel 1536 (ivi, fol. 60r–61r); quelli di Alessandrini e di Partini, entrambi risalenti al 1538 (ivi, rispettivamente fol. 43v–49v e fol. 50r–54r); quello scritto nel 1539 da un medico padovano non identificato (ivi, fol. 59r–v).

133 Ivi, fol. 54r: "Purgatio ordinaria annualis [...] tempore veris ad principium mensis maii post morbum gallicum".

134 Shmaefsky, *Deadly Diseases and Epidemics*, 13.

135 Bryon Lee Grigsby, *Pestilence in Medieval and Early Modern Literature*, New York/London 2004, 155.

136 Su questo rimedio vedi John Henderson, *Fracastoro, il legno santo e la cura del 'mal francese'*, in: Alessandro Pastore/Enrico Peruzzi (a cura di), *Girolamo Fracastoro fra medicina, filosofia e scienze della natura*. Atti del convegno internazionale di studi in occasione del 450^o anniversario della morte (Verona–Padova, 9–11 ottobre 2003), Firenze 2006, 73–89; Kevin Brown, *The Pox. The Life and Near Death of a Very Social Disease*, Stroud (Gloucestershire) 2006, 21–24.

1556 da un certo dottor N.¹³⁷, che a sua volta era stato interpellato da Partini, il medico scrivente osservò la presenza di una pustola rubiconda dal carattere calloso sul viso del paziente.¹³⁸ Questa infiammazione è assimilabile alle caratteristiche piaghe sifilitiche, già citate, che in una fase intermedia possono ricoprire anche il volto. Tuttavia, nell'intero consiglio, il dottor N. non fece menzione della sifilide, né si interrogò sull'origine della pustola, limitandosi a constatarne il carattere nodoso e algico. Ciò lascia supporre che Partini non avesse fatto parola al collega dei sintomi sospetti, benché, nel momento in cui il dottor N. scriveva, all'inizio del 1556, il medico roveretano fosse già al corrente del fatto che Nicolò era stato colpito dal morbo luetico. Come abbiamo visto, infatti, nel 1552 Partini aveva parlato con quei medici di Nicolò che avevano ipotizzato la sifilide.

A questo punto viene spontaneo chiedersi perché Partini non abbia informato il dottor N. del proprio sospetto. La risposta potrebbe risiedere in una sorta di sudditanza psicologica provata da Partini nei confronti del paziente, e che alimentò la volontà del medico di non credere del tutto alla diagnosi sifilitica. Alla luce di questa osservazione si spiega anche perché, in un ulteriore consiglio, posteriore al 1556, Partini abbia prescritto a Nicolò un decotto di legno di *guaiacum* diluito rispetto a quello normalmente assunto da coloro che erano affetti da sifilide.¹³⁹ Come nel caso di Margherita sopra analizzato, sembra quasi che, somministrando un medicamento più leggero, Partini non volesse deludere le aspettative di Nicolò, il quale a sua volta avrebbe potuto continuare a illudersi di essere guarito dal morbo gallico. In sintesi, di fronte ad entrambi i pazienti, il medico dovette in qualche modo mascherare il verdetto diagnostico, per preservare intatto il rapporto di *patronage* che a loro lo legava, ed evitare ripercussioni negative sulla propria carriera.

Conclusione

Lo studio del caso di Francesco Partini ha consentito di gettare luce sulle possibilità di carriera che si prospettavano a un medico erudito di epoca moderna dopo il conseguimento della laurea, e su come egli si muoveva per ottenere incarichi importanti. Ha permesso inoltre di riflettere sia sui compiti assegnati a un *Hoffphysicus*, sia sul modo in cui quest'ultimo applicava in situazioni concrete il sapere teorico appreso all'università. Per quanto riguarda Partini, sono emersi in particolar modo due aspetti. Prima di tutto è stato possibile delineare il percorso professionale battuto

137 BCRo, Manoscritti, cod. 24, fol. 55r: "Consilium factum per Illustrissimum dominum Nicolao Madrutio [...] per excellentem doctorem N.". Sulla base della sola lettera "N" è arduo identificare il medico estensore del consiglio. La data si può desumere invece dal fatto che, poiché il cardinale Cristoforo Madruzzo, fratello di Nicolò, aveva assunto l'ufficio di governatore di Milano nel dicembre del 1555, e dato che l'incarico comportava anche il comando dell'esercito spagnolo in Lombardia (Rotraud Becker, Madruzzo, Cristoforo, in: Dizionario biografico degli Italiani 67, Roma 2006, 175–180, spec. 177), Nicolò fu da lì a poco nominato comandante della piazza di Pavia. E, come si apprende dal consiglio stesso, in quel momento Nicolò si trovava proprio lì (BCRo, Manoscritti, cod. 24, fol. 55r).

138 Ivi, fol. 55r–58v.

139 Ivi, fol. 67r–v.

dal medico roveretano (*Karriereweg*), tratteggiando la figura di un *physicus* che si occupava non soltanto della salute di Massimiliano, del quale era *Leibarzt*, ma anche di quella di altri membri di corte, a seconda delle specifiche richieste dell'imperatore. Inoltre, ancora su ordine del sovrano, Partini svolgeva probabilmente anche incarichi di altra natura rispetto a quelli più strettamente sanitari. Per quanto riguarda poi i canali attraverso i quali Partini conseguì la prestigiosa posizione di medico di corte (*Anstellungskriterien*), ricoprirono un ruolo importante le raccomandazioni in suo favore di colleghi influenti, nonché i legami da lui instaurati con la famiglia Madruzzo. In merito al secondo aspetto sono venute alla luce le difficoltà legate alla quotidiana pratica medica (*Praxisalltag*). Curare soggetti malati comportò per Partini la necessità di acuire lo spirito d'osservazione e non di rado suscitò in lui dubbi a cui non sempre le *auctoritates* mediche potevano rispondere in modo esaustivo.

Mettendo ora a fuoco le tappe del percorso professionale di Partini, bisogna rilevare che il ruolo di medico imperiale rappresentò certamente un decisivo salto di qualità nella sua carriera: da una parte gli consentì di allargare il bacino dei pazienti; dall'altra comportò innegabili benefici economici. La sua era una delle posizioni più ambite a cui potesse aspirare un medico laureato e, come accennato, fu conseguita grazie ai legami amicali stabiliti con Mattioli e Alessandrini. Importanti per il conseguimento del prestigioso ruolo di *Hofphysikus*, i contatti professionali erano altrettanto rilevanti per l'espletamento della quotidiana attività di cura. Infatti, come abbiamo visto, le valutazioni cliniche di altri medici erano frequentemente richieste da Partini, proprio al fine di essere coadiuvato nella diagnostica e nella terapeutica. Inoltre, questi scambi arricchivano le sue conoscenze. Più in generale le interazioni tra medici, protratte nel lungo periodo, contribuirono allo sviluppo della *practica medica*, consentendo la circolazione nella *Respublica medicorum* di intuizioni, ipotesi, proposte, come anche di dubbi e interrogativi. Questi ultimi, molto più delle cose già note, favorivano la nascita di nuovi percorsi di studio e ricerca.

Una volta raggiunta la posizione di fisico di corte, non era affatto scontato riuscire a mantenerla. Nel Cinquecento, infatti, i membri della famiglia imperiale si avvalevano sia di medici assunti con incarichi di lunga durata (come nei casi di Alessandrini e Mattioli), sia di consulti occasionali.¹⁴⁰ Di fatto, come mostrano le lettere di Giulio Alessandrini e Bartolomeo Guarinoni, medici di Rodolfo II, che scrivevano all'archiatra imperiale Crato von Crafftheim¹⁴¹, il destino dei fisici a cui l'imperatore si affidava era alquanto incerto: essi potevano essere congedati e/o sostituiti senza apparente giustificazione e senza preavviso, indipendentemente da

140 Fu in particolar modo Rodolfo II a circondarsi di un gran numero di medici: Evans, Rodolfo II d'Asburgo, 283.

141 Su Crato von Crafftheim, protomedico imperiale dal 1561 al 1580, vedi Charles D. Gunnoe Junior, Jole Shackelford, Johannes Crato von Krafftheim (1519–1585). Imperial Physician, Irenist, and Anti-Paracelsian, in: Marjorie Elisabeth Plummer/Robin B. Barnes (a cura di), *Ideas and Cultural Margins in Early Modern Germany: Essays in Honor of H. C. Erik Midelfort*, Farnham 2009, 201–216; Louthan, *Johannis Crato; Johann Franz Albert Gillet, Crato von Crafftheim und seine Freunde. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte* 1–2, Frankfurt am Main 1860.

quanto tempo avevano servito il sovrano.¹⁴² Da queste lettere trapela inoltre l'idea che al medico non spettasse una retribuzione per il fatto stesso di aver erogato prestazioni sanitarie; sembra piuttosto che il valore del suo lavoro fosse subordinato al grado di soddisfazione dell'imperatore. Prescrivere una cura che non convincesse pienamente il sovrano aumentava quindi di molto il rischio di decadere dalla posizione raggiunta a corte, e un passo falso da parte del medico avrebbe repentinamente intaccato il suo rapporto con i pazienti-patroni. Da parte sua si rendevano pertanto necessari sforzi di lunga durata per corroborare la fiducia dei soggetti malati, e anche in questo contesto le reti professionali svolgevano un ruolo importante: come abbiamo sottolineato, infatti, il parere di qualificati colleghi rappresentava uno strumento per cautelarsi di fronte alla latente minaccia di contestazioni.

Dal canto loro, le/i pazienti trattati da Partini erano particolarmente esigenti, poiché di elevato rango sociale, e quindi disposti a sborsare parecchio denaro per essere curate/i. Il timore del medico di contrariarle/i spiega in parte anche perché il *regimen sanitatis* da lui prescritto nei vari consigli fosse molto dettagliato. Tale accuratezza avrebbe contribuito a persuadere donne e uomini malati della bontà dello stile di vita e dei medicamenti, e quindi in ultima analisi avrebbe contribuito a conquistarne la fiducia. Anche la scrupolosa analisi sensoriale dei sintomi andava nella medesima direzione: infatti, un'attenta osservazione e descrizione del corpo, da una parte, svelavano alle/ai pazienti i nascosti meccanismi delle malattie e, dall'altra, consentivano a Partini di elaborare una diagnosi precisa (almeno dal suo punto di vista), e quindi più ampiamente giustificabile agli occhi delle/dei pazienti.

In via conclusiva, le ipotesi diagnostiche e le scelte terapeutiche del medico roveretano devono essere interpretate in stretta connessione al rapporto medico-paziente. L'appartenenza a una famiglia agiata, gli studi accademici, l'esperienza acquisita nella pratica medica, e le buone entrate certamente rappresentarono per lui un lasciapassare necessario per entrare a corte, ma non erano sufficienti per mantenere intatta la posizione professionale conseguita. A tale scopo si rendevano indispensabili un quotidiano e paziente lavoro di costruzione di solide reti sociali, e una costante dimostrazione di fedeltà all'autorità imperiale. Servire quest'ultima comportò per Partini gravarsi di importanti responsabilità, nonché entrare a far parte a pieno titolo del sistema di corte (*höfisches System*). In un periodo di faticoso sviluppo della medicina, caratterizzato da metodologie non ancora certe, il medico di Rovereto dovette destreggiarsi tra i delicati equilibri del potere e sottomettersi alle sue dinamiche.

¹⁴² Rodolfo mandava a chiamare spesso diversi medici, consultandoli uno dopo l'altro; molti di loro tornavano a casa delusi, poiché il consulto non si era invero in un incarico di più lunga durata. Biblioteka Uniwersytecka we Wrocławiu, ms. R. 248, 50, c. 74r; 53, c. 77v; 59, fol. 86r.

Die (Lebens-) Wege Dr. Balthasar Mansfelds (1440–1503)

von Markus Michalski

Abstract

Dr. Balthasar Mansfeld (1440–1503) originally came from Gdansk, studied in Rostock and probably in Italy before he was first documented in Munich in 1468. He offered his services to the regional elites such as wealthy Munich merchants and especially to the abdicated Bavarian Duke Sigismund (1439–1501), but also to patients from poorer social backgrounds. In addition, Mansfeld's medical activities required frequent travels throughout today's Upper Bavarian region, where he treated members of monasteries and noble families.

Fragestellung

„Baldasar Mansvelt artium et medicine doctor de Prussia“¹; so beschreibt sich der Leibarzt des abgedankten bayerischen Herzogs Sigismund (1439–1501) in einem Gesundheitsratgeber selbst. Dieser Satz soll Ausgangspunkt sein, um sich Dr. Balthasar Mansfeld anzunähern.² Über Jahrzehnte hinweg, zwischen 1468 und 1503, wirkte Mansfeld in München als Arzt, wo er reiche Kaufleute, Adlige, Angehörige von Klöstern aber auch Patient*innen aus einfacheren Kreisen behandelte. Welcher Ausbildungsweg hatte ihn dahin gebracht und welche Migrationsgeschichte verbirgt sich hinter der von Bayern entfernten Ortsbeschreibung „de Prussia“?

Sein Lebensweg hat Mansfeld von der Ostsee bis an die Isar geführt und auch nach seiner Ansiedlung in München ging er immer wieder auf Reisen, weshalb Fragen zur Mobilität im Mittelpunkt folgender Betrachtungen stehen. Mansfeld kam als Fremder nach München und baute sich dort ein Leben auf. Welche Strategien nutzte er dafür? In diesem Zusammenhang werden der Karriereverlauf, die Bedeutung beruflicher wie auch familiärer Netzwerke sowie des Hofes um Herzog Sigismund bzw. Herzog Albrecht IV. (1447–1508)³ näher beleuchtet werden.

1 Bayerische Staatsbibliothek (zukünftig abgekürzt als BSB), BSB Clm 18933, fol. 247v.

2 Grundsätzlich sei hier auf die Monographie von Markus Michalski, Dr. Balthasar Mansfeld (1440–1503). Ein Arzt in München an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit (= *Miscellanea Bavarica Monacensia* 188), München 2017 verwiesen, in der Mansfeld ausführlich gewürdigt wird.

3 Vgl. Gerhard Schwertl, Albrecht IV. der Weise, in: *Lexikon des Mittelalters* 1 (1980), 315f.

Ausbildung und Migrationshintergrund

Woher stammte Balthasar Mansfeld genau? Die Gebiete des Deutschen Ordens wurden zu Lebzeiten Balthasar Mansfelds landläufig als „terra Prussiae“ bezeichnet. Nicht nur die Einwohner jener Gebiete beschrieben sich wie Mansfeld selbst als Preußen, sondern auch in Zeugnissen aus anderen Teilen des Reichs war diese Bezeichnung üblich.⁴ Daher ist die Selbstverortung Mansfelds nichts Ungewöhnliches. Anhand der Matrikel der Universität Rostock lässt sich die Abstammung Balthasar Mansfelds noch näher bestimmen. Als sich der 17-jährige Balthasar in Rostock einschrieb, um dort die Artes zu studieren, machte er genauere Angaben zu seiner Herkunft: Er stammte aus Danzig und zahlte 1457 eine Mark für die Einschreibung⁵, was dem üblichen Tarif für die Artistenfakultät entsprach. Die Familie von Balthasar Mansfeld gehörte also nicht zu den vornehmsten⁶, auch hatte Balthasar keinen Fürsprecher. Er stammte aber auch nicht aus gänzlich mittellosem familiären Hintergrund, was ihm sonst ein unentgeltliches Studium als einer der „pauperes“ ermöglicht hätte. Zeitgleich mit Balthasar Mansfeld hatten sich 1457 sowohl Studenten immatrikuliert, die als Arme gekennzeichnet waren, aber auch einflussreiche Leute, die wie ein gewisser Wilhelm Westphal auf hochgestellte Verwandtschaft bauen konnte, in diesem Fall den Bischof von Lübeck.⁷ Mansfeld gehörte damit der zahlenmäßig größten Gruppe von Studenten an, deren Abstammung aber schlecht greifbar ist.⁸ Dennoch lassen sich Vermutungen zu seinem familiären Hintergrund anstellen. Einerseits war das Studium an einer der höheren Fakultäten sehr teuer. Die finanzielle Belastung für ein Studium der Medizin ist nicht zu unterschätzen. Rund 80 Prozent aller Studenten immatrikulierten sich in den Artistenfakultäten.⁹ Nur wenige schlossen an diese Ausbildung ein Studium an einer der höheren Fakultäten an, was sich auch im sozialen Prestige eines Absolventen der Medizin widerspiegelt. Dieses war deutlich größer als das eines Studenten der Artes.¹⁰ Andererseits war der Arztberuf in Zeiten, als regelmäßige Pestwellen das Land heimsuchten, mit dem

4 Vgl. Hartmut Boockmann, Preußen, in: Lexikon des Mittelalters 7 (1995), 194–196, hier 194, zudem das umfassende Handbuch zur Geschichte Preußens: Hartmut Boockmann, Deutsche Geschichte im Osten Europas 1: Ostpreußen und Westpreußen, Berlin 1992.

5 Die Matrikelbücher sind online verfügbar und belegen den Studienbeginn. Vgl. <http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn63866263X> (Zugriff: 22.8.2020).

6 Bei Dorothea Weichbrodt, Patrizier, Bürger, Einwohner der Freien und Hansestadt Danzig in Stamm- und Namentafeln vom 14.–18. Jahrhundert, 5 Bände, Klausdorf/Schwentine 1988–1993 findet sich keine Familie Mansfeld.

7 Vgl. Adolph Hofmeister, Die Matrikel der Universität Rostock, Bd. 1: Mich. 1419–Mich. 1499, Rostock 1889, 112.

8 Vgl. Rainer Christoph Schwinges, Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jahrhundert. Studien zur Sozialgeschichte des Alten Reiches (= Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Abteilung Universitätsgeschichte 123; Beiträge zur Sozial- und Verfassungsgeschichte des Alten Reiches 6), Stuttgart 1986, 424.

9 Vgl. Christian Hesse, Acta Promotionum II. Die Promovierten der Universitäten im spätmittelalterlichen Reich. Bemerkungen zu Quantität und Qualität, in: Rainer Christoph Schwinges (Hg.), Examen, Titel, Promotionen. Akademisches und staatliches Qualifikationswesen vom 13. bis zum 21. Jahrhundert (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 7), Basel 2007, 229–250, hier 232.

10 Vgl. Hesse, Acta Promotionum II., 242f.

Risiko verbunden, selbst an der tödlichen Seuche zu erkranken. Dies mag einer der Gründe sein, weshalb Adlige in jener Zeit ein Studium der Medizin scheuten.¹¹

Wo Balthasar Mansfeld schließlich zum Doktor der Medizin promoviert wurde, ist nicht bekannt. Mit hoher Wahrscheinlichkeit war es irgendwo südlich der Alpen; vermutlich in Oberitalien. Nach seiner Immatrikulation in Rostock 1457 verliert sich seine Spur für einige Jahre, bis der junge Arzt 1468 wieder in München nachweisbar ist. Die Matrikel und die Graduiertenlisten aus Italien geben keinen Aufschluss über ein Studium Mansfelds südlich der Alpen. Jedoch ist seine Handschrift, die humanistische Elemente aufweist, ein Anhaltspunkt.¹² Die Reformkonzilien von Konstanz und Basel hatten zwar schon dazu beigetragen, dass auch nördlich der Alpen humanistische Schreibformen und vor allem auch humanistisches Gedankengut Verbreitung fanden, nichtsdestoweniger war Italien in den 1450er- respektive 1460er-Jahren immer noch die Region Europas, in der ein Student am wahrscheinlichsten mit dem Humanismus in Berührung kam.¹³ Zudem war Italien in jenen Jahren ein guter Ort für einen angehenden Doktor der Medizin, da gerade Padua einen ausgezeichneten Ruf genoss. Im 15. Jahrhundert stammten 30 bis 40 Prozent der Graduierten von nördlich der Alpen.¹⁴ Darüber hinaus war die Wanderungsbereitschaft zwischen den oberitalienischen Universitäten seitens der Studenten aber auch der Lehrer sehr hoch.

In Danzig geboren, war Mansfeld über Rostock und wahrscheinlich Italien in der Mitte der 1460er-Jahre nach München gekommen. Nachdem er erstmals 1468 in der Stadt an der Isar nachweisbar ist, sind keine weiten Reisen mehr für ihn belegt.

Reisen in der Gegend um München

Vielmehr bezog sich sein Aktionsradius etwa auf den Bereich des heutigen Oberbayerns. Zu fassen sind diese Reisen vor allem anhand seines Kalenders. Mansfeld führte über Jahrzehnte hinweg einen Notizkalender, in dem er auch über Reisen Auskunft gibt, wobei die Aufzeichnungen durchweg sehr knapp gehalten sind. Dies hängt mit der äußeren Gestaltung der *Ephemerides* zusammen, die nur wenig Platz für Notizen an den Rändern lässt.¹⁵ Seine Aufzeichnungen trug Mansfeld in einen gedruckten ewigen Kalender aus der Offizin des Johannes Regiomontanus (1436–1476)¹⁶ ein. Dieser ewige Kalender ermöglichte eine Schreibkontinuität über Jahrzehnte hinweg. Man kann diese Quelle als ein Zwischenstück bzw. eine Übergangsform zwischen

11 Vgl. Nancy Siraisi, Die Medizinische Fakultät, in: Walter Rüegg (Hg.), Geschichte der Universität in Europa, Bd. 1: Mittelalter, München 1993, 321–342, hier 340f.

12 Vgl. hierzu grundsätzlich Michalski, Mansfeld, 62–69.

13 Auch Karl Schottenloher gibt als Mansfelds Studienort Italien an. Vgl. Karl Schottenloher, Dr. Balthasar Mansfeld, ein Münchner Arzt des 15. Jahrhunderts, in: Das Bayerland. Illustrierte Wochenschrift fuer Bayerns Land und Volk 25 (1913/1914), 128f., hier 128.

14 Vgl. Siraisi, Medizinische Fakultät, 330.

15 Das Notizbuch findet sich in der Bayerischen Staatsbibliothek unter der Signatur 4 L.impr.c.n.mss. 74. Die Textstellen sind ediert bei Michalski, Mansfeld, 414–429.

16 Vgl. Helmuth Grössing, Regiomontanus (de Montereio, von Königsberg; Müller) Johannes, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 7 (1989), 1124–1131.

einem mittelalterlichen Familienbuch und einem Schreibkalender der Frühen Neuzeit betrachten. Insgesamt weist diese Quelle jedoch mehr Gemeinsamkeiten mit der Gattung des Schreibkalenders als mit den Familienbüchern auf.¹⁷

Wenn man die Aufzeichnungen im Hinblick auf die Mobilität des Arztes untersucht, lassen sich seine Reisen in zwei Gruppen untergliedern: Zum einen hatten die Reisen berufliche Zwecke, zum anderen geschahen sie im weitesten Sinne aus religiösen Gründen. Eine klare Abgrenzung ist jedoch nicht in allen Fällen möglich, denn Mansfeld verband die Reisen auch. Dies wird am deutlichsten anhand seiner Aufzeichnungen zu Kirchweihfesten. In elf Jahren zog Balthasar Mansfeld immer im Oktober vor die Tore Münchens zur Blütenburg, um dort das Kirchweihfest zu begehen.¹⁸ Im Jahr 1500 war dies letztmalig der Fall. Dass der religiöse Akt auch mit beruflichen Zielen korrespondierte, lässt sich anhand der Beziehung Mansfelds zum abgedankten bayerischen Herzog Sigismund belegen, der außerhalb Münchens in eben der Blütenburg residierte und dessen Leibarzt Mansfeld war. Am 1. Januar 1501 verstarb der Herzog¹⁹ und nachdem sein wichtigster und bedeutendster Patient nicht mehr lebte, zog auch Dr. Mansfeld nicht mehr zum Kirchweihfest zu der Hofkirche des verstorbenen Herzogs. Das Begehen des Kirchweihfestes in der Blütenburg war also aller Wahrscheinlichkeit nach auch von beruflichen Erwägungen mitbestimmt.

In Zusammenhang mit einer weiteren Kirche lässt sich die Verbindung einer beruflichen Reise mit der Teilnahme an einem Kirchweihfest ebenfalls belegen. Zum südlich von München gelegenen Kloster Andechs unterhielt Mansfeld gute, sogar freundschaftliche Kontakte. Die enge Beziehung zum Kloster Andechs ist beispielsweise anhand einer Versepistel vom 13. April 1490 belegbar²⁰, die der Benediktinermönch Georg Polster²¹ verfasste und in der er das berufliche Können Mansfelds lobte. Obgleich Mansfeld also gute Beziehungen zu Andechs unterhielt, lässt sich nur in einem Jahr nachweisen, dass er zu Kirchweih auf dem Heiligen Berg war. Er notiere sich am 22. September 1482: „dedicatio montis Andex“.²² Die berufliche Verquickung lässt sich dank eines anderen Termins festmachen, der in zeitlicher und räumlicher Nähe liegt. Vom 10. bis zum 13. September verabreichte Mansfeld einer Dame aus dem Geschlecht der Toerringer vier Einläufe. Die Verbindung ist insofern von Interesse, als eine Linie des Grafengeschlechts der Toerringer im Schloss Seefeld residierte.²³ Das Schloss liegt in Luftlinie nur etwa sechs Kilometer

17 Vgl. hierzu die reiche Forschungsliteratur zu den beiden Quellengattungen. Für einen grundlegenden Überblick speziell in Hinblick auf die Ephemerides von Mansfeld vgl. Michalski, Mansfeld, 17–35.

18 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 7.10.1487; 13.10.1490; 12.10.1491; 10.10.1492; 21.10.1492; 20.10.1493; 19.10.1494; 18.10.1495; 22.10.1497; 21.10.1498; 20.10.1499; 18.10.1500.

19 Vgl. Helga Czerny, *Der Tod der bayerischen Herzöge im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. 1347–1579. Vorbereitungen – Sterben – Trauerfeierlichkeiten – Grablegen – Memoria (= Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 146)*, München 2005, 229f.

20 BSB, Clm 4408, fol. 139r.

21 Vgl. Franz Josef Worstbrock, Polster (Bolster), Georg OSB, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 7* (1989), 775–777.

22 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 22.9.1482.

23 Vgl. Jolanda Englbrecht, *Drei Rosen für Bayern. Die Grafen zu Toerring von den Anfängen bis heute*, München 1993, 105.

vom Kloster Andechs entfernt. Kurz nachdem Mansfeld die adlige Dame in Seefeld behandelt hatte, notierte sich der Arzt, dass er einen Abt behandelte: „pro abbate/ 4or sy[ringas]“.²⁴ Stark zu vermuten ist, dass es sich um den Vorsteher des Klosters Andechs handelte. Anhand dieser beiden Beispiele wird deutlich, dass Mansfeld religiöse Reisen zu den Kirchweihfesten außerhalb Münchens auch mit beruflichen Interessen verband.

Gerade in Zusammenhang mit Andechs und Herzog Sigismund sei hier noch exemplarisch auf eine weitere Reise verwiesen, in der sich der Dienst am und die Nähe zum Herzog mit der Betreuung anderer Patient*innen aber auch mit religiösen Motiven vermischte. Mansfeld war zusammen mit seiner Ehefrau Clara und Herzog Sigismund im Mai des Jahres 1495 in Andechs.²⁵ Er vermerkte die Reise in seinem Notizkalender und darüber hinaus, dass er den Abt purgierte.²⁶ Von Bedeutung ist einerseits, dass er als Leibarzt gemeinsam mit dem Herzog auf Reisen ging, Mansfeld seine Frau dabei hatte, und auf der Reise zudem auch andere Patient*innen betreute. Diese Reise ist des Weiteren auch noch unter religiösen bzw. politischen Gesichtspunkten relevant. Von Andechs aus begab sich Mansfeld gemeinsam mit Herzog Sigismund nach Fürstenfeld.²⁷ Vermutlich hing die Reise mit der Ernennung eines neuen Chiemseer Bischofs zusammen. Der alte Bischof von Chiemsee, Georg II.²⁸, war am 2. Mai 1495 auf dem Weg zum Wormser Reichstag verstorben.²⁹ Der Erzbischof von Salzburg, Sigmund II. von Hollenegg³⁰, hatte daraufhin im Kloster Fürstenfeld Ludwig Ebmer³¹ zum neuen Bischof ernannt.³² Zeitlich ist eine Verbindung zwischen der Reise von Mansfeld und diesem kirchlich wie auch politisch relevanten Ereignis einleuchtend. Am 14. Mai war Ebmer erhoben worden und Mansfeld am 20. Mai nach Fürstenfeld aufgebrochen.

Ein weiterer Bereich, in dem der Arzt Mobilität bewies, steht in Verbindung mit der Pest. Einerseits zeigt sich in Anbetracht der tödlichen Seuche eine religiöse Motivation für das Reisen und andererseits auch berufliche Erwägungen bzw. der

24 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 13.–16.9.1482.

25 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 16.5.1495.

26 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 18.5.1495.

27 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 20.5.1495.

28 Vgl. Erwin Naimer, Altdorfer, Georg († 1495), in: Erwin Gatz (Hg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448–1648, Berlin 1996, 19.

29 Georg verstarb am 2. Mai 1495. Zu ihm vgl. Engelbert Wallner, Das Bistum Chiemsee im Mittelalter (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Stadt und des Landkreises Rosenheim 5), Rosenheim 1967, 114–116.

30 Vgl. Franz Ortner, Hollenegg, Sigmund von († 1495), in: Erwin Gatz (Hg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448–1648, Berlin 1996, 310.

31 Vgl. Erwin Naimer, Ebmer, Ludwig († 1516), in: Erwin Gatz (Hg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448–1648, Berlin 1996, 143. Vgl. zudem Eberhard Graf von Fugger, Kloster Fürstenfeld. Eine Wittelsbacher Stiftung und deren Schicksale von 1258 bis 1803. Ein Beitrag zur Geschichte unseres engeren Vaterlandes, München 1885, 81f. Ein abweichendes Datum findet sich bei Wallner, Bistum, 117. Wallner gibt ebenfalls ohne Beleg an, dass Ludwig am 4. Mai zum Bischof ernannt wurde. Ihm zufolge fand die Weihe Ludwig Ebmers erst nach dem Reichstag im Salzburger Dom statt.

32 Vgl. für einen umfassenden Überblick zur Literatur über die drei Bischöfe Rainald Becker, Wege auf den Bischofsthron. Geistliche Karrieren in der Kirchenprovinz Salzburg in Spätmittelalter, Humanismus und konfessionellem Zeitalter (1448–1648) (= Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte. Supplementheft 59), Rom 2006, 420 und 426f.

Versuch des Selbstschutzes. Eine religiös motivierte Reise war eine Pestprozession, die der Arzt 1496 zusammen mit seinem ältesten Sohn Wolfgang unternahm.³³ Damals wütete schon seit über einem Jahr die Pest in München, war aber im Begriff abzuklingen, und die Einwohner*innen der Stadt machten sich auf den Weg zum Kloster Andechs. In den Rechnungsbüchern der Stadt München ist verzeichnet, dass die Bürgerschaft Mitte Juli 1496 Geld für einen städtischen Boten ausgab, der den Schlüssel der Andechser Heiligtümer ins Kloster brachte. Der Schlüssel, der in München aufbewahrt wurde, musste ins Kloster Andechs befördert werden, damit dort Vorbereitungen getroffen werden konnten, um den Heiliumsschatz den Pilgern als Höhepunkt der Prozession zu zeigen. Die Münchner Bürger*innen trieben einigen Aufwand für diese Bittprozession, schließlich hofften die Menschen, dass die Pest möglichst bald und endgültig von der Stadt ablassen sollte. Die Stadtkämmerei gab insgesamt 28 Pfund, einen Schilling und einen Pfennig unter anderem für Priester, Kreuz- und Laternenträger sowie Stadtsöldner aus.³⁴ Demnach hat es sich um eine repräsentative Prozession³⁵ mit einer großen Zahl an Teilnehmer*innen gehandelt. Da die Notiz zu dieser Reise aus dem Muster der üblichen Reisen in Mansfelds Notizkalender heraussticht, muss sie für den Arzt von besonderer Bedeutung gewesen sein. Auch für seine Karriere ist die Pestepidemie, die seit 1495 in München grassierte, relevant. Dr. Balthasar Mansfeld gehörte als Arzt in besonderem Maße zu den Personen, die von der Krankheit bedroht waren. Einen effektiven Schutz gab es nicht und daher war es nicht unüblich, dass sich Ärzte vor der Krankheit in Sicherheit brachten, indem sie die betroffene Stadt verließen.³⁶ So verfuhr auch Mansfeld. Noch vor seiner Ehefrau und ihm selbst verließen seine Kinder am 14. September 1495 München.³⁷ Elf Tage später folgte das Ehepaar Mansfeld.³⁸ Erstaunlich ist die geringe Distanz, die Balthasar Mansfeld zwischen sich und die verseuchte Stadt brachte. Er zog nur bis kurz vor die Tore Münchens nach

33 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 10.8.1496.

34 Vgl. Helmuth Stahleder, *Herzogs- und Bürgerstadt. Die Jahre 1157–1505* (= Chronik der Stadt München für das Stadtarchiv München 1), München 1995, 580.

35 Als Vergleich kann man Mansfelds Jahressalär bei der Stadt heranziehen. Fridolin Solleder spricht von 32 Gulden, die Mansfeld als Stadtarzt erhalten haben soll. Vgl. Fridolin Solleder, *München im Mittelalter*, München 1938 (ND Aalen 1962), 344. In den Kammerrechnungen ist aber nur ein Jahresverdienst von 28 Gulden belegt. Vgl. z. B. Stadtarchiv München, *Kammerrechnungen 1491*, fol. 69r.

36 Ein Beispiel hierfür ist der Nürnberger Arzt Hieronymus Münzer, der wegen der Pest 1494 aus der Stadt floh. Münzer reiste über 7000 Kilometer weit bis nach Portugal. Vgl. René Hurtienne, *Arzt auf Reisen. Medizinische Nachrichten im Reisebericht des doctoris utriusque medicinae Hieronymus Münzer († 1508) aus Nürnberg*, in: Franz Fuchs (Hg.), *Medizin, Jurisprudenz und Humanismus in Nürnberg um 1500. Akten der gemeinsam mit dem Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg, dem Stadtarchiv Nürnberg und dem Bildungszentrum der Stadt Nürnberg am 10./11. November 2006 und 7./8. November 2008 in Nürnberg veranstalteten Symposien* (= Pirkheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung 24), Wiesbaden 2010, 47–69, hier 51–53; Klaus Herbers, *Humanismus, Reise und Politik. Der Nürnberger Arzt Hieronymus Münzer bei europäischen Herrschern am Ende des 15. Jahrhunderts*, in: Axel Gotthard/Andreas Jakob/Thomas Nicklas (Hgg.), *Studien zur politischen Kultur Alteuropas. Festschrift für Helmut Neuhaus zum 65. Geburtstag* (= Historische Forschungen 91), Berlin 2009, 207–219, hier 207.

37 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 14.9.1495.

38 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 25.9.1495.

Plachfeld.³⁹ Bei anderer Gelegenheit war Mansfeld deutlich weiter vor der Pest geflohen. Bereits im Jahr 1483 grassierte die Seuche in München und damals zog der Arzt zusammen mit seiner Familie bis nach Dachau.⁴⁰ Vermutlich war der geringere Abstand der Tatsache geschuldet, dass Mansfeld seit 1490 sein Posten als Stadtarzt enger an München band. Selbst bezeichnete er sich in den Jahren zwischen 1490 und 1495 als „*physicus salariatus civitatis Monaci*“.⁴¹ Es könnte sein, dass er von den Isarniederungen aus im Bedarfsfall wieder in die Stadt ging. Wie engmaschig Mansfeld die Stadtbevölkerung in dieser Krisenzeit betreute, ist nicht belegt. Ob das Ende seiner Dienstzeit als Stadtarzt in Verbindung mit eben jenem Weggang aus München steht, lässt sich nur vermuten. Sicher ist lediglich, dass er das letzte Mal am Michaelitag 1495 sein Salär als Stadtarzt ausgezahlt bekam⁴² und München danach 15 Jahre lang keinen Stadtarzt beschäftigte.⁴³ Ob Mansfeld wegen seines Weggangs aus München den Posten als Stadtarzt verlor oder er selbst die Tätigkeit beendete, ist nicht überliefert. Insgesamt scheint aber ein Zusammenhang zwischen dem Ende seines Schaffens als Stadtarzt und der Pestepidemie von 1495 wahrscheinlich.

Familiäre und berufliche Netzwerke

Wie aufgezeigt wurde, begleiteten Balthasar Mansfeld auf den Reisen, die er aus unterschiedlichen Gründen unternahm, bisweilen auch seine Angehörigen. Welche Rolle aber spielte seine Familie bzw. das familiäre Netzwerk im Leben des Arztes?

Aus seinem Notizkalender kann man diverse Informationen zu seiner Ehefrau, deren Familie und den Kindern des Paares herausfinden, aber dennoch ist die Aufzeichnungspraxis lückenhaft. Es ist nicht möglich, den Schicksalslinien und dem Werdegang seiner Familienangehörigen en détail zu folgen. Als Beispiel hierfür sei auf eine der ersten Eintragungen in seinem Kalender verwiesen: die Geburt seiner Tochter Katharina am 25. Januar 1478.⁴⁴ Katharina Mansfeld muss irgendwann in den darauffolgenden Jahren verstorben sein, ohne dass dieser Schicksalsschlag in dem Kalender Aufnahme gefunden hat. Sie wird einfach nie mehr erwähnt. Dagegen hat sich der Arzt bei einem Enkelsohn, der 1494 geboren wurde, sowohl das Geburtsdatum am 19. Mai 1494⁴⁵ wie auch den bald darauffolgenden Tod aufgeschrieben.⁴⁶

39 „Als ‚Plachfeld‘ wurde ursprünglich nur der Bereich der Isarniederung unterhalb der heutigen Königinstraße bezeichnet, der wegen der dort zahlreichen Wasserläufe auch den Namen ‚Au‘ trug. [...] Es ist naheliegend, daß das Toponym ‚Plachfeld‘ mit dem Begriff ‚plach‘ = flach zusammenhängt, doch ist auch nicht auszuschließen, daß es sich um eine Verballhornung von ‚Bleiche‘ handelt.“ Richard Bauer, *Monachium Frisingense. Neue Quellen und Aspekte zur freisingischen Frühgeschichte Münchens*, in: *Oberbayerisches Archiv* 126 (2002), 1–163, hier 18, Fußnote 28.

40 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 3.1.1483.

41 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Bistum Freising, Offizialat 25 (= BayHStA, HL Freising 106), fol. 195r.

42 Stadtarchiv München, Kammerrechnungen 1495, fol. 67r.

43 Vgl. Roswitha von Bary, *Herzogsdienst und Bürgerfreiheit. Verfassung und Verwaltung der Stadt München im Mittelalter 1158–1560* (= *Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt München* 3), München 1997, 362.

44 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 25.1.1478.

45 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 19.5.1494.

46 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 9.8.1494.

Balthasar Mansfeld begann seine Karriere in München in den 1460er-Jahren. Die ersten Eintragungen in seinem Notizkalender setzen ein Jahrzehnt später ein. Für den unmittelbaren Berufsbeginn scheint seine Ehefrau bzw. deren Familie keine große Bedeutung gespielt zu haben, genauso wenig wie seine Ursprungsfamilie aus Danzig. Balthasars Ehefrau Clara stammte aus der Familie Ostmayr beziehungsweise Ostermaier. Verwandte seiner Frau lassen sich als Weinhändler nachweisen⁴⁷ und auch der älteste Sohn des Arztes wurde Weinschenk.⁴⁸ Demnach heiratete Balthasar Mansfeld nicht in eine Familie ein, die mit dem Berufsfeld der Medizin in Verbindung stand. Nur an wenigen Stellen erwähnte Dr. Mansfeld die Angehörigen seiner Frau, vor allem tat er das, wenn jemand verstorben war. Beispielsweise ist das der Fall bei Katharina Ostermaier⁴⁹ oder dem Bruder von Clara, einem gewissen Mauricius.⁵⁰ Vermutlich dürfte es sich bei ihm um einen Schneider gehandelt haben, denn laut Stahleder war ein „Maritz“ in den Jahren 1459 bis 1480 mehrmals Vierer der Schneider.⁵¹ Eine unmittelbare Auswirkung hatte die Hochzeit mit Clara vermutlich nur in Bezug auf die Wohnverhältnisse. Nach dem Tod des Arztes ist sein Sohn Wolfgang in einem Haus in der Weinstraße 18 nachweisbar, in dem die Familie Ostermaier bereits seit 1411 lebte.⁵² In Bezug auf die Wohnsituation von Balthasar Mansfeld selbst sei auf ein Haus verwiesen, in das der Arzt vermutlich irgendwann zwischen dem 19. Dezember 1475 und dem 25. Januar 1478 zog.⁵³ Ob und inwieweit die Familie Ostermaier in den Kauf des Hauses involviert war, lässt sich nicht sagen. Genauso wenig lassen sich Aussagen zu Balthasar Mansfelds exaktem Wohnort in München in den Jahren 1468 bis 1475 machen. Das familiäre Netzwerk, in das Balthasar eingehiratet hat, scheint insgesamt für die Ausübung seines Berufes eher von untergeordneter Bedeutung gewesen zu sein. Die Verwandten seiner Ehefrau spielen in seinen Aufzeichnungen kaum eine Rolle.

Viele Informationen hingegen gibt es zu seinen Kindern. In erster Linie ist der Lebenslauf der Söhne auch in Bezug auf die ärztliche bzw. finanzielle Situation von Balthasar Mansfeld von Belang. Unter finanziellen Gesichtspunkten ist Wolfgang Mansfeld ein Bezugspunkt, mittels dem man auf das Vermögen von Balthasar Mansfeld schließen kann. Wolfgang wurde im Jahr 1473 geboren und schrieb sich am 27. Juni 1492 an der Universität Ingolstadt als Student ein.⁵⁴ Danach ergriff er einen zünftisch organisierten Beruf und wurde Weinschenk. In Zusammenhang mit den Geschäften schrieb Balthasar immer wieder auf, dass er seinem Sohn finanziell

47 Vgl. Helmuth Stahleder, *Älteres Häuserbuch der Stadt München. Hausbesitz und Steuerleistung der Münchner Bürger 1368–1571*, Bd. 1: Innere Stadt Petri. Anger- und Hackenviertel, München 2006, 480; Helmuth Stahleder, *Älteres Häuserbuch der Stadt München. Hausbesitz und Steuerleistung der Münchner Bürger 1368–1571*, Bd. 2: Innere Stadt. Kreuzviertel und Graggenauer Viertel, München 2006, 363 und 410 und Stadtarchiv München, Gewerbeamt 1411, fol. 13r.

48 Stadtarchiv München, Kammerrechnungen 1498, fol. 30v.

49 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 28.2.1491.

50 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 15.1.1498.

51 Vgl. Stahleder, *Älteres Häuserbuch* 2, 363.

52 Vgl. Stahleder, *Älteres Häuserbuch* 2, 363 und 365.

53 Zur ausführlichen Begründung siehe Michalski, Mansfeld, 76f.

54 Vgl. Götz Freiherr von Pölnitz, *Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Universität. Ingolstadt – Landshut – München*, Teil I, Bd. 1: Ingolstadt, 1472–1600, München 1937, 217.

unter die Arme griff. Die Beträge könnten schon in Hinblick auf einen Erbfall vom Arzt in seinem Notizkalender verzeichnet worden sein. Die größte Summe, die je in den Kalenderaufzeichnungen zu finden ist, war die Ausbezahlung von Wolfgangs Hochzeitsgut. Insgesamt überantwortete Balthasar seinem Sohn 600 Gulden. Dieser Betrag wurde aber nicht nur als flüssiges Kapital ausbezahlt, sondern umfasste auch Sachgüter.⁵⁵ Die Erwähnung des Hochzeitsguts ist insofern von großer Bedeutung, als Balthasar sonst an keiner anderen Stelle in den *Ephemerides* aufgeschrieben hatte, was er durch die ärztliche Tätigkeit erwirtschaftete. Nur mittels einer anderen Quelle lassen sich noch Aussagen zu Mansfelds Einkünften machen. In den Rechnungsbüchern der Stadt München wurde vermerkt, dass er als Stadtarzt ein jährliches Salär in Höhe von 28 Gulden bezog.⁵⁶ Der überwiegende Teil seiner Einkünfte dürfte also nicht aus der Stadtarztstätigkeit, sondern aus der Betreuung von Klosterangehörigen, der Münchner Führungsschicht und nicht zuletzt von Herzog Sigismund stammen. Insgesamt hatte sich Balthasar Mansfeld durch seine Tätigkeit ein finanziell wohlgeordnetes Leben aufgebaut.

Bücherbesitz der Familie Mansfeld

Aber auch Balthasars anderer Sohn, Sigismund, ist in Bezug auf die Tätigkeit des Arztes und seinen Bildungshintergrund von Belang. Sigismund war der zweitgeborene Sohn und hat wie Wolfgang in Ingolstadt studiert⁵⁷, war aber nach seiner Magisterpromotion Hilfspriester in St. Peter in München und Mitglied des Augustinereremitenstifts geworden. In der Bibliothek der Augustinereremiten finden sich diverse Bücher, die als Besitzvermerk den Namen des jungen Klerikers tragen.⁵⁸ Bei den Büchern handelt es sich sowohl um gedruckte wie auch handschriftliche Werke.⁵⁹ Die Bibliothek von Balthasar Mansfeld ist nicht erhalten, aber aufgrund des Bücherbesitzes seines Sohnes und Vergleichen mit anderen Münchner Ärzten der Zeit lassen sich in Ansätzen Rückschlüsse auf Balthasars Bibliothek ziehen.

Als Vergleichsperson eignet sich am besten Sigismund Gotzkircher.⁶⁰ Auch er war einige Jahre vor Mansfeld Stadtarzt von München und hat ein Bücherverzeichnis für das Jahr 1460 hinterlassen, das 34 Bücher ausweist.⁶¹ Unter diesen Werken finden sich nicht nur medizinische Abhandlungen, sondern auch theologische und chronikalische Literatur. Auch andere Ärzte der Zeit haben sich als Büchersammler ei-

55 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 10.9.1500.

56 Vgl. z. B. Stadtarchiv München, Kammerrechnungen 1491, fol. 69r.

57 Vgl. Pölnitz, Matrikel, 201.

58 In einigen seiner Bücher sind diese beiden Tätigkeiten als Besitzvermerke eingetragen. Vgl. z. B. BSB, 2 Inc.c.a. 2328 b; 2 Inc.c.a. 1782 a, unfoliiertes Deckblatt.

59 Vgl. Michalski, Mansfeld, 128–143.

60 Vgl. Günter Glauche, Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz, Bd. 4/2: Bistum Freising, München 1979, 696–700.

61 Vgl. Paul Lehmann, Haushaltsaufzeichnungen und Handschriften eines Münchner Arztes aus dem 15. Jahrhundert, in: ders. (Hg.), Erforschung des Mittelalters. Ausgewählte Abhandlungen und Aufsätze 3, Stuttgart 1960, 247–287.

nen Namen gemacht, allen voran der bibliophile Hartmann Schedel (1440–1514).⁶² Wenngleich sich Mansfelds Bibliothek sicherlich nicht mit der von Schedel vergleichen lässt, ist es doch wahrscheinlich, dass er zumindest einige Werke aus Themengebieten jenseits der Medizin besessen hat. Zum einem ist es kaum denkbar, dass er ohne einen Briefsteller oder eine Sammlung von Musterbriefen ausgekommen ist. Mansfelds Briefe wurden von Oswald Messinger, einem Kanoniker aus Polling, in seine eigene Briefsammlung übernommen.⁶³ Demnach war Balthasar Mansfeld so geschickt im Schreiben von Freundschaftsbriefen, dass diese als Muster herangezogen wurden. Der Arzt bediente sich dabei eines festen stilistischen Repertoires. Die Versatzstücke, die immer wieder in Mansfelds Briefen zum Einsatz kommen, erkennt man am besten bei den Gerichtsgutachten, die er für das Freisinger Offizialat verfasste.⁶⁴ Ohne ein eigenes Buch mit Regeln und Vorlagen wäre eine solche Gestaltung von Briefen sicherlich nicht denkbar.

Daneben gibt auch die schiere Masse an Büchern aus Sigismund Mansfelds Besitz zu denken. Wie kann es sein, dass sich der junge Kleriker, der kaum dreißigjährig verstarb,⁶⁵ schon elf gedruckte und drei handschriftliche Werke leisten konnte? Half ihm der Vater finanziell oder hat Sigismund gar aus der Bibliothek des Vaters das eine oder andere Buch übernommen? Am wahrscheinlichsten ist Letzteres bei einer Ausgabe des *Decretum Gratiani* der Fall.⁶⁶ Das Werk kam aus der Druckerei von Anton Koberger († 1513)⁶⁷ aus Nürnberg und wurde 1493 gedruckt; die Bindung stammte von Johannes Ewring aus Ingolstadt.⁶⁸ Zwei Details legen die Vermutung nahe, dass auch Balthasar das Werk genutzt haben könnte. Zum einen existiert ein Papierschnipsel, der eindeutig die Handschrift des Arztes trägt. Der Inhalt ist nicht rekonstruierbar, einzig die Worte „Ihesus/ [...]m in anime consolationem in salutem [...]“ sind lesbar. Das Papier diene offenbar als eine Art Lesezeichen.⁶⁹ Der Name des Gottessohns war in allen erhaltenen Briefen an das Ehegericht in Freising mittig über den Brieftext geschrieben und macht die Schriftstücke Mansfelds charakteristisch und unverwechselbar.⁷⁰ Am ehesten ist dieses Stilelement mit einer überschriebenen Intitulatio vergleichbar. Es befindet sich also ein Zettel mit Balthasars Handschrift in dem Buch, was aber noch nicht hinreichend den Besitz des Buches belegt. Ein weiterer Anhaltspunkt ist eine Randglosse, in der der Schreiber den Text mit den Worten „contra medico[s]“ kommentiert. In der entsprechenden gedruckten Textstelle wird behauptet, studierte Ärzte seien auch nicht mehr wert als Hebammen. Dabei ist Folgendes unterstrichen: „cum tamen medici non sint maioris valoris quam

62 Franz Josef Worstbrock, Hartmann Schedels „Index Librorum“. Wissenschaftssystem und Humanismus um 1500, in: Susanne Köbele/Andreas Kraß (Hgg.), Franz Josef Worstbrock, *Ausgewählte Schriften 2: Schriften und Literatur des Humanismus*, Stuttgart 2005, 290–310.

63 BSB, Clm 11789, fol. 56v. und fol. 119r.

64 Vgl. Michalski, Mansfeld, 293–365.

65 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 31.3.1502.

66 BSB, 2 Inc.c.a. 2869 b; keine Follierung.

67 Vgl. Severin Corsten, Koberger, Anton, in: *Lexikon des Mittelalters* 5 (1991), 1242.

68 Vgl. https://inkunabeln.digitale-sammlungen.de/Ausgabe_C-651.pdf (Zugriff: 22.8.2020).

69 Der Zettel lag bei der letzten Benutzung in 2 Inc.c.a. 2869 b bei Causa 2 Questio 8.

70 Vgl. Michalski, Mansfeld, 329f.

obstetrices“.⁷¹ Offenbar hat den Bearbeiter diese Aussage interessiert, was auf einen Angehörigen des Ärztestandes hindeuten könnte. Die Vermutung, dass Balthasar Mansfeld das Exemplar des *Decretum Gratiani* besessen oder zumindest genutzt hat, ist also nicht mit Sicherheit belegbar, aber auch nicht unwahrscheinlich. Aufgrund des Interesses von Balthasar Mansfeld für den aufkommenden Humanismus⁷² und seiner Tätigkeit als Gerichtsgutachter ist es vielmehr wahrscheinlich, dass sich der Arzt auch mit theologischen und rechtlichen Themen beschäftigt hat. Obwohl Mansfeld auch beispielsweise Kontakte zum Augsburger Humanisten Thomas Ödenhofer⁷³ hatte, konnte eine explizite Beschäftigung mit humanistischem Gedankengut nicht nachgewiesen werden. Auch eine engere Verbindung zum Humanistenkreis um Leonhard Gessel⁷⁴ und Sigismund Gossebrot⁷⁵, zu dem Ödenhofer gehörte, ist nicht nachweisbar.⁷⁶ Demnach machte sich der Arzt den Humanismus nicht direkt beruflich nutzbar. Auch seine familiären Verbindungen waren nicht explizit dazu angehalten, die Karriere des Arztes zu fördern.

Am Hof von Herzog Sigismund

Dennoch schaffte es Mansfeld spätestens Ende der 1470er-Jahre, also ein Jahrzehnt nachdem er erstmalig in München nachweisbar ist, sich den Zugang zum Hof des abgedankten Herzogs Sigismund zu sichern. Nachweisbar ist das einerseits über eine Vielzahl an Eintragungen in den *Ephemerides*, in denen Termine beim Herzog vermerkt wurden. Andererseits ist der früheste Kontakt über Glasfenster gesichert, die Mansfeld in der Kirche St. Wolfgang stiftete und die die Umschrift „doctor balthasar mannsveldt 1479“⁷⁷ tragen. Die kleine, aber künstlerisch bedeutsame Kirche war von Sigismund in den Jahren 1478 bis 1480 als eine Art Hofkapelle errichtet worden, wofür er auf bedeutende Künstler wie Erasmus Grasser⁷⁸ und Jan Polack⁷⁹ zurückgriff, die den Innenraum mitausgestalteten.⁸⁰ Mansfeld bewies mit der

71 BSB, 2 Inc.c.a. 2869 b ist nicht foliiert, der Eintrag findet sich bei Causa 14, Questio 5.

72 Vgl. Michalski, Mansfeld, 70.

73 Vgl. Franz Josef Worstbrock, Ödenhofer, Thomas, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 7 (21989), 14–16.

74 Vgl. Franz Josef Worstbrock, Gessel (Gässel), Leonhard, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 3 (21981), 19f.

75 Vgl. Franz Josef Worstbrock, Gossebrot (Gossen-, Cosmiprot), Sigismund, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 3 (21981), 105–108.

76 Vgl. Michalski, Mansfeld, 275–278.

77 Vgl. Berthold Riehl, Pipping, in: Gustav von Bezold u. a. (Hgg.), Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirkes Oberbayern, Bd. 1/2: Stadt München, Bezirksämter Erding, Ebersberg, Miesbach, Rosenheim Traunstein, Wasserburg, München 1902, 801–805.

78 Vgl. Alfred Schädler, Grasser, Erasmus, in: Neue Deutsche Biographie 7, 2f. und den Katalog zur großen Grasser-Ausstellung im Bayerischen Nationalmuseum, vgl. Renate Eikermann/Christoph Kürzeder (Hgg.), Bewegte Zeiten. Der Bildhauer Erasmus Grasser (um 1450–1518), München 2018.

79 Vgl. Sabine Rosthal, Jan Polack. Studien zu Werk und Wirkung, Berlin 1999.

80 Vgl. Rainer Kahsnitz, Maria und Johannes aus einer Figurengruppe, in: Renate Eikermann (Hg.), Bayerisches Nationalmuseum. Handbuch der kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen, München 2000, 74 sowie Theodor Müller (Hg.), Die Bildwerke in Holz, Ton und Stein. Von der Mitte des 15. bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts (= Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums 13, 2), München 1959, 46, Nr. 34 und 35.

Stiftung der Kirchenfenster, dass er dem Herzog nahe stand. Der Arzt aus Danzig hatte es also bereits Ende der 1470er-Jahre geschafft, in das Umfeld Herzog Sigismunds zu kommen. Vermutlich dürfte dieser für Mansfeld eine der Hauptquellen seines beruflichen Erfolgs und auch seines finanziellen Wohlstands gewesen sein.⁸¹ Zwar handelte es sich „nur“ um den abgedankten Herzog, aber ein Grund, den Sigismund selbst für den Thronverzicht anführte war die „Plodigkeit“⁸² seines Leibes. Die Gebrechlichkeit und das Kränkeln wird auch durch andere Quellen bestätigt, in denen behauptet wird, dass der Herzog „albeg ain kranker herr was“.⁸³ Die Vielzahl an Eintragungen in Mansfelds Notizkalender zu Herzog Sigismund lässt eine enge Beziehung der beiden vermuten. Es stellen sich aber in Bezug auf die Karriere am Hof einige Fragen. Eine betrifft die Behandlungskosten. An keiner Stelle hat Mansfeld in den *Ephemerides* aufgeschrieben, wieviel er vom Herzog für die Behandlungen bekam und auch keine Bestallung ist erhalten, die Auskünfte über das Salär geben könnte. Mansfeld verweist nur dreimal im Jahr 1491 auf eine „computatio“⁸⁴, also eine Art Rechnung. In welcher Höhe diese Rechnung war, ist nicht überliefert. Die *Ephemerides* geben also grundsätzlich keine Hinweise auf die Einnahmen aus der ärztlichen Tätigkeit und auch die Hofrechnungen des Herzogshofs um Sigismund sind nicht erhalten. Lediglich die Rente, die Albrecht der Weise an seinen älteren Bruder jährlich bezahlte, ist bekannt: 4000 Gulden hatte Sigismund zur Verfügung.⁸⁵ Neben der Tatsache, dass Herzog Sigismund nicht die beste Gesundheit hatte, war der abgedankte Herzog auch sehr freigiebig in Bezug auf Geld⁸⁶ und somit sicherlich für einen Arzt ein guter und lukrativer Patient. Auch andere Ärzte waren für den Herzog tätig, so der Vorgänger Mansfelds als Stadtarzt von München, Dr. Johannes Hartlieb (gest. 1468).⁸⁷ Für den lebenslustigen Herzog hatte dieser Mediziner die *Secreta mulierum* übersetzt, ein Werk, das auf Theorien von Avicenna und Aristoteles fußt und neben anderen Themen auch „Empfängnis, [...] Schwangerschafts-, Geschlechts- und Jungfräulichkeitsproben“⁸⁸ umfasst. Von Mansfeld ist nicht bekannt, ob er dem Herzog auch bei diesem Themenkomplex zur Seite stand.

Insgesamt finden sich aber mehr als 100 Eintragungen in Mansfelds Notizkalender, die den Herzog zum Gegenstand haben. Im Gegensatz zu anderen Patient*innen beschreibt Mansfeld relativ genau, welche Behandlungsmethoden er bei Sigismund anwandte. Vor allem waren es Aderlässe, Schröpfen, Purgieren und Einläufe, die dem Herzog Linderung bei seinen diversen Leiden verschaffen sollten.⁸⁹ Auch die Arbeitsweise des Arztes ist anhand der Sigismund betreffenden Aufzeichnungen

81 Vgl. grundsätzlich zur Beziehung von Mansfeld zu Herzog Sigismund Michalski, Mansfeld, 170–203.

82 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, GHA HU 655.

83 Ulrich Füettr, Bayerische Chronik, ed. Reinhold Spiller (= Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte N.F. 2, Abteilung 2), München 1909 (ND Aalen 1969), 230.

84 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 17.4.1491; 18.6.1491; 2.10.1491.

85 Vgl. zu den Gegenleistungen für den Thronverzicht Sigismund von Riezler, Geschichte Baierns, Bd. 3: 1347–1508, Gotha 1889 (ND Aalen 1964), 463–469.

86 Vgl. Füettr, Bayerische Chronik, 217.

87 Frank Fürbeth, Johannes Hartlieb. Untersuchungen zu Leben und Werk (= Hermaea. Germanistische Forschungen, Neue Folge 64), Tübingen 1992.

88 Ebd., 198.

89 Vgl. Michalski, Mansfeld, 178–184.

ersichtlich. Bestimmte Praktiken, so beispielsweise der Aderlass, waren zu festen Zeiten im Jahreslauf vorgesehen. In diesem Zusammenhang sei noch auf eine andere Quellengattung verwiesen. Mansfeld hatte für breitere Bevölkerungsschichten sogenannte *Aderlasskalender* herausgegeben. In diesen Inkunabeldrucken konnten die Käufer nachlesen, wann ein günstiger Zeitpunkt für einen Aderlass war.⁹⁰ Die Daten errechnete Mansfeld anhand der astronomischen Tafeln in den *Ephemerides*. Für Sigismund dürfte er genauere Berechnungen angestellt haben, die auch das Geburtsdatum des Herzogs berücksichtigten. Am 6. September 1489 war beispielsweise ein solcher Eingriff geplant, aber Mansfeld strich ihn wieder durch.⁹¹ Offenbar hatte er sich schon vorher notiert, dass der Herzog zur Ader gelassen werden sollte, aber dann wurde der Eingriff doch nicht durchgeführt.

Es bestand also eine enge Verbindung zwischen Arzt und Herzog, aber Mansfeld hatte keine Residenzpflicht am Hof. Dies wäre mit seiner Tätigkeit als Münchner Stadtarzt unvereinbar gewesen, die er in den Jahren 1490 bis 1495 ausführte.⁹² In der Zeit, als Mansfeld Münchner Stadtarzt war, ist auch erstmals von ihm aufgeschrieben worden, dass er einen festen Vertrag mit Sigismund geschlossen hatte. Am 21. Juni 1490 vermerkte er die Anstellung⁹³ und selbiges dann erneut ein Jahr später am 25. August 1491.⁹⁴ Dies ist an sich nicht ungewöhnlich, da die Bestallung von Leibärzten oftmals nur zeitlich befristet erfolgte.⁹⁵ Ungewöhnlich ist es aber insofern, als Mansfeld mindestens seit 1479 in Kontakt mit Herzog Sigismund stand. Es wird hier ein grundsätzliches Problem bei der Aufzeichnungspraxis des Arztes berührt. Die Aufzeichnungen sind nur sehr kurz und liefern kaum Erklärungen für bestimmte Vorgänge. Beispielsweise besteht in Bezug auf Herzog Sigismund eine Aufzeichnungslücke. Zwischen dem 28. November 1483 und dem 12. Februar 1488 ist keine einzige Notiz zu finden, die den Herzog erwähnt. Es ist unklar, weshalb Sigismund über mehr als vier Jahre hinweg nicht mehr Gegenstand in dem Notizbuch war. Man kann mutmaßen, dass es zu einer Verstimmung im Verhältnis der beiden Männer gekommen sein mag, aber weshalb die Aufzeichnungen ab Februar 1488 wieder einsetzen, kann nicht beantwortet werden. Auch als Sigismunds Leben sich dem Ende zuneigte, könnte man meinen, dass Mansfeld nicht mehr bei ihm war. Im Jahr 1500 schrieb er nur am 9. September auf, dass er den Herzog behandelt hatte⁹⁶ und am 1. Februar 1501 verstarb Sigismund.⁹⁷ Dass sich Mansfeld aber auch in der Zwischenzeit um den Herzog kümmerte, ist anhand einer anderen Notiz ableitbar. Der Arzt ist am

90 Für die Jahre 1491, 1492, 1494 und 1501 haben sich Einblattdrucke erhalten. Vgl. Michalski, Mansfeld, 288f.

91 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 6.9.1489.

92 Stadtarchiv München, Kammerrechnungen 1490, fol. 66r; 1491, fol. 69r; 1492, fol. 62r; 1493, fol. 67r; 1494, fol. 69r; 1495, fol. 67r.

93 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 21.6.1490.

94 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 25.8.1491.

95 Vgl. Miriam Zitter, *Die Leibärzte der württembergischen Grafen im 15. Jahrhundert (1397–1496). Zur Medizin an den Höfen von Eberhard dem Mildten bis zu Eberhard im Bart (= Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte 1)*, Leinfelden-Echterdingen 2001, 17.

96 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 9.9.1500.

97 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 1.2.1501.

9. Januar 1501 auf der Treppe in der Residenz des Herzogs gestürzt.⁹⁸ Offenbar war Mansfeld der Sturz bedeutsam genug, dass er ihn aufschrieb. Aber eine Notiz zur Behandlung Sigismunds kurz vor dessen Tod sucht man vergebens. Es ist also von einer großen „Dunkelziffer“ an Behandlungen auszugehen, die nicht Aufnahme in den *Ephemerides* fanden.

Am Hof von Herzog Albrecht IV.

Herzog Sigismund war sicherlich der bedeutendste Patient des Arztes. Darüber hinaus pflegte Mansfeld aber auch Kontakte zum Herzogshof von Albrecht dem Weisen, weil er Menschen aus dem Hofstaat des Monarchen behandelte. Die Vernetzungen sind dank der *Ephemerides* nachweisbar, aber letztlich ergibt sich daraus kein geschlossenes Bild, das auf ein fest etabliertes Hofnetzwerk schließen lässt, dessen sich Mansfeld bediente.

Die allererste Eintragung von einem Patiententermin in Mansfelds Kalendaraufzeichnungen bezieht sich bereits auf einen Rat Herzog Albrechts, nämlich auf Caspar Winzerer, den Pfleger von Tölz.⁹⁹ Am 8. November 1479 reiste der Arzt zu ihm nach Tölz¹⁰⁰ und schrieb danach lediglich auf, dass er am 16. November zurück in München war.¹⁰¹ Caspar Winzerer muss kurze Zeit nach dem Besuch des Arztes verstorben sein.¹⁰² Die Tatsache, dass er den Arzt an seinem Lebensende anreisen ließ, zeigt Folgendes: Zum einen stand Mansfeld bereits Ende der 1470er-Jahre mit Räten aus dem Hof Albrechts des Weisen in Kontakt, hat es aber zeit seines Lebens nicht geschafft, den amtierenden Herzog als Patienten zu gewinnen. Zudem unterstreicht die Reise nach Tölz nochmals die Mobilität des Arztes. Bad Tölz liegt in Luftlinie etwas mehr als 40 Kilometer von München entfernt. Des Weiteren wird deutlich, dass Patient*innen bereit waren, für ärztliche Behandlung durch einen studierten Mediziner diesen über weite Strecken anreisen zu lassen.

Bei einigen der Räte, die Mansfeld in den *Ephemerides* erwähnt, ist nicht klar, ob überhaupt ein persönlicher Kontakt zu ihnen bestand. Grundsätzlich war der Arzt aber sehr an den Räten Herzog Albrechts interessiert. Man erkennt dies schon am Anfang der Kalendaraufzeichnungen daran, dass der Todestag von Dr. Ulrich Aresinger Eingang in die *Ephemerides* gefunden hat. Bei diesem herzoglichen Rat und Domherrn bleibt unklar, ob Mansfeld ihn persönlich kannte. Dies ist aber aus zweierlei Gründen sehr wahrscheinlich. Zum einen war Aresinger seit 1426 Mitglied des Freisinger Domkapitels und Mansfeld unterhielt gute Kontakte zu den Dom-

98 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 9.1.1501.

99 Vgl. beispielsweise Bettina Eder, Kaspar Winzerer III. Kriegsheld, Diplomat und berühmter Pfleger zu Tölz, in: Isarkiesel 1 (1996), 39f. und Winzerer, Kaspar von, in: Hans-Michael Körner (Hg.), Große bayerische biographische Enzyklopädie, Bd. 3: P–Z, München 2005, 2118.

100 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 8.11.1479.

101 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 16.11.1479.

102 Vgl. Thomas Feuerer, Die Klosterpolitik Herzog Albrechts IV. von Bayern. Statistische und prosopographische Studien zum vorreformatorischen landesherrlichen Klosterregiment im Herzogtum Bayern von 1465 bis 1508 (= Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 158), München 2008, 737f.

herren.¹⁰³ Dem Freisinger Kapitel gehörte Aresinger 55 Jahre lang an¹⁰⁴ und war zudem auch Dekan an der Münchner Peterskirche.¹⁰⁵ Daher könnte er Mansfeld auch aufgrund von diversen Besuchen des Kirchweihfestes in St. Peter bekannt gewesen sein.¹⁰⁶ Da der Arzt in vielen Fällen nur die Todesdaten von mehr oder weniger prominenten Personen eintrug, kann es entweder sein, dass er seinen Bekannten oder Freunden ein schriftliches Denkmal setzen wollte oder aber, dass er einfach an der Neuigkeit an sich interessiert war.

Die Aufzeichnungspraxis des Arztes verursacht aber auch andere Probleme, wie am Beispiel des herzoglichen Rates Wilhelm Maxlrain ersichtlich wird, der seit 1476 an Albrechts Hof wirkte und auch Hofmeister Herzogin Kunigundes war.¹⁰⁷ Bei ihm notierte der Arzt nur den Nachnamen Maxlrainer. Er schrieb zweimal auf, dass er ihn behandelte und vermerkte lediglich, dass es der erste und der letzte Besuch war.¹⁰⁸ Es lässt sich nicht nachweisen, ob er in den drei Wochen, die zwischen den beiden Terminen liegen, weitere Male bei seinem Patienten war. Mansfeld verzeichnete auch nicht, woran sein Patient litt, welche Behandlung er ihm angedeihen ließ und auch nichts zu seinem Honorar. Es ist aufgrund der zeitlichen Einordnung wahrscheinlich, dass es sich bei dem Patienten um Wilhelm Maxelrain handelte, aber letztlich muss auch das eine Vermutung bleiben. Dies ist ein typischer Fall, der als *pars pro toto* für die wenig aussagekräftige Aufzeichnungspraxis steht.

Noch problematischer ist Mansfelds Aufzeichnungspraxis in Bezug auf die Familie Rösler. In unterschiedlichen Jahren behandelte er Damen aus dieser Familie und notierte sich auch das Ableben einer seiner Patientinnen.¹⁰⁹ Es ist jedoch nicht sicher, ob es sich bei den Damen um Angehörige des herzoglichen Rats Hans Rösler¹¹⁰ handelte, der bereits einige Jahre vor den entsprechenden Notizen verstorben sein muss.¹¹¹

Bei einem anderen herzoglichen Rat und Bürger Münchens notierte der Arzt ebenfalls nur den Todestag. Thomas Rudolf starb am 16. September 1491.¹¹² Die Familie des Verstorbenen zählte zu den angesehensten Familien Münchens und Thomas selbst gehörte seit 1459 bis in das Jahr seines Ablebens dem Inneren Rat an¹¹³ und war unter anderem Pfleger des Klarissenklosters.¹¹⁴ Inwieweit eine Beziehung

103 Beispielsweise existiert bereits aus dem Jahr 1471 ein Autograf des Generalvikars Johannes Staedler, in dem er Mansfelds medizinischen Rat sucht. Vgl. BSB, Autogr. Staedler, Johannes.

104 Vgl. Feuerer, Klosterpolitik, 669f.

105 Vgl. Ernest Geiß, Geschichte der Stadtpfarrei St. Peter in München, München 1867, 61–65.

106 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 9.9.1492; 14.9.1493; 14.9.1494; 13.9.1495; 11.9.1496; 10.9.1498; 15.9.1499; 13.9.1500; 12.9.1501; 11.9.1502.

107 Ein Biogramm findet sich bei Feuerer, Klosterpolitik, 702f. nebst der einschlägigen Literatur zu Wilhelm Maxlrainer.

108 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 23.11.1491 und 14.12.1491.

109 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 6.9.1489; 8.10.1489; 29.1.1490; 19.6.1490; 14.11.1492; 24.11.1492; 1.12.1492; 9.3.1490.

110 Vgl. Riezler, Geschichte Baierns, 3, 678 und 687.

111 Vgl. Feuerer, Klosterpolitik, 724.

112 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 16.9.1491.

113 Vgl. Helmuth Stahleder, Beiträge zur Geschichte Münchner Bürgergeschlechter im Mittelalter. Die Rudolf, in: Oberbayerisches Archiv 122 (1998), 135–218, hier 175.

114 Vgl. Feuerer, Klosterpolitik, 724.

zu Mansfeld bestand, lässt sich aber nicht rekonstruieren. Hingegen ist ein weiterer Angehöriger aus der Familie der Rudolf von Interesse. Ein Mann, der sowohl mit Herzog Sigismund, dem Hof um Albrecht den Weisen und Herzog Christoph als auch Dr. Mansfeld verbunden war, ist Christoph Rudolf. Jener stammte ebenfalls aus der vornehmen Münchner Familie und wurde von Mansfeld fünfmal in den *Ephemerides* erwähnt, bis der Arzt am 5. Oktober 1493 nur noch den Tod des Mannes verzeichnen konnte.¹¹⁵ Für Herzog Sigismund trat Christoph Rudolf als Sachwalter bzw. Bevollmächtigter auf einigen Gütern in Erscheinung¹¹⁶, für den Hof von Albrecht und Christoph war er als Tuchlieferant tätig. Herzog Christoph hatte in diesem Zusammenhang zeitweise 698 Pfund Pfennige an Schulden bei Christoph Rudolf angehäuft.¹¹⁷

Auch der Küchenmeister von Herzog Albrecht, Wilhelm Freudenberger, konsultierte Mansfeld, als er sich eine Verletzung zugezogen hatte. Insgesamt vier Eintragungen finden sich zu ihm im Winter des Jahres 1494, bis Dr. Mansfeld den Tod des Höflings aufschrieb.¹¹⁸ In erster Linie war Mansfeld für Innere Medizin verantwortlich und nur an wenigen Stellen scheint auf, dass er sich auch bei Verletzungen um Patienten kümmerte. Bei universitär ausgebildeten Ärzten seiner Zeit war es üblich, dass sie sich mit dem Gleich- bzw. Ungleichgewicht der Säfte im menschlichen Körper beschäftigten und die Wundversorgung Badern, Barbieren und Wundärzten überließen, die nicht an Universitäten studiert, sondern eine Handwerkslehre durchlaufen hatten. Hingegen gibt es in einigen Ausnahmefällen wie eben dem von Wilhelm Freudenberger auch Belege, dass Verletzte Mansfeld konsultierten. Ob er neben oder statt einem anderen Mediziner, der sich mehr mit Wunden beschäftigte, um Hilfe gerufen wurde, kann nicht beantwortet werden. Bei einem weiteren Küchenmeister im Dienst Albrechts des Weisen namens Peter Zeilhofer schrieb Mansfeld sogar auf, wann genau dessen Tochter zur Welt gekommen war. Am 21. September 1498 erblickte das Mädchen das Licht der Welt.¹¹⁹ Die Kenntnis von dem genauen Geburtsdatum war für spätere medizinische Behandlungen von Relevanz und außerdem für die Erstellung von Horoskopen.

Auch ein Fremder, der sich im Zuge einer italienischen Gesandtschaft in München aufhielt, suchte Mansfelds Rat. Bei diesem Patienten ist es nicht klar, ob die Nähe zum Hof Albrechts IV. oder zu dem Sigismunds ausschlaggebend für die Konsultation war oder vielmehr Mansfelds Tätigkeit als Stadtarzt von München. Im August 1494 kümmerte sich der Arzt um den Sekretär des Markgrafen von Mantua, Gianfrancesco II. Gonzaga (1466–1519)¹²⁰, wobei er nicht aufschrieb, weshalb ihn

115 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 20.6.1493; 19.7.1493; 28.7.1493; 7.8.1493; 5.10.1493.

116 Vgl. Heinrich Buchinger, Geschichtliche Nachrichten über die ehemalige Grafschaft und das Landgericht Dachau, in: Oberbayerisches Archiv 6 (1845), 3–59, 261–278, 323–400, hier 381 und Pankraz Fried, Die Landgerichte Dachau und Kranzberg (= Historischer Atlas von Bayern. Teil Altbayern 11–12), München 1958, 41.

117 Vgl. Solleder, München, 479.

118 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 3.2.1494; 21.2.1494; 26.2.1494; 1.3.1494.

119 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 21.9.1498.

120 Vgl. Isabella Lazzarini, Gonzaga, Gianfrancesco, in: Dizionario Biografico degli Italiani 57 (2001), 771–773.

„Sigismundus de Guelfis“ genau konsultierte.¹²¹ Es besteht eine enge Verbindung des Mantuaner Hofes mit dem der beiden bayerischen Herzöge, da die Schwester von Herzog Sigismund und Albrecht, Margarete (1442–1479)¹²², die Mutter von Gianfrancesco II. war.¹²³ Somit könnte es sein, dass Mansfeld aufgrund der Nähe zum Hof von Sigismund bzw. Albrecht empfohlen wurde. Genauso gut ist es aber auch möglich, dass Sigismundus de Guelfis auf Mansfelds Dienste zurückgriff, weil der Ortsunkundige die Expertise des Stadtarztes suchte.

Zuletzt sei bei den Nachrichten in Bezug auf den Hof Albrechts noch auf den Leibarzt des Herzogs verwiesen, also auf einen Kollegen und Konkurrenten von Dr. Mansfeld. Am 1. November 1501 schrieb Balthasar Mansfeld auf, dass Dr. Johannes Angler verstorben sei.¹²⁴ Diesen Berufskollegen betitelte Mansfeld als Physikus, was dessen universitäre Ausbildung unterstreicht. In der Forschungsliteratur wird der Leibphysikus des Herzogs und Münchner Stadtarzt der Jahre 1479 bis 1489 landläufig nicht als Johannes Angler, sondern als Dr. Hans Ruland bezeichnet. Ruland war mit der Tochter des berühmten Malers Gabriel Angler verheiratet.¹²⁵ Mansfeld hat also den Geburtsnamen des Kollegen als weniger bedeutsam aufgefasst, als den Namen der Familie, in die Hans Ruland eingeheiratet hatte. Diese Auffassung wird vom Schreiber der Münchner Ratsprotokolle bestätigt, der auch den Nachnamen der Ehefrau verwendet.¹²⁶

Das Interesse für die herzoglichen Räte mag daher rühren, dass Mansfeld sich eventuell mittels dieser einen Zugang zu Albrecht dem Weisen erarbeiten wollte. Dieses Ziel erreichte er zeit seines Lebens nicht. Die Gruppe der Räte war für ihn darüber hinaus als Patienten relevant und möglicherweise erhoffte er sich mit Hilfe dieser Personengruppe, weitere, engere Kontakte zu Angehörigen des Hofes aufzubauen.

Fazit

Zusammenfassend kann man sagen, dass Balthasar Mansfeld es innerhalb weniger Jahre schaffte, sich einen Zugang zu Herzog Sigismund zu erarbeiten. Der gebürtige Danziger war in den 1460er Jahren nach seinem Studium in Rostock und vermutlich in Italien als Fremder nach München gekommen und musste sich zunächst seinen Patient*innenstamm aufbauen. Es ist fraglich, inwieweit ihm die Familie seiner Ehefrau Clara hierbei behilflich war. In jener Zeit war niemand aus der Familie Ostermaier im medizinischen Sektor tätig, vielmehr handelten einige der

121 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 8.8.1494.

122 Vgl. Adele Bellù, Margarete von Wittelsbach, in: *Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte* 44 (1981), 157–200.

123 Vgl. Ebba Severidt, *Familie, Verwandtschaft und Karriere bei den Gonzaga. Struktur und Funktion von Familie und Verwandtschaft bei den Gonzaga und ihren deutschen Verwandten (1444–1519)* (= *Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde* 45), Leinfelden-Echterdingen 2002, 276–281 und 300–313.

124 BSB, 4 L.impr.c.n.mss. 74, 1.11.1501.

125 Die Frau des Arztes war Katharina Angler. Vgl. Miriam Hahn, *Der Eheprozess der Otilie Angler gegen den Ritter Wolfgang Rorbeck (1482–84)*, in: *Beiträge zur altbayerischen Kirchengeschichte* 55 (2013), 5–40, hier 8.

126 Stadtarchiv München, Ratsprotokolle 54 A3, fol. 57r.

Angehörigen mit Wein. Als universitär ausgebildeter Arzt war Balthasar Mansfeld auch häufig außerhalb der Stadtgrenzen tätig, wenn er Patient*innen versorgte. Die beruflich bedingten Reisen verknüpfte der Arzt bisweilen mit religiösen Interessen. Vor allem zu Kirchweihfesten begab er sich zu Gotteshäusern außerhalb Münchens. Zudem war er als Leibarzt des abgedankten Herzogs Sigismund auch gemeinsam mit dem Monarchen unterwegs. Sigismund war der wichtigste Patient für Dr. Mansfeld, zu ihm pflegte der Arzt eine enge Beziehung, hingegen blieb ihm der Zugang zu Herzog Albrecht verwehrt. Mit dem Hofumfeld um Albrecht den Weisen stand Balthasar Mansfeld dennoch in Kontakt. Einige der herzoglichen Räte waren Mansfelds Patienten, bei anderen trug er besondere Daten, in erster Linie Todestage, in seine *Ephemerides* ein. Der Werdegang des „artium et medicine doctor de Prussia“¹²⁷ zeugt von einer großen Mobilität und ist ein Beispiel dafür, wie sich ein Arzt des ausgehenden Mittelalters weit von seiner Heimat entfernt ein Leben aufgebaut hat.

127 BSB, Clm 18933, fol. 247v.

Krankheitsgeschehen und leibärztliche Praxis am Hof von Erzherzog Ferdinand II. Die Aufzeichnungen des Georg Handsch (1529–1578)

von Michael Stolberg

Abstract

Drawing on the extensive personal notes of the Bohemian physician Georg Handsch, this chapter focuses on medicine at the court of Archduke Ferdinand II (1529–1595) in Prague and Ambras (Innsbruck). It describes the range of diseases, for which the Archduke's personal physicians treated him and his wife Philippine, including episodes of "melancholia" and "heart trembling", the French disease and severe renal colics and, in Philippine's case, kidney stones as well as the „suffocation of the mother“. It discusses the merits and pitfalls of trying to make sense of their suffering in modern diagnostic terms and it looks at the position of the court physicians and at their interactions with others at the court who practised medicine, laypersons and professionals.

Die höfischen Leibärzte stoßen in der neueren historischen Forschung zum späten Mittelalter und zum Renaissancezeitalter auf einige Aufmerksamkeit. Neben biografischen Studien sind in jüngerer Zeit vermehrt auch sozial- und kulturhistorisch ausgerichtete Arbeiten entstanden, die der Figur des Leibarztes und seiner Stellung in der höfischen Gesellschaft nachgehen.¹ Nach wie vor wissen wir jedoch nur wenig über die Lebensverhältnisse und das alltägliche Wirken der höfischen Leibärzte jener Zeit, über die Krankheiten, mit denen sie es zu tun bekamen, über die Art, wie sie ihnen begegneten, und über ihre Interaktionen mit ihren fürstlichen Patienten und Patientinnen. Das liegt vor allem an der ungünstigen Quellenlage. Einschlägige Selbstzeugnisse und Praxisjournale von höfischen Leibärzten, wie sie für spätere

1 Wegweisend war hier Vivian Nutton (Hg.), *Medicine at the courts of Europe (1500–1837)*, London 1990; siehe auch Martin Kintzinger, *Physicien de Monseigneur de Bourgoingne. Leibärzte und Heilkunst am spätmittelalterlichen Fürstenhof*, in: *Francia* 27 (2000), 87–116; Jacqueline Vons/Stéphane Velut (Hgg.), *Pouvoir médical et fait du prince au début des temps modernes*, Paris 2011; Elisa Andretta, *Roma medica. Anatomie d'un système médical au XVIe siècle*, Rom 2011; dies./Marilyn Nicoud (Hgg.), *Être médecin à la cour (Italie, France, Espagne, XIIIe -XVIIIe siècles)*, Florenz 2013; Valeria Finucci, *The prince's body. Vincenzo Gonzaga and Renaissance medicine*, Cambridge/London 2015; Forschungsüberblicke bei Nutton, Introduction, in: ders., *Medicine*, 1–14; Andretta/Nicoud, Introduction, in: dies., *Être médecin*, 3–13; Hans-Uwe Lammel, *Hofmedizin als interdisziplinäre Forschungsaufgabe – eine Bilanz*, in: *Medizinhistorisches Journal* 53 (2018), 197–216.

Zeiten aus Frankreich und England erhalten sind², sind für diese frühe Epoche nur spärlich überliefert. Im Einzelfall eröffnen umfangreiche Korrespondenzen zumindest wichtige Einblicke, wie am Hof der Sforza in Mailand.³ Meist aber, das gilt selbst für die Leibärzte an großen Höfen wie jenen der Habsburger⁴, müssen sich einschlägige Arbeiten weitgehend auf Akten der höfischen Finanzverwaltung stützen sowie auf die gelegentlich überlieferten Bestallungsverträge.⁵

Vor diesem Hintergrund versteht sich der vorliegende Beitrag als eine Fallstudie. In seinem Mittelpunkt stehen der Habsburger Erzherzog Ferdinand II. (1529–1595) und sein Leibarzt Georg Handsch (1529–1578). Ferdinand II. bedarf keiner ausführlichen Vorstellung. Er war Statthalter in Prag und wurde nach dem Tod seines Vaters, Kaiser Ferdinands I. (1503–1564), Landesherr von Tirol. Ab 1567 residierte er dort zusammen mit seiner Frau, der Augsburgerin Philippine Welser (1527–1580), im Schloss Ambras bei Innsbruck.⁶ Georg Handsch wurde im böhmischen Leipa nördlich von Prag geboren. Er genoss eine gründliche Ausbildung in den *Studia humanitatis*, studierte Medizin in Padua und wurde 1553 in Ferrara promoviert. Nach seiner Rückkehr aus Italien konnte er zunächst als Gehilfe und Begleiter des Wirken der erzherzoglichen Leibärzte Andrea Gallo (gest. 1560)⁷ und Pietro Andrea Mattioli (ca. 1501–1577) aus nächster Nähe verfolgen. Schließlich wurde er vermutlich in den späten 1560er-Jahren – das genaue Datum ist bislang nicht belegt – selbst zum erzherzoglichen Leibarzt ernannt.

Selbst Kennern der frühneuzeitlichen Medizingeschichte ist Handsch wenig vertraut.⁸ Am ehesten kennt man ihn dank seiner deutschsprachigen Übersetzung von Mattiolis erfolgreichem Standardwerk über die Heilpflanzen⁹, sowie, in der

2 Brian Nance, Turquet de Mayerne as Baroque physician. The art of medical portraiture, Amsterdam/New York 2001; Stanis Perez, Journal de santé de Louis XIV, Grenoble 2004; Alexandre Lunel, La maison médicale du roi. XVIe-XVIIIe siècle. Le pouvoir royal et les professions de santé, Seyssel 2008.

3 Marilyn Nicoud, Medici, lettere e pazienti. Pratica medica e retorica nella corrispondenza della cancelleria sforzesca, in: Andretta/Nicoud, Être médecin, 213–233; dies., Les savoirs diététiques entre contraintes médicales et plaisirs aristocratiques, in: Micrologus 16 (2008), 233–255.

4 Vgl. Otto Kostenzer, Die Leibärzte Kaiser Maximilians I. in Innsbruck, in: Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 50 (1970), 73–111; Hans Bachmann, Dr. Johann Peter Merenda. Aus dem Leben eines Innsbrucker Hofarztes, 1542 bis 1567, in: Tiroler Heimatblätter 28 (1953), 5–10; Harry Kühnel, Pietro Andrea Mattioli. Leibarzt und Botaniker des 16. Jahrhunderts, in: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 15 (1962), 63–92.

5 Das Würzburger Akademien Langzeitprojekt *Frühneuzeitliche Ärztebriefe* (www.aerztebriefe.de) verzeichnet unter rund 50.000 Briefen auch mehrere Dutzend leibärztliche Bestallungsbriefe und -reverse.

6 Biografische Überblicke bei Josef Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 2 Bde., Innsbruck 1885; Michael Forcher, Erzherzog Ferdinand II. Landesfürst von Tirol. Sein Leben. Seine Herrschaft. Sein Land, Innsbruck/Wien 2017.

7 Zur Biografie von Gallo siehe Lorenz Span, Epicedion [...] D. Andreae de Gallis Tridentino, Prag 1560.

8 Biografische Skizzen bei Rudolf Wolkán, Geschichte der deutschen Litteratur in Boehmen bis zum Ausgange des XVI. Jahrhunderts, Prag 1894, 124–133; Leopold Senfelder, Georg Handsch von Limus. Lebensbild eines Arztes aus dem XVI. Jahrhundert, in: Wiener klinische Rundschau (1901), 495–499, 514–516 und 533–535; Otto Rudel, Beiträge zur Geschichte der Medizin in Tirol. Gesammelt für das Etschländer Ärzteblatt, Bozen 1925, 74–77; Josef Smolka/Marta Vaculínová, Renesanční lékař Georg Handsch (1529–1578), in: DVT - Dějiny věd a techniky 43 (2010), 1–26.

9 Pietro Andrea Mattioli, New Kreutterbuch, Venedig 1563.

Forschung zum böhmischen Humanismus, als mäßig erfolgreichen Dichter.¹⁰ Als Zeitzeuge aber ragt Handsch weit aus der Masse der damaligen Ärzte heraus. Mehr als zwei Dutzend Handschriftenbände sind aus seiner Feder überliefert, darunter eine Reihe von persönlichen Notizbüchern. In kunterbuntem Durcheinander finden sich hier, fast ausschließlich auf Latein gehalten, Tausende von Einträgen. Das Themenspektrum ist weit, reicht von den zahllosen konkreten Krankheitsfällen, die Handsch, Mattioli, Gallo und andere Ärzte in ihrem Umfeld behandelten, über Lesefrüchte und die Erfahrungen und Beobachtungen, die ihm andere mitteilten, bis hin zu – in diesem Falle oft deutschsprachigen – Formulierungen, mit denen die Ärzte den Kranken und ihren Angehörigen das Krankheitsgeschehen erklärten.¹¹ Detailliert hat Handsch hier nicht zuletzt immer wieder auch die leibärztliche Praxis seiner Zeit dokumentiert, zunächst die von Gallo und Mattioli und später, in Ambras, seine eigene und die seiner dortigen Mitstreiter. Eines seiner Notizbücher versammelt fast ausschließlich Notizen zu seiner eigenen leibärztlichen Tätigkeit in den Jahren von 1568 bis 1575.¹² Ein Krankheits- oder Praxisjournal im engeren Sinne hat Handsch leider nicht hinterlassen. In ihrer Konkretheit und Alltagsnähe aber eröffnen Handschs Aufzeichnungen wertvolle Einblicke in das Krankheitsgeschehen und die leibärztliche Praxis am Hof.¹³

Die Krankheiten des Erzherzogs

Die leibärztliche Sorge um die Gesundheit des Herrschers und seiner Familie war eine große Verantwortung. Krankheit und Tod eines Herrschers, seiner Gattin oder eines Thronfolgers konnten weitreichende Folgen haben für seine Untertanen und für seinen Hofstaat ebenso wie für das Staatswesen und die Bevölkerung insgesamt. Schon vorübergehende Krankheiten hielten den Herrscher womöglich von Kriegszügen oder auch von der Teilnahme an wichtigen Versammlungen ab. Erst recht konnten chronische Leiden des Herrschers, wenn sie sich herumsprachen, von feindlichen

10 Siehe insbesondere Lucie Storchová, *Paupertate styloque connecti. Utváření humanistické učenecké komunity v českých zemích*, Prag 2011, 97–100; Michael Stolberg, *The many uses of writing. A humanist physician in sixteenth-century Prague*, in: Andrew Mendelsohn/Annemarie Kinzelbach/Ruth Schilling (Hgg.), *Civic medicine. Physician, polity, and pen in early modern Europe*, London 2019, 67–87.

11 Ausführlicher hierzu Michael Stolberg, *Empiricism in sixteenth-century medical practice. The notebooks of Georg Handsch*, in: *Early science and medicine* 18 (2013), 487–516; ders., *Learning from the common folks. Academic physicians and medical lay culture in the sixteenth century* in: *Social history of medicine* 27 (2014), 649–667; ders., „You Have no good blood in your body“. *Oral communication in sixteenth-century physicians' medical practice*, in: *Medical history* 59 (2015), 63–82. Handschs Notizbücher stehen auch im Mittelpunkt der monografischen Studie von dems., *Gelehrte Medizin und ärztlicher Alltag in der Renaissance*, München 2021.

12 Österreichische Nationalbibliothek Wien (ÖNB), Cod. 11204; die Handschrift wurde offenbar im Nachhinein aus losen Aufzeichnungen zusammengefügt. Ein Philipines Krankheiten gewidmeter Teil ist sogar eigens paginiert. Josef Hirn hat in seiner biografischen Studie (Hirn, Ferdinand II.) immer wieder auf Cod. 11204 und Cod. 11183 zurückgegriffen, aber auf konkrete Quellenbelege verzichtet.

13 Einen kleinen Überblick über die Medizin an Ferdinands Hof gibt Katharina Seidl, „...how to assuage all outer and inner malady...“. *Medicine at the court of Archduke Ferdinand II*, in: Sabine Haag/Veronika Sandbichler (Hgg.), *Ferdinand II. 450 years sovereign ruler of Tyrol. Jubilee Exhibition, Innsbruck/Wien 2017*, 67–71.

äußeren Kräften als Schwäche gedeutet und, bis hin zur Eröffnung kriegerischer Handlungen, zum eigenen Vorteil genutzt werden. Nicht zuletzt konnten Krankheiten dem Ruf des Herrschers schaden, wenn sie in deutlichem Widerspruch zu der Tatkraft, der Kampfeslust und anderen „männlichen“ Qualitäten bis hin zu seinem sexuellen Vermögen standen, die man von einem mächtigen Fürsten erwartete.¹⁴

Erzherzog Ferdinand II. gestaltete sein Leben in mancherlei Hinsicht nach solchen männlichen Idealen. Er zog nach Ungarn in den Krieg und ging häufig auf die Jagd. Sein Gesundheitszustand war freilich schon in frühen Jahren prekär. Bei seiner Geburt, so wusste er seinen Leibärzten zu berichten, habe er kein Lebenszeichen von sich gegeben. Eine Matrone habe ihm daraufhin etwas in den After geblasen und er sei zu sich gekommen.¹⁵ Als junger Mann litt Ferdinand ein halbes Jahr lang an „Gonorrhoea“.¹⁶ So bezeichnete man damals einen anhaltenden, unwillkürlichen genitalen Ausfluss. Aus heutiger Sicht dürfte es sich in den meisten Fällen um die Folge einer Infektion gehandelt haben. Wörtlich heißt „Gonorrhoea“ aber „Samenfluss“ und so verstand man den Begriff damals. Die „Gonorrhoea“ war so zum einen mit Bildern einer mangelnden, „unmännlichen“ Kontrolle über die eigenen Körperöffnungen assoziiert und zum anderen mit der Gefahr schwerwiegender gesundheitlicher Folgen durch den ständigen Verlust der wertvollsten Substanz, die der Körper produzierte, verbunden. Übermäßiger Samenverlust, so entnahm Handsch seiner Lektüre, schwächte die Sinne und den Körper insgesamt, beschleunigte das Altern und fügte Augen und Kopf, den Nerven und Gelenken, der Brust, den Nieren und den Lenden Schaden zu.¹⁷

Von Mattioli erfuhr Handsch, dass Ferdinand in seinen Prager Jahren zudem an der gefürchteten „Franzosenkrankheit“ litt. Wenn der (meist genitale) Primäraffekt ausgeheilt war, entwickelten die Kranken nicht selten massive Hautausschläge und Geschwüre, Haarausfall und schmerzhafte Knochenveränderungen.¹⁸ Ferdinand wurde Mattioli zufolge mit Guajak behandelt. Er nahm auch drei Wochen lang Salsaparilla ein, ein damals verbreitet auch (aber nicht nur) gegen die Franzosenkrankheit eingesetztes Mittel.¹⁹ Obendrein litt er über eineinhalb Jahre an einer Analfistel oder einem Geschwür oberhalb des Afters, aus dem manchmal unreine Materie austrat.²⁰

14 Finucci, *Prince's body*, 28–61, hat ausführlich die Geschichte des (vermeintlich) impotenten Vincenzo Gonzaga nachgezeichnet.

15 ÖNB, Cod. 11204, 44v.

16 ÖNB, Cod. 11204, 37r („gonorrhoeam per ½ annum“) und 49r.

17 ÖNB, Cod. 11210, 66v.

18 Claudia Stein, *The meaning of signs: Diagnosing the French pox in early modern Augsburg*, in: *Bulletin of the history of medicine* 80 (2006), 617–648; nach zeitgenössischen Schilderungen ähnelten die Veränderungen jenen der modernen „Syphilis“, gestalteten sich aber häufig sehr viel dramatischer.

19 ÖNB, Cod. 11204, 37v; ÖNB, Cod. 11183, 204*v; in den späten 1550er-Jahren erwähnte Handsch unter dem Stichwort „Lignum Guaiacum in podagra“, dass der Erzherzog dieses verbreitete Mittel gegen die Franzosenkrankheit auch einige Jahre zuvor eingenommen hatte, wusste aber nicht aus welchem Grund (ebd., 398v).

20 ÖNB, Cod. 11204, 37r und 11207, 37v.

Melancholie

Mit 20 Jahren erlebte der junge Ferdinand eine schwere Gesundheitskrise ganz anderer Art. Er wurde zuweilen ohne erkennbaren Grund von melancholischen Gedanken und Traurigkeit erfasst. Er hatte Alpträume, litt unter beängstigenden Fantasien und zeigte seltsame geistige Zustände. Dazu kamen anfallsweises Herzzittern („*tremor cordis*“), Brustenge und Atemnot. Auch klagte er über starke nächtliche Hitzeempfindungen in der Herzgegend und ein Brennen in Mund und Rachen, als wenn er glühende Kohlen äße.²¹ Nach ärztlicher Einschätzung litt Ferdinand an der Krankheit „*Melancholia*“. Sie darf nicht mit einem melancholischen, von der schwarzen Galle geprägten Temperament verwechselt werden. Ferdinand galt als Sanguiniker, nicht als Melancholiker. Die Krankheit „*Melancholia*“ wurde auf widernatürlich verbrannte schwarze oder gelbe Galle, seltener auch auf verbranntes Blut zurückgeführt und auf schädliche, trübe Dämpfe oder Rauchschwaden, die daraus entstanden und zum Gehirn aufstiegen. Im Falle Ferdinands bestätigten Kopfweh und weitere Symptome im Kopfbereich solche Annahmen.

Ferdinands Leibarzt Gallo vermutete sexuelle Enthaltensamkeit als Ursache der melancholischen Beschwerden. Es war damals unter Ärzten weithin anerkannt, dass nicht nur übermäßiger Samenverlust, sondern auch die Anhäufung von Samen im Körper gefährlich war, da der Samen, wie Handsch auch bei Avicenna gelesen hatte, mit der Zeit verdarb und zum Gift wurde. Im Fall des Erzherzogs wollte Handsch das jedoch nicht glauben. Selbst eine Nonne wisse sich in solchen Fällen zu helfen, meinte er – auch Frauen schrieb die galenische Medizin einen Samen zu – und ein junger Fürst daher erst recht.²² Der angesehene Wiener Arzt Franz Emmerich (gest. 1560) kam denn auch in einem Briefkonsil zu einem anderen Schluss.²³ Auslöser von Ferdinands Herzzittern und seiner melancholischen Beschwerden, die gar nicht seinem Alter und seinem Temperament entsprächen, sei ein bevorstehendes Reiterturnier („*hastiludium*“) gewesen, an dem der Bruder des Königs und zahlreiche hohe Fürsten teilnehmen sollten. Ferdinand sei beunruhigt gewesen, habe vor einer öffentlichen Beschämung Angst gehabt, habe sich vorgestellt, er werde vom Pferd geworfen, so als fände die Zusammenkunft schon statt. Vor einem so illustren Publikum, so erklärte sich Emmerich die Ängstlichkeit und das Herzzittern, habe sich Ferdinand in seinen Gedanken nicht von der Stelle rühren wollen. Mit Angst und Herzzittern habe er sich inmitten der mit Schwertern und Lanzen Kämpfenden wie eingesperrt, ja, wie eingekerkert, gesehen. Mit der Zeit hätten diese Gedanken das Herz Ferdinands erhitzt – die Affekte hatten nach damaliger Lehre ihren Ort primär im Herzen – und die davon aufsteigenden Dämpfe hätten das Hirn als den Sitz der Sinne in Mitleidenschaft gezogen und Ferdinands Fantasien und merkwürdige Äußerungen („*opinionones*“) hervorgerufen. Emmerich riet zum Verzicht auf heftige

21 ÖNB, Cod. 11207, 37v; an anderer Stelle verglich Handsch Ferdinands Beschwerden mit jenen von Kaiser Maximilian II., der ebenfalls an Herzzittern litt (ebd. 126r–131v); ausführlich hierzu: Tobias Heusinger, *Das zitternde Herz des Kaisers*. Diss. med. Würzburg (in Vorbereitung).

22 ÖNB, Cod. 11204, 37r; ÖNB, Cod. 11207, 37v.

23 ÖNB, Cod. 11207, 38a und 38b.

körperliche Übungen und zu guter Nahrung. Ferdinand nahm Handsch zufolge zudem zahllose, nicht näher benannte Arzneien ein.²⁴

Emmerich sah angesichts des nahenden 21. Geburtstags des Erzherzogs Hoffnung auf Besserung. Gemäß der alten Lehre von den „klimakterischen“ oder „Stufen“-Jahren veränderte sich der menschliche Körper alle sieben Jahre tiefgreifend, was neue Leiden hervorbringen, aber auch bestehende beseitigen konnte.²⁵ Mit etwa 23 Jahren hatte der Erzherzog jedoch erneut Herzzittern, wie er seinen Leibärzten später erzählte. Manchmal sei ihm zudem „ein Stück Rotz wie ein Christall“ abgegangen und wenn er „bißweilen wer gesessen“ und „ein Weib sich hett hören reuserpen, so hett er nicht gewust, wo er gewest were.“ Manche hätten das als Zeichen der Melancholie gedeutet, andere als angetane, angehexte Krankheit, als „Maleficium“. Auch sein damaliger Leibarzt Gallo schloss sich schließlich der zweiten Deutung an.²⁶ Letztere hatte, ähnlich wie die Erklärung von Impotenz als Folge von Liebeszauber²⁷, den Vorzug, dass sie weder seine geistige Gesundheit noch seine Männlichkeit und seine Qualitäten als Herrscher in Frage stellte, denn gegen übernatürliche Kräfte und Krankheiten war niemand gefeit.

Auch in der Folgezeit klagte Ferdinand freilich über häufige Anfälle von „Herzengen“ oder „Herzängste“ („cordis angustias“) – die Begriffe sind nicht nur über das lateinische „angustus“, „eng“, etymologisch eng verwandt, sondern wurden damals auch in ähnlicher Bedeutung gebraucht.²⁸ 1563 berichtete Mattioli dem Kaiser erneut von einem „morbus melancholicus“ Ferdinands, und zwar vom hypochondrischen Typ. Das war eine der schon von Galen beschriebenen klassischen Formen der Krankheit „Melancholia“, die ihren Ort im Oberbauch („hypochondrium“) hatte, von dem krankhafte Dämpfe oder Winde aufstiegen. Diese, so Mattioli, „infizierten“ („inficiunt“) Ferdinands Herz und Gehirn so sehr, dass sie Ängste und Traurigkeit hervorriefen und seinen Verstand und seinen Intellekt beeinträchtigten. Das führe dazu, dass sich Ferdinand ständig fürchte und sich für so schwach halte, dass er glaube, nicht einmal das nächste Arzneimittel zu überleben. Er sei nicht ständig in diesem Zustand, aber es gebe selten eine Stunde, in der er ganz frei von melancholischen Beschwerden scheine.²⁹ Als der Erzherzog 1568/69 zunehmend unter Blasen und Nierensteinen litt, vermerkte Handsch erneut ein „symptoma melancholicum“, eine „Bangigkeit“. Es sei etwas mit ihm, sagte Ferdinand seinen Leibärzten, was er niemandem sagen wolle – möglicherweise ein Hinweis auf ängstliche Fantasien oder gar Suizidgedanken.³⁰ Er litt zudem häufig an heftigen Kopfschmerzen, hatte

24 ÖNB, Cod. 11207, 37v, „Usus est mille medicamentibus“.

25 Michael Stolberg, Von den „Stufenjahren“ zur „Menopause“. Das „Klimakterium“ im Wandel der Zeit, in: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen 26 (2005), 41–50.

26 ÖNB, Cod. 11204, 37r.

27 ÖNB, Cod. 11183, 210r und Cod. 11205, 417v; vgl. Daniela Hacke, Von der Wirkungsmächtigkeit des Heiligen: Magische Liebeszauberpraktiken und die religiöse Mentalität venezianischer Laien in der frühen Neuzeit, in: Historische Anthropologie 3 (2001), 311–332.

28 ÖNB, Cod. 11155, 2v.

29 Österreichisches Staatsarchiv Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Hausarchiv, Familienakten Karton 60–13, Brief Mattiolis an Kaiser Ferdinand, Komotau 13.2.1563.

30 ÖNB, Cod. 11204, 39r, 29.9.1568.

einen salzig-schleimigen Katarrh und selbst aus den Ohren floss reichlich Materie.³¹ Erstmals im Leben widerfuhr ihm in seiner Ambraser Zeit obendrein ein seltsamer Schwindelanfall. „Es ist in Kopff kommen, das im geschwindelt und das Gesicht [Sehen, M.S.] vergangen ist, und darnach auch für die Ohren kommen, hat aber nicht lange geweret“, gab Handsch die Klagen des Kranken wieder.³² Im Sommer 1571 berichtete Ferdinand seinen Leibärzten zudem von seltsamen körperlichen Missempfindungen. Er fühle etwas im Kopf, „wie sich etwas zerteylet, und ist bald in Armen kommen, das im die Würffel sindt aus der Hanndt gefallen und der Arm gleich wie entschlaffen.“³³

In späteren Jahren klagte Ferdinand weiterhin wiederholt über ein Beißen („mordicatio“) in den Armen und an den Hand- und Fußflächen.³⁴ Er litt an von Schwellungen begleiteten Erysipelata, also an Rotlauf oder an rotlaufähnlichen Hautveränderungen an den Beinen.³⁵ Einmal verdickte sich die Haut an manchen Stellen und fühlte sich wie Baumrinde an. In den nachfolgenden Tagen bildeten sich am ganzen Körper zahlreiche rote Flecken und Ferdinand klagte über stechende Schmerzen und Juckreiz. Auf seinen Beinen bildeten sich kleine Erhebungen oder Knötchen, wie von Brennesseln.³⁶ Ein andermal klagte er über kleine, flüssigkeitsgefüllte „Hizbletterle“ am Rücken.³⁷ Wie die Krankheit „Melancholie“ wurden auch Geschwüre, Rotlauf und andere Hauterscheinungen damals vor allem auf „scharfe“, verbrannte Säfte im Körper zurückgeführt, die die Natur zur Haut trieb, über die sie sich dann idealerweise entleerten. Die Leibärzte sahen ihre Aufgabe daher vor allem darin, die Ausscheidung der krankhaften Materie auf anderem Weg zu fördern. Einer von ihnen, Johannes Willenbroch³⁸, empfahl Skabiosenwasser, weil es den Schweiß und die Bewegung von innen nach außen fördere. Mattioli war dagegen. Schließlich nahm der Erzherzog ein Purgativum, Sirupe und Kräuterabkochungen in Kapaunenbrühe und ließ sich zudem schröpfen.³⁹

Nierenkoliken

In den Ambraser Jahren, in der Zeit, in der Handsch zusammen mit Willenbroch Ferdinand als Leibarzt diente – Pietro Andrea Mattioli wurde manchmal ergänzend hinzugezogen –, waren es vor allem die schon erwähnten Blasen- und Nierensteine, die den Erzherzog quälten.⁴⁰ Die Steine kündigten sich oft schon in den vorangehen-

31 ÖNB, Cod. 11204, 36v.

32 ÖNB, Cod. 11204, 45r.

33 ÖNB, Cod. 11204, 59v.

34 ÖNB, Cod. 11204, 38v.

35 ÖNB, Cod. 11155, 6r.

36 ÖNB, Cod. 11204, 57r-v.

37 ÖNB, Cod. 11204, 45v.

38 Über Willenbroch weiß man nur wenig; einige Hinweise bei Wilhelm Kühlmann/Joachim Telle (Hgg.), *Der Frühparacelsismus 1*, Tübingen 2004, 932–934.

39 ÖNB, Cod. 11204, 57v.

40 ÖNB, Cod. 11204, 44r-v.

den Tagen durch Schmerzen im Lendenbereich an.⁴¹ Die Koliken waren qualvoll. Sie zogen sich oft über Tage hin und strahlten zuweilen bis in die Hoden und die Beine aus, wie Handsch, der auch selbst an Steinen litt, aus eigener leidvoller Erfahrung wusste.⁴² „Er litt schwer“, so Handsch.⁴³ Einmal seien Ferdinand die Augen schier übergegangen, als er die Schmerzen aushalten wollte, ohne sich ins Bett zu legen. Nicht selten musste sich Ferdinand bei solcher Gelegenheit auch erbrechen, bis zu sieben Mal hintereinander.⁴⁴ Immer wieder schied der Erzherzog kleinere und größere, manchmal rötliche, manchmal weißliche Steine aus, die er anschließend seinen Ärzten zeigte. Einmal hörten sie sogar, wie drei ziemlich große Steine kurz hintereinander beim Wasserlassen im Gefäß aufschlugen.⁴⁵ Mit „kluck“ gab Ferdinand selbst das Geräusch bei anderer Gelegenheit wieder.⁴⁶ Entsprechend groß war Ferdinands Erleichterung, wenn er spürte, dass der Stein in die Blase eingetreten war und die Schmerzen nachließen.⁴⁷ „Itzund hab ich gefhület das das Steinle in die Blasen gefallen ist, nue hats kein Not, der Weetagen [Schmerz, M.S.] hat nachgelassen, und die Bangigkeit ist vergangen“, zitierte Handsch den Erzherzog in einem solchen Moment. „Er war frohen Gemüts“, ergänzte er auf Latein.⁴⁸

Das Steinleiden zeigte sich auch in einem trüben, bierähnlichen oder auch blutig verfärbten Harn. Wie „ein rote Lacken [Lache, M.S.]“ beschrieb der Hofbarbier ihn einmal.⁴⁹ Die Ausscheidung der Steine über die Harnröhre scheint immerhin im Vergleich zu den massiven Koliken (die wir heute im Nierenbecken und in den Harnleitern verorten würden, die von den Nieren zur Blase ziehen) weniger schmerzhaft gewesen zu sein. Wiederholt verursachten die Steine jedoch Schwierigkeiten und Beschwerden beim Wasserlassen.⁵⁰ Einmal klagte Ferdinand, er harne „schwerlich“, und auf Handschs Frage nach einem schneidenden Schmerz meinte er, „von ersten gehet der Harn darnach hinten zeucht es mich zusammen.“⁵¹ Ein andermal konnte er 24 Stunden lang kein Wasser lassen.⁵²

Die Behandlung der wiederkehrenden Steinkoliken war in Handschs Ambraser Zeit die wichtigste Aufgabe der Leibärzte. Der Erzherzog selbst schrieb Skorpionöl eine gute Wirkung gegen seine Leiden zu. Er ließ sich damit einreiben oder ein blasenziehendes Pflaster mit Skorpionöl auf die Lenden auflegen.⁵³ Seiner Frau Philippine verdankte er zudem ein Wasser „wider das Grief“⁵⁴ und zwei Mittel, die sie selbst aus Korallen und Perlen beziehungsweise aus „Einhorn“ und Edelsteinen

41 So im Juni 1571, „cum per triduum male sensisset in lumbis“ (ÖNB, Cod. 11204, 59v).

42 ÖNB, Cod. 11204, 45v und 63r; ÖNB, Cod. 11183, 436v–437v.

43 ÖNB, Cod. 11204, 53v, „laboravit graviter“.

44 ÖNB, Cod. 11204, 39r.

45 ÖNB, Cod. 11204, 67v.

46 ÖNB, Cod. 11204, 50r.

47 ÖNB, Cod. 11204, 39r–45r.

48 ÖNB, Cod. 11204, 44v.

49 ÖNB, Cod. 11204, 39r und 59v.

50 ÖNB, Cod. 11204, 54r.

51 ÖNB, Cod. 11204, 64r.

52 ÖNB, Cod. 11204, 67v.

53 ÖNB, Cod. 11204, 39r–40r und 51r.

54 ÖNB, Cod. 11204, 46v.

herstellte.⁵⁵ Die Leibärzte setzten daneben ein ganzes Arsenal von weiteren Arzneien und Behandlungsverfahren ein. Im Anfall suchten sie den Schmerz durch Umschläge zu lindern und verabreichten Klistiere. Dazu gaben sie ein „steinbrechendes“ Pulver aus Pfirsich und Mispelkernen.⁵⁶ Auch mit „Birckenwasser“⁵⁷ – gemeint ist vermutlich Birkenharz – und einem austreibenden Pulver aus „Krebsaugen“ versuchten sie es. Darunter verstand man damals kleine, an Augen erinnernde Kalkgebilde im Magen von Flusskrebse. Als Ferdinand einmal einen Tag lang kein Wasser lassen konnte, ließ Mattioli ihn einen Aufguss aus medizinalem Rhabarber und Manna trinken, worauf Ferdinand reichlich Harn entleerte.⁵⁸ Zur Vorbeugung empfahlen die Leibärzte das aus der Terpentingewinnung gewonnene Terebinth. Der Hofapotheker fertigte daraus Pillen, die der Erzherzog einmal die Woche einnahm.⁵⁹

Zu ähnlichen Behandlungsempfehlungen kamen auch zwei schriftliche Konsilien, die Ferdinand offenbar in jener Zeit einholte.⁶⁰ Das war gängige Praxis. Leibärzte mussten bei schwereren Erkrankungen eines Fürsten stets damit rechnen, dass dieser sich nicht mit ihrem Rat begnügte, sondern andere Koryphäen hinzuzog. Eines der beiden Konsilien wurde, laut Abschrift, gemeinsam von dem kaiserlichen Leibarzt Giulio Alessandrini (1506–1590), Pietro Andrea Mattioli und einem gewissen „D. Aiperger“ verfasst – damit dürfte jener Christoph Heuberger gemeint sein, den Handsch in seinen Notizen aus der Zeit um 1570 erwähnt.⁶¹ Dieses Konsil konzentrierte sich auf die diätetische und medikamentöse Behandlung der genannten Beschwerden. Das andere, im gleichen Band überlieferte und mit fast fünfzig Seiten sehr umfangreiche Konsil verfasste Renato Brasavola (1529–1576), der Sohn des berühmten Antonio Musa Brasavola in Ferrara.⁶² Es ist in der Abschrift auf den 14. Februar 1554 datiert und wird mit diesem Datum in den Katalogen geführt, doch das ist offenkundig eine Fehlдатierung.⁶³ Es dürfte angesichts der geschilderten Beschwerden ebenfalls aus der Zeit um 1571 stammen, zumal Brasavola Ferdinand als einen Mann „gestandenen Alters“ schilderte, von Alfonso II. d'Este (1533–1597), der erst 1559 die Nachfolge seines Vaters Ercole als Herzog von Ferrara antrat, als seinem „Herren“ sprach und Handsch und Johannes Willenbroch, der 1556 noch in Padua Medizin studierte⁶⁴, als erzherzogliche Leibärzte pries. Hippokrates und Galen zitierend, ging Brasavola ausführlich den Ursachen für Ferdinands Leiden nach und untersuchte zu diesem Zweck zunächst ausführlich das Temperament seiner einzelnen Organe. Die rote Haarfarbe des (in früheren Jahren blonden) Erzherzogs und die frühzeitige Kahlheit an der Stirn verwiesen beispielsweise, Brasavola zufolge, auf

55 ÖNB, Cod. 11183, 444r.

56 ÖNB, Cod. 11204, 40r-v und 56v.

57 ÖNB, Cod. 11183, 443v.

58 ÖNB, Cod. 11204, 67v.

59 ÖNB, Cod. 11204, 44r-v.

60 Brigitte Mersich, *Ärztliche Gutachten und Ratschläge für Erzherzog Ferdinand II. (lat.)*, in: *Natur und Kunst. Handschriften und Alben aus der Ambrasersammlung Erzherzog Ferdinands II. (1529–1595)*. Ausstellungskatalog Schloss Ambras, Innsbruck 1995, 86–88 datiert das Konsil auf 1567/68.

61 ÖNB, Cod. 11183, 410r; ÖNB, Cod. 11204, 82v.

62 ÖNB, Cod. 11155; online unter <http://data.onb.ac.at/rep/1002A965>.

63 ÖNB, Cod. 11155, 28r–35r.

64 Antonio Favaro (Hg.), *Atti della nazione germanica artista nello Studio di Padova 1*, Venedig 1911, 13.

ein hitziges Gehirn. Auch er empfahl letztlich vor allem warme Bäder, steinbrechende Mittel wie gemahlene Pfirsichkerne und Terebinth.

Die Steinkoliken stellten sich dennoch weiterhin ein. Im August 1574 gebrauchte Ferdinand, der seine Frau schon 1571 auf einer Badereise begleitet hatte⁶⁵, die Thermalquellen in Karlsbad, zweifellos auf Empfehlung seiner Ärzte.⁶⁶ Fast zwei Wochen lang trank er täglich das Wasser und badete darin. Anschließend verbrachte er mehrere Wochen auf Schloss Pürglitz und trank dort Heilwasser aus den Quellen von Lucca in Italien. Der damals üblichen Praxis folgend, steigerte er die tägliche Trinkmenge von sechs auf acht und schließlich über zwölf Pfund – 20 Becher an einem Tag – und reduzierte dann die tägliche Menge wieder. Er war mit der Wirkung sehr zufrieden, fühlte sich erleichtert: „er schwitzte, schiss und harnte viel“, fasste Handsch das Geschehen prägnant zusammen. Allerdings meinte Ferdinand am Ende, das Wasser greife seinen Magen an.⁶⁷

Die herrschaftliche Familie

Der Gesundheit des Erzherzogs galt die besondere Aufmerksamkeit seiner Leibärzte. Wie die meisten höfischen Leibärzte ihrer Zeit waren sie jedoch für die medizinische Betreuung der ganzen Herrscherfamilie zuständig. Krankheiten der Söhne des Herrscherpaars, Andreas (1558–1600) und Karl (1560–1618), erwähnte Handsch nur gelegentlich. Als die „Masern“ („morbilli“) in Innsbruck umgingen, erkrankten beide daran. Die Leibärzte begnügten sich mit einer milden Behandlung mit Rübensamen und Mandelmilch.⁶⁸ Einmal erkrankte Karl an den Augen⁶⁹, bekam Kopfweh, hüstelte und klagte über einen stechenden Schmerz in der Seite. Die Ärzte gaben ihm vor allem schweißtreibende Mittel und er wurde wieder gesund.⁷⁰ 1571 erkrankte er zweimal an Fiebern, hatte wiederholte Fieberanfalle, musste sich erbrechen und redete zeitweise wirr, genas aber schließlich.⁷¹

Der Gesundheitszustand von Philippine, Ferdinands Gattin, war dagegen in Handschs Ambraser Zeit immer wieder besorgniserregend. Auch sie wurde von Steinen geplagt, wenn auch nicht so heftig wie ihr Mann. Das „Steinle“ stecke noch fest, „es wil nicht fort“, klagte sie bei solcher Gelegenheit. Manchmal hatte sie zudem schneidende Schmerzen beim Wasserlassen und vereinzelt bekamen die Ärzte die kleinen Steinchen oder Bruchstücke selbst zu sehen, die sie ausschied. Auch ihr gaben die Ärzte steinbrechende Pulver, Terebinthpillen und purgierende Mittel und empfahlen Heilwässer.⁷²

65 ÖNB, Cod. 11204, 15v.

66 ÖNB, Cod. 11204, 28r.

67 ÖNB, Cod. 11204, 29v, „multum sudavit, cacavit et minxit“.

68 ÖNB, Cod. 11183, 358v.

69 ÖNB, Cod. 11183, 359v und 369r.

70 ÖNB, Cod. 11204, 55v.

71 ÖNB, Cod. 11204, 58r–61r.

72 ÖNB, Cod. 11204, 86r.

Wiederholt schrieb Philippine ihre Bauch- und Lendenschmerzen freilich auch ihrer Gebärmutter zu. Nach Handschs Einschätzung litt sie in der Tat an einer „Praefocatio uteri“, also einer sogenannten „Gebärmuttererstickung“, und diese trat auch zuweilen gleichzeitig mit den Zeichen eines Steinleidens auf.⁷³ Die „Praefocatio“ oder „Suffocatio uteri“ war damals eine häufig diagnostizierte Krankheit, die im Anfall mit starker Atemnot, dem Verlust der Stimme und Ohnmacht einhergehen konnte. Philippine machte solche Anfälle wiederholt durch, man war daran gewöhnt.⁷⁴ Sie lag mit geschlossenen Augen da und „thet ein Kreyß [Schrei, M. S.]“, beschrieb Handsch eine dieser Episoden. Wenn sie aus solchen Zuständen aufwachte, fragte sie „was ist mir gewest?“ und erzählte, es sei ihr gewesen, als lägen Erde und Himmel auf ihr. Die zeitgenössische medizinische Literatur sah die Ursache der Gebärmuttererstickung, analog zur Melancholia, in schädlichen Dämpfen, die von angesammeltem Menstrualblut oder von verdorbenem, zurückgehaltenem weiblichen Samen nach oben stiegen. So hatte Handsch dies auch als Student bei Antonio Fracanzano in Padua gelernt.⁷⁵ In der Laienwelt führte man die Gebärmuttererstickung dagegen herkömmlich darauf zurück, dass sich die Gebärmutter im Leib der Frau nach oben bewegte, auf Zwerchfell und Brustraum drückte und ihr dadurch den Atem nahm. Auch die Ärzte ließen immerhin gelten, dass sich die Gebärmutter vor allem in Reaktion auf buchstäblich anziehende oder abstoßende Gerüche nach oben oder unten ausdehnen konnte. Dass etwas mit Philipppines Unterleib nicht in Ordnung war, ließen auch andere Beschwerden vermuten. Sie litt unter weißem Ausfluss und verlor auch zwischen ihren Monatsblutungen immer wieder kleine Mengen Blut.⁷⁶ Nach Ferdinands Bericht – die Leibärzte bekamen das Blut offenbar nicht selbst zu Gesicht – war diesem Blut etwas gleichsam Jauchiges und Stinkendes („quasi saniosum et foetidum“) zu eigen. Auch klagte Philippine zuweilen über geschwollene Beine, einen aufgetriebenen Bauch und ein Druckgefühl in der Brust und in der Magengegend.⁷⁷ Ihren frühen Tod im Jahr 1580 konnte Handsch nicht mehr dokumentieren. Er starb zwei Jahre vor ihr.

Die Behandlung der schweren, tödlichen Krankheit von Philipppines Mutter Anna Welsler (1507–1572) übernahmen vor allem Willenbroch und Achilles Jellmus zusammen mit dem Hofchirurgen, doch Handsch verfolgte sie bis zum bitteren Ende. Anna klagte um Ostern 1571 über eine Schwellung oder eine Geschwulst („tumor“) im Magen, „ein hart Pinckle“, wie sie sich ausdrückte. Um die Geschwulst aufzulösen, schickte Willenbroch sie gegen Mattiolis und Handschs Rat zur Thermalquelle in Hall, wo sie rund zehn Wochen lang Bäder nahm und das Heilwasser trank. Nach ihrer Rückkehr konnte Handsch keine Besserung erkennen. Mit der Zeit bildete sich eine weitere Geschwulst in der Nabelgegend und schließlich, unter der ärztlichen Behandlung, ein Geschwür, aus dem eine übelriechende Materie abfloss. Diese stank so sehr, dass die Ärzte es kaum in der Stube aushielten. Das

73 ÖNB, Cod. 11204, 4r und 86r.

74 ÖNB, Cod. 11204, 3r, „post coenam correpta est suffocatione matricis consueto modo“.

75 ÖNB, Cod. 11210, 11r; Fracanzano hatte den Lehrstuhl für theoretische Medizin inne; vgl. Giovanni Mantese, *Per una storia dell'arte medica in Vicenza alla fine del sec. XVI*, Vicenza 1969, 64–66.

76 Erwähnt u. a. in ÖNB, Cod. 11183, 380v; ÖNB, Cod. 11204, 2v–3r und 16v.

77 ÖNB, Cod. 11204, 2v, 4r, 16v–17r, 28r und 85v.

Geschwür war so tief, dass die silberne Sonde des Hofchirurgen Hiltbrand fast darin verschwand. Am Ende wurde sie immer schwächer, ihr Puls war kaum mehr fühlbar und sie verschied.⁷⁸

Krankheitsvorbeugung

Während die Diätetik, die Vorbeugung von Krankheiten durch eine gesundheitsgerechte Gestaltung von Ernährung und Lebensweise, in der gewöhnlichen ärztlichen Praxis nur eine bescheidene Rolle spielte⁷⁹, nahm sie in der höfischen Medizin großen Raum ein. Im Bestallungsbrief des pfälzischen Kurfürsten Philipp für seinen Leibarzt Adolf Occo beispielsweise wurde dieser ausdrücklich angehalten, er solle warnen, wenn der herrschaftlichen Familie Essen aufgetragen werde, das ihnen schaden könne, und auf diese Weise Krankheiten verhüten.⁸⁰ Die päpstlichen Leibärzte sahen es sogar als ihre Aufgabe an, sich Tag für Tag auf ein dem gegenwärtigen Zustand des Papstes angepasstes Regimen zu verständigen.⁸¹ Zur Vorbeugung gegen Steine und überhaupt ihrer Gesundheit zuliebe sich „vor aller grober hertdewiger Speiß [zu] enthalten“ und Speisen zu bevorzugen, die „leichtlich zu verdewen und gute Narung geben“, riet Heuberger auch der kranken Philippine.⁸² Im konkreten Krankheitsfall formulierten die Ärzte bei hochrangigen Kranken erst recht ein ausgefeiltes Regimen, wie die erwähnten ärztlichen Konsilien von Brasavola sowie von Alessandrini, Mattioli und Heuberger für Ferdinand veranschaulichen.⁸³ Sie erläuterten bis ins kleinste Detail, welches Fleisch, welches Gemüse, welche Art von Wein etc. dem Herrscher zuträglich oder schädlich waren, und demonstrierten damit zugleich ihre Fähigkeit, die Vorgänge im Körper auf das Feinste zu steuern.

Auch Ferdinands Leibärzte sparten nicht mit diätetischen Ratschlägen. Mattioli mahnte den Erzherzog sogar bei Tisch, er solle das Essen gut kauen, bevor er es herunterschlucke.⁸⁴ Allerdings stand die Diätetik gerade in fürstlichen Familien stets in einem Spannungsfeld zwischen dem ärztlichen Lenkungsanspruch und einer an Genuss und ostentativem Lebensstil orientierten höfischen Kultur.⁸⁵ Inwieweit Erzherzog Ferdinand und Philippine ihre Ernährungs- und Lebensweise in gesunden Tagen an den ärztlichen Empfehlungen ausrichteten, steht denn auch auf einem anderen Blatt. Renato Brasavola führte in seinem Konsil die Leiden des Erzherzogs vor allem auf dessen schlechtes Regimen zurück.⁸⁶ Immerhin pflegte Ferdinand, vermutlich einen ärztlichen Rat aufgreifend, jeden Morgen Hühnerbrühe zu trin-

78 ÖNB, Cod. 11183, 389r-v und 430r–431r; es dürfte sich um Hall in Tirol gehandelt haben.

79 Vgl. Michael Stolberg, A sixteenth-century physician and his patients: The practice journal of Hiob Finzel, 1565–1589, in: *Social history of medicine* 32 (2019), 221–240.

80 Reversbrief mit Abschrift der Bestallungsbedingungen, ediert bei Franz Joseph Mone, *Ueber Krankenpflege*, vom 13. bis 16. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 2 (1851), 257–291.

81 Andretta, *Roma medica*, 285–288.

82 ÖNB, Cod. 11204, 82v–85r; von Handsch angefertigte Exzerpte aus einem Konsil Heubergers.

83 ÖNB, Cod. 11155.

84 ÖNB, Cod. 11204, 34v.

85 Ausführlich hierzu Nicoud, *Savoires*.

86 ÖNB, Cod. 11155, 1v.

ken, um die „Schärfe“ seiner Säfte abzumildern. Übermäßig erhitzte Säfte galten als scharf. Die Brühe temperiere „die scharpffe Feuchten“, zitierte Handsch ihn.⁸⁷ Nach den Worten des Hofapothekers in Ambras aß er jedoch viel und gut und wurde „sehr fett“.⁸⁸ Er bekam einen sehr umfangreichen Bauch und schlief manchmal selbst beim abendlichen Würfelspiel ein.⁸⁹ Starke Beileibtheit wurde schon damals mit allerhand gefährlichen Krankheiten assoziiert, von Schlagflüssen bis zu Faulfiebern.⁹⁰ Wie Brasavola erläuterte, drückte das Fett bei der Beileibtheit („obesitas“) zudem auf die Gänge im Körper, verengte sie und war deshalb für Steinleidende wie Ferdinand besonders nachteilig.⁹¹

Das heißt nicht, dass das Herrscherpaar Vorbeugungsmaßnahmen grundsätzlich ablehnte. Ferdinand nahm Schweißbäder⁹² und mindestens einmal jährlich, im Herbst, ließ er sich in der Badstube blutig schröpfen.⁹³ Philippine tat das Gleiche.⁹⁴ Das war damals, vor allem im Frühling und im Herbst, eine in der Bevölkerung verbreitete vorbeugende Praxis, die einer Ansammlung von unreiner, verdorbener Materie im Körper zuvorkommen sollte. Handsch war manchmal dabei, wenn der Barbier erst die Haut des Erzherzogs oberflächlich eröffnete und dann die erwärmten Schröpfköpfe aufsetzte, sechs auf den Rücken und die übrigen auf Arme und Beine. Wenn sie abkühlten, saugten die Schröpfköpfe die Haut an und ließen Blut aus der eröffneten Haut in den Schröpfkopf eintreten. Die Ärzte wogen das ausgetretene Blut. Einmal waren es immerhin dreizehn Unzen.⁹⁵ Wie beim Aderlass inspizierte man das Blut auf krankhafte Veränderungen. Es sei „verstockt Blut“, erklärte Handsch bei solcher Gelegenheit; „verschleimpt Blut“ präziserte Ferdinand.⁹⁶

Zur Krankheitsvorbeugung im weiteren Sinne gehörten auch astrologische Vorhersagen, die vor möglichen Gefährdungen warnten. Die Astrologie war damals als eine Wissenschaft anerkannt, die ausgedehnte mathematische Kenntnisse erforderte, und galt in besonderem Maße als eine Domäne der Ärzte.⁹⁷ Handsch selbst scheint sich nicht auf diesem Gebiet betätigt zu haben. Sein Vorgänger Johann Petrus Merenda hat 1538 aber zehn Nativitäten für Erzherzog Ferdinand und seine damals lebenden Geschwister verfasst.⁹⁸

87 ÖNB, Cod. 11204, 35r.

88 ÖNB, Cod. 11204, 37v.

89 ÖNB, Cod. 11155, 5v und Cod. 11204, 47v.

90 Michael Stolberg, „Abhorreas pinguedinem“: Fat and obesity in early modern medicine (c. 1500–1750) in: *Studies in the history and philosophy of biology and biomedical sciences* 43 (2012), 370–378.

91 ÖNB, Cod. 11155, 24r.

92 ÖNB, Cod. 11204, 48v.

93 ÖNB, Cod. 11204, 38v und 53r.

94 ÖNB, Cod. 11204, 73v, 78v und 85v.

95 ÖNB, Cod. 11183, 446r.

96 ÖNB, Cod. 11204, 48r und 53r.

97 Barbara Bauer, Die Rolle des Hofastrologen und Hofmathematikus als fürstlicher Berater, in: August Buck (Hg.), *Höfischer Humanismus*, Weinheim 1989, 93–117; Monica Azzolini, *The duke and the stars. Astrology and politics in Renaissance Milan*, Cambridge/London 2013.

98 ÖNB, Cod. 8288.

Der Blick zurück

Meine Darstellung von Ferdinands und Philipppines Krankheiten mag insbesondere jene Leser*innen, die sich vor allem für die Geschichte der Habsburger interessieren, befremdet haben. Sie mögen eine Aussage darüber erwartet haben, woran die beiden „wirklich“, also nach heutigem Verständnis, litten. Ich habe die Krankheiten Ferdinands und seiner Familie und ihre leibärztliche Behandlung jedoch bewusst in zeitgenössischen Begriffen darstellt und sie in die damals anerkannten Erklärungsmodelle eingeordnet. Mit guten Gründen begegnet die neuere medizinhistorische Forschung den verbreiteten und beliebten Versuchen mit großer Skepsis, aus zeitgenössischen Schilderungen von historischen Persönlichkeiten, von Dichtern, Komponisten oder bildenden Künstlern, deren Krankheiten retrospektiv in heutigen Begriffen zu diagnostizieren.⁹⁹ Manche Autoren streiten solchen Bemühungen sogar rundweg jede Berechtigung in einer seriösen Geschichtsschreibung ab.¹⁰⁰ Nur allzu oft auf völlig unzureichende Quellen und ein eklatantes Missverständnis der medizinischen Vorstellungen und Praktiken vergangener Zeiten gegründet, haben solche Versuche in der Tat zahlreiche haarsträubende Spekulationen und Fehldeutungen hervorgebracht.

Allerdings gibt es gerade im Fall von berühmten Persönlichkeiten nicht nur ein nachvollziehbares Interesse der Öffentlichkeit an den mutmaßlichen Ursachen ihrer Krankheiten und ihres Todes im heutigen Sinne. Manche retrospektiven Diagnosen sind im Einzelfall, bei aller Zurückhaltung, zweifellos sehr viel plausibler und wahrscheinlicher als andere. Dass Ferdinand und Philippine auch aus heutiger Sicht unter Nieren- oder Blasensteinen litten, ist schwer von der Hand zu weisen. Schließlich schieden sie sie aus und zeigten sie her. Manchmal kann umgekehrt auch das Fehlen einer plausiblen körperlichen, organischen Erklärung für bestimmte Beschwerden und Symptome aus heutiger Sicht aufschlussreich sein, indem es, in modernen Begriffen, ein psychologisches oder psychosomatisches Geschehen nahelegt. Ferdinands „Herzzittern“ und seine diversen „melancholischen“ Beschwerden sind ein anschauliches Beispiel. Eine „organische“ Herzkrankheit als Ursache ist nach heutigem Wissen bei einem Zwanzigjährigen, der noch fast ein halbes Jahrhundert leben sollte, so gut wie ausgeschlossen. So gesehen, eröffnen seine primär psychosomatisch anmutenden Beschwerden aufschlussreiche Einblicke in das in mancher Hinsicht fragile Seelenleben eines Herrschers, der nach außen hin männlich und selbstbewusst auftrat und für seine Zornesausbrüche gefürchtet war. Erst recht wird man die damals verbreiteten und heute so nicht mehr zu beobachtenden Anfälle von „Gebärmuttererstickung“ bei Philippine rückblickend als mutmaßlich psychosomatisches Geschehen einordnen dürfen.

99 Karl-Heinz Leven, *Krankheiten – historische Deutung versus retrospektive Diagnose*, in: Norbert Paul/Thomas Schlich (Hgg.), *Medizingeschichte. Aufgaben, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt 1998, 153–185; Michael Stolberg, *Möglichkeiten und Grenzen einer retrospektiven Diagnose*, in: Waltraud Pulz (Hg.), *Zwischen Himmel und Erde. Körperliche Zeichen der Heiligkeit*, Stuttgart 2012, 209–227.

100 Wolfgang Uwe Eckart/Robert Jütte, *Medizingeschichte. Eine Einführung*, Köln 2007, 329–331.

Deutlich spekulativer muss dagegen der Versuch ausfallen, Philipppines geschwollene Beine, den Abgang von Blut zwischen ihren Perioden und, damit womöglich verbunden, ihren frühen Tod in heutigen Begriffen zu erklären. Wenn Frauen außerhalb der Periode übelriechendes, jauchiges Blut verlieren, gilt das heute als ein Warnzeichen ersten Ranges für einen Gebärmutterkrebs. Mehr aber lässt sich rückblickend nicht sagen. Erst recht wird man, trotz der schon von den zeitgenössischen Ärzten gestellten Diagnose einer „Franzosenkrankheit“, zögern müssen, die Kopfschmerzen, den Ausfluss aus den Ohren, die Schwindelanfälle und die Hauterscheinungen Ferdinands einer Spätform der Syphilis zuzuschreiben, auch wenn die genannten Beschwerden mit dieser Diagnose nach heutigem Wissen vereinbar sind.

Wenn wir die subjektive Krankheitserfahrung der Kranken in vergangenen Zeiten und die Wahrnehmung, Deutung und Behandlung ihrer Beschwerden durch ihre Ärzte verstehen wollen, sind im Übrigen selbst gut begründete retrospektive Diagnosen oft vor allem eines: irreführend. Ferdinands „melancholische“ Beschwerden und Philipppines „Gebärmuttererstickung“ zeigen das sehr eindrücklich. Die heute vertraute Differenzierung zwischen seelischen und körperlichen Leiden war der frühneuzeitlichen Medizin weitgehend fremd. Auch Symptome und Krankheitszeichen, die wir heute dem psychologischen oder psychiatrischen Bereich zurechnen, wurden damals als dezidiert körperliche Phänomene gedeutet und behandelt. Sie konnten allenfalls – wie viele andere körperliche Leiden – durch „Affekte“ („affectus animi“) ausgelöst werden.¹⁰¹ Vor diesem Hintergrund entsprach es ganz den zeitgenössischen Regeln der ärztlichen Kunst, wenn Alessandrini, Mattioli und Heuberger in ihrem Konsil für Ferdinand eine nach heutigen Maßstäben dezidiert somatische Behandlung anrieten. Sie empfahlen eine ganze Reihe von Mitteln gegen seinen Schwindel, den „Stupor“ in den Armen und die aufsteigenden schwarzgalligen Winde. Darunter waren ein Pulver gegen Schwindel, Mithridat, purgierende, das Körperinnere reinigende Pillen, und, zur besseren Entleerung des Kopfs, Mittel, die den Speichelfluss anregten und Niesreiz erzeugten. Sollte sich der erhoffte Erfolg nicht einstellen, empfahlen sie Blutegel an den Hämorrhoidalvenen anzusetzen und notfalls auch, mit Hilfe eines Brenneisens an beiden Beinen künstliche Geschwüre zu setzen, um dem Krankheitsstoff auf diese Weise einen Abfluss zu verschaffen.

Selbst eine scheinbar zeitlose Krankheit wie die Nierensteine wurde von Ferdinand und seinen Leibärzten ganz anders wahrgenommen, gedeutet und dementsprechend ganz anders behandelt als heute. Nieren und Blasensteine wurden in der damaligen Medizin in der Regel auf schleimige Krankheitsmaterie zurückgeführt, die in den Nieren unter starker Hitzeeinwirkung wie Ziegelsteine buchstäblich verbacken wurden.¹⁰² Aus ärztlicher Sicht war es damit, abgesehen von der symptomatischen Behandlung, zum einen wichtig und konsequent, den Magen zu stärken, der solche schleimige Materie aus der Nahrung produzierte, ihm die Arbeit durch geeignete, leicht assimilierbare Nahrung zu erleichtern, und die im Körper bereits angesammelte schleimige Krankheitsmaterie durch Purganzien, schweißfördernde Mittel, das Trinken von Thermalwasser und dergleichen mehr zu entleeren. Zum anderen galt

101 Michael Stolberg, Emotions and the body in early modern medicine, in: *Emotion review* 11 (2019), 113–122.

102 Giovanni Battista da Monte, *Consultationum medicinalium centuria prima*, Venedig 1554, 422f.

es einer Überhitzung, Austrocknung und Verfestigung des Schleims in den Nieren entgegenzuwirken.

Die Wahrnehmung der Zeitgenossen unterschied sich auch in einem anderen Punkt grundlegend von unserer rückblickenden Einschätzung, nämlich in der Bewertung der Möglichkeiten und Erfolge der ärztlichen Behandlung. Aus zeitgenössischer Sicht durften die Herrscher in Gesundheitsdingen als privilegiert gelten. Sie konnten den Rat der berühmtesten Koryphäen ihrer Zeit einholen und brauchten keine Kosten für teure Arzneien zu scheuen. Aus heutiger Sicht gelangt man dagegen zu einem sehr viel zwiespältigeren Urteil. Rückblickend wird man so manchen Herrscher bedauern müssen, ob der besonders intensiven und damit auch besonders belastenden ärztlichen Behandlung, deren wohltuende, heilungsfördernde Wirkung nach heutigem Dafürhalten in den meisten Fällen mehr als fraglich ist. Beispielsweise hatte Philippine Welser nach der Einnahme einer Purganz zunächst an die vierzehn und später an die zwanzig Stühle und ihr Magen war in Aufruhr.¹⁰³ Nach modernen Maßstäben wäre es der Gesundheit der vornehmen Kranken zweifellos oft zuträglicher gewesen, wenn sie auf manchen Aderlass und die zahlreichen, zumeist auf Entleerung zielenden Arzneien verzichtet hätten.

Stellung am Hofe

Das Amt eines fürstlichen Leibarztes war begehrt. Für Handsch wie für manchen anderen Arzt war es der Gipfel seiner beruflichen Karriere. Es war prestigeträchtig und ging im Idealfall mit einem besonderen Vertrauensverhältnis zum Herrscher und seiner Familie einher. Die Stellung eines Leibarztes am Hofe hatte aber auch mancherlei Schattenseiten.

Am schwersten wog die Abhängigkeit. Den Leibärzten mochte eine besondere Verantwortung zukommen und sie mochten dem mächtigen Herrscher im Alltag näher kommen als viele andere Höflinge. Letztlich waren die Leibärzte aber Hofbedienstete wie andere auch. Sie waren nicht mehr Herren über ihre Zeit, sondern hatten zur Verfügung zu stehen, wann immer der Herrscher oder seine Familie ihrer Dienste bedurften. „Es gibt vil Wartens zu Hoff“ notierte sich Handsch¹⁰⁴, und: „Aufschübe ertragen und den Zorn zu zügeln, lehrt uns der Hof“.¹⁰⁵ Es gab Unterschiede: Manche Fürsten ernannten berühmte Koryphäen zu Leibärzten „von Haus aus“. Diese lebten nicht in der Residenzstadt. Sie mussten nur zu festgelegten Zeiten an den Hof kommen oder gar, wie beispielsweise Paulus Luther als Leibarzt des sächsischen Kurfürsten Christian, nur dann, wenn man sie wegen einer Erkrankung in der Herrscherfamilie an den Hof rief. Paulus Luther sollte dafür gemäß seiner Bestallung als Leibarzt „von Hauß aus“ jährlich 200 Gulden bekommen.¹⁰⁶

103 ÖNB, Cod. 11204, 17r.

104 ÖNB, Cod. 9671, 20v.

105 Ebd.

106 Bestallung vom 20.5.1586, ediert bei David Richter, *Genealogia Lutherorum*, Berlin/Leipzig 1733, 761–763.

Die erzherzoglichen Leibärzte in Prag und später in Innsbruck zählten jedoch allem Anschein nach zu den Leibärzten „am Hofe“. Andrea Gallo und Pietro Andrea Mattioli hatten in Prag ihren eigenen Hausstand, und auch Handsch wohnte später nicht im Schloss Ambras, sondern bei einer Hauswirtin im nahen Innsbruck.¹⁰⁷ Selbst ein Mattioli musste sich jedoch am Allerheiligenfest zu seinem „Dienst“ am Prager Hof („in aulam ad servitium“) begeben.¹⁰⁸ In Ambras ließ der Erzherzog seine Leibärzte zuweilen in der Früh aufwecken und zu sich kommen oder er rief sie mitten in der Nacht zu sich, wenn ihn sein Steinleiden plagte oder er sein Herz stolpern spürte.¹⁰⁹ Wenn nötig, mussten sie auch drei, vier Nächte hintereinander bei ihm wachen, so im Herbst 1568, als Ferdinand massive blutige Durchfälle hatte.¹¹⁰ Wenn der Erzherzog verreiste, begleiteten ihn die Leibärzte in der Regel, und nicht etwa nur, wenn er, wie in den Jahren 1571 und 1574, ein Heilbad aufsuchte. So verbrachte Handsch im Sommer 1570 mit dem Erzherzog sechzehn Tage im Ahrntal. Fünf Wochen waren sie zusammen mit Willenbroch und dem Hofapotheker Balthasar in Burgau. Zwei Monate dauerte im Herbst 1571 die Reise nach Burgau und Speyer.¹¹¹ Gallo hatte den Erzherzog seinerzeit sogar auf den Feldzug gegen die Türken begleitet. Immer wieder musste Handsch zudem andere am Hof behandeln, Vornehme wie einfache Bedienstete und deren Angehörige, und auf Weisung seiner Herrschaften oder anderer Hofangehöriger musste er auch auswärtige Kranke besuchen. Einmal fertigte er eine kleine Liste an: Philippines Tante Katharina von Loxan und der Markgraf von Burgau finden sich hier neben dem Hofbarbier, der Frau eines Kochs, diversen Dienern und einem dem Wahnsinn verfallenen Kantor.¹¹² Sich neben der leibärztlichen Tätigkeit am Hof außerhalb eine erfolgreiche eigene Praxis aufzubauen, war unter solche Voraussetzungen schwierig.

Im leibärztlichen Alltag waren die Machtverhältnisse zudem klar verteilt. Die meisten Ärzte mussten damals Kompromisse eingehen, sich den Wünschen ihrer Patienten und Patientinnen nach Möglichkeit anpassen, wenn sie nicht riskieren wollten, dass diese sich anderweitigen Rat holten. Gegenüber einem mächtigen Fürsten, der zugleich ihr Brotgeber war, waren die Ärzte erst recht gut beraten, seine Vorlieben zu berücksichtigen und sich gegebenenfalls seiner Einschätzung zu beugen. In Ambras kam hinzu, was auch aus manchen anderen zeitgenössischen Höfen überliefert ist¹¹³: Die Leibärzte mussten akzeptieren, dass Mitglieder der Herrscherfamilie sich selbst als Heilkundige betätigten. Vor allem Philippine und ihre Mutter Anna Welser waren hier sehr aktiv. Wie erwähnt, stellte Philippine sogar selbst Medikamente her und ist

107 Vgl. beispielsweise ÖNB, Cod. 11204, 64r, „Ad noctem ivimus domum“; Cod. 11183, 438r, „Equitavi ex Ambras domum“.

108 ÖNB, Cod. 11183, 159v.

109 ÖNB, Cod. 11204, 55r und Cod. 11240, 61v.

110 ÖNB, Cod. 11204, 34v.

111 ÖNB, Cod. 11204, 78v.

112 ÖNB, Cod. 11183, 359v–360r; siehe auch ebd., 373r, zu einem „faber lignarius“: „ex commissione D[omi]nae Philippinae curavi eum“.

113 Vgl. Alisha Rankin, *Panacea's daughters. Noblewomen as healers in early modern Germany*, Chicago/London 2013.

bekannt für ihr Arzneibuch.¹¹⁴ Manchmal ließ sie ihre Arzneien auch armen Kranken außerhalb der Schlossmauern zukommen.¹¹⁵ Eine Romantisierung ist allerdings nicht angebracht. Es gibt rückblickend keinen Grund, Philipppines Arzneien eine bessere Wirksamkeit zuzuschreiben als jenen der Ärzte, die sich damals ebenfalls weitgehend pflanzlicher Mittel bedienten. Zweifellos genasen etliche, ja, vermutlich sogar viele Kranke nach Einnahme ihrer Mittel oder ihr Zustand besserte sich zumindest vorübergehend. Das gilt nun einmal für die meisten Krankheitsfälle, ganz gleich wie man sie behandelt, beweist aber nicht die Wirksamkeit der jeweiligen Therapie.

Gegebenenfalls wog das Urteil Philipppines und ihrer Mutter schwerer als das von Handsch. Als der Ambraser Küchenmeister Martin über Bewegungseinschränkungen in den Armen klagte, konnte Handsch keinen Ausschlag entdecken und glaubte nicht an die von anderen vermutete Franzosenkrankheit. Die alte Welserin wollte Martin aber nicht weiter im Ambraser Schloss dulden. Traurig („tristis“), so Handsch, sei der darauf nach Innsbruck gezogen.¹¹⁶ Noch tragischere Folgen hatte der Rat der alten Welserin im Fall eines kranken Säuglings – es war wahrscheinlich sogar ihr eigenes Enkelkind, das Töchterchen ihres Sohns Hans Georg.¹¹⁷ Das Kind war heiß und unruhig, trank aber weiter von der Brust der Amme. Als die Amme eines Nachts aufschrak und am folgenden Tag Pusteln an den Lippen und Schmerzen in den Lenden hatte, wollte die Welserin sie nicht weiter das Kind stillen lassen. Das Kind bekam stattdessen zunächst Ziegenmilch und dann, als die neue Amme auf sich warten ließ, gekochtes Wasser, das man durch Rosenzucker hatte laufen lassen. Nach heutiger Einschätzung – Handsch wurde hier vermutlich gar nicht gefragt – war das keine ausreichende Nahrung für einen kranken Säugling. Als die neue Amme schließlich kam, war es zu spät. Als Handsch gegen Mitternacht zu dem Kind gerufen wurde, bewegte es Arme und Beine nicht mehr, die Atmung setzte aus, die Augen waren gebrochen. Es starb noch in derselben Stunde.¹¹⁸

Ein fürstlicher Leibarzt, auch das war eine Herausforderung, war zudem in der Regel nicht allein für die Gesundheit der Herrscherfamilie verantwortlich. Das hatte Vorteile. War die Behandlung erfolglos, konnte man dies nicht der fehlerhaften Diagnose und Therapie des einzelnen Arztes zuschreiben. Es bedeutete aber auch, dass sich der Leibarzt nicht selten mit den anderen Leibärzten einigen und sich gegebenenfalls deren Urteil beugen musste. Im Fall der kranken Frau eines erzherzoglichen Kanzlisten schilderte Handsch anschaulich die Konsequenzen. Handsch riet zu einer Kräuterabkochung, vermutlich einer Purganz, wie man sie in der Regel vor einem Aderlass gab, damit dieser nicht Unrat aus dem Darm ins Geblüt zog. Er konnte sich aber nicht durchsetzen. Willenbroch verordnete stattdessen gleich mehrere Aderlässe. „Willenbroch ist nicht methodisch und nach den Regeln der Kunst

114 Sigrid-Maria Größing, *Die Heilkunst der Philippine Welser, Außenseiterin im Hause Habsburg*, Augsburg 1998.

115 ÖNB, Cod. 11183, 366v, zu einem „Hydropicus pauper“.

116 ÖNB, Cod. 11183, fol. 399v.

117 Hirn, Ferdinand II., 2, 359f. verweist auf den Tod von Hans Georgs drei Monate altem Töchterchen.

118 ÖNB, Cod. 11183, 401r, „conserva rosarum“, von Handsch in Cod. 11204, 1v als „ausgezogener Rosenzucker“ erläutert.

vorgegangen“, klagte Handsch bitterlich, „sondern auf seine Weise, und wir waren gezwungen, einzulenzen.“¹¹⁹

Selbst in ökonomischer Hinsicht war das Amt eines fürstlichen Leibarztes nicht immer besonders einträglich. Bei berühmten und bewährten Leibärzten zeigten sich die Fürsten zuweilen sehr großzügig. So gewährte der Erzherzog Mattioli 1568 zum Abschied ein Gnadengeld von 2.000 Talern.¹²⁰ Handschs Vorgänger Johann Peter Merenda musste sich aber anfangs mit 100 Gulden jährlich zufriedener geben und konnte sein Salär erst in den folgenden Jahren kräftig steigern.¹²¹ Und als der Hof 1578 nach einem neuen Leibarzt suchte, glaubte man, einen nicht namentlich genannten, hochberühmten, wie es hieß, überaus gelehrten, erfahrenen, von geistlichen und weltlichen Patienten gepriesenen Arzt, der lange in Frankreich und Italien gearbeitet habe, für 300 Gulden jährlich gewinnen zu können.¹²² Das war vermutlich realistisch. Thaddeus Hagecius von Hajek erhielt 1568 als kaiserlicher „Hof Phisicus“ jährlich 360 Gulden.¹²³ In einem Brief an Theodor Zwinger klagte Willenbroch gar bitterlich über seine „unbarmherzige Knechtschaft“ („servitutum inclementem“) als erzherzoglicher Leibarzt in Innsbruck. Er könne sich und die Seinen kaum ernähren und er dürfe nicht einmal ausführlicher darüber schreiben, denn schon sei zu beklagen, sei gefährlich.¹²⁴

Handschs Salär war offenbar bescheiden. 1575 sprach sich der Erzherzog gegen eine Erhöhung seiner nicht genauer bezifferten Besoldung aus und bewilligte nur eine einmalige Zahlung von 100 Kronen.¹²⁵ Ein Jahr später gewährte er Handsch, der weiterhin seine Dienste angeboten habe, auch „in Bedennckhung, das er in solchen unsern Diensten in schwere Leibschwachait geraten“ und sonst „khain Unnderhaltung“ habe, für die Zeit nach seiner Entlassung auf Lebenszeit eine jährliche Provision von 100 Gulden und zusätzlich 50 Gulden Gnadengeld.¹²⁶ Als Handsch starb, belief sich sein Vermögen nur auf einige Hundert Gulden, obwohl er keine eigene Familie zu unterhalten hatte.

In gewisser Weise wurde Handsch noch als Toter Opfer der herrschaftlichen Geringschätzung seiner wirtschaftlichen Interessen. In der historischen Forschung hieß es bislang, Handsch habe seine Bibliothek an den Erzherzog verkauft.¹²⁷ Das ist nachweislich falsch. In seinem Testament verfügte Handsch noch eine Woche vor seinem Tod im fernen Leipa, seine Bibliothek solle verkauft und der Erlös unter den

119 ÖNB, Cod. 11183, 479v.

120 Tiroler Landesarchiv Innsbruck, Geschäft vom Hof 1567, 282r-v und 1568, 209v–210r und 439v–350v.

121 Bachmann, Merenda, 7f.

122 Tiroler Landesarchiv Innsbruck, Entbieten 380, 211v–212v, Schreiben vom 21.6.1578.

123 Österreichisches Staatsarchiv, Finanz und Hofkammerarchiv, Sonderbestände, Sammlungen und Selekte, Hofzahlamtsbücher, Nr. 23, 425.

124 Brief Willenbrochs vom 15.11.1586, Universitätsbibliothek Basel, Frey-Gryn Mscr. 11, 85r-v, online unter <http://doi.org/10.7891/e-manuscripta-7721>; laut Katalog „Brief an N.N.“, aber zweifellos an Theodor Zwinger gerichtet, den Willenbroch als Verfasser des „Theatrum“ anspricht (vgl. Theodor Zwinger, *Theatrum vitae humanae*, Basel 1586).

125 Tiroler Landesarchiv Innsbruck, Geschäft vom Hof 1575, 130r, 10.8.1575.

126 Ebd., 1576, 501r–502r und 802r-v.

127 Hirn, Ferdinand 2, 363; Beer, Welsch, 86.

Hinterbliebenen aufgeteilt werden.¹²⁸ Nach Handschs Tod ließ der Erzherzog jedoch Handschs Bibliothek gegen die Hälfte ihres von seinen eigenen Beamten geschätzten Werts für seine Ambraser Sammlung vereinnahmen.¹²⁹ Hätte Handsch seine Bibliothek vor der Abreise verkauft, so hätte er zweifellos auch zuvor seine Notizbücher aussortiert, mit ihrem teilweise sehr persönlichen Inhalt, den zahlreichen Einträgen zu den diagnostischen und therapeutischen Fehlern, die er gemacht hatte, und selbst Hinweisen auf seine sexuellen Begegnungen mit anderen Männern. Dazu kam er nun nicht mehr. Für die historische Forschung war das freilich zugegebenermaßen ein Glücksfall.

128 Tiroler Landesarchiv Innsbruck, Ferdinanda 164, Testament Handschs vom 17.2.1578 (Abschrift); in einem zweiten abschriftlich überlieferten Testament vom 21.2.1578 (ebd.) fehlt der ausdrückliche Hinweis auf die Bibliothek, aber Handsch vermachte einem Studiosus die besten zehn Bücher aus seiner Bibliothek.

129 Ebd., Brief von Jakob Schrenck von Notzing an Erzherzog Ferdinand vom 16.5.1579.

Leibärzte und medizinische Praxis am Hof Erzherzog Ferdinands II. im Spiegel der Ambrasers Sammlungen

von Katharina Seidl

Abstract

The essential role of health matters at the court of Archduke Ferdinand II is documented by numerous written sources by his personal physicians, pharmacists or observers at the court. But this interest is also reflected in Ferdinand's collections: his library contained 232 books with medical content. In the Kunstkammer Ferdinand presented not only art objects but also evidence of the scientific observation of nature, such as mounted animals, rock samples, fossils or dried plants. The depictions of medical peculiarities played a prominent role alongside surgical instruments and medically effective *Naturalia* and *Exotica*. To this day, these works are the basis of scientific research and continually open new perspectives on Renaissance- and contemporary medicine.

Erzherzog Ferdinand II.

Erzherzog Ferdinand II. (1529–1595)¹ entstammte als Sohn Kaiser Ferdinands I. und der Anna von Böhmen einer der bedeutendsten Herrscherdynastien Europas. In seiner Jugend in Böhmen war der Habsburgerfürst mit der Funktion des Statthalters betraut und residierte ab 1547 in Prag. Nach dem Tod seines Vaters im Jahr 1564 wurde er Landesfürst von Tirol. Da zu jener Zeit in Innsbruck gerade die Pest grassierte, übersiedelte er erst 1567 von Prag dorthin und lenkte fortan für rund 30 Jahre die Geschicke der Grafschaft Tirol und der Vorlande.

In Innsbruck ließ er nach seinem Eintreffen die 1564 begonnenen Umbauarbeiten in Schloss Ambras vollenden, das zu einem der wichtigsten Anziehungspunkte des europäischen Adels wurde. Mit den Rüstkammern und später der Kunst- und Wunderkammer und der ihr angegliederten Bibliothek schuf er ein bahnbrechendes Sammlungskonzept für die Entwicklung des Museumswesens.²

1 Zu Erzherzog Ferdinand II. siehe Josef Hirn, *Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder*, 1, Innsbruck 1885; 2 Innsbruck 1888; Thomas Kuster, *Erzherzog Ferdinand II.*, in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon* [im Folgenden: BBKL] 31, Nordhausen 2010, Sp. 437–450; Michael Forcher, *Erzherzog Ferdinand II. Sein Leben. Seine Herrschaft. Sein Land*, Innsbruck 2017; Sabine Haag/Veronika Sandbichler (Hgg.), *Erzherzog Ferdinand II. 450 Jahre Tiroler Landesfürst. Jubiläumsausstellung*, Innsbruck/Wien 2017.

2 Veronika Sandbichler, „*Imnata omnium pulcherrimarum rerum inquisitio*“. Der Sammler Erzherzog Ferdinand II., in: Haag/Sandbichler, *Erzherzog Ferdinand II.*, 77–83; Veronika Sandbichler, *souil* schönen, kostlichen und verwunderlichen zeügs, das ainer vil monat zu schaffen hette, alles recht zu besichtigen vnd zu contemplieren. Die Kunst- und Wunderkammer Erzherzogs Ferdinands II. auf Schloss Ambras, in: Sabine Haag/Franz

Das Wohngebäude des Schlosses schenkte er seiner nicht standesgemäßen, heimlich angetrauten Frau Philippine Welser (1527–1580) aus Augsburg. Das erste Treffen zwischen Philippine und Ferdinand hatte wahrscheinlich 1556 stattgefunden. Zu dieser Zeit wohnte sie auf Schloss Bresnitz bei ihrer Tante Katharina von Loxan (gest. 1580). 1557 wurden Philippine und Ferdinand II. durch dessen Beichtvater Johann Cavalerii getraut. Ferdinands Vater, Ferdinand I., ab 1558 Kaiser, anerkannte die Verbindung im Jahr 1559, verlangte aber ihre strikte Geheimhaltung. Erst 1576 bestätigte Papst Gregor XIII. (1502–1585, reg. 1572–1585)³ die Ehe im Zusammenhang mit der Ernennung des gemeinsamen Sohnes Andreas (1558–1600)⁴ zum Kardinal und entband die Eheleute vom Gelübde der Geheimhaltung.

Schon ab 1573 warb Ferdinand II. um die Hand seiner Nichte Anna Caterina Gonzaga (1566–1621)⁵, da der gesundheitliche Zustand seiner Frau Philippine Welser ab den 1570er Jahren immer schlechter wurde und Ferdinand die Chancen für die Sukzession der gemeinsamen Söhne immer geringer einschätzte. Im Jänner 1581, ein Jahr nach Philipppines Tod, begann die offizielle Werbung um Anna Caterina. Nach der Erteilung des aufgrund der nahen Verwandtschaft nötigen päpstlichen Dispenses wurde die Ehe 1582 zuerst in Mantua prokuratorisch geschlossen. Herzog Ferdinand von Bayern, Neffe Erzherzog Ferdinands II., vertrat den Bräutigam. Kurze Zeit später traf Anna Caterina mit ihrem Gefolge in Innsbruck ein und wurde dort von Erzherzog Ferdinand II. empfangen. Gemeinsam bewohnten sie Schloss Ruhest in westlichen Bereich des Hofgartens, das in den Jahren 1565 bis 1582 von den italienischen Architekten Giovanni und Alberto Lucchese als Sommerhaus errichtet, später ausgebaut und winterfest gemacht worden war, allerdings 1636 durch ein Feuer zerstört wurde. 1583 kam die erste Tochter Eleonore zur Welt, die nach einem halben Jahr starb. Die zweite Tochter, Maria, wurde 1584, die dritte Tochter, Anna, 1585 geboren, der gewünschte männliche Nachfolger blieb Ferdinand II. verwehrt.⁶

Philippine Welser

Philippine Welser (1527–1580) ist mit der Gesundheitsthematik nicht nur durch das heute noch in den Ambraser Sammlungen präsentierte Arzneimittelbuch ihrer Mutter Anna Welser (1507–1572)⁷ verbunden, sondern auch durch das Personal,

Kirchweger/Paulus Rainer (Hgg.), *Das Haus Habsburg und die Welt der fürstlichen Kunstkammern im 16. und 17. Jahrhundert* (= Schriften des Kunsthistorischen Museums 15), Wien 2016, 167–194.

3 Zu Gregor XIII. siehe Agostino Borromeo, *Gregorio XIII.*, in: *Dizionario Biografico degli Italiani* 59, Rom 2002, [http://www.treccani.it/enciclopedia/papa-gregorio-xiii_\(Dizionario-Biografico\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/papa-gregorio-xiii_(Dizionario-Biografico)/) (Zugriff: 25.07.2020).

4 Heinrich Benedikt, *Burgau, Andreas*, in: *Neue Deutsche Biographie* [im Folgenden: NDB] 3, Berlin 1957, 43f.

5 Veronika Sandbichler, *Anna Caterina Gonzaga*, in: Alfred Auer (Hg.), *Philippine Welser & Anna Caterina Gonzaga. Die Gemahlinnen Erzherzog Ferdinands II.*, Wien 1998, 41–46; Elena Taddei, *Erzherzogin Anna Caterina Gonzaga und ihre Zeit. Der italienische Einfluss am Innsbrucker Hof*, in: Heinz Noflatscher/Jan Paul Niederkorn (Hgg.), *Der Innsbrucker Hof*. (= Archiv für Österreichische Geschichte 138), Wien 2005, 213–240.

6 Kat.-Nr. 5.29, in: Haag/Sandbichler, *Erzherzog Ferdinand II.*, 205.

7 Katharina Seidl, *Anna Welser*, in: Haag/Sandbichler, *Erzherzog Ferdinand II.*, 137 (Kat.-Nr. 3.6).

das sie mitbrachte, wie z. B. den Apotheker Gorin Guaranta⁸, der als „Apotheker zu Ambras“ auch nach Philippines Tod immerhin 150 Gulden jährlich verdiente.⁹ Neben den akademisch geschulten Ärzten und den Wundärzten bereicherten im 16. Jahrhundert und darüber hinaus erfahrene heilkundige Frauen, zu denen auch Philippine Welser gezählt werden kann, den pluralistischen medizinischen Markt. Zeitgenössische Quellen berichten, wie auch der Beitrag von Michael Stolberg in diesem Band zeigt, dass sie sich gemeinsam mit dem Leibarzt Georg Handsch (1529–1578) und dem Apotheker Guaranta für die Behandlung von Kranken aus der Umgebung einsetzte und neue Arzneien entwickelte.¹⁰

Das heute noch in Schloss Ambras verwahrte Arzneimittelbuch ihrer Mutter entspricht aber nicht den wissenschaftlichen Kräuterbüchern (Herbarien) der Zeit. Anna Welser ging es vor allem um die Wirkweise der Pflanzen, während die akademisch ausgebildeten Ärzte und Botaniker Hieronymus Bock (1498–1554)¹¹, Leonhart Fuchs (1501–1566)¹², Otto Brunfels (1488–1534)¹³ oder Pietro Andrea Mattioli (1501–1566)¹⁴, die botanischen Aspekte, die Beschreibung und Kategorisierung in den Vordergrund stellten. Möglicherweise wollte Anna Welser ursprünglich ein Kochbuch schreiben, denn die Rezepte der ersten Seiten enthalten keine Hinweise auf Heilwirkungen und Anwendungsgebiete. Erst im weiteren Verlauf der Sammlung wird die Absicht erkennbar, heilkundliches Wissen aufzuzeichnen. Das Arzneimittelbuch ist eine im Lauf der Zeit gewachsene Sammlung von im Hausgebrauch erprobten Rezepten, die keiner speziellen Systematik unterliegt. Dennoch lassen sich Schwerpunkte erkennen, die entweder das Krankheitsbild betreffen – wie z. B. die Rezepte gegen Magenbeschwerden – oder nach den verwendeten Zutaten geordnet sind, darunter Rezepte mit Quitten oder Veilchen:

„Mer ain feyel saft oder sirob: Nempt abgezepta feyala, die ain wenig zwischen ainem douch an der Luft abgedricknet send, 2 hand fol geyst, ander halb mas frisch waser, dau an last 8 tag anainander sten. Darnach seycht das waser darvon, druckt die feyala aus und seycht das waser wol durch ain dauch. Nempt 2 pfund geleyrta zucker, lass sieda, bis ain wenig dicka wirt, als dan ists recht auf kollen.“¹⁵

8 Zu Gorin Guaranta, dessen Lebensdaten nicht bekannt sind, siehe Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 2, 327, 334.

9 Hofstaat Ferdinands II, um 1581/82 (Tiroler Landesarchiv, Hs 5327a).

10 Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 2, 328.

11 Wolf-Dieter Müller-Jahncke, Hieronymus Bock, in: Werner E. Gerabek/Bernhard D. Haage/Gundolf Keil/Wolfgang Wegner (Hgg.), Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin 2007², 196f.; Thomas Bergholz, Bock, Hieronymus, in: BBKL 25, Nordhausen 2005, Sp. 81–86.

12 Zu Leonhart Fuchs siehe den Sammelband Gerd Brinkhus/Claudine Pachinke (Hgg.), Leonhart Fuchs (1501–1566). Mediziner und Botaniker, Tübingen 2001.

13 Friedrich Wilhelm Bauth, Brunfels, Otto, in: BBKL 1, Hamm 1975, Sp. 735f.

14 Zu Pietro Andrea Mattioli siehe Cesare Preti, Mattioli, Pietro Andrea, in: Dizionario Biografico degli Italiani, 72, Rom 2008, [http://www.treccani.it/enciclopedia/pietro-andrea-mattioli_\(Dizionario-Biografico\)/](http://www.treccani.it/enciclopedia/pietro-andrea-mattioli_(Dizionario-Biografico)/) (Zugriff: 15.07.2020).

15 Arzneimittelbuch, Bresnitz, Bürglitz (?), Innsbruck, zwischen 1560–1570. Schloss Ambras Innsbruck, Inv.-Nr. PA 1474, fol. 4r.

Auffallend ist Anna Welsers ausführliche Beschäftigung mit Kinderkrankheiten, die sie deutlich von den Erkrankungen Erwachsener unterschied, und der immer wiederkehrende Hinweis auf die Wichtigkeit der Zahnpflege:

„Ain kunst firs zanwe, doch das ausbrech ist die best kunst: Nempt schabab send mendla oder weybla, die weybla keret fir die weybs bilder, last die wurtza graben und an den selben wirtzla send kloine wirtzla; die selbe genomen und auf die zen, wo ein we ist, gelegt. An ain ber darnach sol ains entschlafen und wans erwacht, so sol der wedag hin sein.“¹⁶

Fortschrittlich ist die ausdrückliche Aufforderung, zur Arzneimittelbereitung neues Geschirr und frisch gewaschene Tücher sowie generell sauberes Zubehör zu verwenden. Das zeigt, dass Anna Welser den allgemeinen, in den meisten Haushalten gängigen Hygienevorstellungen ihrer Zeit voraus war.¹⁷ Neben den persönlichen Rezepten Anna Welsers finden sich Einträge, die auf Mitteilungen anderer heilkundiger Frauen wie „der alten Heidenreichin“ (Anna Maria Heidenreich, eine Hofdame Philippine Welsers)¹⁸ beruhen. Einige Einträge stammen auch von Ärzten wie Johann Willenbrock (auch Wilenbroch, 1531–1606).¹⁹

Medizinische Praxis am Hof Erzherzog Ferdinands II.

Über den Gesundheitszustand Ferdinands II. und die medizinischen Gepflogenheiten an seinem Hof geben ärztliche Gutachten detailliert Auskunft.²⁰ Ein Bericht des italienischen Arztes und Botanikers Renato Brasavola (1529–1576), Sohn des Arztes und Botanikers Antonio Musa Brasavola, aus einer der berühmtesten Ärztesfamilien Ferraras und Leibarzt der Herzöge von Ferrara, Modena und Reggio, Ercole II. und Alfonso II. d'Este, gewährt erste, aufschlussreiche Einblicke in die Gesundheit Ferdinands noch während seiner Zeit in Prag: Brasavola schildert den erst 25-Jährigen als kräftig und sportlich, aber geplagt von Schwindel, Nervenschwäche, Kopfschmerzen, Herzklopfen und Melancholie. Diese Beschwerden seien manchmal so heftig, dass politische Unternehmungen aufgeschoben werden müssten.²¹ Brasavola griff auf die von Hippokrates und dem griechischen Arzt Galenos von Pergamon (Galen) propagierte Humoralpathologie zurück, der zufolge die vier im Körper vorkommen-

16 Arzneimittelbuch, fol. 22r. Mit „schabab“ ist Schafgarbe (Zahnwehwurzel) gemeint. Auf dieses Rezept folgen in fol. 22v fünf weitere Rezepte, z. B. „Mer ains firs zanwe: Ain esich und um 7 pfenig ain driackes, darin dar drier und wol waram eingenommen. Ich halt von koin nicht. Das ausbrecha ist, das best und beyzeyt, dan ainer verdorpt den andern“.

17 Arzneimittelbuch der Philippine Welser, in: Haag/Sandbichler, Erzherzog Ferdinand II., 308 (Kat.-Nr. 7.13).

18 Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 2, 327.

19 Zu Willenbrock siehe Leonhard Neubaur, Ein Nachtrag zum Corpus Reformatorum (Melanchthon), in: Altpreußische Monatsschrift 28 (1891/92), 246–275.

20 Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 11.155, fol. 1–24.

21 Brigitte Mersich, Ärztliche Gutachten und Ratschläge für Erzherzog Ferdinand II. (lat.), in: Alfred Auer/Eva Irblich (Hgg.), Natur und Kunst. Handschriften und Alben aus der Ambrasers Sammlung Erzherzog Ferdinands II. (1529–1595), Wien 1995, 86–88.

den Säften im richtigen Verhältnis stehen mussten. Aus der Vorstellung des kosmologischen Eingebundenseins des Menschen leitete sich diese Körperauffassung von den vier Elementen Wasser, Erde, Feuer und Luft ab. Das Wasser entsprach dem Schleim mit Sitz im Gehirn, die Luft dem Blut, lokalisiert im Herz, das Feuer der gelben Galle mit Sitz in der Leber, und die Erde der schwarzen Galle mit Sitz in der Milz oder in den Hoden. Den vier Säften waren die vier Elemente, die vier Lebensalter, die vier Jahreszeiten sowie die vier Temperamente zugeordnet: Beim Sanguiniker dominiere das Blut, so dachte man, beim Phlegmatiker der Schleim, der Choliker habe zu viel gelbe Galle und der Melancholiker zu viel schwarze Galle. Krankheit wurde auf eine aus der Balance geratene Mischung der Körpersäfte (Dyskrasie) zurückgeführt.²² Der Humoralpathologie folgend interpretierte Brasavola Ferdinand als Choliker, wofür neben seinem hitzigen Temperament auch sein rotes Haar und der frühe Haarausfall sprächen. Um den bei diesen Voraussetzungen häufig vorkommenden Leiden wie Gicht und Gallen- und Nierensteinen vorzubeugen, empfahl er einen geregelten Tagesablauf, genug Schlaf und Mäßigung beim Essen.²³

Auch das zweite, 1567/68 in Innsbruck erstellte Gutachten blieb der mittelalterlichen Humoralpathologie verhaftet. Verfasst wurde es von zwei Leibärzten Ferdinands, Pietro Andrea Mattioli und Julius Alessandrini von Neustein. Das neun Blatt starke *Consilium medicum*²⁴ für den 39-jährigen Erzherzog Ferdinand II. weist wie schon das erste Gutachten darauf hin, dass ein geordneter Lebenswandel für die Gesundheit Ferdinands förderlich wäre. Das erste Kapitel *De Aere* bezieht sich auf die schädlichen Einflüsse des nasskalten Wetters. Die Ärzte empfahlen, Tirol im Winter zu verlassen und in wärmere Gebiete auszuweichen. Es folgt eine den Ideen Galens entsprechende Ernährungslehre (*De cibo et potu*), die den Säftehaushalt des Körpers ins Gleichgewicht bringen sollte, des Weiteren Vorschläge zu einem ausgewogenen Wach- und Schlafrhythmus (*De somno et vigilia*), die Empfehlung sportlicher Betätigung (*De exercitio et quiete*), Ratschläge zur Hygiene (*De balneo*) und eine kurze Abhandlung über die Gesundheit beeinflussenden Gemütszustände, die auch auf die melancholischen Stimmungen des Erzherzogs einging (*De animi accidentibus*). Das letzte Kapitel *De medicamentis* listet verschiedene Arzneimittel auf, insbesondere zur Stärkung des Herzens, gegen Schwindel, Lähmungserscheinungen und Blähungen.²⁵ Die empfohlenen Medikamente ließ Erzherzog Ferdinand großteils in der gut ausgestatteten Ambraser Apotheke herstellen. Rechnungen belegen Ausgaben von „einigen tausend Gulden“ für Chinarinde, die über Venedig bezogen wurde, Heilwasser aus Lucca, Bernsteinöl aus Preußen, Bezoare aus Spanien, die Klauen von Elchen, die zu einer speziellen Zeit erlegt werden mussten, oder Heilkräuter aus dem heutigen Südtirol.²⁶

Weitere Hinweise auf den Gesundheitszustand Ferdinands liefern handschriftliche Aufzeichnungen seines Leibarztes Georg Handsch, der ab 1561 bei Mattioli – zu

22 Johannes Gottfried Mayer, Die Entstehung der Viersäftelehre in der griechischen Naturphilosophie, in: Konrad Goehl/Johannes Mayer (Hgg.), *Kräuterbuch der Klostermedizin*, Leipzig 2003, 30–41.

23 Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 11.155, fol. 1–24.

24 Ebd., fol. 25–33.

25 Ebd., fol. 25–35.

26 Hirn, *Erzherzog Ferdinand II. von Tirol*, 1, 485.

diesem Zeitpunkt schon Leibarzt Erzherzog Ferdinands II. – famulierte. Als Mattioli sich 1568 zur Ruhe setzte, wurde Handsch dessen Nachfolger.²⁷ In seinen Niederschriften aus den Jahren 1571 bis 1574 kritisierte er unter anderem die Jagdausflüge Ferdinands, die zu frühes Aufstehen erforderten und auch bei unwirtschaftlichen Witterungsbedingungen stattfanden.²⁸

Als Ausgleich zum von seinen Ärzten beklagten maßlosen Lebenswandel dienten dem Erzherzog die häufigen Aufenthalte in Karlsbad, wohin er mit Philippine Welser fast jeden Herbst reiste und mindestens zehntägige Trink- und Badekuren abhielt, über die auch Georg Handsch, der sich oft im Gefolge befand, berichtete.²⁹

Ob Ferdinand seine zweite Frau Anna Caterina Gonzaga, die schon früh an Ödemen litt, auch ins Heilbad nach Bormio begleitete, ist nicht belegt. Das schwefel- und eisenhaltige, radioaktive Thermalwasser sollte der Fürstin Linderung ihrer Gicht und Gelenksbeschwerden verschaffen.³⁰ Auch Tiroler Heilquellen spielten eine wichtige Rolle: Anna Caterina Gonzaga besuchte zur Steigerung der Fruchtbarkeit das Wildbad Rothenbrunn in Sellrain³¹, man besuchte aber auch die Bäder Hl. Kreuz bei Hall, das Brenner-Bad oder den Sauerbrunn bei Obladis, von wo sich Erzherzog Ferdinand II. Wasser nach Ambras liefern ließ.³² Im Nachlassinventar sind Gefäße dafür genannt als: „2 khaine viereggete khüel Kesßelen Zum Saur=Prunnen“.³³

Leibärzte Erzherzog Ferdinands II.

Pietro Andrea Mattioli

Der Arzt und Botaniker Pietro Andrea Mattioli (1500–1577)³⁴ war seit 1550 Leibarzt Kaiser Ferdinands I., ab 1554 oberster Leibarzt von Erzherzog Ferdinand II. Berühmt wurde er vor allem durch seinen ab 1544 mehrfach veröffentlichten und in mehrere Sprachen übersetzten Dioskurides-Kommentar. Die im ersten nachchristlichen Jahrhundert verfasste pharmazeutische Schrift *Materia Medica* des griechischen Arztes Dioskurides (ca. 40–90 n. Chr.)³⁵ zählt zu den wichtigsten medizinischen Texten der Antike und war das ganze Mittelalter hindurch in Kopien verbreitet.

27 Ebd., 362f.

28 Österreichische Nationalbibliothek, Handschius, Georgius, Diarium medicum de archiduce Ferdinando Tirolensi eiusdem coniuge Philippina Welser et Andrea et Carolo filiis a. 1571–1574, Cod. 11204.

29 Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 333.

30 Elena Taddei, Hin- und herüber die Alpen. Die Reisen von Anna Caterina Gonzaga (1566–1621), Erzherzogin von Österreich, in: Annette C. Cremer/Anette Baumann/Eva Bender (Hgg.), Prinzessinnen unterwegs. Reisen fürstliche Frauen in der Frühen Neuzeit, Berlin/Boston 2018, 57–76.

31 Ebd., 67.

32 Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 1, 486.

33 Haupt Inventory Über das Fürstlich Schlosz Ombras sambt der Kunst- Auch Rüstt Camer und Bibliodeca [...], Kunsthistorisches Museum Wien, Kunstkammer, Inv. Nr. KK 6654, [im Folgenden Nachlassinventar 1596], fol. 207r.

34 Zu Mattioli siehe Preti, Mattioli; Francesca Sboarina, Il Lessico medico nel „Dioscuride“ di Pietro Andrea Mattioli, Frankfurt 2000; Haag/Sandbichler, Erzherzog Ferdinand II, 303 (Kat.-Nr. 7.8), 304 (Kat.-Nr. 7.9), 305 (Kat.-Nr. 7.10).

35 Alain Touwaide, Pedanios Dioskurides, in: Der Neue Pauly, 9, Stuttgart 2000, Sp. 462–465.

Sie beschreibt in fünf Büchern pflanzliche, tierische und mineralische Heilmittel und deren Anwendung. In der Renaissance wurden zahlreiche mit Kommentaren versehene Neuauflagen dieses Werkes publiziert. 1544 veröffentlichte Mattioli eine italienische Übersetzung der *Materia medica* mit einem umfangreichen Kommentar, jedoch noch ohne Abbildungen. 1548 erschien eine zweite, um ein sechstes Buch über die Antidote erweiterte, 1550/51 eine dritte, nochmals erweiterte Ausgabe. 1554 veröffentlichte Mattioli unter dem Titel *Commentarii in sex libros Pedacii Dioscoridis* eine vollständig überarbeitete lateinische Fassung seines Kommentars, ausgestattet mit 563 Holzschnitten, denen Illustrationen verschiedener Künstler zugrunde lagen, darunter auch jene des Giorgio Liberale (1527–1579).³⁶ Dank der finanziellen Unterstützung der Habsburger erschienen zwei Prachtausgaben: eine von Thaddäus Hajek (1525–1600)³⁷ ins Tschechische übersetzte (1562), sowie eine andere von Ferdinands II. Leibarzt Georg Handsch aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzte Version (*Neuw Kreütterbuch*, 1563). Aufgrund der großen Nachfrage gab Joachim Camerarius d. J. (1534–1598)³⁸ 1586 die Handsche Übertragung in einer neuen Bearbeitung heraus, ergänzt durch Abbildungen aus dem Nachlass des Zürcher Arztes und Botanikers Conrad Gessner (1516–1565)³⁹, der zahlreiche Pflanzenporträts angefertigt hatte.

Johann Willenbrock

Der in Danzig geborene Johann Willenbrock (1531–1606)⁴⁰ studierte zuerst an der Universität Königsberg und wechselte nach Wittenberg, wo er Schüler Melanchtons (1497–1560)⁴¹ wurde. 1556 setzte er das Medizinstudium in Padua fort. Ende der 1550er-Jahre ging er als Assistent Mattiolis nach Prag und begleitete diesen bei der Übersiedlung nach Tirol. Dort blieb er bis in die 1580er-Jahre zuerst als Leibarzt Philippine Welsers und wurde nach deren Tod in die Riege der Leibärzte Erzherzog Ferdinands II. aufgenommen. Das Hofstaatsverzeichnis Ferdinands II. von 1581/82 nennt ihn als „Johann Willenbrochius Leybarzt“ und bescheinigt ihm ein Honorar von 350 Gulden jährlich, dazu eine Provision von 250 Gulden.⁴²

36 Christina Weiler (Hg.), Von Fischen, Vögeln und Reptilien. Meisterwerke aus den kaiserlichen Sammlungen, Wien 2011.

37 Franz Hammer, Hajek, Thaddäus, in: NDB 7, Berlin 1966, 467f.; Pavel Drábek, *Tadeáš Hájek z Hájku. Práce z dějin techniky a přírodních věd 1*, Společnost pro dějiny věd a techniky, Prag 2000.

38 Svenja Wenning, Joachim II. Camerarius (1534–1598). Eine Studie über sein Leben, seine Werke und seine Briefwechsel, Duisburg 2015.

39 Haag/Sandbichler, Erzherzog Ferdinand II., 303 (Kat.-Nr. 7.8); zu Conrad Gessner siehe Angela Fischel, *Natur im Bild. Zeichnung und Naturerkenntnis bei Conrad Gessner und Ulisse Aldrovandi*, Berlin 2009.

40 Siehe Fußnote 19.

41 Helmut Claus, *Melanchthon-Bibliographie 1510–1560*, 4 Bände. Gütersloh 2014.

42 Tiroler Landesarchiv (TLA), Handschriftensammlung, 5327a: Hofstaatsverzeichnis Ferdinands II., 1581/82.

Julius Alessandrini von Neustein

Der aus Trient stammende Julius Alessandrini von Neustein (1506–1590) studierte in Padua Medizin, wo er auch promovierte. Er war seit 1556 als Leibarzt Kaiser Ferdinands I. und Maximilians II., dann kurz für Rudolf II. sowie Erzherzog Ferdinand II. und Philippine Welser tätig. Er orientierte sich stark an der Tradition Galens, dessen Werke er aus dem Griechischen übersetzte (*Liber adversus Lycum; Liber contra ea, quae a Juliano in Hippocratis Aphorismos dicta sunt; Liber de Succorum bonitate et vitio*) und kommentierte (*In Galeni praecipua scripta Annotationes*, Basel 1581).⁴³ Trotz des nachweisbaren Kontaktes zu Ferdinand II. lässt sich heute keines seiner Werke im Inventar⁴⁴ der Bibliothek des Erzherzogs nachweisen.

Wie viele weitere Ärzte und sonstiges medizinisches Personal neben den genannten noch mit der Betreuung des Tiroler Landesfürsten beschäftigt waren, lässt sich nicht mehr eindeutig rekonstruieren, wenn auch in den Hofstaatsverzeichnissen diverse Honorare für medizinische Dienste angeführt werden, darunter für „Johann Babtista de Ferraris Hofdoctor“, der 350 Gulden im Jahr erhielt, Balthasser Klösel, den „Leib und Hof Apodegger“ mit 240 Gulden jährlich, oder den Wundarzt Hilipranndt Specilanzia, der zu den 240 Gulden Gehalt ein „Gnadengeld“ von 100 Gulden erhielt. Weitere Erwähnung fanden Dr. Gallus, Dr. Partini von Rovereto⁴⁵, Dr. Octavian Rovereti, Hippolitus Guarinoni, Johann Peter Merenda, oder Decius Celer.⁴⁶

Medizinische Objekte in der Ambraser Sammlung

Auch am Hof Erzherzog Ferdinands II. sind Spuren der vielseitigen medizinischen Versorgung der Frühen Neuzeit erhalten. Während sich die akademisch gebildeten Ärzte vor allem auf Diagnostik und innerliche Anwendungen konzentrierten, wurden die Behandlung äußerlich erkennbarer Krankheiten oder Verletzungen und einfache medizinische Eingriffe vor allem von Badern und Barbieren durchgeführt. Bader bereiteten Dampf- und Wannenbäder, denen gesundheitsfördernde Kräuter oder Blütenessenzen beigemischt wurden. Auch in Schloss Ambras gab es eine Badestube.⁴⁷ Erzherzog Ferdinand II. ließ diese heute als „Bad der Philippine Welser“ bezeichneten Räumlichkeiten im Erdgeschoß des ehemaligen, aus dem 15. Jahrhundert stammenden Gefängnisturmes einrichten. Neben dem eigentlichen Wannenbad befinden sich ein Umkleide- und Ruheraum sowie ein Schwitz- und Heizraum, in dem das Wasser in einem großen Kessel erhitzt und dann durch eine Leitung in die

⁴³ Karl Schadelbauer, Julius Alexandrinus von Neuenstein, in: NDB 1, Berlin 1953, 197.

⁴⁴ Nachlassinventar 1596.

⁴⁵ Siehe den Beitrag von Alessandra Quaranta in diesem Band.

⁴⁶ TLA, Hs. 5327a: Hofstaatsverzeichnis Ferdinands II., 1581/82.

⁴⁷ Margot Rauch, Wellness um 1500. Die Badestube der Philippine Welser, in: Sabine Haag (Hg.), Splash! Das Bad der Philippine Welser, Wien 2012, 10–32.

Wanne im Nebenraum geführt wurde. Das Wasser wurde über „Pleyen Rorwerch“⁴⁸ von einem Brunnenhäuschen⁴⁹ in die tiefer liegende Badestube – zuerst in den Heizkessel, dann in die mit verzinnem Kupferblech ausgekleidete Wanne – geleitet. Der Heizofen verfügte über eine dem Kessel vorgelagerte Nische, in der Backsteine erhitzt wurden, die mit Wasser besprengt wurden, um ein Dampfbad zu erzeugen. Die Menge des Dampfes konnte über eine eiserne Klappe im Kamin, die mit einer Kette betrieben wurde, reguliert werden. In der Schwitzstube schlugen sich die Badenden mit einem „Quast“, einem Bündel aus frischen Birken- oder Eichenzweigen, um das Schwitzen zu fördern und ließen sich von „Reibern“ und „Reiberinnen“ massieren.⁵⁰ Neben der reinigenden Wirkung bereiteten Dampfbäder auch auf kosmetische Behandlungen vor. So beschrieb Anna Welser in ihrem Arzneimittelbuch ein Gesichtswasser aus Rosen und Kampfer, das am besten helfe „wan es nach dem schways bad gebraucht wirt“.⁵¹ Auch dem Schröpfen oder dem Aderlass wurde eine reinigende Wirkung zugeschrieben.⁵² Dafür waren Barbieri besser geeignet als Bader, da sie über die notwendigen Gerätschaften verfügten.



Abb. 1: Chirurgische Instrumente, Deutsch, 2. Hälfte 16.Jh., Holz, Eisen, KHM Museumsverband, Kunstkammer, Inv.-Nrn. KK 393–405.

48 Im August 1566 stellte deswegen der Architekt Alberto Lucchese mit Gorin Guaranta den Kontakt zum Röhrenhersteller Andre Kannlder her (TLA, Embieten und Befelch 1566, fol. 273, 398).

49 Auf einem Situationsplan von 1851 noch auf der Höhe des heutigen Hauses „Schönruh“ an der Aldranser Straße zu erkennen.

50 Vgl. das Kapitel aus der Vitruv-Übersetzung von Walther Hermann Ryff: Vitruv, Von bequemer ordenierung der Bäder und der selbigen angehörigen glieder oder theil, in: Walther Hermann Ryff (Hg.), Vitruvius Teutsch, nemlichen, des aller namhaftigsten und hocherfarnesten Roemischen Architecti, vnd Kunstreichen Werck oder Bawmeisters [...], Nürnberg 1548, CLXXXV-v–CLXXXVII-v.

51 Arzneimittelbuch, PA 1474, fol. 71r.

52 Michael Sachs, Vom Handwerk zur Wissenschaft. Die Entwicklung der Chirurgie im deutschen Sprachraum vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, in: ders. (Hg.) Geschichte der operativen Chirurgie, 4, Heidelberg 2003, 225–235.

In den Sammlungen Erzherzog Ferdinands II. haben sich neben den schriftlichen Quellen seiner akademisch gebildeten Ärzte etliche für chirurgische Eingriffe notwendige Instrumente erhalten. Der rund 50 Stück umfassende Bestand an Kleingeräten für unterschiedliche chirurgische Verwendungen⁵³ geht auf die von Ferdinand II. beschäftigten Bader und Barbieri zurück.⁵⁴ Einer von ihnen war Melchior Störl, dessen Utensilien im Inventar von 1596 aufgelistet sind:

„In Melchiors Sterls Leib Balbierers Casten Daselbst. Gedachter Leib Balbierer hat nach seinem Inventarj Volgende sachen überantwort, so wider in den Casten eingespert, und versecretiert worden, Als Nemblich ain Silbren schens vergults Hanndt Peckh sambt seiner Kanndten wigt – 12mk 6 Lot. Das gulden Gäbele wigt 10 ½ Cronen. Ain Messer mit golt beschlagen. Ain ganz guldines Löffle wigt 2 Cronen. Ain khains Silbren saiffen Püxl Darynnen noch Saiffen. Ain ganz guldens Schälele, sambt dem gäbele Zum Pillulen einzunemen, wigt – 26 Cronen. Ain Kämpflueter, darynnen Zween helffenpainen Kämpfl, mit golt beschlagen, Ain guldiner Ohr Leffl und Zungenschaaber, Die Zwej stuckh wegen – 25 Cronen. Ain Spiegel unnd ain Pürssten baide mit golt beschlagen. Ain schwarz sametes fueteral mit dem Barbier Zeug. Drey Silberne Pixl mit Pomada, saiffen unnd Hanndt Pulfer. Fünf Silberne Fläschl mit schreiff wegen – 3mk 14 Lot. Ain silbren Flaschl Zum schmeckheten Wasser. Ain Silbren Kellen [...]. Ain clains Silbrens flaschl Zum Zimet wasser. Ain Silberne Pien mit aim Ror Zum Drinchen. Zway Parbier Kannlden von Silber, 4 Silberne Peckhet. Ain grosse Silberne Pixen, mit ainem geschraufften Luckh, die Claidung vergult, Zum Zimet gebraucht worden, Zway Lanngeleete Silberne fläschl mit schaufen.“⁵⁵

Eine aus heutiger Sicht schwer nachvollziehbare, aber im damaligen Kontext der Humoralpathologie passende Behandlungsmethode veranschaulichen die „7 Silberne Instrumenta alles Zu der Fontanell gebraucht worden.“⁵⁶ Bei der Setzung einer Fontanelle wurde dem Patienten mit einer sogenannten Haarseilzange ein Stück Nackenhaut durchbohrt, durch das eine Schnur aus Rosshaar oder Leinwand gezogen wurde. Um die Eiterbildung anzuregen, die dazu beitragen sollte, Gifte aus dem Körper abzuleiten, wurden in diese Wunden zermahlene „spanische Fliegen“ (reizgiftreiche Ölkäfer) eingebracht.⁵⁷

Noch waren die Grenzen zwischen den einzelnen Fachgebieten der Medizin und der Naturwissenschaften fließend. Ärzte – allen voran Georg Handsch – widmeten sich intensiv auch der Tiroler Botanik. Johann Willenbrock machte Handsch darauf aufmerksam, dass es auf der Weiherburg viel Schwalbenwurz („multam hirundinariam, hat glatte blätter“) gebe.⁵⁸ Im Ahrntal wüchsen reichlich Skabiosen

53 Für den Hinweis sei Prof. Dr. Wilhelm Eisner von der Universitätsklinik für Neurochirurgie Innsbruck gedankt.

54 Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 1, 361–364; Bd. 2, 514–519.

55 Nachlassinventar 1596, fol. 41r–42v.

56 Ebd., fol. 44r.

57 Wiedmann und Mörgeli, Bader und Wundarzt, 108.

58 Zit. n. Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 1, 362.

mit einem braunen Knopf in der Mitte, „in horto Ambras: Valeriana [Baldrian], Saponaria [Seifenkraut], Branca ursina [Bärenklau], Scorzonera [Schwarzwurzel]. Gentiana minor habet flores vielfarb, lenglicht wie fingerhut, folia oblonga bina in caule. Gnafalium [gnaphalium, Ruhrkräuter], mollis herba, liecht, weissgrau, haricht.“⁵⁹

Medizin in der Bibliothek Erzherzog Ferdinands II.

Erzherzog Ferdinands Interesse an neuen Entwicklungen im medizinischen Bereich fand vor allem Niederschlag in seiner Bibliothek.⁶⁰ Dort verwahrte er eine beachtliche Sammlung medizinischer Literatur. Die Zusammensetzung dieser Fachbibliothek spiegelt die maßgeblichen Entwicklungen auf diesem Gebiet wider. Neben aus dem Mittelalter stammenden arabischen und persischen Traktaten, griechischen und lateinischen Texten und Werken der klösterlichen Heilkunde fanden sich zeitgenössische Bücher, die den neuesten Stand der Wissenschaften wiedergaben. Das Nachlassinventar von 1596 nennt Bücher des arabischen Arztes Averroes (*Colliget Averrois Medici*, fol. 610v) oder des persischen Arztes Avicenna (*Liber primus de universalis medicinae praeceptis*, fol. 615r), weiters Schriften von Hippocrates (*Hippocratis Aphorismi*, fol. 612r; *Opera Hippocratis*, fol. 615v; *Hippocrates de hominis structura*, fol. 617r), Aurelius Celsus (*Aurelius Celsus de re Medica*, fol. 612v; *Cornelius Celsus de re medicina*, fol. 616v) oder Galenos von Pergamon (*Galenus Bergamenus Medicus de curatiene per Sanguinis*, fol. 612v). Einen weiteren Teil der Sammlung bestimmten mittelalterliche Autoren wie Albertus Magnus (*De secretis mulierum*, fol. 612v) oder der Anatom Mondino dei Luzzi (*Anatomia Mundini*, fol. 612v).⁶¹

Inwieweit diese Bücher tatsächlich vom medizinischen Personal verwendet wurden, ist nicht mehr nachweisbar. Fest steht, dass Erzherzog Ferdinand II. auch die Werke seiner Leibärzte in seine Bibliothekssammlung aufnahm. Das Nachlassinventar von 1596 nennt zahlreiche Bücher Mattioli wie *Epitome de plantis*, *Appologia Petri Andreae Mattheolj*, *Epistolae medicinales*, (alle fol. 614v), *Compendium plantarum* (fol. 615r), *De medica materia*, *Il Dioscoride* (fol. 616r), *Kreütterpuech* (beide fol. 615v) und vier weitere ihm zuordenbare Werke ohne Titelangabe.⁶²

Neben den bereits erwähnten Schriften seiner Leibärzte Mattioli und Handsch finden sich auch Werke von Jean François Fernel (*Joannes Fernelius de abditis rerum* fol. 613v), der als Erster das Rückenmark genau beschrieb, oder Hieronymus Mercurialis (*Hieronimus Mercurialis de peste*, fol. 614r; *De puerorum morbis*, fol. 614v; *De arte gymnastica*, fol. 617v), Andreas Vesalius (*Institutiones Anatomicarum Andreae Wesaly*, fol. 612v), Bartholomäus Vogter (*Ein nutzlich und notwendigs Arzney Buechlin*, fol. 614v)⁶³ und viele mehr. Die Werke des Theophrastus Bombastus von Hohenheim,

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Zur Ambraser Bibliothek siehe Ivo Purš/Hedvika Kuchařová (Hgg.), *Knihovna arcivévody Ferdinanda II. Tyrolského* (The library of Archduke Ferdinand II of Tyrol), 2 Bde., Prag 2015.

⁶¹ Nachlassinventar 1596, fol. 610v–617r.

⁶² *Opera Petri Andreae Matheolj*, fol. 617r; Nachlassinventar 1596, fol. 614v–616r.

⁶³ Ebd.

genannt Paracelsus⁶⁴, nahmen in der Bibliothek Ferdinands eine Sonderstellung ein. Betrachtet man die medizinische Praxis am Hof Ferdinands II., gewinnt man zunächst den Eindruck, dass die paracelsistischen Neuerungen nur eine untergeordnete Rolle spielten. Der Hauptunterschied zu Paracelsus' Vorgängern wie Galen, Avicenna u.a. war, dass die Medizin auf Natur- und Gotteserkenntnis gleichermaßen fußen sollte. Zum Verständnis der Dinge und damit auch der Krankheiten und ihrer richtigen Behandlung seien empirische Befunde und die Betrachtung des Großen und Ganzen notwendig. Ausdrückliches Interesse an den Schriften des Paracelsus belegt ein Briefwechsel Ferdinands mit den Kärntner Landständen im Jahr 1563, in dem er um dessen Bücher bat, von denen er Abschriften anfertigen ließ.⁶⁵ Zudem befanden sich in seiner Bibliothek alle Hauptwerke des Paracelsus: *Wundtarzney Puechlen Theophrasti* (fol. 613r), *Von dem Langen Leben Theophrasti* (fol. 613v), *Pader Puechlen durch Theophrastum Paracelsum* (fol. 614v), *Archidoxa Philippi Theophrasti Paracelsi Bombast.* (fol. 614v), *Doctor Aureolus Theophrastus, Von Wiltpädern* (fol. 665r), *Philosophia Theophrasti Paracelsi* (fol. 666r), *Etliche Tractät des Hochberuembten Philippi Theophrasti* (fol. 671v), *Commentaria in Archidoxorum Libros decem D. Theophrasti Paracelsi* (fol. 675r).⁶⁶

Die *Metamorphosis Doctoris Theophrasti* (fol. 664r)⁶⁷ widmete der deutsche Arzt und Alchemist Adam von Bodenstein Erzherzog Ferdinand II. und lobte darin die Vorzüge der neuen Ansätze des Paracelsus, die auf der Alchemie, der Umwandelbarkeit der Elemente, beruhten. Seine Behandlungserfolge stünden weit über aller Vernunft und wären mit „gemeinem“ Verstand nicht nachvollziehbar:

„Dann/ wie Paracelsus spricht/ dieweil die arzney noch der arzet nicht von wegen geschwetzes/ noch lieblichen erzeiges oder pomp/ sonder dz also zu verstehen/ dz er den befelch Gottes so kunstreich verhandle/ dz seine werck nit von gemeiner menschlicher vernunft möge begrieffen werden/ dann jn sollen nit kennen [...] der gemein verstand/ sondern über die alle soll er wunderbarlich erscheinen, dass sie sich in ihme verwundern.“⁶⁸

Kunstkammer

Dass Medizin nicht nur ein Mittel zur Erhaltung der eigenen Gesundheit war, sondern medizinische Sonderfälle auch das Interesse des Sammlers Ferdinand II. er-

64 Zu Paracelsus siehe ausführlich Heinz Dopsch (Hg.), Paracelsus und Salzburg. Vorträge bei den internationalen Kongressen in Salzburg und Badgastein (= Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 14), Salzburg 1994.

65 Adam von Bodenstein an Erzherzog Ferdinand II., 24. Dezember 1571, in: Wilhelm Kühlmann/Joachim Telle (Hgg.), Corpus Paracelsisticum, Bd. I/1: Der Frühparacelsismus, Berlin 2001, 457–465.

66 Nachlassinventar 1596, fol. 664r–675r.

67 Adam von Bodenstein (Hg.), Paracelsus, *Metamorphosis Doctoris Theophrasti* [...], Basel 1572, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Sammlung von Handschriften und alten Drucken, Sign. 70. M.114.

68 Zit. n. Adam von Bodenstein an Erzherzog Ferdinand, in: Kühlmann/Telle, Corpus Paracelsisticum, 458.

regten, zeigen zahlreiche Objekte, die auch heute noch in der Kunstkammer von Schloss Ambras erhalten sind.

Ein einprägsames Beispiel findet sich im Porträt⁶⁹ des Gregor Baci, das schon im 16. Jahrhundert in der Kunstkammer ausgestellt wurde: Das Bildnis gibt die drastischen Folgen eines spektakulären Unfalls wieder. Der im Halbprofil dargestellte bärtige Mann ist bis auf einen mittigen schmalen Haarstreifen kahlrasiert und zeigt eine Narbe eines früheren Kampfes. Eine weiß-rot dekorierte Lanze ist durch das rechte Auge in den Kopf des Mannes eingedrungen und tritt in der Nackengegend wieder aus. Das linke Auge ist blutunterlaufen und quillt etwas aus der Augenhöhle hervor. Die Identität des Mannes ist nicht eindeutig nachweisbar. Laut Überlieferung soll der durch die Inschrift „Gregor. BAXI VNG: NOB:“ als ungarischer Edelmann ausgewiesene die Verletzungen über ein Jahr überlebt haben. Dem Ambraser Inventar von 1621 nach handelt es sich beim Dargestellten um einen Husaren, der im Kampf gegen die Türken verletzt wurde. Tatsächlich wurde ein ungarischer Ritter namens Marcus Baxa in der Schlacht von Győr 1598 auf ähnliche Weise verwundet.⁷⁰ Die farbig dekorierte Gestaltung der Lanze auf dem Porträt lässt aber einen Turnierunfall vermuten.



Abb. 2: Gregor Baci, KHM Museumsverband, Gemäldegalerie, Inv.-Nr. GG 7978).

69 KHM-Museumsverband, Gemäldegalerie, Inv.-Nr. GG 7978.

70 Laurin Luchner, Schloss Ambras für Mediziner, in: Medizinischer Monatsspiegel 3 (1967), 60–64.

2012 hat ein Projekt mit den Innsbrucker Universitätskliniken für Radiologie⁷¹, Strahlentherapie-Radioonkologie⁷² und Neurochirurgie⁷³ untersucht, ob und wie lange eine Schädelverletzung wie jene Gregor Bacis tatsächlich überlebt werden konnte. Unter Zuhilfenahme von Computertomografie-Daten eines anonymisierten Patientenschädels wurde eine Computer-Simulation erstellt, die zeigte, dass tatsächlich keine Gehirnareale oder größeren Gefäße im Kopfraum verletzt wurden und der Unfall – solange keine Sepsis auftrat – überlebt werden konnte. Die Gefahr einer Blutvergiftung wurde zudem wahrscheinlich dank des zwar giftigen, aber desinfizierenden Bleiweiß, das für die Bemalung der Lanze verwendet wurde, verzögert.⁷⁴ Die Versorgung der Verletzung erfolgte wahrscheinlich nur durch Absägen der Lanze an der Ein- und Austrittsstelle.⁷⁵



Abb. 3: Behinderter Mann, KHM Museumsverband, Gemäldegalerie, Inv.-Nr. GG 8344).

Ebenfalls der Kategorie der medizinisch interessanten Fälle zuzuordnen ist das Porträt eines behinderten Mannes⁷⁶. Die wenigen Kleidungsstücke lassen kaum Rückschlüsse auf den sozialen Status des Dargestellten zu. Er trägt eine Halskrause nach

71 PD Dr. Wolfgang Recheis und Dr. Michael Verius.

72 Mag. Ing. Paul Eichberger M.Sc. und DI (FH) Rocco Weigel.

73 Prof. Dr. Wilhelm Eisner.

74 Für den Hinweis sei Prof. Dr. Wilhelm Eisner von der Universitätsklinik für Neurochirurgie Innsbruck gedankt.

75 Jens Martin Rohrbach, *Historische Aspekte*, in: Jens Martin Rohrbach/Klaus-Peter Steuhl/Marcus Knorr/Bernd Kirchhof (Hgg.), *Ophthalmologische Traumatologie. Textbuch und Atlas*, Stuttgart/New York 2002, 13.

76 KHM-Museumsverband, Gemäldegalerie Inv.-Nr. GG 8344.

der spanischen Mode. Die rote Kappe wurde genauso von jungen Fürsten wie von Rechtsgelehrten, von Künstlern wie von Hofnarren getragen. Ursprünglich bedeckte ein Vorhang aus rotem Papier den Körper des Dargestellten. Im Hintergrund befindet sich ein Kunstkammerkasten, womit er bereits in dem Umfeld präsentiert wird, in dem das Bild als Studien- und Schauobjekt gezeigt werden sollte. Als Grund



der Behinderung wurde im Rahmen des Forschungsprojektes *Transdisziplinäres Forschen* des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur⁷⁷ im Jahr 2005 eine angeborene Erkrankung des Bindegewebes vermutet (Arthrogryposis Multiplex Congenita), die zu Fehlbildungen der Gliedmaßen führen kann. Auf einem Kupferstich von Johann Theodor de Bry ist ein armloser Kunstschreiber aus Schwäbisch-Hall, Thomas Schweicker (1540–1602)⁷⁸, mit ähnlichen Gesichtszügen und vergleichbarer Bartform wie auf dem Ambraser Porträt dargestellt, wodurch dieser in einem Inventar von 1663 als Thomas Schweicker identifiziert wurde.⁷⁹ Diese Zuordnung wurde allerdings schon 1788 revidiert, da die Füße des Dargestellten wohl kaum zum Schreiben genutzt werden konnten. Die Identität des Mannes, seine Stellung am Hof und auch seine medizinische Betreuung bleiben somit ungeklärt.⁸⁰

Abb. 4: Petrus Gonsalvus, KHM Museumsverband, Gemäldegalerie, Inv.-Nr. GG 8329).

77 Volker Schönwiese war mit der Leitung des vom Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Innsbruck initiierten Forschungsprojekts betraut; Volker Schönwiese/Christian Mürner, Das Bildnis eines behinderten Mannes. Kulturgeschichtliche Studie zu Behinderung und ihre Aktualität, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 29/1 (2005), 95–125, hier 113; Christian Mürner/Volker Schönwiese (Hgg.), *Das Bildnis eines behinderten Mannes. Blicke Ansichten, Analysen, Bildkultur der Behinderung vom 16. bis ins 21. Jahrhundert*, Neu-Ulm 2006.

78 Ein Schriftstück mit Szenen aus der Heiligen Schrift befindet sich im Kunstkammerdepot von Schloss Ambras (Inv.-Nr. KK 4950).

79 Neben siamesischen Zwillingen „Zway nackhende Kinder so an einander gewaxen“ wird „Ain Conterfect eines Manns mit Namen Thomas Schweicker von Hall, so ein Rotes Käpl auf dem Haupt, ohne Arm, nackhent, mit einem Roten pappier, so schadhafft, bedeckht,“ genannt, siehe TLA, Sign. A 40/21, Inventar 1663, fol. 232r.

80 Margot Rauch, *Der behinderte Mann von Schloss Ambras*, in: Mürner/Schönwiese, *Das Bildnis eines behinderten Mannes*, 13–16.

Eine weitere medizinische Besonderheit ist in den Porträts der „Haarfamilie“ dokumentiert.⁸¹ Dargestellt sind Petrus Gonsalvus oder Pedro Gonzalez, sein Sohn und seine Tochter. Die Gemälde gelten als älteste bildliche Nachweise für eine durch einen Gendefekt verursachte Ganzkörperbehaarung (Hypertrichosis universalis), die 1993 als „Ambras Syndrom“ in die medizinische Fachterminologie aufgenommen wurde. Die Ambraser Bilder dürften nach Porträts der Haarfamilie entstanden sein, welche der bayerische Herzog Wilhelm V. in seiner Kunstkammer verwahrte und als fürstliche Geschenke an seinen Onkel Ferdinand II. nach Innsbruck schickte.⁸²

Fazit

Dass der Erhalt oder die Wiedererlangung der Gesundheit auch am Hof Erzherzog Ferdinands II. eine essentielle Rolle spielten, belegen zahlreiche Quellen seiner Hof- und Leibärzte, Apotheker oder Beobachter des Hofes. Aber auch in den Sammlungen Ferdinands spiegelt sich dieses Interesse wider: Allein in der Bibliothek befanden sich 232 Bücher medizinischen Inhalts. In der Kunstkammer präsentierte der Fürst neben Kunstobjekten Zeugnisse wissenschaftlicher Naturbeobachtung, wie präparierte Tiere, Gesteinsproben, Versteinerungen oder getrocknete Pflanzen. Die Darstellungen medizinischer Besonderheiten (Haarmensch, behinderter Mann, Turnierunfall) nahmen neben chirurgischen Geräten und medizinisch wirksamen Naturalien und Exotica eine prominente Rolle ein. Bis heute sind diese Werke Grundlage wissenschaftlicher Forschungen und ermöglichen immer wieder neue Perspektiven auf die Medizin der Renaissance und Gegenwart.

81 KHM-Museumsverband, Gemäldegalerie Inv.-Nrn. GG 8329, 8331, 8332.

82 Thomas Kuster, „Haarfamilie“ in: Sabine Haag (Hg.), Meisterwerke von Schloss Ambras Innsbruck, Wien 2015, 202.

Ärzte als Informanten, Fürstenerzieher und Kanzleibeamte: Medizinerkarrieren am anhaltischen Hof im 16. Jahrhundert

von Ulrich Schlegelmilch

Abstract

A number of physicians who were appointed to German princely courts in the 16th century also emerged as political actors, advisors and informants, among them Caspar Peucer, Wolfgang Furmann, and Johann Ratzenberger. A broad evaluation of their correspondence leads to the observation that they did not become politically active and influential because they were the physicians of the princes, but that they had already been strongly influenced by the political and confessional protagonists of the Reformation – especially in Wittenberg. In fact, these well-established contacts and networks were essential for their appointment as personal physicians. They did indeed contribute to the shaping of the Early Modern territories, but did so by taking on multiple tasks as civil servants and doctors simultaneously, rather than by exerting a particular influence on their princely patients based on their role as personal physicians.

Auch dreißig Jahre nach Vivian Nuttons Sammelband *Medicine at the Courts of Europe*¹ bleibt die Figur des Leibarztes mit Blick auf die Höfe des Alten Reiches merkwürdig unterbelichtet. Während sich die Forschung seither recht intensiv mit dem Thema in anderen europäischen Ländern auseinandergesetzt und dabei die Schwerpunkte klar auf Frankreich, England und Italien gelegt hat², ist seit der auf intensivem Quellenstudium beruhenden Untersuchung Bruce T. Morans zum hessischen Hof Moritz' des Gelehrten³ kein anderer deutscher Fürstenhof detailliert auf seine Leibärzte hin untersucht worden.⁴ Der von Nutton zu Recht als besonders bedeutende Gestalt unter den Leibärzten des 16. Jahrhunderts bezeichnete Johannes Crato⁵

-
- 1 Vivian Nutton (Hg.), *Medicine at the Courts of Europe, 1500–1837*, London/New York 1990.
 - 2 Elisa Andretta/Marilyn Nicoud (Hgg.), *Etre médecin à la cour (Italie, France, Espagne, XIIIe–XVIIIe siècle)* (= *Micrologus' Library* 52), Florenz 2013; Elisa Andretta u.a. (Hgg.), *Tramiti – Figure e strumenti della mediazione culturale nella prima età moderna*, Rom 2015.
 - 3 Bruce T. Moran, *Prince-practitioner and the Direction of Medical Roles at the German Court: Maurice of Hesse-Kassel and his Physicians*, in: Nutton, *Medicine at the Courts*, 95–116.
 - 4 Britta Kägler, *Manifestationen des Vertrauens. Medizinerkarrieren am Münchener Hof der Frühen Neuzeit*, in: *Medizinhistorisches Journal* 53 (2018), 217–240 beschränkt sich für den bayerischen Herzogshof weitgehend auf eine quantitative Analyse und geht nur kurz auf den Sonderfall der Karriere eines ausländischen Leibarztes ein (235–238). Die umfangreiche Studie von Ralf Bröer, *Höfische Medizin. Strukturen der medizinischen Versorgung eines frühneuzeitlichen Fürstenhofes am Beispiel des Wiener Kaiserhofes (1650–1750)*, [Habil.-Schr.] Heidelberg 2006 ist unpubliziert geblieben; auch kann der Kaiserhof nicht ohne weiteres als typisch für die kleineren Residenzen angesehen werden.
 - 5 Vivian Nutton, *Introduction*, in: ders., *Medicine at the Courts*, 1–12, hier 9–11.

hat eine monografische Behandlung in neuerer Zeit lediglich unter dem allerdings bedeutenden Aspekt seines laientheologischen Wirkens erfahren.⁶ Martin Roebel hat kürzlich eine sehr weitreichende Zusammenschau vieler Aspekte im Leben des Mediziners und Lientheologen Caspar Peucer vorgelegt und dafür auch handschriftliche Quellen herangezogen.⁷ Es mindert dabei keineswegs den Wert der Studie, wenn dort ein geschlossener Bestand übergangen wurde. Dessen unten vorgestellte Auswertung erlaubt es nun aber erstmals, eine wesentliche weitere Facette im Bild dieses prominenten Akteurs der Mitte des 16. Jahrhunderts zu rekonstruieren.

Einen entscheidenden Erkenntnisgewinn für die schärfere Profilierung von Hof- und Leibärzten in den deutschen Territorien der Frühen Neuzeit verspricht die großangelegte Erschließung medizinischer Korrespondenzen, die seit 2009 im Münchner Akademieprojekt *Frühneuzeitliche Ärztebriefe des deutschsprachigen Raums, 1500–1700* stattfindet. Der briefliche Austausch gelehrter Mediziner mit ihren fürstlichen Dienstherren und deren Kanzleien erlaubt weitreichende Einblicke in das Zustandekommen von Karrieren, ihre Voraussetzungen und Verläufe.⁸ Am Beispiel zweier Mediziner im Dienst des anhaltischen Fürstenhauses der Askanier möchte ich zeigen, dass der geläufige Topos von einer ‚Macht der Leibärzte‘ aufgrund ihrer angeblich intimen Nähe zum Herrscher in jedem einzelnen Fall der Überprüfung bedarf. Zu fragen ist, ob Mediziner im Hofdienst wirklich ‚einflussreich‘ waren, und wenn ja, in welcher Form und auf welchen Gebieten (Nutton hat dies die „broad range of non-therapeutic activities“ genannt).⁹ Gleichzeitig ist zu klären, wie die betreffenden Personen überhaupt in diese Positionen gelangten. Dies schließt die Frage ein, was sie sich davon erhofften, aber mindestens ebenso sehr die, nach welchen Kriterien sie von den Höfen ausgesucht wurden.

Die Untersuchung versteht sich somit ausdrücklich nicht als Beitrag zur jüngst intensivierten Erforschung der *Hofmedizin* mit ihrem starken Fokus auf dem gesamten höfischen Heilpersonal¹⁰, sondern soll zeigen, wie Angehörige der ersten

6 Howard Louthan, *Johannis [sic!] Crato and the Austrian Habsburgs. Reforming a Counter-Reform Court* (= *Studies in Reformed Theology and History* 2/3), Princeton 1994. Einen vergleichbaren Schwerpunkt setzte bereits die Studie von Johann Franz Albert Gillet, *Crato von Crafftheim und seine Freunde*. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte, 2 Teile, Frankfurt am Main 1860/61.

7 Martin Roebel, *Humanistische Medizin und Kryptocalvinismus. Leben und medizinisches Werk des Wittenberger Medizinprofessors Caspar Peucer (1525–1602)*, Freiburg 2012.

8 Die vorliegende Untersuchung ist aus dem genannten Akademieprojekt hervorgegangen, dessen Datenbank unter www.aerztebriefe.de zugänglich ist. Die im Folgenden in der Form *Ärztebriefe*, Nr. 1234 zitierten Datensätze sind entweder a. a. O. über die Erweiterte Suche unter „Briefnr.“ oder aber in jedem Browser mittels einer URL vom Typ www.aerztebriefe.de/id/00001234 (achtstellige Nr.) auffindbar. Zur Zeit (Januar 2021) sind die Nummern 1–54000 veröffentlicht; weitere folgen in unregelmäßigen Abständen. – Ein Beispiel für den Ertrag der Auswertung von Ärztebriefüberlieferungen für den Mailänder Hof des 15. Jahrhunderts bietet Marilyn Nicoud, *Medici, lettere e pazienti: pratica medica e retorica nella corrispondenza della cancelleria sforzesca*, in: Andretta/Nicoud, *Etre médecin à la cour*, 213–233.

9 Nutton, *Introduction*, 4.

10 Diese Fragerichtung dominiert sowohl den erwähnten Band *Etre médecin à la cour* von 2013 als auch den jüngsten Forschungsbericht von Elisa Andretta/Maria Antonietta Visciglia, *Medici di corte, diplomazia e reti dell'informazione politica nella prima età moderna: alcune riflessioni*, in: Andretta u. a., *Tramiti*, 15–38. Eine Zwischenbilanz zieht Hans-Uwe Lammel, *Hofmedizin als interdisziplinäre Forschungsaufgabe – eine Bilanz*, in: *Medizinhistorisches Journal* 53 (2018), 197–216.

humanistisch geschulten Medizinergenerationen unter den besonderen Bedingungen agierten, welche die Nähe der askanischen Höfe zum geistigen und zugleich politischen Hauptort Wittenberg mit sich brachte. Ihr Handeln über den höfischen Umkreis hinaus erstreckte sich dabei nicht auf den Bereich der Medikalisierung (die sich im Wesentlichen erst im späteren 17. Jahrhundert entwickelte)¹¹, sondern auf Politik und Verwaltung, Diplomatie und Fürstenerziehung. Dies führt auf die weitere Frage, ob sie von ihren Dienstherrn primär als Ärzte oder aber für die beschriebenen weitergehenden Funktionen geschätzt, eingestellt und in ihnen gefördert wurden.

1. Caspar Peucer als anhaltischer Leibarzt (1560–1574)

Caspar Peucer (1525–1602) gehört zu den gut erforschten protestantischen Gelehrten der zweiten Generation. Sowohl als Schwiegersohn Melanchthons wie als Professor für Mathematik und Medizin an der kursächsischen Universität Wittenberg, vor allem jedoch als kämpferischer Lamentheologe, Protagonist und prominentes Opfer der sächsischen Staatsaffäre um den „Kryptocalvinismus“ ist ihm sowohl die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen wie der modernen Wissenschaft zuteil geworden.¹² Als sich Peucer nach seiner Freilassung aus zwölfjähriger Haft 1586 eine neue Wirkungsstätte in Anhalt unter Fürst Joachim Ernst bot, nahm er – seelisch erkennbar gezeichnet von der Haft, doch mit unvermindertem religiösen Eifer – seine politisch-theologischen Aktivitäten auch gegen ernste Warnungen von sächsischer Seite wieder auf.¹³ Während dieser letzte Lebensabschnitt in Anhalt inzwischen gründlich untersucht wurde¹⁴, ist bislang nahezu unbeachtet geblieben, dass Peucer damals an eine langjährige frühere Tätigkeit für das askanische Fürstenhaus anknüpfen konnte, die ihn in unmittelbarer geografischer Nachbarschaft zu Wittenberg schon seit etwa 1560 an Anhalt band. Die grundsätzlich bekannte, aber nie wirklich ausgewertete umfangreiche Korrespondenz Peucers mit den Dessauer Fürsten und ihren Beamten aus der Zeit von 1560 bis 1574 stellt keinen unverbindlichen gelehrten Austausch dar, sondern ist Ausdruck eines vielgestaltigen Dienstverhältnisses des Wittenberger

11 Zu der schon früher von manchen Hofärzten begonnenen Betätigung auf seuchenprophylaktischem Gebiet, die ein Eindringen in eine traditionelle Domäne der Stadtärzte darstellt, siehe zuletzt (für Italien) Sabine Kalf, *Torinese Plague and Roman Fever. Court Physicians and their Impact on Health Policy in late Seventeenth-Century Italy: Francesco Alessandri (1529–1587) and Marsilio Cagnati (1543–1612)*, in: *Medizinhistorisches Journal* 53 (2018), 241–262 und (für Deutschland) den Beitrag von Ulf Wendler in diesem Band.

12 Uwe Koch (Hg.), *Zwischen Katheder, Thron und Kerker. Leben und Werk des Humanisten Caspar Peucer 1525–1602*. [Katalog der Ausstellung Bautzen, 25.9.–31.12.2002], Bautzen 2002; Hans-Peter Hasse/Günther Wartenberg (Hgg.), *Caspar Peucer (1525–1602). Wissenschaft, Glaube und Politik im konfessionellen Zeitalter*, Leipzig 2004; Roebel, *Humanistische Medizin*.

13 Vgl. die Abschriften der Briefe, mit denen Peucer frühere Freundschaften unmittelbar nach der Freilassung im Frühjahr 1586 neu zu beleben suchte, in Paris, Bibl. Sainte-Geneviève [im Folgenden: BSG], Ms 1455; zu den Inhalten s. *Ärztebriefe*.

14 Joachim Castan, *Caspar Peucer in Anhalt*, in: *Zwischen Katheder, Thron und Kerker*, 156–161; ders., *Caspar Peucers letzte Lebensperiode in Anhalt – eine Wiederentdeckung*, in: *Hasse/Wartenberg, Caspar Peucer 1525–1602*, 283–297.

Professors zu den Askaniern, denen er vertraglich als Arzt verpflichtet, offenbar aber auch als Prinzenzieher und darüber hinaus als Informant verbunden war.¹⁵

Peucer war bereits zu Lebzeiten Fürst Joachims (gest. 1561) als Leibarzt von Haus aus bestellt. Dies geht aus einem Schreiben an dessen Sohn Joachim Ernst – Peucers späteren Dienstherrn – aus dem Frühjahr 1564 hervor:

„Auch kan ich E.F.G. nicht verhalten, das [...] ich gerne mich mit E.F.G. allen beiden [Joachim Ernst und Bernhard] zu unterreden hett meiner bestellung halben, wie und ob mich E.F.G. weiter in bestellung behalten wolle. Meine alte bestellung bey Fürst Jochen hochlöblicher gedechtnuß erstreckt sich iherlich uff drey wispel rocken, funfzehn taler und zwey schweine, darumb ich drey mals des ihars hab zu ihrer F.G. kommen müssen uff derselben unkosten [...]“.¹⁶

Die hier skizzierte Bestellung von Haus aus mutet recht bescheiden an, sowohl hinsichtlich der Pflichten des jungen Arztes als auch ihrer Entlohnung. Sie war jedoch das erste konkrete Ergebnis der Bemühungen Peucers, nach seiner Promotion und Ernennung zum Professor der Medizin im Januar 1560 auch über die Universität Wittenberg hinaus Fuß zu fassen. Peucer scheint dabei im Übrigen von Jakob Milich (1501–1559), dem er auf dem ersten medizinischen Lehrstuhl nachfolgte, zugleich auch dessen Verpflichtungen in Anhalt übernommen zu haben: Schon für Milich ist ein ganz ähnliches Dienstverhältnis zu Fürst Joachim nachzuweisen, bei dem der Arzt im Wesentlichen zu regelmäßig im Frühjahr und Herbst durchgeführten Purgationskuren anreiste.¹⁷

Dass sich das unmittelbar benachbarte Fürstentum, das bis zur Gründung des Zerbster *Gymnasium illustre* (1582) keine eigene hohe Schule oder gar Universität besaß, bei der Besetzung von Stellen mit Gelehrten in Wittenberg bediente, kann nicht überraschen und war z. B. auch bei der Einstellung neuer Theologen die Regel.¹⁸ Trotzdem wird man nicht annehmen dürfen, dass der anhaltische Dienst gleichsam automatisch mit der Übernahme des Lehrstuhls auf Peucer überging. Ebenso wenig selbstverständlich ist es, dass sich in den Folgejahren Peucers Aktivitäten in Anhalt deutlich über die minimalen Leibarztverpflichtungen hinaus entwickelten. Deshalb soll zunächst untersucht werden, wie die Bindung an den Dessauer Hof zustande kam, um dann in einem zweiten Schritt zu betrachten, welche weitergehenden Auf-

15 Castan, Caspar Peucers letzte Lebensperiode, 288 verweist zwar auf die Korrespondenz Peucers mit Fürst Joachim Ernst ab 1563 und auf sein enges Verhältnis zu Fürst Bernhard VII., gibt aber keine Gründe für diese Beziehungen an.

16 Dessau, Landesarchiv Sachsen-Anhalt [im Folgenden: LASA], Z 6, Nr. 1216, Bl. 17v–18r vom 28.4.1564. Zum Brief im Ganzen siehe *Ärztbriefe*, Nr. 2135. Eine Bestallungsurkunde Peucers aus der ersten anhaltischen Wirkungszeit bis 1574 konnte bislang nicht aufgefunden werden. Dies gilt sowohl für seine ärztliche wie auch für etwaige andere vertraglich geregelte Tätigkeiten. Hingegen sind mehrere Ausfertigungen der Bestallung von 1587 – als Geheimer Rat und Leibarzt – im Dessauer Landesarchiv erhalten. Vgl. *Ärztbriefe*, Nr. 45802.

17 LASA, Z 6, Nr. 1072, passim. Die hier aufbewahrten 59 Schreiben Milichs an Fürst Joachim sind unter *Ärztbriefe*, Nr. 45920–45978, vollständig erfasst.

18 Joachim Castan, Hochschulwesen und reformierte Konfessionalisierung. Das Gymnasium Illustre des Fürstentums Anhalt in Zerbst 1582–1652, Halle 1999, 34.

gaben dem Arzt übertragen wurden bzw. welche er womöglich aus eigenem Antrieb übernahm.

Das älteste heute noch erhaltene Schreiben Caspar Peucers nach Anhalt wird man mit großer Sicherheit auch als die tatsächlich erste Kontaktaufnahme werten dürfen. Hierfür spricht seine Adressierung an den anhaltischen Rat Johann von Bergen anstelle des Fürsten selbst: Wie Peucer betont, sei er diesem noch nicht persönlich bekannt, habe aber dem askanischen Haus bereits literarisch-panegyrische Dienste geleistet. Der Fürst (Joachim) möge ihm daher die Gnade erweisen, sein Promotionsfestmahl mit Wildbret zu beschenken. Als treibende Kraft hinter Peucers beruflichem Aufstieg wird sein Schwiegervater Melanchthon explizit genannt. Er habe Peucer auch zugeraten, endlich die medizinische Doktorwürde anzustreben.¹⁹

Peucer setzte in seinem Schreiben ganz auf Melanchthon und die protestantische Idealgestalt des fürstlichen Reformators Georg III. (gest. 1553) als ‚Türöffner‘ zu dem in Dessau regierenden Fürsten. Der weitere Verlauf der Korrespondenz zeigt, dass ihm der erhoffte Zugang gewährt wurde: Spätestens ab April 1560 wandte er sich auch direkt an Fürst Joachim²⁰, mindestens seit Februar 1561 zudem an dessen Neffen Bernhard VII.²¹ Noch in den letzten Stunden Fürst Joachims nahm er von dessen Sterbelager aus auch Verbindung mit Fürst Wolfgang in Köthen auf.²² In den folgenden Jahren richteten sich Peucers Schreiben gleichermaßen an Wolfgang, Bernhard und dessen ab 1562 an Wolfgangs statt regierenden Bruder Joachim Ernst.²³ Bei diesen verschiedenen Strängen der Korrespondenz mit den Askanern, die bei der Verzweigung der Familie und der Kleinräumigkeit des Territoriums nicht ausbleiben konnten, ist gleichwohl eine Dominanz des Dessauer Hofes (bis 1561: Joachim; bis 1570: Bernhard; bis 1586: Joachim Ernst) festzustellen, von dem Peucer offenkundig seine Bestellungen erhielt.²⁴

Eine genauere Musterung dieses Briefwechsels mit dem Dessauer Hof führt zu dem Ergebnis, dass medizinische Fragen in den Schreiben des Leibarztes eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Zwar erfolgte seine Hilfeleistung – neben den ohnehin

19 LASA, Z 6, Nr. 1216, Bl. 122r: „S. D. Ita placuit socio et amicis, ut, quam post acceptam licentiam in arte medica distuli totos annos octo promotionem, tandem peragerem et totum me dederem ei arti, quam tot annos cultam ex professo atque exercitatum, facere in vita decrevi unam. Actus solennis festivitatis eius, qua more Academiarum Doctor Medicinæ renuncior, constitutus est mihi ad diem 30 Januarii. [...] Oro itaque ut per occasionem, nostrum, socio scilicet et meo, nomine apud Principem ad id tempus impetres nobis aliquid ferinae. Cumque de facie notus ei non sim, actorum Synodicorum descriptionem et mentionem praestantissimi Principis Georgii fratris in eo libro redigas ei in memoriam.“ Vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 2359. Die von Peucer selbst gemachte Angabe zur Erlangung des medizinischen Lizentiats bereits im Jahr 1552 steht im Widerspruch zur in der Literatur üblichen Feststellung, er habe sowohl diesen als auch den Dokortitel unmittelbar nacheinander im Januar 1560 erworben. Vgl. Zwischen Katheder, Thron und Kerker, 60.

20 LASA, Z 6, Nr. 1216, Bl. 11–14, anlässlich des Todes Melanchthons. Vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 2134.

21 S.u. S. 137 mit Anm. 49.

22 LASA, Z 6, Nr. 1216, Bl. 89f. vom 6.12.15[61]. Vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 2265.

23 Hierbei fällt auf, dass die separate Korrespondenz mit Fürst Bernhard bereits 1561 einsetzte, während Peucers Schreiben an Joachim Ernst (erstmalig am 4.2.1563: LASA, Z 6, Nr. 1216, Bl. 69f.; vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 2173) immer auch an Bernhard adressiert sind. Das erste allein an Joachim Ernst gerichtete Schreiben ist das oben zitierte vom 28.4.1564 mit der Erwähnung von Peucers alter Bestallung.

24 Dies wird u.a. aus einem Schreiben an Bernhard vom 1.12.1563 deutlich (LASA, Z 6, Nr. 1217, Bl. 3f.; vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 2578), in dem Peucer vom Empfänger Urlaub für eine Reise erbittet.

vertraglich geregelten Besuchen – nicht nur in konsiliarischer Form, sondern durchaus mittels persönlicher Anreise in Notfällen²⁵, und immer wieder sind auch Über sendungen von in Wittenberg angefertigten Arzneien dokumentiert.²⁶ Den weitaus größten Teil der Schreiben nimmt jedoch die Mitteilung politischer Neuigkeiten und ihre Bewertung ein. So finden sich bereits am Schluss des ersten Briefes, den Peucer überhaupt an Fürst Joachim richtete, neben der Wiedergabe der offiziellen kursächsischen Trauerbotschaft an die Universität Wittenberg anlässlich von Melancthons Tod (auch diese bereits ein Politikum) verschiedene aktuelle Nachrichten. Dabei ging er von vornherein selektiv vor:

„Es ist diße tag Petrus Paulus Vergerius welcher etwan ein welscher Bischoff gewesen hidurch zogen, hat mir allerley ding erzelet, welchs dieweil ichs für nichts halte, E.F.G. nicht habe wollen melden.“²⁷

Zugleich legte er bei empfindlichen Themen Wert auf Vertraulichkeit, wenn er z. B. die folgende Meldung über Differenzen im Kaiserhaus weitergab:

„Kaiser Ferdinand nimmt gegenüber seinem Sohn Maximilian in Religionsdingen eine so strikte Haltung ein, dass sich dieser mittels eines Gesandten beim sächsischen Kurfürsten über den Vater beschwert hat: Dessen Strenge führe nicht allein dazu, dass ihn dieser vollständig von der Staatsverwaltung ausschließe, sondern ihm sogar seine Apanage verweigere. Über diese Dinge werdet Ihr Seiner Durchlaucht im Vertrauen berichten.“²⁸

Wie diese beiden Beispiele zeigen, nutzte Peucer zwei unterschiedliche Wege zur Übermittlung von Nachrichten: Einerseits stand ihm die direkte Korrespondenz mit dem fürstlichen Empfänger offen, andererseits nutzte er den ‚Dienstweg‘ über die fürstlichen Beamten, denen an den Höfen gewöhnlich der Nachrichtenaustausch anvertraut war. Die Bandbreite der von Peucer mitgeteilten Neuigkeiten ist beträchtlich und reicht von den weitläufig kursierenden Meldungen zu den großen Entwicklungen in der europäischen Politik (Türkenkrieg, Bartholomäusnacht, Polnische Königswahl) über ärztliche Bulletins zum Wohlbefinden des Kaisers bis zu relativ genauen Mitteilungen über diplomatische Verhandlungen, insbesondere aus Sachsen.

Es ist nun wichtig für die Bewertung der leibärztlichen Stellung Peucers, ob dieser starke Fokus auf dem Nachrichtenwesen ursächlich mit seiner eigentlichen Auf-

25 Z. B. bei Fürst Wolfgang in Coswig: LASA, Z 6, Nr. 1216, Bl. 71 (an Bernhard und Joachim Ernst, 26.3.1564; vgl. *Ärztbriefe*, Nr. 2174). Vgl. auch Roebel, *Humanistische Medizin*, 118f.

26 Z. B. an Fürst Bernhard: LASA, Z 6, Nr. 1217, Bl. 7 vom 28.6.1564 (vgl. *Ärztbriefe*, Nr. 2580).

27 LASA, Z 6, Nr. 1216, Bl. 14r; vgl. auch die Edition bei Carl Krause (Hg.), *Melanthoniana. Regesten und Briefe über die Beziehungen Philipp Melancthons zu Anhalt und dessen Fürsten*, Zerbst 1885, 175–178, hier 178.

28 LASA, Z 6, Nr. 1216, Bl. 129v vom 14.5.15[60] (an Fürst Joachims Sekretär W. Furmann): „Ferdinandus imperator ... filio Maximiliano propter religionem valde gravis est, qui misso ad Electorem Saxoniae legato de patris nimia severitate questus, ostendit fore sibi tandem eam intollerabilem eo quod non tantum excludat se ab omni administratione, sed et sumptus necessarios deneget. haec clam Illustrissimo principi significabis.“ Vgl. *Ärztbriefe*, Nr. 2363.

gabe verknüpft war oder nicht. Insbesondere im Hinblick auf die Biografie Peucers und die personelle und geografische Konstellation, in welcher er agierte, muss die Antwort m. E. negativ ausfallen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass ihm das persönliche politische Handeln Melanchthons und anderer Freunde und Vertrauter aus dem Wittenberger Umkreis zum Vorbild gedient hat. Melanchthon hatte seinem ausgedehnten Briefwechsel, der ebenso die reformatorische Tagespolitik wie die theologischen und anderen wissenschaftlichen Grundsatzfragen aufgreift, bereits seit Jahrzehnten auch aktuelle Nachrichten beigegeben und damit in seiner Umgebung Maßstäbe gesetzt. In Einzelfällen brachte er sogar briefliche *Zeitungen*²⁹, die ihm von besonderer Wichtigkeit schienen, zum Druck – und sein Schwiegersohn Peucer tat es ihm nach.³⁰ Im schriftlichen Austausch mit den anhaltischen Fürsten stand Melanchthon spätestens seit 1532, sodass Peucer auch hier nur anzuknüpfen brauchte. Neben Melanchthon sind jedoch noch weitere Wittenberger Persönlichkeiten als Vorbilder zu veranschlagen. Besonders wichtig dürfte gewesen sein, dass der französische Gelehrte und Diplomat Hubert Languet seit 1549 wiederholt über längere Zeit in Wittenberg lebte, und zwar – wie Peucer – in Melanchthons Wohnhaus.³¹ Da Languet nach seiner förmlichen Bestallung als kursächsischer Diplomat und Informant (1559) weiterhin in Wittenberg ansässig blieb, lernte Peucer das politische Geschäft in dieser Zeit aus unmittelbarer Nähe kennen. Doch selbst wenn man von dem professionellen Informanten Languet absieht, ist die Prägung Peucers durch Wittenberg unverkennbar: Wiederum durch Melanchthon als zentrale Gestalt wuchs der kleinen Stadt – und ihrer Universität – auch über die unmittelbar reformatorischen Themen hinaus die Funktion einer Nachrichtenbörse zu, wie sie ansonsten wohl nur Groß- und Handelsstädte oder aber große Höfe wie der kaiserliche besaßen.³² Wie stark das Bewusstsein, im Zentrum des Geschehens und der Nachrichtenflüsse zu stehen, sich auch auf andere Wittenberger Gelehrte der Jahrhundertmitte übertrug, lässt ein Blick auf die Vorgänger Peucers in der medizinischen Fakultät ohne weiteres erkennen. Schon von Augustin Schurff (1495–1548) ist bekannt, dass er als Vermitt-

29 Zum Begriff vgl. z. B. Jürgen Wilke, Korrespondenten und geschriebene Zeitungen, in: Johannes Arndt (Hg.), *Das Mediensystem im Alten Reich der Frühen Neuzeit (1600–1750)* (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 75), Göttingen 2010, 59–72; exemplarisch zum Nachrichtenwesen eines deutschen Territoriums im 16. Jahrhundert: Esther-Beate Körber, *Öffentlichkeiten der Frühen Neuzeit. Teilnehmer, Formen, Institutionen und Entscheidungen öffentlicher Kommunikation im Herzogtum Preußen von 1525 bis 1618* (= Beiträge zur Kommunikationsgeschichte 7), Berlin/New York 1998, bes. 124–156.

30 MBW, Nr. 1348: „Curabo edi exemplum literarum, in quibus est haec historia“; Hinweis bei Paul Roth, *Die neuen Zeitungen in Deutschland im 15. und 16. Jahrhundert*, Leipzig 1914 [ND 1963], 23; Caspar Peucer, *Kurtzer bericht auß Affrica / wie wunderbarlich Gott / durch sein heiliges krefftiges Euangelion / den Abgoettischen Koenig in Mauritianen [...] zum Christlichen Glauben bekehrt hat [...]*. Aus einer Lateinischen Epistel D. Guilielmi Coli [...], Nürnberg 1560 (VD16 ZV 27492).

31 Béatrice Nicollier-de Weck, Hubert Languet (1518–1581). Un réseau politique international de Melanchthon à Guillaume d'Orange (= *Travaux d'humanisme et renaissance* 293), Genf 1995, 15 und 107. Insbesondere für die Jahre 1558/59 und 1560–62 sind längere Aufenthalte belegt. Der Briefwechsel zwischen Peucer und Languet dürfte trotz des zeitweiligen Aufenthaltes beider am gleichen Ort deutlich umfangreicher gewesen sein als heute erkennbar; bisher sind nur insgesamt 12 Schreiben bekannt (s. *Ärztbriefe*).

32 Vgl. Nutton, Introduction, 11 (jedoch ohne Nennung Wittenbergs). Eine treffende Charakterisierung von Melanchthons „Schreibstube“ als „allgemeines kirchlich-politisches Redaktionsbureau für Wittenberg und einen nicht unbeträchtlichen Theil der reformirten Welt“ findet sich dagegen bereits bei Richard Grasshoff, *Die briefliche Zeitung des XVI. Jahrhunderts*, Diss. Münster 1877, 17.

ler zwischen Dessau und Wittenberg auftrat und im Auftrag Fürst Georgs Gespräche mit Luther führte³³; auch Schurff hatte – wie später Peucer – neben der sächsischen eine anhaltische Leibarztbestellung. Jakob Milich, Kollege Schurffs und mit diesem verschwägert, lieferte als Leibarzt Joachims von Anhalt nicht nur selbst *Zeitungen* an dessen Hof³⁴, sondern überbrachte auch im Gegenzug Mitschriften politischer Zusammenkünfte, die der Fürst ihm zur Verfügung stellte, an Melanchthon.³⁵ An einer Stelle seines Briefwechsels mit Fürst Joachim fällt ein Schlaglicht auf zwei seiner bedeutendsten Zuträger von Neuigkeiten:

„Von newer zeittung wißend wir nichts sunderlichs, wir warten alle tage des Camerarij und magister Peucers was die mitt sich werden bringen solte E.F.G. kundht gethan werden.“³⁶

Tatsächlich kann die Rolle des Leipziger Humanisten Joachim Camerarius d. Ä. (1500–1574) für den politischen Informationsaustausch jener Jahrzehnte ebenfalls nicht überschätzt werden. Er war nicht nur durch seine enge Freundschaft mit Melanchthon und die gemeinsame Sorge um die Zukunft des Bildungswesens tief in die sächsische Politik der Zeit verwickelt, sondern stand auch mit den anhaltischen Fürsten in regem schriftlichen Austausch.³⁷ Georg III. hatte er kurz nach dessen Tod ein biografisches Denkmal gesetzt.³⁸ Ein Briefwechsel verband ihn spätestens seit 1552, möglicherweise aber schon wesentlich früher, mit Caspar Peucer.³⁹

Damit ist die Situation skizziert, in der Peucer um 1560 zugleich die berufliche Nachfolge Milichs⁴⁰ und in gewissem Ausmaß zugleich die aktive politische Verwaltung des Erbes Melanchthons antreten sollte. Es ist offenkundig, dass die Umstände ein solches doppeltes Engagement begünstigten, doch ist nun mit Blick auf das konkrete Handeln Peucers im Anhalt der 1560er- und 1570er-Jahre weiter zu fragen: In welchem Verhältnis standen diese verschiedenen Tätigkeiten zueinander?

33 LASA, Z 6, Nr. 1501, Bl. 2–4 (Schurff an Georg III., 18.7.1536; vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 1885) passim.

34 LASA, Z 6, Nr. 1072, Bl. 16–27; vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 45924–45928.

35 Ebd., Bl. 54f. (25.7.1557); vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 45943. Auch als Initiator von gedrucktem Tagesschrifttum ist Milich, wie Melanchthon und Peucer, belegt: ebd., Bl. 72 (20.12.1557); vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 45951.

36 LASA, Z 6, Nr. 1072, Bl. 41v (an Joachim, 20.11.1556; vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 45937). Zu Camerarius als Quelle von Berichten Peucers vgl. LASA, Z 6, Nr. 1216, Bl. 115f. (an Wolfgang, 25.2.1563; *Ärztebriefe*, Nr. 2338).

37 LASA, Z 6, Nr. 674, Bl. 8f. (an Bernhard); 18–22 (an Joachim Ernst); 57–69 (an Joachim); 71–105 (an Georg). Vgl. dazu auch die Teilpublikation bei Otto Clemen, Kleine Beiträge zur sächsischen Gelehrtengeschichte, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 28 (1907), 122–134. In den zeitgenössisch gedruckten Briefwechsel des Camerarius (jetzt erschlossen unter <http://wiki.camerarius.de/>) haben diese Korrespondenzen, möglicherweise aus politischer Rücksichtnahme, mit geringen Ausnahmen keinen Eingang gefunden.

38 Joachim Camerarius, Narratio de reverendissimo principe Georgio, principe Anhaltino, in: Conciones synodicae statis temporibus habitae in ecclesia Merseburgensi a [...] Georgio Principe Anhaltino, Leipzig 1555, Bl. AA 4–CC 8 (vgl. http://wiki.camerarius.de/OC_0614).

39 Ältester gesicherter Brief: Erlangen, UB, Trew C. Peucer I., Nr. 3 (Peucer an Camerarius, 15.6.15[52] = *Ärztebriefe*, Nr. 33557); ein möglicherweise bereits 1544 bestehender Kontakt wird nahegelegt durch Wolfenbüttel, HAB, Cod. Guelf. 109 Noviss. 2°, Bl. 380; zum Problem s. *Ärztebriefe*, Nr. 29585.

40 Ob man in Dessau Peucer sogleich als den unzweifelhaften Nachfolger Milichs im Amt des Leibarztes ansah, ist nicht festzustellen, doch weist Peucers 1560 mehrfach in Anhalt vorgebrachte Interzession für Milichs Sohn Heinrich zumindest auf ein Bewusstsein seiner engen Verflechtung mit Milich und dem Dessauer Hof hin: LASA, Z 6, Nr. 1216, Bl. 129f. (an W. Furmann, 14.5. und 18.9.15[60] = *Ärztebriefe*, Nr. 2363, 2365).

Welche Erwartungen stellten beide Seiten an das Dienstverhältnis? Und schließlich: Darf Caspar Peucer mit seiner besonders ausgeprägten politischen Tätigkeit generell als repräsentativ für den Typus eines ‚politischen Leibarztes‘ angesehen werden, der den Einfluss dieser Personengruppe in den deutschen Fürstenstaaten im Allgemeinen belegen würde?

Dass sich Peucers Beitrag zur Politik nicht in der Weitergabe von *Zeitungen* erschöpfen würde, hatte sich bereits in den vorausgegangenen Jahren abgezeichnet. Schon 1558, in Anbetracht der schwindenden Kräfte Melanchthons, hatte Languet Peucer dazu ausersehen, als wesentliche briefliche Kontaktperson zu der Partei Calvins zu fungieren, da er – weil formal kein Theologe – geringere Aufmerksamkeit und Gefahren befürchten müsse.⁴¹ Dennoch war absehbar, dass Peucer auf diese Weise auch aktiv in die konfessionellen Auseinandersetzungen hineingezogen werden musste. Viel bedeutender als die Einbindung in das Netzwerk der Genfer Theologen war aber zunächst der Umstand, dass Melanchthon selbst den Schwiegersohn intensiv an seiner politischen Tätigkeit teilhaben ließ und ihn spätestens seit 1556 wiederholt als Überbringer vertraulicher Botschaften, ja als „kirchenpolitischen Diplomaten“ verwendete.⁴² Damit wurden unter anderem auch die Grundlagen zu Peucers späterer vertrauter Beziehung zum Dresdener Kurfürsten August und seiner Bestallung zu dessen Leibarzt im Jahr 1570 gelegt. Schon die um ein Jahrzehnt älteren Dessauer Briefe zeigen indes, dass Peucer in Anhalt beträchtlichen Ehrgeiz entwickelte, insbesondere was die Sammlung von Nachrichten aus seinem eigenen Land Sachsen betraf. So war es eine Sache, *Zeitungen* zu liefern, eine andere aber, die Dresdener Instruktionen für kursächsische Diplomaten in Abschrift nach Dessau zu melden:

„Der Kurfürst von Sachsen hat eine Gesandtschaft zu Herzog Johann Wilhelm geschickt, deren Aufträge auf Entscheidungen und Gutachten seiner Räte und Theologen beruhen. Ihre Anführer sind Ponickau und der Kanzler; wer sonst noch dabei ist, konnte ich noch nicht ermitteln. Ich werde mich bemühen, sowohl von ihrer Instruktion als auch von der [herzoglichen] Antwort eine Abschrift zu beschaffen.“⁴³

Man wird eine solche Mitteilung nicht nach neuzeitlichen Maßstäben an Geheimhaltung und Loyalität gegenüber einer einzigen Obrigkeit bewerten dürfen, zumal selbst unter den fest besoldeten Beamten, die für den Nachrichtenverkehr zuständig

41 Nicollier-de Weck, Hubert Languet, 70f.

42 Dazu Nicole Kuroпка, Caspar Peucer und Philipp Melanchthon. Biographische Einblicke in eine reformatorische Gelehrtenfreundschaft, in: Hasse/Wartenberg, Caspar Peucer 1525–1602, 237–257, hier 247–250; Roebel, Humanistische Medizin, 85f. (Zitat: 85).

43 LASA, Z 6, Nr. 1217, Bl. 35r (nicht signiertes Beiblatt zum Brief an Bernhard VII. vom 3.3.1569: „Elector Saxoniae misit legationem ad Ducem Iohannem Wilhelmum cum mandatis ex decreto ac sententia Procerum et Theologorum desumtis. Principes legationes sunt Poniceus et Cancellarius. His qui alii sint adiuncti nondum exploratum habeo, sed dabo operam, ut et instructionis et responsionis exemplar conficiam.“ Vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 2596). Einblick in und Weitergabe von vertraulichen Dokumenten lässt auch die Bemerkung *heri rursus literas vidi, scriptas ultima Februarii in aula secreto* erkennen (Z 6, Nr. 1216, Bl. 119v; Peucer an unbek. Fürsten von Anhalt [Bernhard?], 17.3.1568; *Ärztebriefe*, Nr. 2376).

waren, eine gleichzeitige Besoldung von Seiten mehrerer Staaten keineswegs unüblich war.⁴⁴ Bei der Berichterstattung zum Altenburger Kolloquium, auf das sich das vorstehende wie auch das folgende Zitat beziehen, scheint es im Übrigen vor allem darum gegangen zu sein, dem Fürstentum einen Vorsprung an Information, sich zugleich aber durch deren Zurückhaltung vor der Öffentlichkeit einen Prestigegewinn als verlässlicher diplomatischer Partner zu verschaffen:

„Die Antwort, welche dem durchlauchtigsten Kurfürsten von Sachsen nach gemeinsamer Erwägung durch die Räte dieses Landes und die Theologen bezüglich des Altenburger Kolloquiums gegeben wurde, übersende ich Eurer Hoheit ebenso wie das Schreiben des Kurfürsten an Herzog Johann Wilhelm. Es soll noch nicht an die Öffentlichkeit gelangen, weswegen es Eure Hoheit verwahren werden, damit es nicht irgendwo anders ans Licht kommt. Denn wenn es schon verbreitet wird, dann doch bitte lieber durch andere.“⁴⁵

Demgegenüber trägt eine Nachricht wie die folgende doch gewisse konspirative Züge:

„Mit Plateanus habe ich über meinen Auftrag im Geheimen gesprochen. Er stellt sich Eurer Hoheit zur Verfügung, um Anweisungen zu erhalten und das Gewünschte verdeckt zu ermitteln. Das muss man aber verschleiern.“⁴⁶

Alle drei Beispiele aus dem Frühjahr 1569 zeigen, dass Peucer damals großes Vertrauen bei dem noch nicht 30-jährigen Fürsten Bernhard genoss. Ihm hatte er bereits fünf Jahre zuvor ein politisches Gutachten („Bedencken“) übersandt mit dem Angebot „wen E.F.G. entlich geschlossen haben, wil ich gerne weitter helfen radten“.⁴⁷ Dass er dazu auch vertraglich verpflichtet war, deutet die Formulierung „fides, munus meum, gratitudo“ an, mit der er an anderer Stelle seinen Dienstfeier

⁴⁴ Vgl. Johannes Kleinpaul, *Das Nachrichtenwesen der deutschen Fürsten im 16. und 17. Jahrhundert*, Leipzig 1930, 121. Politische Berichte an den Kurfürsten haben (soweit bisher bekannt) in Peucers Korrespondenz mit Sachsen indes keine wesentliche Rolle gespielt. Hierbei ist aber zu bedenken, dass das Kurfürstentum auf breitere Ressourcen zurückgreifen und z. B. auch Fremde wie Languet ohne weiteres in direkte Bestallung nehmen konnte. Ein Bericht Languets als Beilage eines Peucer-Briefs nach Anhalt findet sich ebenfalls: LASA, Z 6, Nr. 1217, Bl. 63f. (an Bernhard VII., 19.4.15[69]; *Ärztebriefe*, Nr. 2613). Dass Peucer wiederum auch Nachrichten und *Zeitungen* nach Königsberg lieferte, geht aus einem Antwortkonzept Herzog Albrechts vom 2.12.1560 hervor (Berlin, Geh. StaatsA, XX. HA, HBA Konz. A 4, K. 1144; *Ärztebriefe*, Nr. 21042).

⁴⁵ LASA, Z 6, Nr. 16, Bl. 23r (an Bernhard VII., 8.4.1569): „Responsa communi deliberatione Illustrissimo Principi Electori Saxoniae a proceribus harum regionum et theologis de colloquio Alteburgensi reddita, et Electoris ad Ducem Johannem Wilhelmum scriptum mitto Celsitudini Vestrae. Id cum nondum debeat esse publicum, Celsitudo Vestra asservabit ne alicunde emanet. Malim enim spargi ab aliis.“ Vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 45856). Peucers Hinweise zur Vertraulichkeit wurden bemerkenswerterweise vom Empfänger dahingehend verstanden, dass er sie auch seinem fürstlichen Bruder gegenüber wahren sollte, was Peucer im folgenden Brief (s. nächste Anm.) erschrocken dementierte. Zu Peucers Berichten aus Altenburg vgl. auch Gillet, Crato von Crafftheim, Teil 1, 393.

⁴⁶ LASA, Z 6, Nr. 16, Bl. 19v (an Bernhard VII., 12.4.15[69]): „Cum Plateano de commisso mihi negocio locutus sum clam. Sistit ille sese Celsitudini Vestrae, ut mandata accipiat et occulte exploret, quae cognoscenda erunt. Sed celari rem oportebit.“ Vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 45855).

⁴⁷ Krakau, Bibl. Jagiellońska, Autografy K. 125, Peucer (an Bernhard VII., 31.8.1564; vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 14901).

begründete.⁴⁸ Auffällig ist indes, mit welcher Intensität sich Peucer auch in weitergehenden Belangen um den jungen Fürsten bemühte, und zwar schon bevor dieser überhaupt an die Regierung gelangte: Bereits im Februar 1561 stellte er Bernhard eine Art Reisebibliothek zusammen, um ihm dann Anfang September ausführliche Vorschläge für die Gestaltung und Reiseroute seiner Kavaliertour nach Italien zu unterbreiten.⁴⁹ Sie lassen darauf schließen, dass sich Peucer als eine Art Hofmeister des angehenden Fürsten begriff, ohne dass klar würde, wie man sich dies angesichts der weitgehenden Abwesenheit Peucers vom Dessauer Hof konkret vorstellte. Sollte es keinen entsprechenden Vertrag gegeben haben⁵⁰, wäre an ein außergewöhnliches persönliches Vertrauensverhältnis zu Bernhard zu denken, für das es auch aus späterer Zeit mehrfache Indizien gibt. Dazu gehört der Umstand, dass der weitaus größte Teil von Peucers anhaltischer Korrespondenz dieser Jahre an Bernhard gerichtet ist⁵¹, vor allem aber ein von der übrigen Reihe inhaltlich ganz abweichendes Schreiben aus dem Jahre 1568, in dem Peucer dem Fürsten nach einer persönlichen theologischen Unterredung eine ausführliche historische Erläuterung der Chalzedonischen Konzilsbeschlüsse zu den zwei Naturen Christi übersandte.⁵² Die besondere Vertrauensposition, die Peucer demnach in Dessau genoss, leitete sich erkennbar von seinen über das Medizinische hinausgehenden Kompetenzen als Historiker und (Laien-)Theologe ab.

Zusammenfassend lässt sich bezüglich Peucers sagen, dass er im unmittelbar Wittenberg benachbarten Territorium ein durch Melanchthon und Camerarius wohlbestelltes politisches Betätigungsfeld vorfand, das ihn in Anbetracht der insgesamt freundlichen Beziehungen zwischen Kursachsen und Anhalt nicht in Loyalitätskonflikte brachte, sondern vielmehr gleichzeitig ein enges Verhältnis zu seinem kurfürstlichen Landesherrn aufzubauen erlaubte, der stärker als die Askanier einen Austausch auch über gelehrte Themen suchte. Durch sein Engagement für den

48 Wie Anm. 45.

49 LASA, Z 6, Nr. 1217, Bl. 22–24 vom 7.2.15[61] (*Ärztebriefe*, Nr. 2621); ebd., Bl. 52–54 vom 2.9.15[61] (Empf. ermittelt; *Ärztebriefe*, Nr. 2608). Vgl. auch ebd. Bl. 80 vom 24.2.15[62] (*Ärztebriefe*, Nr. 2624) mit der Einführung des Joachim Camerarius bei Bernhard.

50 Ein solcher könnte um 1560/61 eigentlich nur von Fürst Joachim, Peucers erstem Dienstherrn in Anhalt, initiiert worden sein; warum Fürst Bernhard dabei gegenüber seinem älteren Bruder Joachim Ernst bevorzugt behandelt worden wäre, erschließt sich ebenfalls nicht ohne weiteres.

51 Es sind dies 49 der insgesamt 97 Briefe aus der Zeit bis 1574.

52 LASA, Z 6, Nr. 1217, Bl. 22–24 vom 9.8.1568 (*Ärztebriefe*, Nr. 2589). Die vertiefte Beschäftigung Peucers mit diesem Thema dürfte ihren Ursprung in einer Gesandtschaft der Böhmisches Brüder haben, die sich Anfang 1568 in Wittenberg aufhielt und ebendiese Fragen verhandelte: siehe dazu Anton Gindely (Hg.), Quellen zur Geschichte der Böhmisches Brüder, vornehmlich ihren Zusammenhang mit Deutschland betreffend, Wien 1859 (= *Fontes rerum Austriacarum* II/19), 296–318, bes. 309f., vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 52222. Zu einer ganz ähnlichen Bestrebung Peucers, eine Generation später dem pfälzischen Kurfürsten in Lehrbriefen theologische Unterweisung zu erteilen, siehe Heinz Scheible, Caspar Peucer und die Kurpfalz, in: Hasse/Wartenberg, Caspar Peucer 1525–1602, 259–272. Darüber hinaus ist festzustellen, dass sich Peucer in seiner zweiten anhaltischen Wirkungsphase erneut um den jungen Dessauer Fürsten – nunmehr Joachim Ernsts Sohn Bernhard (VIII.) – bemühte und diesen, wie eine Generation zuvor seinen Namensvetter, auch auf der Studienreise mit brieflichem Rat begleitete (Z 6, Nr. 1217, Bl. 43 und 44 vom 27.6. und 3.8.1590; *Ärztebriefe*, Nr. 2602–2603). Eine sichere Zuordnung des bereits besprochenen dritten „Reisebriefes“ zum Jahr 1561 und damit zu Bernhard VII. (siehe oben, Anm. 49) ist nur durch Schriftvergleich und die abweichenden Datierungsgewohnheiten Peucers in den Jahren vor und nach seiner Haft möglich, jedenfalls aber gesichert.

jungen Fürsten Bernhard konnte er zudem hoffen, unter dem Eindruck politischer Katastrophen wie in Frankreich seinen Teil zur nachhaltigen Stärkung und Mehrung der als wahr empfundenen Religion und der *res publica* in Deutschland beizutragen. Für unsere spezifische Fragestellung aber ist entscheidend, dass Peucers ärztliche Tätigkeit, obgleich vom askanischen Hof gerne genutzt wie die anderer externer Leibärzte⁵³, weder aus seiner Perspektive noch aus der des Hofes die ausschließliche oder auch nur die ausschlaggebende Komponente seines Dienstverhältnisses darstellte. Gewiss bestellte man ihn, da er eine medizinische Autorität und zudem nur wenige Kilometer entfernt tätig war, doch vor allem muss man sich in Dessau bewusst gewesen sein, dass Caspar Peucer der „einflußreichste Mann an der Universität“ (H. Scheible) und nach 1560 vermutlich sogar in der Reformationshauptstadt Wittenberg überhaupt war, der deutlich besser informiert war als andere. Man darf annehmen, dass dies der eigentliche Grund war, ihn einzustellen und über viele Jahre unter Vertrag zu behalten. Ob der Dessauer Hof auf seine *Zeitungen* im Einzelnen wirklich essentiell angewiesen war, ist eine andere Frage, da man wohl auf zahlreiche weitere Informanten zurückgreifen konnte.⁵⁴ Insofern dürften Peucers persönliche Beziehungen und sein Prestige mindestens ebenso wichtige Gründe gewesen sein, sich seiner zu versichern.

Zugleich kann aber nicht die Rede davon sein, dass Caspar Peucer etwa die *typische* Figur eines Leibarztes verkörperte. Dazu ist vor allem an den fundamentalen Unterschied zu erinnern, der zwischen einer Position wie der seinen in Anhalt und ‚mächtigen‘ Leibärzten etwa in Frankreich bestand: Während sich diese dauerhaft am Hof bzw. in unmittelbarer Nähe des Königs aufhielten und so tatsächlich einen alltäglichen Zugang zum Monarchen hatten, war Peucer – wie im Übrigen die überwältigende Zahl der deutschen Leibärzte des 16. und auch noch des 17. Jahrhunderts – *von Haus aus* bestellt.⁵⁵ Mit dieser Konstruktion, die ursprünglich wohl einfach dem Mangel an Ärzten geschuldet war, konnte sich allerdings der bedeutende Vorteil verbinden, dass man am Hof auf „Diener“ an anderen Orten zurückgreifen konnte, die somit auch andere Informationen hatten. Der Vorteil ließ sich allerdings nur dann wirklich ausspielen, wenn der Lebensmittelpunkt des Leibarztes eine gewisse herausgehobene Bedeutung als Umschlagplatz für Neuigkeiten besaß. Im Falle Peucers war die Situation nahezu ideal, weil sein Wohnort Wittenberg ein

53 An der Behandlung des todkranken Fürsten Bernhard im Frühjahr 1570 waren neben Peucer auch Stephan Mertens (aus Bernburg), Caspar Neefe (aus Dresden), Gervasius Marstaller (als persönlicher Leibarzt Bernhards, ansonsten 1568–70 in Bernburg und Zerbst nachgewiesen) und der Dessauer Hofarzt Furmann beteiligt: LASA, Z 6, Nr. 1137, S. 2f.; *Ärztbriefe*, Nr. 2103).

54 Für die Köthener Residenz Fürst Wolfgangs ist beispielsweise ein umfangreicher Bestand von *Relationen* und *Zeitungen* aus verschiedenen europäischen Ländern erhalten (LASA, Z 70, A 9a Nr. 234–265 aus den Jahren 1552–1649), für Dessau immerhin sieben Bände aus den Jahren 1605–1618 (LASA, Z 44, A 9a I c, Nr. 6–12). Wie ein Schreiben des Fürsten Joachim Ernst belegt, suchte man im Übrigen in Dessau auch andere, dem Land in loserer Form verbundene Ärzte zur Übersendung von *Zeitungen* zu bewegen: Chemnitz, StadtA, Neefe-Lade 16, Nr. 19 (an Caspar Neefe, 4.1.1573; *Ärztbriefe*, Nr. 24933).

55 Längere Aufenthalte am Hof ergaben sich – außer bei akuten Notfällen – in der Regel nur während Reisen des Fürsten und des Hofes. In manchen Territorien wurde die Pflicht zur Mitreise im In- und Ausland in den Bestallungsbriefen der Leibärzte festgehalten (ein Beispiel: Bestallung des Johannes Posthius im Fürstbistum Würzburg, 22.2.1569; Würzburg, StaatsA, Standbuch 794, Bl. 414r; *Ärztbriefe*, Nr. 19762). Zur Präsenz von Leibärzten am Hof bei Abwesenheit des Fürsten siehe unten.

sehr wichtiges Zentrum, sein Dienstort Dessau aber von dort betrachtet Peripherie war. War die geografische Konstellation ungünstiger, entfiel der damit verbundene Vorteil und wurde u. U. ins Gegenteil verkehrt, wenn aufgrund der Entfernung gar die Anreise des Leibarztes nahezu unmöglich wurde.⁵⁶ Für viele kleine Residenzen in Deutschland dürfte daher gelten, dass man, selbst bereits in peripherer Lage, von den auswärtigen Leibärzten als Informanten kaum profitieren konnte und auf diese Möglichkeit der Nachrichtenbeschaffung daher verzichtete. Die bisher im Akademieprojekt erfolgte Sichtung einer großen, geografisch weit gestreuten Anzahl höfischer Ärztekorrespondenzen bestätigt diese Annahme auf das deutlichste: Lediglich in einem einzigen Fall wissen wir davon, dass die abgelegene Grafschaft Waldeck auf die Hilfe eines zugleich in Kassel tätigen Arztes als Vermittler von *Zeitungen* setzte.⁵⁷

Schließlich ist erneut zu betonen, dass es bei einer politisch auffällig exponierten Stellung von Leibärzten im 16. Jahrhundert ihr nichtmedizinisches, d. h. zumeist konfessionelles Engagement war, welches ihnen eine Sonderstellung verlieh, nicht aber ihre Rolle als Arzt. Dementsprechend sind die wenigen weiteren Mediziner, die wir als politische Akteure im deutschen 16. Jahrhundert ausmachen können, meist solche, die die protestantische Sache als engagierte Laien befördern halfen.⁵⁸ Zu ihnen gehören einige prominente Stadtärzte der Reformationsjahre wie Gereon Sailer (Augsburg) und Ulrich Geiger (Straßburg), die später in die Dienste führender Angehöriger des protestantischen Lagers traten – Sailer beim Landgrafen Philipp, Geiger bei Pfalzgraf Friedrich III. – und von diesen als Diplomaten eingesetzt wurden⁵⁹, aber auch der bekannte Thomas Erastus. Dieser war wie Peucer

56 Dies zeigt das Beispiel von Peucers Nachfolger als Leibarzt in Dessau, Johann Hartig, der im beinahe 300 Kilometer entfernten Zittau ansässig war und trotz Anforderung oftmals nicht anzureisen vermochte. Auch er war offenbar gehalten, *Zeitungen* mitzuteilen, doch geschah dies nur sehr sporadisch und dann in Gestalt überaus allgemein bleibender, oft auch schon älterer Nachrichten vornehmlich aus Prag: LASA, Z 6, Nr. 52, III, Bl. 7f. vom 5.5.1612 mit Beilage eines Berichts zur vier Monate zurückliegenden Kaiserwahl; *Ärztebriefe*, Nr. 1509).

57 Barbara von Waldeck an den Kasseler Leibarzt Moritz Thaurer mit der Bitte um Nachrichten und Zeitungen, 1589/90 (Marburg, StaatsA, Best. 115/01, Nr. 759; *Ärztebriefe*, Nr. 21341f.). Zu einem strukturell ähnlichen Fall – Johannes Rhenanus als Informant des *abgedankten* Landgrafen Moritz – siehe Moran, Prince-practicing, 111.

58 Dass man sich aber auch auf katholischer Seite die weitergehenden Talente gelehrter Ärzte zunutze machte, zeigt die Karriere Thomas Mermanns, der zum Leibarzt Wilhelms V. von Bayern aufstieg, zugleich aber sein politischer ‚Briefsteller‘ und der Reisebegleiter seines Sohns Maximilian wurde. Vgl. zu ihm Gustav Falk, Dr. Thomas Mermann von Schönberg, herzoglich bayerischer Arzt und Leibmedikus (1547–1612), in: Das Bayerland 16 (1905), 558–560, 571–574, 585f., nicht aber Kägler, Manifestationen des Vertrauens. – Katholische Ärzte als politische Mittler im päpstlichen Verkehr mit einem protestantischen Hof (unter den Bedingungen des frühen 17. Jahrhunderts) beschreibt Sabina Brevaglieri, Medici e mediazione politica all’inizio della Guerra dei Trent’anni: la corte di Assia-Darmstadt e le storie naturali di Roma, in: Andretta u. a., Tramiti, 67–102.

59 Stets in städtischen Funktionen (Bürgermeisteramt) verblieb dagegen der – im Übrigen katholisch gebliebene – Georg Agricola in Chemnitz, der aber auch von Moritz von Sachsen als Diplomat verwendet wurde. Als Geschäftsträger und politischer Berichterstatter des württembergischen Herzogs ist in den 1540er-Jahren außerdem Balthasar Eißlinger greifbar. In seinem Fall hat man in Stuttgart z. B. den Umstand genutzt, dass der Reichstag von 1545 Worms zu einem temporären Zentralort machte, von dem der in Speyer ansässige Leibarzt von Haus aus bequem berichten konnte (s. z. B. Stuttgart, HStA, A 20 Bü 43, Nr. [9] vom 18.7.1545; *Ärztebriefe*, Nr. 31794). Schließlich ist für den in braunschweigischen Diensten stehenden Hamburger Arzt Jost Porter ein diplomatischer Einsatz zwischen den Höfen von Oldenburg und Wolfenbüttel belegt (Porter an Graf Anton I., 21.2.1569: Oldenburg, LA, Best. 20-3, Nr. 467, Bl. 2f.; *Ärztebriefe*, Nr. 47741; Instruktionen Herzog

sowohl Professor der Medizin als auch Leibarzt, allerdings in ein und demselben Territorium, der Kurpfalz. Während seiner langjährigen Tätigkeit in Heidelberg war er nicht nur ein prominenter Teilnehmer der protestantischen, insbesondere auch theologischen Briefnetzwerke, sondern wurde auch zeitweise in der kurfürstlichen Kanzlei eingesetzt.⁶⁰ Für Erastus gilt wie für Peucer, dass man sich an den Höfen gerne der besonders gut vernetzten und der konfessionellen Sache verpflichteten Ärzte bediente – ohne sie jedoch ausschließlich an den Hof zu ziehen. Von einem solchen Fall, also der ganz anders gearteten Situation eines ständigen Hofarztes, soll im Folgenden die Rede sein.

2. Ein anderer Weg aus Wittenberg nach Anhalt: Wolfgang Furmann als Hofarzt

Was den von Haus aus bestellten Leibärzten grundsätzlich nicht möglich war – der ständige direkte Kontakt zum Herrscher –, war dagegen für den permanent anwesenden Hofarzt selbstverständlich. Nach dem bisher Gesagten dürfte ihm daher insgesamt der größere ‚Einfluss‘ auf seinen fürstlichen Herrn möglich gewesen sein. Wir können diese Annahme an zwei bislang von der Forschung unbeachtet gebliebenen Hofärzten überprüfen.

Die zu großen Teilen erhaltenen Korrespondenzen des Dessauer Hofes im 16. Jahrhundert erlauben es, für die gleiche Periode, in der Caspar Peucer von Wittenberg aus in Dessau tätig war, auch seinen dortigen Hofarztkollegen in den Blick zu nehmen: Wolfgang Furmann, aus der anhaltischen Residenz Zerbst stammend, immatrikulierte sich 1536 in Wittenberg für ein Artesstudium, in welchem er zunächst den Titel eines Baccalaureus und schließlich 1543 den eines Magisters erwarb. Schon während dieser Zeit besuchte er auch medizinische Lehrveranstaltungen, namentlich bei Augustin Schurff, erwarb jedoch offenbar keinen akademischen Abschluss in diesem Fach. Ende November 1547 stellte ihm Melanchthon als Dekan ein sehr vorteilhaftes Zeugnis aus, das mit der Erwähnung von Furmanns Medizinstudium beginnt. Im weiteren Textverlauf wird die Sinnhaftigkeit naturkundlicher Studien unterstrichen, welche mit einem von Melanchthon sehr geschätzten Bild als „*consideratio illustrium testimoniorum providentiae*“ (etwa: Nachdenken über die bedeutenden Zeugnisse für das Walten der Vorsehung) umschrieben sind, sodann der offenkundige Nutzen der Medizin als Auffinderin von „*vitae praesidia*“ (Mittel zum Schutz des Lebens) gelobt und die Beschäftigung mit ihr an die Theologie zurückgebunden, der sich Furmann ebenfalls gewidmet habe. Das Zeugnis schließt mit einer nachdrücklichen Empfehlung an Fürst Georg von Anhalt und Segenswünschen für

Julius' an Porter in dieser Sache: Göttingen, SUB, 2 Cod. Ms. iur. 8, Bd. 9; Katalogisat: *Ärztebriefe*, Nr. 47029). Die Verwendungen Eißlingers und Porters lassen keinen religionspolitischen Schwerpunkt erkennen.

60 Zu Erastus grundlegend: Charles D. Gunnoe Jr., Thomas Erastus and the Palatinate. A Renaissance Physician and the Second Reformation (= Brill's Series in Church History 48), Leiden/Boston 2011, dort 439–464 Verzeichnis seines Briefwechsels; seither bekannt gewordene Ergänzungen in *Ärztebriefe*. Die Korrespondenz des Erastus mit dem Bremer Bürgermeister Daniel von Büren aus den Jahren 1561–1569 (*Ärztebriefe*, Nr. 4704–4708) zeigt den Leibarzt als – allerdings den kurfürstlichen Räten eindeutig untergeordneten – Diplomaten.

Furmanns Zukunft.⁶¹ Aus diesem Dokument scheint sich wie von selbst zu erklären, weshalb wir Furmann wenig später erstmals als *archiater* Georgs bezeichnet finden⁶²: wie im Falle Peucers war hier augenscheinlich durch Melanchthon die Tür zum Hofdienst geöffnet worden. In Wirklichkeit aber war die Karriere Furmanns etwas anders verlaufen, denn dieser stand bereits *vor* der Ausstellung des Zeugnisses im Dienst Georgs, jedoch nicht als Arzt, sondern als Sekretär, wie weitere Briefe Melanchthons zeigen.⁶³ Er hatte somit eine seinem Abschluss entsprechende Anstellung mit persönlicher Bindung an den Fürsten (hieraus erklären sich wechselnde Aufenthalte in Dessau und Merseburg) erhalten; erst zu einem späteren Zeitpunkt – und sehr wahrscheinlich unterstützt durch Melanchthons Zeugnis – ist ihm dann wohl die zusätzliche Funktion des Arztes übertragen worden. Dabei wechseln die Bezeichnungen auf den an ihn adressierten Briefen, sodass er einmal als *physicus et cubicularius* (Arzt und Kammerdiener) erscheint⁶⁴, dann wiederum als „Arzt der Fürsten von Anhalt“ im Plural.⁶⁵ Furmann wurde außerdem wenig später zum Rat ernannt und übernahm im Laufe einer langen Tätigkeit am Hof eine weitere zentrale Aufgabe in der Verwaltung des Fürstentums, nämlich die des Rent- oder Kammermeisters.⁶⁶ Dass er aber auch seine ärztliche Funktion weiterhin behielt, zeigen Dokumente der Jahre 1569/70, als er, wie bereits notiert, auch bei dem sterbenden Bernhard VII. hinzugezogen wurde.⁶⁷ Wir sehen mit Furmann also einen akademisch gebildeten (wenn gleich nicht, wie meistens, in den Rechten promovierten) Hofbeamten, der zugleich Arzt war und als solcher von Kollegen wie Milich und Peucer geachtet wurde. Seine

61 MBW, Nr. 4970 vom 25.11.1547. Zu diesen und weiteren, fast gleichlautend formulierten *laudes medicinae* bei Melanchthon siehe zusammenfassend Jürgen Helm, *Medizin*, in: Günter Frank (Hg.), *Philipp Melanchthon – Der Reformator zwischen Glauben und Wissen. Ein Handbuch*, Berlin/Boston 2017, 507–513, hier 509f. Der im Zeugnis genannte Magistertitel Furmanns war kein theologischer, sondern ein philosophischer, wie bereits die Ausstellung durch den Dekan der philosophischen Fakultät zeigt (Melanchthon besaß keinen theologischen Abschluss). Als *magister medicinae* erscheint Furmann zuweilen irrtümlich in Adressen (LASA, Z 6, Nr. 385, S. 38, von Johann Forster, 17.4.1551; *Ärztbriefe*, Nr. 45876); 1569 wertete ihn sein Fachkollege Stephan Mertens in einem Behandlungsbericht offenbar absichtlich durch diesen Titel auf (Z 6, Nr. 935, Bl. 11; vgl. unten Anm. 67).

62 LASA, Z 6, Nr. 1039, S. 2 (von Reinhold Merks, 26.9.1548; *Ärztbriefe*, Nr. 45918). Genau genommen bezeichnet der Begriff den persönlichen Leibarzt; entscheidend ist aber Furmanns Präsenz bei Hofe.

63 MBW, Nr. 4513 vom 25.12.1546 (zu dieser zwingenden Auflösung des Datums siehe Heinz Scheible, *Berichtigungen zu jüngst edierten Melanchthon-Briefen*, in: *Archiv für Reformationsgeschichte* 56 [1965], 65–78, hier 71f.); Nr. 4623 vom 4.3.1547. Ich danke Matthias Dall’Asta (Heidelberg) für Hinweise in dieser Frage.

64 LASA, Z 6, Nr. 385, Bl. 27 (von Johann Forster, 14.12.1549; *Ärztbriefe*, Nr. 45867) und weitere im gleichen Akt.

65 *physico principum ab Anhalt*, ebd., Bl. 36 (von dems., 1.10.1551; *Ärztbriefe*, Nr. 45874); *medico principum in Anhalt*, Z 6, Nr. 661, S. 9 (von Caspar Peucer, 23.4. o. J.; *Ärztbriefe*, Nr. 45889).

66 Die ältesten Titulierungen Furmanns als Rat (*consiliarius*) im noch nicht erschlossenen umfangreichen Briefwechsel Jakob Milichs (LASA, Z 6, Nr. 1073) dürften bereits in das Jahr 1554 fallen. Als Rentmeister ist er aus Akten nachgewiesen bei Ulrich Schrecker, *Das landesfürstliche Beamtentum in Anhalt von seinen ersten Anfängen bis zum Erlass bestimmter Verwaltungsordnungen (ungefähr 1200–1574)* (= Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 86), Breslau 1906, 92–97 und 149f.; abweichend wird Furmann auch als „Kammermeister“ (LASA, Z 6, Nr. 784, Bl. 27, von Maximus von Kötzschau, 3.12.1575; *Ärztbriefe*, Nr. 45887) oder „Cammer Rath“ (Z 6, Nr. 1289, S. 3 aus dem Jahr 1574) tituliert.

67 LASA, Z 6, Nr. 935, S. 7–26 (Bericht Dr. Stephan Mertens’ über das Sterben der Fürstin Agnes, 1569; *Ärztbriefe*, Nr. 1631); Z 6, Nr. 1216, Bl. 52 (Bericht über Bernhard VII., 1.3.1570; *Ärztbriefe*, Nr. 2154).

Arbeit in Kanzlei und Verwaltung band ihn, anders als die Leibärzte von Haus aus, dauerhaft an den Hof, ohne dass der förmliche Titel eines Hofarztes nachzuweisen wäre (eine Bestallung fehlt). Schon der Beginn seiner Karriere in den 1540er-Jahren lässt dabei erkennen, dass Furmann als gelehrter Beamter, nicht als Arzt angeworben wurde, und die sehr umfangreichen Korrespondenzen des Dessauer Sekretärs zeigen deutlich, worin eigentlich seine privilegierte Stellung bestand: Über ihn hatte man an den Fürsten heranzutreten, sodass Furmann buchstäblich eine Schlüsselrolle bei Hofe einnahm.⁶⁸ Nur wenige Prominente wie Melanchthon oder Camerarius, die auf eine besondere persönliche Vertrauensbeziehung zum Fürsten bauen konnten, wandten sich auch unmittelbar an Georg bzw. seine Nachfolger.⁶⁹ Gewiss trugen die geringe Größe des Dessauer Hofes und die erst noch im Aufbau befindliche moderne Verwaltung dazu bei, Furmann seine Stellung mit mehreren Aufgaben zu ermöglichen. Zugleich hatte Melanchthon ebenfalls Anteil an Furmanns Karriere, war er doch Begründer einer neuen Vorgehensweise, Empfehlungen professionell und konfessionell geeigneter Kandidaten nicht mehr nur an Privatleute oder Universitäten, sondern direkt an städtische und fürstliche Obrigkeiten zu richten.⁷⁰ Wie man diese Faktoren auch gewichtet – als ein, wenn auch in kleinem Rahmen, ‚mächtiger‘ Arzt im Dunstkreis Wittenbergs hätte Furmann schon längst die Aufmerksamkeit der Forschung verdient gehabt, die ihm selbst die anhaltische Landesgeschichtsschreibung nicht hat zuteil werden lassen.⁷¹

3. Schlüsselposition in verzweifelter Lage: Johann Ratzenberger in Weimar

Wiederum ist an dieser Stelle zu fragen, ob Furmanns Position eine Ausnahme darstellte oder als typisch für die Hofärzte seiner Zeit in den deutschen Territorien gelten darf. Eine Antwort ist schwierig, da die Quellenlage hier ungünstiger ist als bei den Leibärzten: Die Präsenz bei Hofe führte in der Regel dazu, dass der wesentliche Teil des Austausches mit dem Fürsten mündlich stattfand. Dennoch

68 LASA, Z 6, Nr. 1231, S. 3 vom 21.9.1560: „Cum autem sciam V.E. aditum facilem ad ipsius Celsit. habere, peto a vobis summpere ut meum hoc scriptum Celsit. ipsius offeratis et vestra oratione et testimonio commendatis.“

Theodor Plateanus, der eine Gedenkschrift auf Jakob Milich für Fürst Joachim übersendet, beruft sich hier auf Furmanns freien Zugang zum Fürsten, der allgemein bekannt sei. Vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 51941.

69 Der Briefwechsel Milichs mit Dessau stellt im anhaltischen Rahmen einen Sonderfall dar, da dieser neben der deutschsprachigen Korrespondenz mit den Fürsten zugleich einen – deutlich umfangreicheren – lateinischen Austausch mit Furmann unterhielt, offenbar auch über fachliche Fragen.

70 Dazu Milton Kooistra, *The influence of the Protestant Reformation on Philip Melanchthon's letters of recommendation*, in: Jeanine de Landtsheer/Henk Nellen (Hgg.), *Between Scylla and Charybdis. Learned letter writers navigating the reefs of religious and political controversy in Early Modern Europe* (= Brill's Studies in Intellectual History 192), Leiden 2011, 109–126, hier 109–111.

71 Bei Johann Christoph Becmann, *Historie des Fürstenthums Anhalt [...]*, V.–VII. Teil, Zerbst 1710, fehlen die Dessauer Beamten des 16. Jahrhunderts in der entsprechenden Aufstellung (VII. Teil, 182–190) ganz. Neben der erwähnten verwaltungsgeschichtlichen Studie Schreckers bieten nur Krause, *Melanthioniana*, 138 und danach MBW 12 (Personen F–K), Stuttgart-Bad Cannstatt 2005, 106 kurze biografische Notizen. Hinzuzufügen ist, dass Furmann wohl kurze Zeit vor dem 30.3.1581 verstorben ist (LASA, Z 6, Nr. 407, Bl. 22r–28r: Nachlassverzeichnis von diesem Datum).

lässt sich bei vergleichender Betrachtung verschiedener Territorien erkennen, dass sich aus der permanenten Anwesenheit des Arztes ein vermehrter Einfluss ergeben konnte. Auch hier aber gilt, dass dieser nicht in der medizinischen Funktion begründet lag, sondern in weiteren Aufgaben in Politik und Verwaltung. Als zweites Beispiel eines ‚politischen‘ Hofarztes soll Johann Ratzenberger (1531–1586) dienen. Mit den oben vorgestellten Ärzten in anhaltischen Diensten hat er eine enge persönliche Bindung an das Zentrum der Reformation gemeinsam: Bereits sein Vater Matthäus (1501–1559) ist als Arzt und Biograf Luthers und später als Vormund von dessen Kindern bekannt. Der Sohn war zunächst in Coburg tätig, wurde dann aber zu Beginn der 1570er-Jahre Hofarzt in Sachsen-Weimar. Er trat sein Amt in stürmischen Zeiten an, geriet doch das kleine Herzogtum immer mehr in die innersächsischen Auseinandersetzungen hinein. Nach dem Tod des Herzogs Johann Wilhelm im März 1573 suchte Kurfürst August während seiner langjährigen Vormundschaft über die herzoglichen Söhne eine Machtentscheidung herbeizuführen; die Herzoginwitwe Dorothea Susanna wie auch viele Angehörige der bisherigen Regierung waren zeitweise gezwungen, das Land zu verlassen.⁷² In dieser Lage konnte sich Johann Ratzenberger als nahezu einziger verbliebener Angehöriger des alten Hofstaats in Weimar halten (selbst niedere Chargen wie Barbieri wurden entlassen). Ratzenberger selbst war nicht nur als Hofarzt, sondern ebenso als Rat bestellt. Wenn man ihn, anders als andere, nicht ohne weiteres entfernen konnte, so dürfte dazu die – ärztliche – Aufsichtsfunktion über die „jungen Herren“, also die unmündigen Prinzen, wesentlich beigetragen haben. Zugleich hielt er von Weimar aus über Jahre hinweg eine politische Korrespondenz sowohl mit der Fürstin, der er auch durch persönliches Treueversprechen verpflichtet war, als auch mit ins Exil gegangenen Beratern und Theologen aufrecht.⁷³ Der umfangreiche, in Teilen sogar ausdrücklich im Namen der Fürstin geführte Briefwechsel dokumentiert Ratzenbergers hartnäckige Loyalität zu seiner alten Herrschaft, seine Bemühungen, auch durch Kopieren und Senden von Akten ihre diplomatischen Bestrebungen zu fördern, aber auch eigene Reisen z. B. an den Dresdener Hof. Die exponierte Situation, in die er geraten war, und besonders die als ausweglos empfundene religiöse Lage im Streit um die Konkordienformel führten bei Ratzenberger im Frühjahr 1577 schließlich zu Erschöpfungszuständen und offener Verzweiflung.⁷⁴ Als sich die Lage in den frühen 1580er-Jahren beruhigte und manche der Ausgewichenen ins Land zurückkehren konnten, blieb der Arzt weiterhin ein Anlaufpunkt für Petenten, da man wusste, dass er Zugang zum jungen

72 Zu den Einzelheiten siehe jetzt ausführlich Daniel Gehrt, *Ernestinische Konfessionspolitik. Bekenntnisbildung, Herrschaftskonsolidierung und dynastische Identitätsstiftung vom Augsburger Interim 1548 bis zur Konkordienformel 1577* (= Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 34), Leipzig 2011, hier bes. 463–525.

73 Siehe z. B. seinen Bericht an Herzogin Dorothea Susanna vom 4.9.1573 (Gotha, FB, Chart. A 55, Bl. 416–418; *Ärztbriefe*, Nr. 23230). Die Vielfalt der Aufgaben des dezidiert als „Hoff medicus“ unterzeichnenden Ratzenberger illustriert z. B. ein Schreiben an den ehemaligen Rat und Wittumsvormund der Herzogin, Johann Roßbeck, vom 25.2.1575 (Gotha, FB, Chart. A 67, Bl. 5–7; *Ärztbriefe*, Nr. 23236).

74 Gotha, FB, Chart. A 72, Bl. 196–201 (an den exilierten Theologen Kaspar Bienemann, 27.2. und 1.3.1577; *Ärztbriefe*, Nr. 23210 und 23217).

Herzog hatte.⁷⁵ In seinem Fall sieht man noch deutlicher als bei Furmann, dass es die Kombination von Amtsaufgaben des Rates und individuellem politisch-konfessionellen Handeln in einer dynastischen Krisensituation, nicht aber die Position des Arztes war, aus der Ratzenbergers zentrale Funktion im Herzogtum resultierte.

Versuch einer Bilanz: ‚Mächtige‘ Leibärzte?

Aus der naheliegenden Annahme, dass die besondere Beziehung zwischen Mächtigen und ihren Ärzten ein spezielles Maß an Vertrauen mit sich bringt, sind von der Geschichtswissenschaft unterschiedliche Folgerungen abgeleitet worden. Eine Studie der 1950er-Jahre ging davon aus, man könne aus dem weitreichenden Vertrauen ‚großer‘ Patient*innen in die Verschwiegenheit ihrer Ärzte im Umkehrschluss profunde Einblicke in das Innere dieser Mächtigen aus den Aufzeichnungen eben dieser Ärzte gewinnen.⁷⁶ Die jüngere Forschung pflegt aus diesen Arzt-Patient*innen-Verhältnissen eher abzuleiten, dass den (Leib)Ärzten daraus besondere – gute oder weniger gute – Einflussmöglichkeiten auf die (zumal kranken) Herrscher*innen und damit im Allgemeinen auf die Politik erwachsen.⁷⁷ Dass solche Vorstellungen keineswegs neu sind, sondern vielmehr als ein langlebiger Mythos von der ‚Macht der Leibärzte‘ gelten können, zeigt ein Raisonement des Nürnberger Arztes und Paracelsisten Heinrich Wolf, der bereits 1566 seinem Kollegen Joachim Camerarius d. J. gegenüber zürnte:

„Die Ärzte standen einst in solchen Ehren, dass sie sogar Königen geboten. Wir hier dagegen werden wie Hunde gehalten und von Schustern (= Handwerkern), alten Männern, Weibern und Huren herumkommandiert.“⁷⁸

Ohne dass wir den näheren Kontext dieses Ausbruches bestimmen können, ist doch der Grundgedanke eines dominanten Einflusses der Ärzte auf Herrscher*innen deutlich zu erkennen. Es ist sicher richtig, dass spezielle historische Konstellationen einen solchen Einfluss befördern konnten, doch dürfen eben solche Fälle wie etwa die Einflussnahme auf die Geschicke des französischen Herrscherhauses durch Jean

75 Siehe z. B. Gotha, FB, Chart. A 75, Bl. 404–406 (von Georg Autumnus, 14.5.1583; *Ärztebriefe*, Nr. 23280). Wie delikat Ratzenbergers Aufgaben blieben, zeigt ein Schreiben im gleichen Band (Bl. 213f., von Virgil Pingitzer, 7.11.1581; *Ärztebriefe*, Nr. 23393), demzufolge es galt, die Gefahren durch eine Seuche gegen die einer Beschädigung des religiösen Leumunds der Herzogin abzuwägen.

76 Wilhelm Treue, *Mit den Augen ihrer Leibärzte. Von bedeutenden Medizinem und ihren großen Patienten*, Düsseldorf 1955.

77 Nutton, *Introduction*, 12 stellt lapidar fest: „Access to the monarch in some of his most intimate moments gave the court physician power to harm or benefit the state“. Vgl. auch den erneut den Machtaspekt betonenden Titel eines französischen Sammelbandes: Jacqueline Vons/Stéphane Velut (Hgg.), *Pouvoir médical et fait du Prince au début des temps modernes. Actes du colloque de Tours 17–18 juin 2010*, Paris 2011.

78 Harburg, Fürstl. Oettingen-Wallersteinsches Archiv, Oe.B. VII.2°.6, 214: „Medici olim in magno honore sunt habiti, adeo ut regibus imperarint; nos hic pro canibus venaticis habemur, imperant nobis cerdones, ἔξωποι, vetulae, meretrices.“ Vgl. *Ärztebriefe*, Nr. 5067.

Riolan im Dienst Richelieus⁷⁹ oder gar spektakuläre Staatsaffären wie die um Johann Friedrich Struensee nicht ohne weiteres verallgemeinert werden.

Will man die Frage für die Frühe Neuzeit im Heiligen Römischen Reich dennoch stellen, so empfiehlt sich als Erstes eine Differenzierung. Nach allem, was wir wissen, sollte jedenfalls die Möglichkeit zum direkten politischen Einfluss vorzugsweise den *Hof-*, nicht aber den *Leibärzten* attestiert werden – wenigstens soweit letztere von Haus aus bestellt waren. Von diesen beiden Gruppen stand allein die erstgenannte ständig in hinreichender Nähe zum Herrscher, denn die anreisenden Leibärzte hielten sich ausschließlich bei akuten Erkrankungen der fürstlichen Patientinnen tatsächlich in deren Umgebung auf. Waren sie dagegen für längere Zeit anwesend, so bedeutete dies gerade im Gegenteil, dass der Herrscher *nicht* am Hofe war: Der Leibarzt fungierte dann vor allem als professioneller Wächter über den Gesundheitszustand der fürstlichen Kinder.⁸⁰ Für den umtriebigen und vielbeschäftigten Peucer bedeuteten solche Aufenthalte am (sächsischen) Hof freilich eher eine Geduldprobe und eine ungeliebte Begegnung mit dem Hofleben und seinen Tücken.⁸¹ Tatsächlich wurde der von Haus aus bestellte Leibarzt in solchen Fällen gleichsam zum Hofarzt auf Zeit – mit allen Pflichten eines fürstlichen „Diener“, jedoch ohne die Spielräume, die eine *feste* Zugehörigkeit zu diesem Hof womöglich mit sich gebracht hätte. In Anhalt dagegen wusste man einzuschätzen, dass es vorteilhafter war, Peucer nicht als Arzt an die enge Welt einer kleinen Residenz zu binden: Sein komplexes Geflecht persönlicher Beziehungen *außerhalb* der Landesgrenzen, seine gelehrten Kompetenzen *jenseits* der Medizin und besonders sein zumal in Wittenberg geradezu selbstverständliches laientheologisches Engagement mussten demgegenüber als weit-aus nutzbringender erscheinen und führten daher zu seiner loseren, gleichwohl aber langfristigen Bindung an den Dessauer Hof.

In seiner ersten anhaltischen Wirkungsphase genoss Caspar Peucer somit eine von Prominenz und Freiheit gekennzeichnete Sonderstellung. Wolfgang Furmann und Johann Ratzenberger banden sich dagegen fest an ihren jeweiligen Hof. Auch ihnen erwuchs in der Folge beträchtlicher politischer Einfluss, jedoch nicht aus ihrem Wirken als Arzt, sondern als Sekretär bzw. Rat, also in institutionalisierter Form. Man kann darin Anfänge jener allgemeinen Veränderung in der gelehrten Welt des 16. Jahrhunderts erkennen, bei der eine durchweg mit gelehrten Räten besetzte, voll entwickelte Administration ältere politische und kommunikative Strukturen ablöste, die noch zu erheblichen Teilen auf der persönlichen Autorität der Reformatoren- und ihrer Nachfolgeneration beruhten. Genau diese Strukturen hatten sowohl

79 Rafael Mandressi, „Je suis pensionnaire de Monseigneur, un trahistre, espion“ – Jean Riolan fils agent de Richelieu, in: Andretta u. a., *Tramiti*, 103–134. Eine weitgehend unkritische Zusammenstellung politisch exponierter Ärzte findet sich bei Ch. Luetkens, *Ärzte als Staatsmänner und Politiker im Zeitalter der Renaissance und des Absolutismus*, in: *Ciba-Zeitschrift* 9 (1945), Heft 97, 3453–3461.

80 Dass dies eine überaus verantwortungsvolle Aufgabe war, versteht sich angesichts der Zwänge dynastischen Denkens und der geringen ärztlichen Handlungsmöglichkeiten bei tatsächlich eintretenden Erkrankungen von selbst. Von der Wichtigkeit dieser Bulletins zeugt, dass sie zuweilen täglich übermittelt wurden; siehe z. B. die Schreiben Hermann Wolffs (in Kassel) an den Landgrafen Moritz (in Ziegenhain) vom 23. bis 29.12.1604 (Marburg, StaatsA, Best. 4a, 39 Nr. 54; *Ärztbriefe*, Nr. 21310–21317).

81 Caspar Peucer an Johannes Crato, 24.5.15[70]; Auszug bei Gillet, Crato von Crafftheim, Teil 1, 392. Vgl. *Ärztbriefe*, Nr. 19221, sowie Roebel, *Humanistische Medizin*, 80.

Furmann als auch Peucer ursprünglich in ihre Ämter verholffen. Für die veränderte Lage am Ende des Jahrhunderts ist es daher bezeichnend, dass man in Anhalt Peucers ungeminderter politischer Bedeutung Rechnung trug, indem der aus sächsischer Haft Entlassene nicht allein zum anhaltischen Leibarzt, sondern zugleich zum Geheimen Rat ernannt wurde. Dies war nicht nur ein selbstbewusstes Signal gegen Kursachsen, das Peucer erbarmungslos behandelt hatte, sondern verschaffte diesem eine offizielle Schlüsselposition an einem Hof, der während der zunehmenden konfessionellen Spannungen auch international als wichtige Stütze der protestantischen Sache angesehen wurde. Als Joachim Ernst im Dezember 1586 starb, suchte Frankreich sofort nach Möglichkeiten, sich die weitere Unterstützung Dessaus zu sichern. Nur wenige Tage später forderte der Gesandte Jacques de Ségur den Geheimen Rat Peucer mit deutlichen Worten dazu auf, seinen Teil beizutragen und Einfluss auf die Dessauer Fürsten zu nehmen. Das Schreiben zeigt zugleich, dass Peucer als festem Angehörigen des Hofes nunmehr selbst die Rolle eines ‚Türöffners‘ zugewachsen war:

„Ich sende den besagten Bongars zu Euch, der Eurem Fürsten mein Schreiben sowie eines vom König von Navarra übergeben wird, welches an den nun verstorbenen Fürsten gerichtet war. Es ist jetzt an Euch, mein Herr, auch jenen jungen Fürsten Eures Landes auf den Spuren seines Vaters in der Bahn zu halten und für Tugendhaftigkeit und Frömmigkeit zu begeistern. Dessen bin ich gewiss. Ich bitte Euch, unterstützt Bongars mit Eurem Rat und dem Vertrauen, das Ihr bei Fürsten genießt. Ich weiß, Ihr lebt nicht für Euch, sondern für Christus und den Staat.“⁸²

Die hier angeführten Beispiele für den Einfluss von Ärzten an Höfen illustrieren zunächst die spezifischen Verhältnisse in den protestantischen Territorien des Heiligen Römischen Reiches im 16. Jahrhundert. Sie erheben nicht den Anspruch, allgemein repräsentativ zu sein. Im Hinblick auf einen zukünftigen Vergleich mit anderen europäischen Staaten sollen daher an dieser Stelle vorerst nur wenige Punkte genannt sein.

Zum einen erscheint es mir nach dem oben Gesagten notwendig, Leibärzte an ausländischen Höfen eher mit den deutschen Hofärzten, nicht aber mit den prominenten Leibärzten von Haus aus zu vergleichen, da das Kriterium der ständigen

82 Paris, BSG, Ms 1455, Bl. 585v–586v (Worms, 1.1.1587): „Mitto autem ad vos dictum Bongarsium qui Serenissimi Regis Navarrae literas piissimae memoriae Principi inscriptas reddet Illustrissimo principi vestro cum meis. Iam, vir clarissime, tuum est et iuvenem illum principem vestrum in optimi parentis vestigiis, id est recta via retinere, et ad virtutem et pietatem inflammare. Quod a te sedulo fieri certum habeo. Peto autem a te, ut eundem Bongarsium iuves consiliis tuis et gratia apud Illustrissimum Principem. [...] Scio non tibi sed Christo et rei publicae te vivere [...]“. Vgl. *Ärztbriefe*, Nr. 42017. Die Formulierung *et iuvenem... principem* ist auffällig und deutet eher auf Fürst Bernhard (VIII., geb. 1571) statt auf seinen älteren Bruder Johann Georg, der die Regierung von Joachim Ernst übernahm. Wenn diese Vermutung zutrifft, lässt sie auch die bereits erwähnten Bemühungen Peucers als Prinzenzieher Bernhards VIII. in anderem, gleichsam internationalem Licht erscheinen. Als seinen Zögling (*noster tyro*) bezeichnete dieser den jungen Fürsten ausdrücklich in einem Schreiben an Joachim Camerarius II. vom 12.8.15[91] (Erlangen, UB, Trew, C. Peucer I., Nr. 97; *Ärztbriefe*, Nr. 33516).

Präsenz wesentlich ist. Gewiss gab es daneben an deutschen Fürstenhöfen auch permanent anwesende Leibärzte, doch spielen sie nach unserer bisherigen Kenntnis im politischen Bereich eine deutlich geringere Rolle. Dass ihnen aus ihrem Titel grundsätzlich weitergehende Kompetenzen und Möglichkeiten zugewachsen wären als den Hofärzten, ist nicht ohne weiteres zu erkennen.⁸³

Zum anderen hat die (bisherige) Auswertung der Ärztekorrespondenzen ergeben, dass zwar deutsche Ärzte im Fürstendienst häufig konfessionelle und zuweilen durchaus auch politische Ambitionen im engeren Sinn entwickelten, dass sich aber – anders als beispielsweise in Frankreich beobachtet – in ihren Schriften keine aus dem Arztberuf resultierende politische Metaphorik im Sinne eines „healing the body politic“ findet.⁸⁴ Da sowohl die Überhöhung des Monarchen zu einer sakralen Gestalt, die sich nicht zuletzt in der Vorstellung vom *roi guérisseur* äußert, als auch die starke Parallelisierung von königlichem und Staatskörper, wie sie in Frankreich anzutreffen ist, für die deutsche Staatenwelt wenigstens im 16. Jahrhundert keine Rolle spielt, ist das Fehlen solcher Gedanken und Formulierungen folgerichtig. Insgesamt lässt sich daher sagen, dass Ärzten in deutschen Fürstenstaaten durchaus Einfluss über ihr Metier hinaus zuwachsen konnte, dass dies aber aus Mehrfachbestellungen, der Übernahme von Hofämtern oder ihrer Teilhabe an informellen Netzwerken resultierte, nicht jedoch aus einem besonderen in ihrer (leib)ärztlichen Funktion angelegten ‚Machtpotential‘.

83 Es ist daher vielleicht kein Zufall, dass Kägler, *Manifestationen des Vertrauens*, 228 bei der Aufzählung angeblicher Vorteile der Leibärzte gegenüber ihren hofärztlichen Kollegen keine Beispiele anführt, die dies belegen würden. Ähnlich Andretta/Visceglia, *Medici di corte*, 23f. Im Übrigen ist darauf hinzuweisen, dass viele Ärzte an deutschen Höfen zugleich als Hof- und Leibärzte tätig waren, was die postulierten grundsätzlichen Unterschiede zusätzlich in Frage stellt. Johannes Greiffenhagen hatte 1609 in Königsberg sogar als Ersatz für den Hofarzt einzuspringen (Berlin, Geh. StaatsA, XX. HA, EM 50 b Nr. 2, Bl. 143f.; *Ärztebriefe*, Nr. 4198).

84 Dazu Jacob Soll, *Healing the Body Politic: French Royal Doctors, History, and the Birth of a Nation 1560–1634*, in: *Renaissance Quarterly* 55 (2002), 1259–1286.

Johann Bökel (1535–1605) – Leibarzt, Professor und Kämpfer gegen die Pest

von Ulf Wendler

Abstract

Johann Bökel (1535–1605) had a successful career as long-standing court physician and professor in the Duchy of Wolfenbüttel and later as town physician of Hamburg. His Antwerp Lutheran descent and the connection with other Flemish faith refugees helped him in his professional advancement in North Germany. In 1577–1578, a plague raged in the Duchy of Wolfenbüttel. Bökel was actively involved in the governmental combat against the epidemic; for instance, by writing plague treatises. In North Germany, he was one of the first court physicians who assumed that task. Subsequently, other state physicians would do the same. Bökel's effort was an early but an important step towards the formation of a medical police ("Medizinal-polizei") in the following centuries.

1. Einleitung

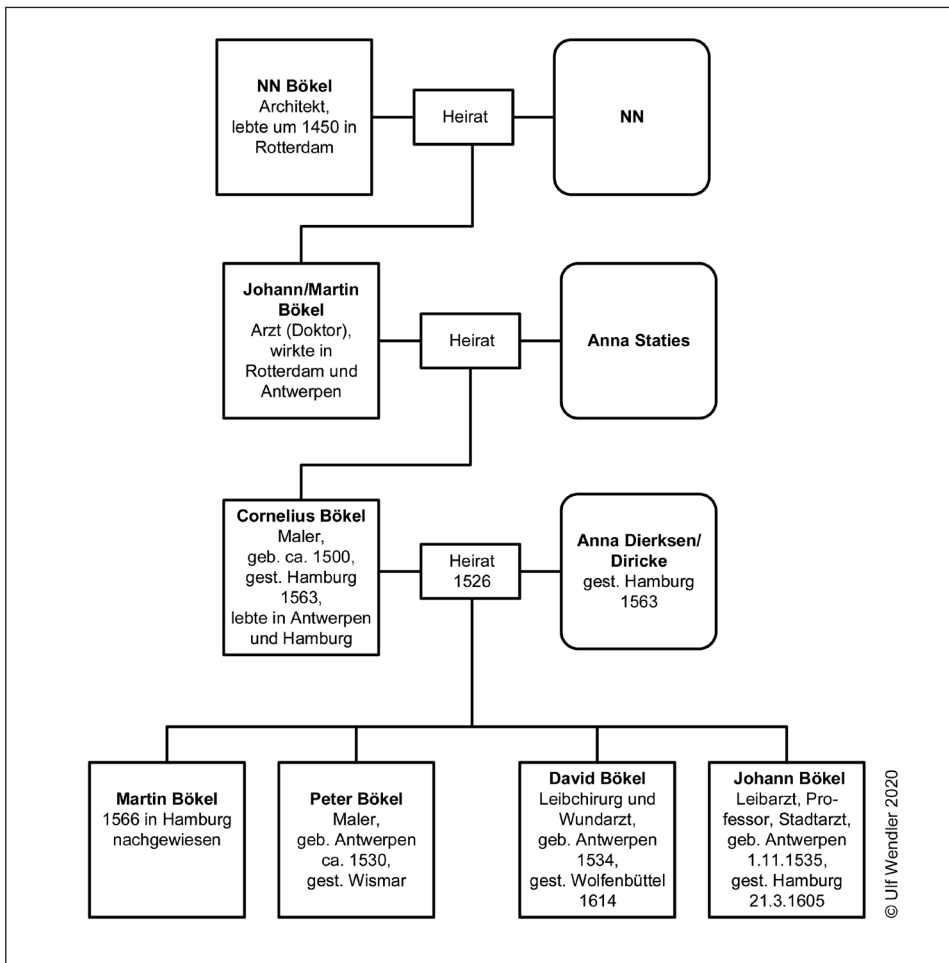
Johann Bökel (1535–1605) gehörte im ausgehenden 16. Jahrhundert zu den führenden Medizinern Norddeutschlands. Er machte eine erfolgreiche Karriere als welfischer Leibarzt, Helmstedter Professor, Hamburger Stadtarzt und medizinischer Schriftsteller. Zwar verblasste sein Ruhm im Laufe der Jahrhunderte, doch vor wenigen Jahren hat er im Zusammenhang mit der Beurteilung der Zauberei und des Hexenwesens sowie der Gründung der Universität Helmstedt neu das Interesse der Forschung geweckt.¹

Der Mediziner lebte in einer Zeit großer Seuchenzüge. Die Pest prägte Bökels Tätigkeit als Hof- und Stadtarzt sowie als Schriftsteller im besonderen Maße. Wie andere Leibärzte seiner Generation übernahm er durch die Popularisierung von medizinischem Fachwissen für größere Bevölkerungsschichten eine neue Aufgabe. Im Folgenden wird sowohl Bökels Werdegang als Arzt als auch seine Rolle als Kämpfer gegen die Pest während seiner Zeit als Leibphysikus dargestellt.

1 Claudia Kauertz, *Wissenschaft und Hexenglaube. Die Diskussion des Zauber- und Hexenwesens an der Universität Helmstedt (1576–1626)* (= *Hexenforschung* 6), Bielefeld 2001, 122–142, 213–216.

2. Leben

Johann Bökel wurde am 1. November 1535 in Antwerpen in eine angesehene Familie geboren, die mit Erasmus von Rotterdam verwandt war. Der Urgroßvater arbeitete um 1450 als Architekt in Rotterdam, der Großvater wirkte als Doktor der Medizin in Rotterdam und Antwerpen. Johanns Vater war der Kunstmaler Cornelius Bökel (ca. 1500–ca. 1560), seine Mutter wohl Anna Dircksen/Diricke. Johann hatte mindestens zwei, vielleicht drei ältere Brüder: Über Martin ist nichts weiter bekannt, Peter wurde Maler wie der Vater und David Mediziner wie Johann (siehe Stammbaum 1).²



² Karl-Egbert Schultze, Der Hamburger Stadtphysicus Johann Bökel (1565–1605) und seine Sippe, in: Zeitschrift für Niedersächsische Familienkunde 17 (1935), 4–7, hier 4f; ders., Die Hamburger Glieder und Versippungen der Ärztfamilie Bökel, in: ebd. 26 (1951), 24–26, 38–49, hier 24f.

Die Familie verließ die flämische Stadt als lutherische Glaubensflüchtlinge und kam 1546 über Wittenberg nach Hamburg. Johann studierte – dem Wunsch seines Vaters entsprechend – ab 1550 in Wittenberg Theologie und Philosophie bei Philipp Melanchthon.³ In den Matrikeln trug er sich am 13. August als „Johannes Bockelius Antwerpiensis“ ein.⁴ Hier erlebte er 1552 zum ersten Mal bewusst eine Pestepidemie. Die Angehörigen der Universität zogen erst nach Torgau und dann nach Jessen, um der Seuche auszuweichen.⁵ Bökel erwarb am 17. Oktober 1553 das Bakkalaureat und am 13. August 1556 den Magistergrad in Philosophie.⁶

Der junge Mann wechselte zu Jakob Bording (1511–1560) nach Kopenhagen. Dieser Professor stammte ebenfalls aus Antwerpen, hatte in Frankreich und Italien studiert und war einige Jahre lang Hamburger Stadtarzt gewesen. Er lehrte Medizin an der Universität und war Leibarzt des dänischen Königs Christian III. (geb. 1503, reg. 1534–1559).⁷ Im August 1557 wurde Bökel von Melanchthon Bording empfohlen.⁸ Am 5. November schrieb der Professor aus Kopenhagen an den Reformator, dass er Bökel entweder an der Universität unterbringen oder zurück nach Wittenberg schicken würde.⁹

Aufgrund des Werdegangs von Bording ist es nicht überraschend, dass dieser die Familie Bökel kannte. Er korrespondierte mit Cornelius Bökel, dem Vater von Johann. In einem Brief an ihn betonte Bording, dass er sich um den Sohn kümmern und dieser wohl einen geeigneten Theologen abgeben würde. Er wäre gut lutherisch und ließe sich in der Frage der Sakramente nicht durch Melanchthon beeinflussen.¹⁰

-
- 3 Johannes Moller, *CIMBRIA LITERATA. TOMUS SECUNDUS. ADOPTIVOS sive EXTEROS*, in *DUCATU utroque SLESVICENSI & HOLSATICO vel officiis functos publicis, vel diutius commoratos, complectens*, o. O. u. o. J. [1744], 69. Zu Melanchthon vgl. beispielsweise Heinz Scheible, *Melanchthon. Vermittler der Reformation. Eine Biographie*, München 2016 und die dort angeführte Literatur.
 - 4 Karl Eduard Förstemann (Hg.), *Album Academiae Vitebergensis ab a. Ch. MDII ad a. MDLX*, Leipzig 1841, 258.
 - 5 Johann Bökel, *Gründtlicher bericht/ von der Pestilentz/ welche für Zwölff Jaren in der löblichen Stadt Hamburg grewlich hat regieret, Heinrichsstadt [Wolfenbüttel]: Conrad Horn 1578, Biiij-v–Biiij-r; ders., Pestordnung/ in der Stadt Hamburg*, Hamburg: Jacob Lucius 1597, 17 links.
 - 6 Julius Köstlin, *Die Baccalauri und Magistri der Wittenberger Philosophischen Facultät 1548–1560 (= Osterprogramm der Universität Halle-Wittenberg 1891)*, Halle 1891, 5 und 17.
 - 7 Zu Bording vgl. Hermann Gustav Gernet, *Mittheilungen aus der älteren Medicinalgeschichte Hamburg's. Kulturhistorische Skizze auf urkundlichem und geschichtlichem Grunde*, Hamburg 1869, 116–118. Zum dänischen König vgl. Wilhelm Jensen, *Christian III., Herzog von Schleswig-Holstein, König von Dänemark*, in: *Neue Deutsche Biographie* (im Folgenden: NDB) 3, Berlin 1957, 233f.
 - 8 Philipp Melanchthon an Jakob Bording, Wittenberg 10.8.1557. Regest in *Melanchthons Briefwechsel*, Bd. 8: *Regesten 8072–9301 (1557–1560)*, bearb. v. Heinz Scheible und Walter Thüringer, Stuttgart-Bad Cannstadt 1995, 122, Nr. 8301 (dort Bökels Vorname falsch zu „Ludolf“ ergänzt). Hans Schröder (Hg.), *Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart*, 1, Hamburg 1851, 343.
 - 9 Jakob Bording an Philipp Melanchthon, Kopenhagen 5.11.1557. Regest in *Melanchthons Briefwechsel*, 8, 152, Nr. 8419.
 - 10 Conrad Schlüsselburg, *Das ander Buch/ Von dem Glauben/ Lere vnd Bekenntniß der Caluinisten/ darinnen der Sacramentirer/ bey dem hochwürdigen Sacrament/ mancherley List vnd Betrug/ so wol in schendlichen Lesterungen vnd vnnützen Schmeheworten/ als in losen vnd auß einem zweiffelhaftigen vnd forchtsamen Gewissen herfließenden erdichteten Lügen gehandelt wirt/ mit angehenckter vertheidigung der warhafftigen Lehre/ vnnd widerlegung der Lügen*, Frankfurt/Main: ohne Druckerangabe 1596, 138. Vgl. Jakob Bording an Joachim Westphal, Kopenhagen 20.3.1559, in: www.aerztebriefe.de/id/0003926 (Zugriff: 12.6.2020).

Bökel unterrichtete die Kinder Bordings.¹¹ In Kopenhagen studierte Johann Bökel weiterhin Theologie und Philosophie, doch schlug er dort mit der Medizin einen anderen Berufsweg ein.¹² Offensichtlich strebte er aber noch eine kirchliche Laufbahn an. Einer der Gründe, warum Bökel das Land wieder verlassen wollte, war, dass er kein Dänisch sprach, also nicht in der Landessprache predigen konnte. Doch hatte er im Schloss, d. h. am deutschsprachigen Hof, eine Predigt gehalten.¹³

Bökel mochte nicht lange in Dänemark bleiben, denn schon Anfang März 1559 plante er seine Rückkehr nach Deutschland.¹⁴ Johann war spätestens im Mai wieder in Wittenberg, wo er durch Vermittlung von Melanchthon als Präzeptor dreier Freiherren aus Polen und Schlesien wirkte. Er bewegte sich im Umkreis von Georg Major (1502–1574)¹⁵, des Propstes der Schlosskirche. Dieser bedeutende lutherische Theologe war als langjähriger Dekan der Theologischen Fakultät und zeitweiser Rektor eine wichtige Persönlichkeit der Universität. Er charakterisierte Bökel als einen „gelerten, zuchtigen vnd erlichen Magistro“¹⁶ und vermittelte ihm 1559 Franz Guldenstern aus Kopenhagen als Schüler, der ihm in den folgenden Monaten viele Schwierigkeiten machte.¹⁷ Nach der Rückkehr aus Kopenhagen arbeitete Bökel in Wittenberg nicht nur als Präzeptor, sondern studierte Medizin bei den Professoren Veit Winsheim (1501–1570)¹⁸, Caspar Peucer (1525–1602)¹⁹ und Johann Hermann (1527–1605).²⁰ Seit dem 1. Mai 1560 war Bökel offiziell Mitglied des *Collegium Philosophicum* der Universität.²¹

Von Kopenhagen aus förderte Bording seinen Landsmann, indem er ihn dem lutherischen Celler Herzog Wilhelm den Jüngeren von Braunschweig-Lüneburg (geb. 1535, reg. 1559–1592) empfahl. Dieser hatte Bökel angeblich zuvor schon als jungen Studenten in Wittenberg unterstützt.²² Gemeinsam mit dem katholischen

11 Jakob Bording an Joachim Westphal, Kopenhagen 20.3.1559, in: www.aerztebriefe.de/id/0003926 (Zugriff: 12.6.2020).

12 Moller, *Cimbria Literata*, 69.

13 Jakob Bording an Joachim Westphal, Kopenhagen 20.3.1559, in: www.aerztebriefe.de/id/0003926 (Zugriff: 12.6.2020).

14 Jakob Bording an David Chytraeus, Kopenhagen 3.3.1559, in: www.aerztebriefe.de/id/00035521, (Zugriff: 12.6.2020).

15 Zu ihm vgl. Helmar Junghans, Major, Georg, in: NDB 15, Berlin 1987, 718f.

16 Georg Major an Magnus Guldenstern, Wittenberg 29.5.1559, in: Holger Fr. Rørdam, *Om de Danskes Studeringer i Vittenberg*, in: *Ny Kirkehistoriske Samlinger* 4 (1867–1868), 70–98, hier 86.

17 Georg Major an Magnus Guldenstern, Wittenberg 29.5.1559, 10.9.1559, 1.3.1560 und 3.3.1560, in: Rørdam, *Danskes Studeringer 1867–1868*, 86–93. Die Immatrikulation von Franz Guldenstern am 30.5.1559 bei Förstemann, *Album*, 361.

18 Zu ihm vgl. Karl Hartfelder, Winsheimer, Veit, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* (im Folgenden: ADB) 43, Leipzig 1898, 462f.

19 Zu ihm vgl. Heinz Scheible, Peucer, Caspar, in: NDB 20, Berlin 2001, 278f und den Beitrag von Ulrich Schlegelmilch in diesem Band.

20 Moller, *Cimbria Literata*, 69. Zu Johann Hermann vgl. Melanchthons Briefwechsel, Bd. 12: Personen F–K, bearb. v. Heinz Scheible unter Mitwirkung von Corinna Schneider, Stuttgart/Bad Cannstatt 2005, 276.

21 Köstlin, *Baccalaurei*, 29.

22 Hans Joachim von der Ohe, *Die Zentral- und Hofverwaltung des Fürstentums Lüneburg (Celle) und ihre Beamten 1520–1648*, Celle 1955, 184. Zum Herzog vgl. P. Zimmermann, *Wilhelm der Jüngere, Herzog von Braunschweig-Lüneburg*, in: ADB 43, Leipzig 1898, 1–4.

Herzog Heinrich II. von Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. 1489, reg. 1514–1568)²³ ermöglichte der Fürst es Bökel am 19. Juni 1561 durch ein Stipendium von 200 Talern, Medizin in Italien²⁴ und Frankreich zu studieren sowie das Doktorat zu erwerben: „In Italien oder frankreich ziehenn und daselbs ein halb oder ganz Jhar sein und Practicam sehen, auch in solcher Zeit gatum [!] Doctoratus annehmen.“ Dafür verpflichtete sich dieser, nach seiner Rückkehr vier Jahre als „Phisicum“ zu dienen.²⁵ Ähnliche Stipendien bzw. Unterstützungen zur Ausbildung späterer Leibärzte lassen sich auch für andere Studenten nachweisen.²⁶ In Padua besuchte Bökel angeblich die Vorlesungen des bedeutenden Anatomen und Chirurgen Gabriele Falloppio (1523–1562)²⁷, doch fehlen dafür die Belege. 1562 oder 1563 wurde Bökel in Bourges zum Doktor der Medizin promoviert.

Er kehrte 1564 nach Hamburg zurück, praktizierte als Arzt und bekleidete im darauffolgenden Jahr die für die Pestzeit geschaffene Stelle als städtischer Subphysikus.²⁸ Zwar erkrankte der junge Arzt an einem pestilenzischen Fieber, doch sammelte er auch wertvolle Erfahrungen bei der Behandlung von Infizierten und lernte die Schwierigkeiten bei der Bekämpfung der Seuche kennen.²⁹

Während seines Aufenthaltes in der Hansestadt heiratete er 1564 oder 1565 Engel Göbel (um 1545–nach 1606), die Tochter des Hamburger Stadtsekretärs. Aus dieser Ehe gingen elf oder zwölf Kinder hervor (siehe Stammbaum 2).³⁰

23 Zu ihm vgl. Heinrich Schmidt, Heinrich der Jüngere, Herzog von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel, in: NDB 8, Berlin 1969, 351f.

24 Das Studium in Italien wurde in der Literatur als unsicher angesehen (Gernet, Mittheilungen, 124; Schultze Stadtphysicus, 5), doch erwähnt es Bökel in einer seiner Schriften. Johann Bökel, SYNOPSIS NOVI MORBI QVEM PLERIQUE MEDICORUM CATARRHVUM FEbrilem, vel Febrem catarrhosam vocant, qui non solum Germaniam, sed poene vniversam Europam grauiß. adflixit, Helmstedt: Jacob Lucius 1580, A6r. Vgl. Justus Christoph Böhmer, MEMORIAE PROFESSORVM HELMSTADIENSIVM IN MEDICORVM ORDINE QUI DIEM SVVM OBIERVNT PROLVSIONIBVS BINIS DESCRIPTAE, Wolfenbüttel: Gottfried Freytag 1719, 5.

25 Heinrich Deichert, Geschichte des Medizinalwesens im Gebiet des ehemaligen Königreichs Hannover (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens 26), Hannover/Leipzig 1908, 333. Martin Kintzinger, Pfründe und Vertrag. Zur Förderung Graduierter in Herzogtum und Stadt Braunschweig im 15. und 16. Jahrhundert, in: Braunschweigisches Jahrbuch 69 (1988), 7–56, hier 34 (Zitat). Ohe, Zentral- und Hofverwaltung, 184.

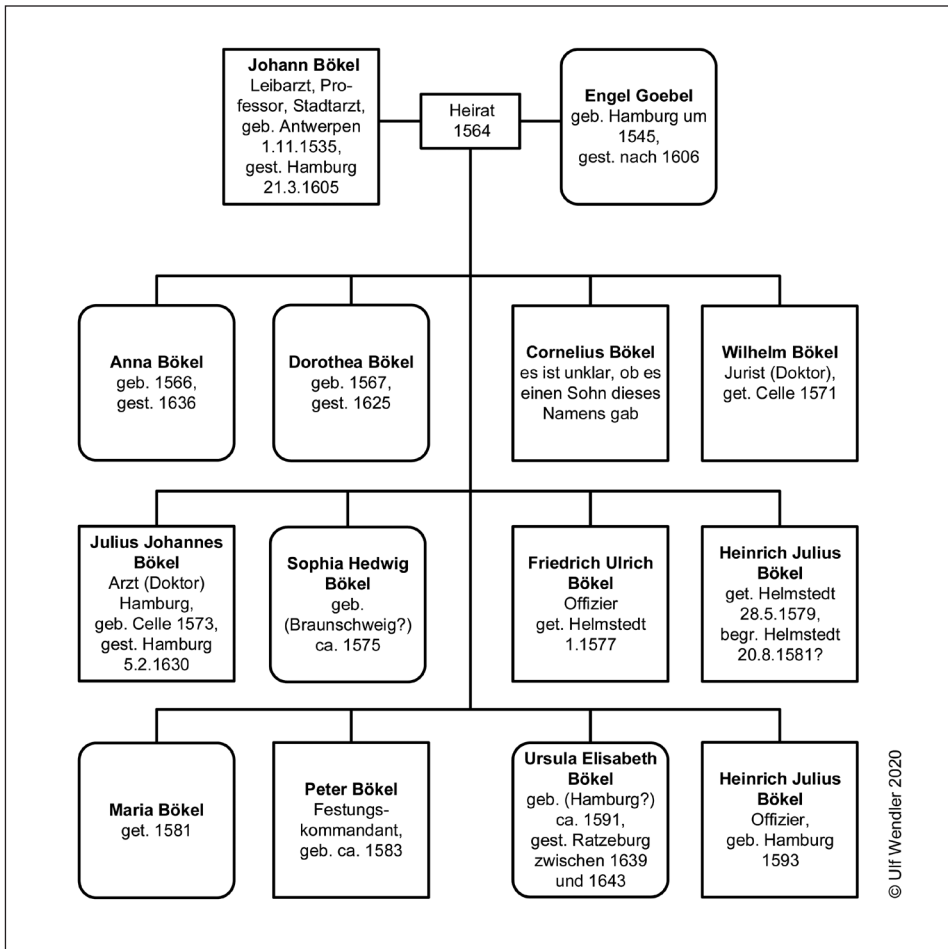
26 Gabriele Wacker, Arznei und Confect. Medikale Kultur am Wolfenbütteler Hof im 16. und 17. Jahrhundert (= Wolfenbütteler Forschungen 134), Wiesbaden 2013, 121f. (Joachim Gagelmann), 162f. (Arnold Freitag). Es waren vor allem Juristen, die Stipendien und Unterstützungen erhielten. Vgl. Kintzinger, Pfründe, 7–56.

27 Michael Maaser, Humanismus und Landesherrschaft. Herzog Julius (1528–1589) und die Universität Helmstedt (= Frankfurter Historische Abhandlungen 46), Stuttgart 2010, 95. Zu Fallopio (auch Falloppia geschrieben) vgl. Barbara I. Tshisuaka, Falloppia, Gabriele, in: Werner E. Gerabek/Bernhard D. Haage/Gundolf Keil/Wolfgang Wegner (Hgg.), Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin/New York 2005, 391f.

28 Gernet, Mittheilungen, 124f.; Kauertz, Wissenschaft, 122f.

29 Bökel, Gründlicher Bericht, Bijv -Bijjr, Biiijr -Biiijv. Vgl. Bökel, Pestordnung, 3 links. Vgl. zur Funktion dieser autobiografischen Stellen Niel McDowell, The Sixteenth-Century German Plague Text and its Role in Early Modern Medical Discourse, (masch. Diss. University of Pennsylvania) Pennsylvania 1998, 126–128.

30 Gernet, Mittheilungen, 124f. Kauertz, Wissenschaft, 122f. Schultze, Stadtphysicus, 5. Über den Lebensmittelpunkt des umtriebigen Mediziners geben am ehesten die Geburtsorte seiner zwölf Kinder Auskunft. Von vieren sind diese unbekannt. 1571 und 1573 werden Celle, um 1575 Braunschweig (?), 1577, 1579, 1581 Helmstedt, um 1591 und 1593 Hamburg als Orte der Kindstauen angeführt. Schultze, Glieder, 38f.



© Ulf Wendler 2020

Von den fünf Töchtern heirateten Anna und Dorothea zwei Juristen, Sophia Hedwig einen Arzt und Professor in Helmstedt, Ursula Elisabeth einen Pastor und Maria starb jung. Von den Söhnen studierten mindestens vier (Wilhelm, Julius Johannes, Friedrich Ulrich, Heinrich Julius II.). Friedrich Ulrich, Peter und Heinrich Julius II. wurden Offiziere, Wilhelm Jurist sowie Julius Johannes Arzt. Heinrich Julius I. starb ebenfalls jung und bei einem Sohn (Cornelius) ist nicht klar, ob Johann sein Vater war.³¹ Bökel hatte zwar Mediziner als Großvater und als Bruder und die medizinische Profession spielte in der Familie eine große Rolle, doch waren auch andere angesehene Berufe vertreten.

Seit 1565 amtierte Bökel als Leibarzt Herzog Wilhelms des Jüngeren, sodass er sich mindestens bis 1568 abwechselnd in Celle und Hamburg aufhielt.³² Sein Dienst

31 Schultze, Glieder, 24f., 38f.

32 Gernet, Mittheilungen, 124f.

beim Fürsten endete auf Wunsch Bökels nach einigen erfolgreichen Jahren 1572.³³ Er wirkte im Herzogtum Lüneburg nicht nur als Mediziner, sondern allgemein als Ratgeber, wie ein Briefwechsel politischen Inhalts mit dem Celler Kanzler Joachim Moller (1521–1588) belegt.³⁴

Bökel hatte sich als Leibarzt in Celle Ansehen erworben und wurde nun Leibarzt des Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. 1528, reg. 1568–1589)³⁵. Ein Kontakt zu diesem Hof bestand spätestens seit der Aussetzung des Stipendiums 1561. Zudem besaß Bökel persönliche Beziehungen, denn bei Herzog Julius hielt sich bereits sein älterer Bruder David (1534–1614) als Leibchirurg und Wundarzt auf, der 1569 einen Vertrag über neun Jahre erhalten hatte. Zu dessen Aufgaben gehörten u. a. die Herstellung von Destillaten und weitere Laboratoriumsarbeiten. 1574 wurde David an die noch zu gründende Universität in Helmstedt geschickt, um die medizinische Fakultät mit aufzubauen und dann dort zu lehren. Nach 1580 lebte er in Wolfenbüttel und in Braunschweig und blieb bis zu seinem Tod im Dienst der Wolfenbüttler Herzöge.³⁶

Mit Andreas Bacher (gest. 1616) war seit 1570/71 ein weiterer Flame am Hof von Herzog Julius. Bacher hatte enge familiäre Verbindungen zu Antwerpen und kam mit einer Empfehlung des Hamburger Stadtarztes Justus Pellitius als Leibphysikus nach Wolfenbüttel.³⁷ Durch den Bezug zu Antwerpen und Hamburg ist es nicht sicher, aber doch wahrscheinlich, dass Bacher und Johann Bökel sich kannten bzw. gemeinsame Bekannte hatten.

Es ist vielleicht kein Zufall, dass Bökel erst nach Wolfenbüttel kam, als in dessen Mittelpunkt der lutherische Herzog Julius und nicht dessen katholischer Vater stand. Doch lässt sich dieser konfessionelle Zusammenhang nicht erhärten. Dem Fürsten war es sicher angenehm, dass Bökel keine calvinistischen Neigungen erkennen ließ, da der Herzog diese verabscheute, obwohl er sie bei anderen Leibärzten tolerierte.³⁸ Dem Fürsten sagte die Herkunft des neuen Leibarztes zu, denn er hatte in den Niederlanden studiert und pflegte dorthin enge Beziehungen, besonders zu Antwerpen.³⁹

33 Kintzinger, Pfründe, 34.

34 Deichert, Geschichte, 336. Zum Kanzler vgl. Albrecht Eberhardt, Joachim Moller aus Hamburg, Jurist, lüneburgischer Kanzler und holsteinischer Rat (1521–1588), in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 37 (1965), 46–74.

35 Zu ihm vgl. Hans Joachim Kraschewski, Julius, Herzog von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel, in: NDB 10, Berlin 1974, 654f.

36 Wacker, Arznei, 150–156.

37 Wacker, Arznei, 129–136. Zum Verhältnis von Herzog Julius zu Pellitius vgl. Eduard Bodemann, Herzog Julius von Braunschweig. Kulturbild deutschen Fürstenlebens und deutscher Fürstenerziehung im 16. Jahrhundert, in: Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, Neue Folge 4 (1875), 193–239, 311–348, hier 233.

38 Inge Mager, Die Einführung der Reformation in Braunschweig-Wolfenbüttel und die Gründung der Universität Helmstedt, in: Staatsklugheit und Frömmigkeit. Herzog Julius zu Braunschweig-Lüneburg, ein norddeutscher Landesherr des 16. Jahrhunderts (= Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek 61), Wolfenbüttel 1989, 25–33, hier 30. Wacker, Arznei, 110.

39 Wacker, Arznei, 108.

Bökel kam geehrt und mit vorteilhaften Konditionen nach Wolfenbüttel. Zum Dienstantritt erhielt er als Zeichen der Wertschätzung vom Herzog eine Goldkette im Wert von 50 Talern und eine seidene Ehrenrobe geschenkt.⁴⁰ Johanns Aufgaben beschränkten sich nicht auf medizinische Behandlungen, sondern er sollte während seines 15 Jahre laufenden Vertrags ab 1571 auch weitere Funktionen übernehmen. Er hatte u. a. in einer Art frühem Labor Destillate herzustellen sowie Erze und Mineralien aus den Harzer Bergwerken zu analysieren.

Bereits 1574 ging er als Professor nach Helmstedt und schied so weitgehend aus dem Dienst bei Hofe aus, doch blieb er weiter Leibarzt des Herzogs. Ihm wurden zwei Pferde gestellt, damit er von Helmstedt nach Wolfenbüttel gelangen konnte.⁴¹ Er hatte bei Krankheiten der fürstlichen Familie mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Über seine Funktion schrieb Gabriele Wacker: „Da Johann Bökel wie seine Helmstedter Kollegen als Lehrkraft an der Universität verpflichtet und diese Position seine primäre Aufgabe war, stand er nicht für die Behebung der alltäglichen Befindlichkeitsstörungen der herzoglichen Familie und des Hofes zur Verfügung. Seine Funktion bestand eher in der eines Beraters und Gutachters. Bei der Behandlung der Fürstensöhne Joachim Carl und Julius August führte er über die beteiligten Mediziner, deren veranlasste Maßnahmen und den Behandlungsverlauf Aufsicht.“⁴²

Als Professor half Bökel beim Aufbau der zwei Jahre später gegründeten Universität Helmstedt mit, an die auch sein Bruder David entsandt wurde. Die Hochschule entwickelte sich rasch zu einer der modernsten und erfolgreichsten Institutionen ihrer Zeit.⁴³ Daran hatte Bökel seinen Anteil, indem er als Gründungsprofessor und Senior der medizinischen Fakultät⁴⁴ wirkte. Er war 1585 der erste Dekan der neugegründeten medizinischen Fakultät, der er zudem in den Jahren 1588 und 1591 vorstand. Als Prorektor wirkte er 1578, 1582 und 1586. Unter seiner Leitung wurde Helmstedt in den 1580er-Jahren zur zweitgrößten Ausbildungsstätte für Mediziner im deutschsprachigen Raum. Er ließ ein Anatomiegebäude und ein Krankenhaus errichten sowie einen botanischen Garten anlegen, wobei er diese Einrichtungen zumindest teilweise aus eigenen Mitteln vorfinanzierte. Außerdem wirkte er als Stadtarzt von Helmstedt.⁴⁵

In seinen Anfangsjahren als Professor in Helmstedt veröffentlichte Bökel mehrere Texte zu epidemischen Krankheiten im Zusammenhang mit aktuellen Seuchenzügen, darunter anlässlich der Grippe von 1580 eine lateinische Schrift über diese neue

40 Ebd., 144–146.

41 Ebd., 146.

42 Ebd., 146. Vgl. zu seiner Tätigkeit als Leibarzt der fürstlichen Familie auch die Fälle bei Bodemann, Herzog Julius, 344, 347.

43 Wacker, *Arznei*, 146.

44 Zu ihrer Geschichte vgl. Michaela Triebs, *Die Medizinische Fakultät der Universität Helmstedt (1576–1810). Eine Studie zu ihrer Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Promotions- und Übungsdisputationen (= Repertorien zur Erforschung der frühen Neuzeit 14)*, Wiesbaden 1995, 24–109. H[ermann] Hofmeister, *Die medizinische Fakultät der Universität Helmstedt in den J. 1576–1713*, in: *Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig* 9 (1910), 109–148.

45 Kauertz, *Wissenschaft*, 54–62, 123. Maaser, *Humanismus*, 96. *Album*, 408.

Bedrohung.⁴⁶ Die *Synopsis novi morbi quem plerique medicorum catarrhvm febrilem, vel febrem catarrhosam vocant* umfasst das Titelblatt und 33 bedruckte Seiten.⁴⁷ Sie ist dem Celler Herzog Wilhelm gewidmet, bei dem sich der Autor bedankte, dass der Fürst ihm das Studium in Frankreich und Italien ermöglicht hatte. Bökel beschreibt eine als katarrhalisches Fieber bezeichnete grippeähnliche Erkrankung, ihre Ursachen, Symptome und Behandlungsmöglichkeiten. Der Text gehört bei der Beschreibung der Symptome zu den besten zeitgenössischen Schriften.⁴⁸ Auf seine drei Traktate über die Pest wird in den folgenden Abschnitten näher eingegangen.

Bökel interessierte sich in Helmstedt neben der Epidemiologie besonders für die Anatomie, die er schon in Kopenhagen bei Bording studiert hatte. Ihm war unter anderem 1573 befohlen worden, die Leichen von Schwangeren zu sezieren, die bei der Geburt verstorben waren.⁴⁹ Sein Bruder David arbeitete mit Johann bei den Sektionen zusammen.⁵⁰ Bording hatte ein medizinisches Werk in drei Teilen geschrieben, von denen der erste die Anatomie behandelte. 1585 publizierte auch Bökel ein Anatomiebuch; allerdings druckte er darin nach einem von ihm verfassten ersten Kapitel lediglich Bordings einschlägige Ausführungen ab. Auf dem Titelblatt erschien aber nur Bökels Name und der Untertitel sprach davon, dass das Buch beschrieb, was in Helmstedt als Anatomie gelehrt würde. Dieses Werk widmete Bökel dem zukünftigen Wolfenbüttler Herzog Heinrich Julius (geb. 1564, reg. 1589–1613).⁵¹ Bald erhob sich Widerspruch und der Rostocker Medizinprofessor Levinus Battus (1545–1591)⁵² veröffentlichte 1591 Bordings gesamtes Manuskript. Im Vorwort erwähnte Battus das Anatomiebuch von Bökel und kritisierte, dass Bordings Name darin unterdrückt worden war.⁵³ Herzog Heinrich Julius machte Bökel das Plagiat zum Vorwurf, nachdem der Mediziner 1591 seine Stelle gekündigt hatte.⁵⁴

Während Bökel bei der Herausgabe eines Teils von Bordings Werk federführend war, publizierte sein Kollege in Helmstedt, Professor Johann Sigfrid (1556–1623)⁵⁵, 1588 das Anatomiewerk von Gabriele Falloppio, einem angeblichen Lehrer von Bökel. Dieser verfasste ein lateinisches Vorwort, welches vor allem aus einer Lobrede

46 Heinrich Schweich, *Die Influenza. Ein historischer und ätiologischer Versuch*, Berlin 1836, 62f. Eine kurze Zusammenfassung bietet Philipp Ludwig Wittwer, *Ueber den jüngsten epidemischen Katarrh*, Nürnberg: Ernst Christoph Grattenauer 1782, 63f.

47 Bökel, *Synopsis*.

48 G. Gluge, *Die Grippe oder Influenza. Eine historisch-pathologische Abhandlung*, in: *Neue wissenschaftliche Annalen der gesammten Heilkunde* 33 (1836), 129–171, hier 148. Schweich, *Influenza*, 62f. Wittwer, *Katarrh*, 63f.

49 Deichert, *Geschichte*, 92. Hauptstaatsarchiv Hannover (Hsta. H.), Cal. Br. 21, Nr. 784, 1r-1v: Befehl, o. O. [Wolfenbüttel] 8.8.1573.

50 Wacker, *Arznei*, 151, 153f.

51 Zum Herzog vgl. Albrecht Eckhardt, *Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel*, in: *NDB* 8, Berlin 1969, 352–354.

52 Zu ihm vgl. F. von Fritsche, *Battus, Levinus*, in: *ADB* 2, Leipzig 1875, 135.

53 Vivian Nutton, *Physiologia from Galen to Jacob Bording*, in: Manfred Horstmanshoff/Helen King/Claus Zittel (Hgg.), *Blood, Sweat and Tears. The Changing Concepts of Physiology from Antiquity into Early Modern Europe (= Intersections 25)*, Leiden 2012, 27–40, hier 36f. Vgl. Schröder, *Lexikon der hamburgischen Schriftsteller*, 1, 342–345.

54 Kauertz, *Wissenschaft*, 235, Anm. 796.

55 Zu ihm vgl. Triebs, *Fakultät*, 64.

auf die Anatomie im Allgemeinen bestand und die Leistungen von Andreas Vesalius (1514–1564)⁵⁶ und natürlich von Falloppio, der in Padua so vielen die Kunst der Anatomie vermittelt hätte, rühmte.⁵⁷

Die rege Tätigkeit des hochgeachteten, entsprechend bezahlten und am Hof von Herzog Julius gut vernetzten Bökel ging in Helmstedt ihrem Ende entgegen, als der herzogliche Universitätsgründer 1589 starb. Mit dessen Sohn und Nachfolger Herzog Heinrich Julius bekam der Arzt Schwierigkeiten aufgrund seiner kritischen Haltung zu Zauberei und Hexerei, die er gegen Ende der 1580er-Jahre in einem Text darlegte. Bökel forschte damit in einem zwischen Medizin und Theologie umstrittenen Grenzgebiet⁵⁸, wobei ihm seine umfassende theologische, philosophische und medizinische Ausbildung zugutekam.

Die handschriftliche Fassung seines *Tractatus de philtris*, in der er die Wirkung von Liebestränken behandelte, schloss Bökel 1587 ab. Darin hielt er fest, dass diese keine unmittelbaren Folgen hatten und keine Liebe zu einer bestimmten Person oder einem Ding hervorrufen konnten. Die von den Menschen angenommene Wirkung der Tränke sei nur eine Täuschung des Teufels. Sein Text wurde von der theologischen Fakultät der Universität Helmstedt verurteilt, weil Bökel nur einseitig die natürlichen Wirkungen der Tränke betrachtete, aber den Anteil des Teufels am Gelingen der Liebeszauber vernachlässigte. Da der *Tractatus* in Wolfenbüttel nicht erscheinen konnte, ließ ihn Bökel erst 1599 in veränderter Form drucken.⁵⁹ Der Text war Herzog Heinrich Julius gewidmet.⁶⁰

Bökel stand nicht nur den Liebestränken kritisch gegenüber, sondern bezweifelte auch die Wirkung der Hexerei. Für ihn konnten Hexen mit ihren Zauberritualen keinen Schaden verursachen, auch wenn sie dies unter der Folter aussagten.⁶¹ Da sie durch Magie nicht in der Lage wären, Unheil zu bewirken, gäbe es keinen Grund für ihre Hinrichtung. Sie würden genauso vom Teufel getäuscht wie die Obrigkeiten, welche die Hexen aufgrund erpresster Geständnisse exekutieren ließen.⁶²

Dagegen profilierte sich der junge Landesherr Heinrich Julius als Hexenverfolger. Dennoch plante Bökel, der weiter als herzoglicher Leibarzt fungierte, neben dem bereits verfassten *Tractatus de philtris* weitere Schriften zu dämonologischen Themen zu veröffentlichen, was ihm der neue Fürst verbot. Trotz dieser Differenzen gelang es Bökel in intensiven Verhandlungen, einen gut dotierten Bestallungsvertrag auszuhandeln. Aufgrund des zerrütteten Verhältnisses zum Landesherrn, wodurch

56 Zu ihm vgl. Barbara I. Tshisuaka, Vesal(ius), Andreas, in: Gerabek u.a., Enzyklopädie Medizingeschichte, 1440f.

57 Gabriele Falloppio, OBSERVATIONES ANATOMICAE, In quinque libros digestae, certisq; capitibus distinctae, & illustratae: Opera & studio M. IOHANNIS SIGFRIDI Margsulensi, Cum praefatione IOHANNIS BOKELII, MED., Helmstedt: Iacobus Lucius 1588, A2r–A5v.

58 Kauertz, Wissenschaft, 115–121.

59 Johann Bökel, Tractatus de philtris, utrum animi hominum his commoueantur nec ne, Hamburg: Hermann Moller 1599. Kauertz, Wissenschaft, 125–142, 235, 245–247. Kauertz meint, dass von dieser Schrift nur eine Auflage 1599 erschien (Kauertz, Wissenschaft, 125, Anm. 409), doch Gernet, Mittheilungen, 127, führt zwei weitere Drucke von 1600 und 1614 an.

60 Bökel, Tractatus, A2r–A3r.

61 Kauertz, Wissenschaft, 139.

62 Ebd., 139–141.

Bökel seine Altersversorgung gefährdet sah, verließ er aber Ende 1591 Braunschweig-Wolfenbüttel.⁶³ Damit endete Bökels Tätigkeit als Professor und Leibarzt sowie die zeitweise enge Zusammenarbeit mit seinem Bruder David. Dieser blieb weiterhin im Dienst des Hofes, doch hielt er sich nach dem Tod von Herzog Julius jahrelang in Braunschweig auf.⁶⁴

Während seiner Zeit in Helmstedt nannte sich Bökel in einer deutschsprachigen Schrift einen „Fürstlichen Braunschweigischen Medicum/ vnd Professorem in Academia Iulia zu Helmstedt“.⁶⁵ Dagegen erwähnte er in seinen lateinischen Texten seine Funktion als Leibarzt nicht, sondern verwies nur auf seinen Doktor in Medizin und nannte teilweise zusätzlich das Amt als Helmstedter Professor.⁶⁶

Der Arzt hatte den Kontakt zu Hamburg nie abreißen lassen. So besaß er zwischen 1578 und 1587 ein Erbe in der Steinstraße. 1586 wurde er Bürger der Stadt, wobei ihm ehrenhalber die Gebühren erlassen wurden. Bökel schrieb 1589 an den Rat, dass er bereit wäre, Stadtphysikus zu werden, wenn der erkrankte Amtsinhaber Rodewaldt (amtierte 1554–1591)⁶⁷ versterben sollte. So war es naheliegend, dass Bökel nach Hamburg zurückkehrte, als er Helmstedt verließ. Bökel wirkte in der Hansestadt bis zu seinem Tode 1605 als Stadtarzt.⁶⁸

Hier veröffentlichte er 1597 sein umfangreiches medizinisches Hauptwerk, die *Pestordnung in der Stadt Hamburg*⁶⁹, als die Krankheit in diesem Jahr in der Hansestadt grassierte. Der Text umfasst neben der Titelseite eine nicht paginierte Vorrede von sechs und einen paginierten Haupttext mit 206 bedruckten Seiten. Die *Pestordnung* ist den Bürgermeistern und dem Rat sowie der Bürgerschaft der Stadt Hamburg gewidmet. Sie empfahl einen Bruch mit der Vergangenheit durch einen neuen Umgang mit der Seuche. Der Arzt orientierte sich bei der Organisation der Krankenpflege an Vorbildern aus Frankreich und vor allem Italien⁷⁰, die er während seiner Studienzeit selbst gesehen und von denen er später gelesen hatte. Er schlug der Obrigkeit und der Bürgerschaft konkrete und umfassende Maßnahmen vor. Daneben wurden vor allem die bürgerlichen Tugenden von Reinlichkeit und Mäßigkeit propagiert. Bökels Hamburger *Pestordnung* geht deutlich über die Inhalte der üblichen deutschsprachigen Pestschriften hinaus, wie sie der Arzt selbst in seiner Zeit als Leibarzt und Professor im Herzogtum Wolfenbüttel verfasst hatte.

63 Wacker, *Arznei*, 144. Kauertz, *Wissenschaft*, 123f., 232–236.

64 Wacker: *Arznei*, 155f.

65 Bökel, *Gründtlicher Bericht*, Titelblatt.

66 Johann Bökel, *THESES DE PRIMIS RERUM Naturalium principiis, & Elementis. DE QVIBUS HELMSTADII IN illustri Schola Iulia 5. Martij publicè disputabitur. PRAESIDE IOANNE BOKELIO, Medicinae D. & Professore, Henricopoli [Wolfenbüttel]: ohne Druckerangabe 1575, Titelblatt. Johann Bökel, *DE PESTE QVAE HAMBURGUM CIVITATEM ANNO LXV. GRAVISSIME ADEFLIXIT*, Henricopoli [Wolfenbüttel]: Conrad Cornu [= Horn] 1577, A2v. Bökel, *SYNOPSIS*, Titelblatt.*

67 Zu ihm vgl. Gernet, *Mittheilungen*, 120–124.

68 Schultze, *Glieder*, 26. Gernet, *Mittheilungen*, 124–128, 392.

69 Bökel, *Pestordnung*.

70 Bökel, *Pestordnung*, 22 links, 23 rechts, 25 links–25 rechts, 26 rechts–27 links.

3. Die Pestschriften Bökels als Leibarzt und Professor

3.1 Leibärzte und Seuchenschriften

In der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert entstand eine frühstaatliche Medizinalpolizei⁷¹, in der Hofmediziner eine wichtige Rolle spielten. Sie waren „durch ihre exponierte Stellung im Seuchenbekämpfungswesen stark engagiert.“⁷² Diese neue Aufgabe wuchs den Leibärzten im Laufe der Zeit zu, denn vorher hatten sie sich im Zusammenhang mit dem Auftreten der Pest (und anderer Seuchen) ausschließlich um die Landesherren, deren Familien und den Hof zu kümmern. Doch beschränkte sich die Nachfrage nach medizinischen Ratschlägen bei einer drohenden Pest nicht auf die fürstliche Hofgesellschaft.

Neue Möglichkeiten der Popularisierung medizinischen Wissens bot die Erfindung des Buchdrucks, wodurch sich Texte vergleichsweise schnell und einfach verbreiten ließen. So konnten vermehrt volkssprachliche Pestschriften publiziert werden, mehr oder minder kurze Ratgeber zur Prävention und Heilung der Krankheit. Sie waren – zumindest teilweise – einfach geschrieben, um die Erkenntnisse der akademischen Medizin möglichst weit in die Bevölkerung hinein zu tragen und zu propagieren.⁷³ Dabei musste sich die Textsorte *Pestschrift* im Verlauf der Frühen Neuzeit erst entwickeln und ausbilden. Es gab große regionale Unterschiede, wann, wie viele und von wem solche Texte geschrieben, übersetzt oder nachgedruckt wurden. Die Zahl und Intensität der Seuchen- und Pestzüge wuchs in Europa und auch im niedersächsischen Raum nach 1560 und blieb bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts hoch.⁷⁴ Diese Entwicklung beeinflusste die Publikation von Seuchenschriften: Von 1560 bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein wurde eine Vielzahl von Druckwerken veröffentlicht.⁷⁵

Als früheste gedruckte deutschsprachige Pestschrift gilt Heinrich Steinhöwels (1410/11–1479)⁷⁶ *Büchlein* von 1473. Der Ulmer Stadtarzt war zwar auch fürst-

71 Für das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel vgl. Daniel Christensen, *Politics and the Plague in Early Modern Germany. Political Efforts to Combat Epidemics in the Duchy of Braunschweig-Wolfenbüttel during the Seventeenth Century*, Saarbrücken 2008, 116–119.

72 Alexander von Hoffmann, *Das Medizinalwesen im Kurfürstentum Bayern* (= Neue Münchner Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Medizinhistorische Reihe 6), München 1975, 102.

73 Eva Martha Eckkrammer, *Medizin für den Laien. Vom Pesttraktat zum digitalen Ratgebertext* (= Forum für Fachsprachen-Forschung 106–107), Berlin 2016, 1, 399–425; Bd. 2, 1153–1158.

74 Karl Heinrich Kaufhold, *Städtische Bevölkerungs- und Sozialgeschichte in der frühen Neuzeit*, in: Christine van den Heuvel/Manfred von Boetticher (Hgg.), *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 3,1: Politik, Wirtschaft und Gesellschaft von der Reformation bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts (= Veröffentlichungen der historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Reihe 36), Hannover 1998, 731–840, hier 747–752. Neithard Bulst, *Vier Jahrhunderte Pest in niedersächsischen Städten*, in: Cord Meckseper (Hg.), *Stadt im Wandel*, 4, Stuttgart-Bad Cannstadt 1985, 251–270, hier 257f. Ulf Wendler, *Nicht nur Pest und Pocken. Zur Bevölkerungsgeschichte der Lüneburger Heide, des Wendlandes und der Marschen des Fürstentums Lüneburg 1550–1850* (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens 128; Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg 64), Hannover 2008, 48, 52, 71f., 237–239.

75 Erik A. Heinrichs, *Plague, Print, and the Reformation. The German Reform of Healing 1473–1573* (= *The History of Medicine in Context*), London/New York 2018, 10f.

76 Zu ihm vgl. Michael Rupp, Steinhöwel, Heinrich, in: NDB 25, Berlin 2013, 194f.

licher Leibarzt, doch schrieb er seinen Traktat explizit als städtischer Physikus.⁷⁷ In der Folgezeit stammten viele einschlägige Schriften von Stadtärzten. Dies war anfangs auch in den welfischen Landen so. Innerhalb der Grenzen des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel lassen sich vor 1575 zwei deutschsprachige gedruckte Pestschriften nachweisen. 1506 wurde in Braunschweig eine niederdeutsche Fassung von Heinrich Steinhöwels *Büchlein* publiziert⁷⁸, und 1565 erschien in Wolfenbüttel ein *Bericht* des Braunschweiger Stadtarztes Thomas Kellner (gest. 1574)⁷⁹, der später von 1569 bis zu seinem Tod 1574 Leibarzt von Herzog Julius war.⁸⁰ Die erste Pestschrift mit Bezug zum Fürstentum Lüneburg verfasste Johannes Hebenstreidt (1525–1569). Sein deutschsprachiger *Pestilentz Schutz* wurde für die Stadt Lüneburg geschrieben, aber in Erfurt gedruckt.⁸¹ Der Autor war Stadtarzt von Göttingen und Leibarzt von Herzog Erich II. von Braunschweig (1528–1584, reg. 1540–1584)⁸² gewesen. Als Stadtarzt von Erfurt und als Professor an der dortigen Universität verfasste er u. a. die Lüneburger Seuchenschrift.⁸³

In den welfischen Territorien erschienen also in den ersten drei Vierteln des 16. Jahrhunderts wenige Pestschriften, von denen nur eine von einem einheimischen Mediziner verfasst worden war. Diese Situation änderte sich nach 1575 in auffallender Weise durch Texte von Leibärzten. Es war nichts grundsätzlich Neues, dass Hofärzte Pesttraktate verfassten, denn solche Seuchenschriften wurden vereinzelt seit dem Ende des 15. Jahrhunderts bzw. dem frühen 16. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum gedruckt (z. B. Brandenburg 1484 bzw. 1507⁸⁴, Elsass 1519⁸⁵,

77 Heinrich Steinhöwel, *Büchlein der Ordnung der Pestilenz*, Ulm: Johannes Zainer 1473. Vgl. dazu Arnold C. Klebs/Karl Sudhoff, *Die ersten gedruckten Pestschriften*, München 1926.

78 Heinrich Steinhöwel, Een korth schon v[nde gar troste]lick regiment wedder de swaren vnd er[schreckliken Krancheit] der pestilencie. Dorch denachbaren [Hochgelerden Heren] Hinricken Steenhouel in der arstedye [e Doctor, dem Erbaren] Rade tho Vlm tho gefallen tho sa[men gasettet vnde begrepen.], Braunschweig: Hans Dorn 1506.

79 Thomas Kellner, Ein kurtzer vnd einfeltiger bericht/ Wie man sich zur zeit der Pestilentz [...] praeseruieren vnd verwaren. Auch do man je damit befallen [...] wehre/ dar von retten [...] moege. Zu Ehren [...] der Statt Braunschweig. Gestellet durch Thomam Kellner/ der Artzneyen Doctorn/ vnd daselbst bestalten Medicum Physicum, Wolfenbüttel: Konrad Horn 1565.

80 Wacker, *Arznei*, 113f.

81 Vgl. dazu Erich Woelkens, *Pest und Ruhr im 16. und 17. Jahrhundert. Grundlagen einer statistisch-topographischen Beschreibung der großen Seuchen*, insbesondere in der Stadt Uelzen (= Veröffentlichungen des Niedersächsischen Amtes für Landesplanung und Statistik, Reihe A II, 26; Schriften des niedersächsischen Heimatbundes e.V., N.F., 26), Uelzen 1954, 156.

82 Zu ihm vgl. Klaus Friedland, Erich II., Herzog von Braunschweig-Lüneburg (Calenberg), in: *NDB* 4, Berlin 1959, 584f.

83 Just[us] Christoph Motschmann, *ERFORDIA LITERATA CONTINUATA* oder Fortsetzung des Gelehrten Erffurths, Vierte Fortsetzung, o. O. 1736, 516–519.

84 Konrad Schwestermüller, [I]N dem namen der heiligen driualteikeit [...] Hab ich Conradus Swestermullner doctor des Jrluchten hochgebornn fursten vnd herren herren Johansenn Marggrauen czu Brandenburg etc. meins gnedigisten herren leibartz, dits hirnachgeschriben Regiment vnd lere wider die swaren krankheit der pestilentz [...] Aus den bewertesten schriften der alten doctores vnd lere meyner meister auffz kurtziste so myr geburt begunst czusetzenn [...], Köln/Spree 1484 [Frankfurt/Oder: Ambrosius Lacher 1507].

85 Johannes Lotzer, Ain nützlich Regimen vnd vnderwysung/ welcher massen den menschen mit dem giffte der Pestilentz beladen/ mit hailsamer Artzney zuhelffen sey. Durch den Hochberühmten Johannem Lotzer von Horb Doctorem des Hochwirdigen fürsten vnd herrn herren Wilhelmß Bischoffen zu Straßburg/ vnd Landtgrauen zu Elsaß der zyt Lybartzet/ zu hilf vnd trost dem menschen gemacht im Neunzehenden Jar, Hagenau: Thomas Anshelm 1519.

Österreich 1521⁸⁶). Seit den 1550er Jahren nahm die Zahl der deutschsprachigen Pestschriften von Leibärzten für verschiedene Territorien stark zu: Nassau 1553 bzw. 1564⁸⁷, Kurpfalz ca. 1555⁸⁸, Preußen 1557⁸⁹, Hessen 1563 und 1564⁹⁰, Württemberg 1564⁹¹, Mecklenburg 1565⁹² usw. Teilweise wird in den Texten betont, dass sie von den Fürsten angeregt bzw. in Auftrag gegeben wurden, teilweise wird ein solcher Zusammenhang nur angedeutet oder gar nicht erwähnt. Doch in dieser Zeit bürgerte es sich zunehmend ein, dass nicht nur wie bisher Stadtärzte für ihre jeweiligen Dienstorte, sondern auch Leibärzte bei drohender Seuchengefahr für ein Territorium entsprechende Traktate verfassten. Sie halfen auf diese Weise dem Fürsten bei der Seuchenbekämpfung bzw. vermittelten diesem und der Öffentlichkeit einen solchen Eindruck.

Im Inhalt unterschieden sich die Schriften der Stadt- nicht von denen der Leibärzte, doch hatten Letztere eine andere Ausrichtung, wie sich teilweise an den Titelblättern, vor allem aber an den Widmungsschriften erkennen lässt. Die Stadtärzte widmeten ihre Traktate in der Regel der jeweiligen städtischen Obrigkeit (Bürgermeister und Rat), deren Mitglieder nicht einzeln namentlich aufgeführt wurden. Ihre Ratschläge richteten sich an eine Kommune. Die Leibärzte dagegen widmeten ihre Schriften einem bestimmten Fürsten oder einem Angehörigen des Herrscherhauses. Sie waren in erster Linie für ein ganzes Territorium gedacht und betonten, wie sehr ein Landesvater (oder seltener eine Landesmutter oder eine Angehörige des fürstlichen Hauses) sich in der Krisensituation eines Pestzuges um das Wohl der Untertanen kümmerte. Ergänzend zu Mandaten und Edikten zeigten die Seuchenschriften, dass Pesterkrankungen keine Privatsache waren, propagierten bestimmte

86 Hans Saltzman, Ein nutzliche ordnung vnd regiment wider die Pestilentz durch Doctor Hansen Saltzman von Steir/ des Durchleichtigsten Fuersten vnnd herren herrn Ferdinanden Ertzhertzogen von Osterreich. etc. Leybartzt. dem gemainenn man zw nutz fruchtperlich gemacht, Wien: Johannes Singriener 1521.

87 Jacobus Theodorus, Gewisse vnnd erfahren Practick/ Wie man sich mit Göttlicher hülf/ vor der Pestilentz hüten vnd bewaren/ vnnd so einer damit behafft/ wie demselben zuhelffen. Es seyen alte oder junge/ arme oder reiche leuth. Gepracticirt vnd beschrieben in Anno 1551. 52. vnd nachfolgende Jar/ Durch Jacobum Theodorum Tabernomontanum/ Dieser zeit Nassawischen Medicii/ vormahls in anno 53. schriftlich vbergeben. Jetzunder zu ehren dem wol gebornen Herren/ Herren Johansen/ Grauen zu Nassaw vnd Sarbrücken/ Herren zu Lhar/ etc. in Truck vbergeben, Heidelberg: Johannes Mayer 1564.

88 Johann Langh, General vnd kurtze Ordnung oder Methodus/ wie mann dises Pestentialischen Fiebers Remedia Preseruatina vnd Curatina/ so D. Johann Langh/ der Churfürstlichen Pfaltz Medicus verordnet hat/ recht gebrauchen soll, Heidelberg: Johann Eberbach o. J. [ca. 1555].

89 Kurtzer Bericht von den Hitzigen Schweren Seuchen/ so yetziger zeyt in Preussen regieren/ Wie den selbigen vormittelst Göttlicher hülf zu begegnen/ Vnd auch vorzukommen sey. Gemeiner Landschafft zu gut Gestellt Durch Fürstlicher Durchleuchtigkeyt in Preussen Leybärtzte, o. O. 1557.

90 Ein Kurtzer Bericht/ wie sich der gemeine Man in Zeiten der Pestilentz halten soll. Durch des Durchleuchtigen vnd Hochgebornen Fürsten vnd Herrn/ Grauen zu Catzellnbogen/ Dietz/ Zigenhain vnd Nidda etc. Medicos beratschlagt vnd gestellt, o. O. 1564.

91 Anonym, Ein sehr gewisse vnnd vilbewerte Artzney für den grausamen bresten der yetz schwäbenden Pestilentz/ meniglich vnd sonderlich aber den Armen vnnd vnerstendigen gemeinen Volck im Fürstenthumb Württemberg/ zu nutz vnnd trost publicirt vnd außgangen, Tübingen: Ulrich Morharts Witwe 1564.

92 Johannes Tunnichaeus, Ein bericht von Pestilentzischen kranckheiten/ was sie sein/ wor von sie sich verursachen/ wor aus sie zuküfftiglich zuerkennen/ wie sich der Gemeine Man in zeit der Pestilentz mit aller notturfft verhalten/ wie die erschreckliche Pestilentz Armen vnd Reichen/ durch bequeme notturfftige mittel/ zuuerhüten sey/ [...], Rostock: Jakob Siebenbürger 1565.

Vorstellungen von Sauberkeit bzw. Hygiene, vermittelten Vorstellungen, wie „man“ sich richtig zu verhalten hatte, und förderten die gegenseitige soziale Kontrolle.⁹³

1577/78 wurde Norddeutschland von „schweren sorglichen vnd gefehrlichen Pestilentzischen leufften“ bedroht.⁹⁴ In den welfischen Landen entstand mit der wachsenden Pestgefahr zum ersten Mal das soziale Bedürfnis nach Seuchenschriften von Hofärzten. Im Fürstentum Lüneburg verfasste der Celler Leibphysikus Gervasius Marstaller (ca. 1520–1578) 1576 einen rund 200 Seiten langen Pesttraktat und veröffentlichte im darauffolgenden Jahr einen einschlägigen Einblattdruck mit einem Text in Reimform.⁹⁵ Eine noch größere Aktivität lässt sich im Fürstentum Wolfenbüttel nachweisen, was einerseits an der Überlieferung, andererseits am besonderen Interesse von Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel liegen kann. Er war sich seiner Verantwortung für das Wohl seiner Untertanen im Sinne einer entstehenden Medizinalpolizei bewusst. Während der Pestepidemie von 1577 formulierte der Fürst: „So erinneren wir vns, das vns als einer Christlichen Obrigkeit vnd dem Landes Vater Ambs halber obligen will vns vnser Armen getrewen beuholene vntherthanen Jn solcher besorgenden Leibs nott mit wordt vnd thatt so viell Jmmer muglich trostlich vnd behulfflich zu sein, vnd sie keins weges zuuerlassen, [...]“.⁹⁶

Zur Versorgung seiner Untertanen griff der Herzog auch auf das Wissen seiner Ärzte zurück. Ihre Aufgabe umfasste u. a. die Beratung der Fürsten im Bereich von Seuchenmandaten.⁹⁷ Beispielsweise verfassten Johann Bökel und Joachim Gagelmann (gest. 1595, erst Apotheker, dann Leibarzt am Wolfenbüttler Hof)⁹⁸ 1577 gemeinsam einen Text für den Herzog: *Waß Zur vorsorge auff der veste Wolfenbittel wieder der geschwinde Seuche der pestilentz weyter zu verordnen*. Es zeugt vom großen Ansehen Bökels, dass auf dem Rückvermerk des Textes nur noch von „D. Johan Bokels bedencken, der Peste halben p.“ die Rede war und Gagelmanns Beitrag nicht erwähnt wurde.⁹⁹ Dieser Text sollte anscheinend gedruckt werden, was aber wohl

93 Vgl. dazu allgemein Martin Dinges, Pest und Staat. Von der Institutionengeschichte zur sozialen Konstruktion, in: ders./Thomas Schlich (Hgg.), *Neue Wege in der Seuchengeschichte* (= Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 6), Stuttgart 1995, 71–103, hier besonders 82f.

94 Zitat aus Bökel, Gründlicher Bericht, Aij-v. Vgl. zu diesem Seuchenzug in Mitteleuropa Edward A. Eckert, *The Structure of Plagues and Pestilences in Early Modern Europa. Central Europe, 1560–1640*, Basel 1996, 87–93. Für Wolfenbüttel vgl. Friedrich Thöne, *Wolfenbüttel unter Herzog Julius (1568–1589)*. Topographie und Baugeschichte, in: *Braunschweigisches Jahrbuch* 33 (1952), 1–74, hier 10, 14, 17, 26, 31f.

95 Gervasius Marstaller, Kurtzer vnd einfeltiger Bericht/ Wie man/ soviel Gott gefellig/ sich für der grawsamen vnd schrecklichen Pestilentz bewaren/ Oder so man damit behafft/ sie vertreiben müge, Uelzen: Michel Kröner 1576; ders., Kurtze Summa/ Wie man sich in Pestilentz Zeitten zur vorsorg vnd in der not verhalten sol/ in Reimen gefast, Uelzen: Michel Kröner 1577. Nachdruck bei Ulf Wendler, *Die frühesten gedruckten Seuchenschriften aus Uelzen 1576 und 1577*, in: *Heimatkalender für Stadt und Kreis Uelzen* 2018, 77–81, hier 78–80. Zu Marstaller vgl. Beat Rudolf Jenny, *Die Amerbachkorrespondenz*, 6, Basel 1967, 167–169, Nr. 2737; Bd. 8, Basel 1974, XXV, 131, Nr. 3468, Anm.; Bd. 9/2, Basel 1983, 739f., Nr. 3964, Anm.

96 Hsta. H., Cal. Br. 21, Nr. 784, 107v–112v: Ausschreiben, Wolfenbüttel 22.8.1577, hier 107v–108r.

97 Deichert, *Geschichte*, 225.

98 Zu ihm vgl. Wacker, *Arznei*, 119–129.

99 Hsta. H., Cal. Br. 21, Nr. 784, 39r–42v: *Waß Zur vorsorge auff der veste Wolfenbittel wieder der geschwinde Seuche der pestilentz weyter zu verordnen*, o. O. u. o. J. [Wolfenbüttel, 18.8.1577?]. Zu Gagelmann vgl. Wacker, *Arznei*, 119–129.

unterblieb.¹⁰⁰ Die Ratschläge der beiden Ärzte bildeten die Grundlage für die Verordnung vom 20. August 1577, in welcher der Fürst die Verhältnisse in der Stadt während der Pestzeit regelte.¹⁰¹

Gedruckte Pestschriften waren für Herzog Julius augenscheinlich auch persönlich wichtig, sodass er beispielsweise 1567 zwei davon erwarb. Zudem trat er 1574 in Kontakt zu Johannes Neander, dem Hof- und Leibarzt von Markgraf Johann Georg von Brandenburg (1525, reg. 1571–1598)¹⁰², um ihn in Pestsachen um Rat zu fragen.¹⁰³ Dieser Leibarzt seines Schwagers widmete Herzog Julius 1578 eine Pestschrift.¹⁰⁴ Dr. Gagelmann verfasste 1577 einen weiteren Seuchentraktat, der aber anscheinend nicht gedruckt wurde.¹⁰⁵ Es sollte vor allem Johann Bökel sein, der mit seinen Schriften berühmt wurde und eine große Wirkung erzielte.

Was in den späten 1570er-Jahren eine neue Aufgabe der welfischen Leibärzte war, wurde in der Folgezeit üblich. Vom bereits erwähnten Joachim Gagelmann ist ein handschriftlicher *Kurtzer Bericht* gegen die Pest von 1580 erhalten, der aber anscheinend nicht gedruckt wurde.¹⁰⁶ Bei den nächsten großen Seuchenzügen war es der Leibarzt und Helmstedter Medizinprofessor Jakob Horst (1537–1600)¹⁰⁷, der 1597 einen Pesttraktat und zwei Jahre später eine Schrift über die Ruhr drucken ließ.¹⁰⁸ Ähnlich lagen die Verhältnisse im Fürstentum Lüneburg, wo der Leibarzt Johannes Mellinger (um 1538–1603)¹⁰⁹ 1583 einen Pesttraktat und 1599 eine Schrift gegen die Ruhr für den Celler Hof und die dortige Bürgerschaft veröffentlichte.¹¹⁰

100 Hsta. H., Cal. Br. 21, Nr. 784, 10r: Notiz, Wolfenbüttel 4.8.1577.

101 Hsta. H., Cal. Br. 21, Nr. 784, 100r–106v: Verordnung, Wolfenbüttel 20.8.1577. Vgl. Maaser, Humanismus, 96f.

102 Zu ihm vgl. Johannes Schultze, Johann Georg, Kurfürst von Brandenburg, in: NDB 10, Berlin 1974, 474f.

103 Wacker, *Arznei*, 282, Anm. 346.

104 Johannes Neander, Ein kurtz doch nothdürfftig Regiment/ De praseruatione & curatione Pestis, aus eigener obseruation vnd erfahrung/ an vielen Menschen fruchtbarlichen befunden. Zu Ehren Dem Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Julio Hertzogen zu Braunschweig vnd Lüneburgk, etc., Magdeburg: Joachim Walden 1578.

105 Hsta. H., Cal. Br. 21, Nr. 784, 77r–91r: Bericht wie sich die Pfarherren in Jizt sterbendts leufftenn vorhalten vnd was sie Jren Pfarkindern Zu halten damit sie die Pest souiel müglich befreiet sein mugen vnterrichten sollenn p., Wolfenbüttel 7.9.1577.

106 Hsta. H., Cal. Br. 21, Nr. 787: Kurtzer Bericht wie es alhie in der Veste vnd Henrichstadt dieso Orter so vielle neben anruffung Gottlicher Hulfße müglich von der Peste zu bewarende kanne gehalten werden, den 8ten Augusti Ao. 1580.

107 Zu ihm vgl. Wacker, *Arznei*, 156–162; Trieb, *Fakultät*, 54f.

108 Jakob Horst, Rath in Pestilentz zeiten/ Wie man die verhueten/ vnd in nothfall Curiren sol/ zu nothturfft aller bußfertigen Christen. Geschrieben von Jacobo Horstio Medicinae Doctore vnnd Professore in der Julius Vniuersitet, Fuerstlichen Braunschweigischen bestalten Rath vnd Leib Artz, Wolfenbüttel: Konrad Horn 1597; ders., Rath/ Jn Pestilentzischer Dysenteria dieses 99. Jahrs/ welchs auff Deusch billig genant wird/ die anfellige vnd gefehrliche Rote Ruhr oder Wehe/ wie man die vorhueten/ vnd in Nothfall Curieren sol/ zu Notturfft vieler betruetben vnnd Bußfertigen Christen. Geschrieben von Decano Seniore vnd andern Collegis Professoribus Facultatis Medicae in der Julius Vniuersitet, Helmstedt: Jakob Lucius d. J. 1599.

109 Zu ihm vgl. Norbert Steinau, Mellinger, Johannes, in: NDB 17, Berlin 1994, 26f.

110 Johannes Mellinger, Kurtzer bericht/ Wie man sich/ vermittelst Göttlicher hulfße/ für die Pestilentz verwaren/ vnd sie curiren sol. Zu nutz vnd wolffahrt des Fürstlichen Lüneburgischen Hoffß vnd Bürgerschaft zu Zell, Uelzen: Michel Kröner 1583; ders., Kurtzer Bericht/ wie diejenigen/ so mit dem rohten Hoffgang oder Dysenteria behafftet/ Artzneyen zu curiren, vnd mit essen vnd trincken zu halten sind. Darbey kürztlich vermeldet/ wie man sich für dieser krankheit praeserviren könne, Uelzen: [Michael Kröner] 1599.

3.2 *De Peste* von 1577 und *Gründtlicher bericht* von 1578

Als die Pest in den 1570er-Jahren im Herzogtum Wolfenbüttel grassierte, publizierte Bökel als erster Leibarzt im Fürstentum eine Seuchenschrift. Angeblich forderten hohe Herrschaften und Freunde Bökel auf, seine Hamburger Erfahrungen von 1565 mit der und seine Ratschläge gegen die Krankheit niederzuschreiben, wie er selbst berichtete.¹¹¹ Zuerst verfasste Bökel als Professor einen lateinischen Traktat. Anscheinend formulierte er den Text 1576, denn er sprach in seiner (undatierten) Widmung davon, dass die Seuche Hamburg vor elf Jahren getroffen hätte. Die 1577 erschienene Schrift *DE PESTE QVAE HAMBURGUM CIVITATEM ANNO LXV. GRAVISSIME ADEFLIXIT*¹¹² begründete den Ruhm des Arztes.¹¹³ Ungewöhnlich für Seuchentraktate ist die „historische“ Ausrichtung. Doch da das Werk in einer aktuellen Bedrohungssituation erschien, war es nicht Bökels Absicht, eine Geschichte der Seuche in Hamburg 1565 zu schreiben. Es ging dem Autor darum, der Leserschaft zu vermitteln, dass er über eigene praktische Erfahrungen verfügte, die von der letzten Pest stammten. Damit machte er seine Absicht deutlich, nicht nur das medizinische Buchwissen seiner Zeit darzustellen, sondern auch was er „selbs gesehen/ erfahren/ vnd gut befunden habe“ in seinem Traktat niederzulegen, wie es in der deutschen Fassung heißt.¹¹⁴ *De Peste* ist den Hamburger Bürgermeistern, dem Rat und der Bürgerschaft gewidmet. Dieser lateinische Text hatte zwar inhaltlich das Potential, war aber nicht darauf ausgerichtet, die frühstaatlichen seuchenpolitischen Maßnahmen im Fürstentum Wolfenbüttel zu unterstützen.

Bereits im darauffolgenden Jahr wurde eine deutsche Übersetzung unter dem Titel *Gründtlicher bericht/ von der Pestilentz/ welche für Zwölff Jaren in der löblichen Stadt Hamburg grewlich hat regieret*¹¹⁵ veröffentlicht. Dieser Text ist, wie üblich in dieser Zeit, nicht einfach eine wörtliche Übertragung, sondern eine bearbeitete und erweiterte Fassung. Sowohl die lateinische wie die deutsche Schrift wurden bei dem angesehenen Wolfenbüttler Hofbuchdrucker (und Bürgermeister) Konrad Horn (gest. 1603)¹¹⁶ veröffentlicht. Das Werk umfasst in seiner lateinischen Version neben dem Titelblatt 42 bedruckte Seiten, die deutsche Fassung hat 45 Druckseiten (beide ohne Seitenzählung).

Der *Gründtliche Bericht* hatte eine andere Zielsetzung als *De Peste*. Dies wird schon auf dem Titelblatt deutlich, wo explizit von einer „Cur“ gegen die Pest die Rede ist. Es handelt sich nun um eine deutschsprachige Seuchenschrift, wie sie typisch für die Zeit war. Der Text ist in beiden Fassungen in vier Teile gegliedert. Der erste Teil beschäftigt sich mit der Pest allgemein, der zweite Abschnitt beschreibt

111 Bökel, *De Peste*, A3r.

112 Bökel, *De Peste*.

113 McDowell, *Plague Text*, 8. Ein bedeutender Medizinhistoriker urteilte 1841 ungnädig über diese Schrift „von sehr untergeordnetem Werthe“, wenn er auch ihre Beschreibungen gerne nutzte. Heinrich Haeser, *Historisch-pathologische Untersuchungen. Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten*, Teil 2, Dresden/Leipzig 1841, 38, Anm. 4.

114 Bökel, *Gründtlicher Bericht*, Aijr.

115 Bökel, *Gründtlicher Bericht*.

116 Zu ihm vgl. Friedrich Thöne, *Geist und Glanz einer alten Residenz*, München 1963, 257.

die Eigenschaften der Krankheit, der dritte Teil umfasst Verhaltensvorschriften auf der Grundlage der *sex res non naturales* und der vierte Abschnitt gibt Ratschläge zu Prävention und Heilung.

Bökel referierte das Wissen der akademischen Medizin seiner Zeit, verwies aber immer wieder auf seine Beobachtungen in Hamburg von 1564/65, die er mit den Verhältnissen in Wolfenbüttel 1577 verglich. Er konstatierte eine nach Alter und Geschlecht unterschiedliche Sterblichkeit bei der Hamburger Seuche, die ähnlich auch in Südniedersachsen auftrat.¹¹⁷ In der Hansestadt kamen nicht alle Symptome in dem Maße vor, wie aufgrund der Literatur zu erwarten gewesen wäre. Bökel begnügte sich nicht mit dem Augenschein allein, sondern ließ nach dem Tod der Infizierten Beulen öffnen, wobei eine ungewöhnliche weiße und harte Materie gefunden wurde.¹¹⁸

Der *Gründtliche Bericht* war Fürstin Sophie Hedwig von Braunschweig-Wolfenbüttel (1561–1631) gewidmet, einer Tochter von Herzog Julius, die seit ihrer Heirat 1577 Herzogin von Pommern war.¹¹⁹ In der Widmung vom 22. November 1577 war aber mehr vom Fürsten und seiner Frau als von der Tochter die Rede. Bökel rühmte die Haltung von Herzog Julius, sich in medizinischer Hinsicht um die Untertanen zu kümmern. Insbesondere hob er hervor, dass alle Apotheken im Fürstentum Wolfenbüttel auf Kosten des Landesherrn Medikamente an Arme und Bedürftige austeilten und kam zum Schluss: „Welches denn ein hohes Fürstlich Christlich werck ist/ ja die Menschen durch solche gütigkeit vnd barmhertzigkeit Gott am nehesten kommen/ vnd fast Götter auff Erden sein/ vnd genant mögen werden/ wie sie der Psalm auch also nennet¹²⁰/ sonderlich die Obrigkeit/ welche sich der armen notdürfftigen vnd kranken von Hertzen mit ernst annimpt.“¹²¹

Um das wohlthätige Werk des Fürsten zu unterstützen, wollte und sollte Bökel seinen Traktat schreiben. Es wird deutlich, wie stark sich der Leibarzt in das medizinpolizeiliche Programm des Landesherrn einordnete. Ob dies nun aus eigenem Antrieb geschah, wie die Widmung nahelegt, oder nicht, spielt in diesem Zusammenhang eine untergeordnete Rolle. Herzog Julius wird die Schrift mit Wohlwollen aufgenommen haben, entsprach sie doch seinen Intentionen und rühmte sein Vorgehen.

3.3 *Kurtze[r] Bericht* von 1577

Bökels Seuchenschriften waren seinen Zeitgenossen und der Nachwelt bekannt und wurden immer wieder herangezogen. Dies trifft nicht auf seinen dritten Pesttraktat zu, den *Kurtze[n] Bericht/ Wie man sich in dieser sorglichen zeit der Pestilentz verhalten*

117 Bökel, *Gründtlicher Bericht*, Civ-Cijr.

118 Bökel, *Gründtlicher Bericht*, Fijjv.

119 Vgl. dazu Eduard Bodemann, Die Verheirathung der Prinzessin Sophie Hedwig von Braunschweig-Wolfenbüttel 1577 und deren Briefwechsel mit ihrem Vater, dem Herzoge Julius 1577–1585, in: *Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen* (1890), 181–216.

120 Psalm 82, v.1, 3f., 6.

121 Bökel, *Gründtlicher Bericht*, Aijv.

soll, obwohl dieser von seiner Anlage her für eine große Verbreitung bestimmt war.¹²² Der Text wurde in den frühneuzeitlichen Bibliografien und Lebensbeschreibungen Bökels nicht genannt, sondern blieb bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts vergessen. Erst der Medizinhistoriker Heinrich Deichert erwähnte 1908 beiläufig eine handschriftliche Fassung des Traktates und Gabriele Wacker ging 2013 in ihrer großen Studie zur medikalen Kultur des Wolfenbüttler Hofes kurz auf den Text ein.¹²³ 2019 wurde der Text neu herausgegeben und analysiert.¹²⁴

Der auf die praktischen Bedürfnisse medizinischer Laien zugeschnittene Text wurde 1577 in Lübeck gedruckt und umfasst neben dem Titelblatt nur sieben Seiten. Der *Kurtze Bericht* trägt alle Merkmale einer schnell verfassten Gelegenheitsschrift, d. h. vermutlich wurde er 1577 geschrieben und veröffentlicht. Er unterscheidet sich in mehrerlei Hinsicht von den anderen Texten Bökels, denn er ist mit Abstand der kürzeste und anspruchloseste sowie der einzige, der weit entfernt vom Wohnort des Arztes gedruckt wurde.

Es ist unklar, warum Bökel den Text nicht in Wolfenbüttel veröffentlichte. In der Seuchenschrift bezog sich der Arzt explizit auf den südniedersächsischen Ort und nicht auf Lübeck. Die handschriftliche Version trägt neben dem Titel den bezeichnenden Untertitel *Zu behuef gemeiner burgerschafft In der Heinrichsstadt bey der vhestung Wulfenbuttell*.¹²⁵ Der Lübecker Verleger und Drucker Johann Ballhorn (um 1550–nach 1604)¹²⁶ gelangte auf ungeklärte Weise in den Besitz der Schrift und publizierte diese vielleicht ohne Wissen und Einwilligung des Autors. Es ist nicht auszuschließen, dass Bökel den Druck nie zu Gesicht bekam.

Die handschriftliche Überlieferung gibt weitere Hinweise auf den Kontext des Werkes. Der *Kurtze Bericht* bildet mit vier Mandaten von Herzog Julius ein Heft. In den Verordnungen wird im Zusammenhang mit der Behandlung von Patient*innen auf ein „Regiment“ Bezug genommen¹²⁷, bei dem es sich vermutlich um Bökels *Kurzte[n] Bericht* handelt. Der Traktat wurde wahrscheinlich ähnlich wie die fürstlichen Edikte verbreitet. Dieser quasi amtliche Charakter des Textes erklärt auch das Fehlen einer Widmung. Der *Kurtze Bericht* war in erster Linie für die Residenzstadt bestimmt, verfügte Wolfenbüttel doch nicht über einen eigenen Stadtarzt. Ob er nicht nur in Lübeck, sondern auch in Wolfenbüttel gedruckt wurde, ist nicht klar.

Der Text entspricht mit seiner Aufteilung in Vorrede, Prävention, Heilung und Schlussbemerkung dem üblichen Schema einer Seuchenschrift. Im Rahmen der Prävention bezog sich Bökel auf die Vorstellungen vom gesunden Leben entsprechend

122 Johann Bökel, *Kurtzer Bericht/ Wie man sich in dieser sorglichen zeit der Pestilentz verhalten soll*, Lübeck: Johann Balhorn 1577.

123 Deichert, *Geschichte*, 224. Die Abschrift befindet sich unter Hsta. H., Cal. Br. 21, Nr. 784, 92r–99r: Kurzer Bericht, wie man sich zu dieser sorglichen Zeit der Pestilenz halten soll. Wacker, *Arznei*, 282f., 325. Sie benutzte die handschriftliche Version, obwohl sie die Druckfassung kannte.

124 Ulf Wendler, *Pestschriften in der frühen Neuzeit – der Kurtze Bericht von Johann Bökel (1535–1605) als Beispiel*, in: IWL-Museum für Archäologie Herne (Hg.), *Pest! Eine Spurensuche*, Darmstadt 2019, 212–229.

125 Hsta. H., Cal. Br. 21, Nr. 784, 92r: Kurzer Bericht, wie man sich zu dieser sorglichen Zeit der Pestilenz halten soll.

126 Zu ihm vgl. Josef Benzing, *Balhorn (Ballhorn)*, Johann, in: NDB 1, Berlin 1959, 559.

127 Beispielsweise Hsta. H., Cal. Br. 21, Nr. 784: Mandat Herzog Julius, Wolfenbüttel 20.8.1577, § 8, 102v; § 12, 103v.

den *sex res non naturales* und in der Reihenfolge ihrer Bedeutung in Bezug auf die Pest: 1. Licht und Luft, 2. Speis und Trank, 3. Leidenschaften, 4. Schlafen und Wachen, 5. Arbeit und Ruhe und 6. Ausscheidungen und Absonderungen. Recht kurz fiel der Teil über die Heilung aus. Eigentlich bestand dieser nur in Ratschlägen, wie zu schwitzen sowie welche sauren (und bitteren) Nahrungsmittel nützlich wären. Ansonsten waren seine Empfehlungen negativer Art, d. h. er lehnte den Aderlass und das Purgieren weitgehend ab.

Zusammenfassung

Johann Bökel (1535–1605) wuchs in einem konfessionell geteilten Europa auf. Seine Eltern flüchteten aufgrund ihres lutherischen Glaubens mit ihm und seinen Geschwistern von Antwerpen nach Hamburg. Die flämische Herkunft und der Protestantismus waren im Leben des künftigen Arztes entscheidende Faktoren. In der Familie Bökel spielte die medizinische Profession vor und nach Johann eine gewisse Rolle, doch kann nicht von einer besonderen Ärztefamilie gesprochen werden, bei der die meisten männlichen Mitglieder Mediziner waren.

Bökel studierte in Wittenberg bei Philipp Melanchthon Theologie und Philosophie. An der philosophischen Fakultät erwarb er seine Abschlüsse als Bakkalaureus und Magister. Johann setzte seine Studien im lutherisch geprägten Kopenhagen beim flämischen Medizinprofessor Bording fort, der einst ebenfalls aufgrund seiner Glaubensüberzeugung Antwerpen verlassen hatte. Bökel strebte zwar noch in Dänemark eine geistliche Laufbahn an, wandte sich dann aber der Medizin zu. Wieder zurück in Wittenberg studierte er weiter Medizin. Es war im 16. Jahrhundert nicht außergewöhnlich, dass angehende Mediziner während ihres Studiums umfassende theologische bzw. „philosophische“ Kenntnisse erwarben.

Bording empfahl seinen jungen Landsmann dem welfischen Herzog von Lüneburg, der lutherisch war, und jenem von Wolfenbüttel, der am katholischen Glauben festhielt. Bökel erhielt ein Stipendium, um seine Studien in Frankreich und Italien abzuschließen, und daraufhin für einige Jahre in die Dienste der Fürsten zu treten. Er, der bisher nur lutherische Hochschulen besucht hatte, studierte nun an katholischen Universitäten und erwarb dort den Dokortitel.

In Deutschland kehrte er erneut in lutherisch geprägte Gebiete zurück – und es ist nicht bekannt, dass er je wieder eine katholische Region besuchte. Der Arzt arbeitete in Hamburg, wo er Pestkranke behandelte, und in Celle, wo er sechs Jahre lang als Leibarzt für den Fürsten tätig war. Dann wechselte er an den Wolfenbüttler Hof des lutherischen Herzogs Julius, der seinen katholisch geliebten Vater beerbt hatte. Hier war nicht nur sein Bruder als Leibwundarzt tätig, sondern es wirkte auch ein anderer niederländischer Hofarzt. Der lutherische Glauben, familiäre Verbindungen und niederländische Beziehungen förderten Bökels Karriere.

Er verließ bald die Residenzstadt, um als Professor an die neu gegründete Universität Helmstedt zu gehen, wo er lange Jahre erfolgreich wirkte. Dabei blieb er herzoglicher Leibarzt, bekleidete also wie viele Berufskollegen die Doppelfunktion von Hofarzt und Medizinprofessor. Nicht allzu lange nach dem Tod seines Gönners

Herzog Julius verließ der Arzt aufgrund von Misshelligkeiten mit dem neuen Fürsten das Herzogtum Wolfenbüttel. Es ging u. a. um eine Schrift von Bökel, die sich mit einem dämonologischen Thema im Grenzbereich zwischen Medizin und Theologie beschäftigte. Er kehrte nach Hamburg zurück, wo er als Stadtarzt hoch angesehen 1605 starb.

Die Häufung der Epidemien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts führte zu einer Erweiterung der Aufgaben von Hofärzten. Am Beispiel Bökels lässt sich zeigen, dass sich ein Leibarzt nun nicht mehr allein um das Wohl des Fürsten, seiner Familie und des Hofes zu kümmern hatte, sondern darüber hinaus mit seinem medizinischen Rat auch in die Residenzstadt und das ganze Territorium wirken wollte und sollte. Dies steht im Zusammenhang mit einer sich langsam herausbildenden frühstaatlichen Medizinalpolizei. Bökels Anschauungen flossen in die einschlägigen Mandate ein, die der Wolfenbüttler Fürst während des Seuchenzuges 1577 erließ. Vor allem aber schrieb der Leibarzt mehrere Pestschriften für eine breitere Öffentlichkeit – eine Neuerung im Herzogtum Wolfenbüttel. Das Verfassen von Seuchenschriften für das Territorium wurde in der Folgezeit eine Verpflichtung, welche die welfischen Leibärzte – wie auch die Hofärzte anderer Herrschaftsbereiche – regelmäßig zu erfüllen hatten.

Johann Sigismund Elsholtz

Kurfürstlich brandenburgischer Hofmedikus zu Cölln an der Spree in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

von Marion Mücke

Abstract

Johann Sigismund Elsholtz was a physician appointed to the Brandenburg court in the second half of the seventeenth century. He is well known for his study of intravenous injection in humans. Moreover, he published a large number of treatises on anatomical, botanical and chemical issues. The present paper examines his biography and outlines the expansive scope of his work attributable to the electoral court's resources after the Thirty Years' War.

Der kurfürstlich brandenburgische Hofmedikus Johann Sigismund Elsholtz gilt als einer der ersten, der sich um die Injektionstherapie am Menschen verdient gemacht hat. Darüber hinaus hat er zu einer Vielzahl von Themen in den Bereichen der Anatomie, Botanik und Chemie geforscht und publiziert. Die Nachwelt hat ihn aufgrund dieser Verdienste gewürdigt und verschiedentlich wohl auch deswegen als kurfürstlichen Leibarzt wahrgenommen. Hier hat bereits Jürgen Splett für Eindeutigkeit gesorgt¹, während Peter Bahl zudem das Missverständnis, wissenschaftliche Verdienste in Abhängigkeit zur Rangfolge am Hof zu sehen, thematisiert hat.² Von diesen Prämissen ausgehend, werden im vorliegenden Beitrag die Handlungsspielräume des Johann Sigismund Elsholtz unter Berücksichtigung der besonderen Dynamik am kurfürstlichen Hof zu Cölln an der Spree zur Mitte des 17. Jahrhunderts näher ausgeleuchtet.

Jugend, Bildungsgang und familiärer Hintergrund des Johann Sigismund Elsholtz

Eine zentrale Quelle zum Leben des Johann Sigismund Elsholtz stellt die gedruckte *Abdankungs-Rede* dar, die der Konrektor am Cöllnischen Gymnasium Johannes Bödicker (1641–1695) anlässlich der Beisetzung im Jahre 1688 aufgesetzt hatte.³

- 1 Vgl. Jürgen Splett, Elsholtz, Johann Sigismund, in: Lothar Noack/Jürgen Splett (Hgg.), *Bio-Bibliographien. Brandenburgische Gelehrte der Frühen Neuzeit*, Berlin-Cölln 1640–1688, Berlin 1997, 118.
- 2 Vgl. Peter Bahl, *Der Hof des Großen Kurfürsten. Studien zur höheren Amtsträgerschaft Brandenburg-Preußens*, Köln u. a. 2001, 74f.
- 3 Vgl. Johann Bödicker, *Ehren-Gedächtniß des [...] Johann Sigismund Elsholtz, Med. Doct. und Churfürstl. Brandenb. Hoff-Medici, als derselbe den Lauff eines guten Medici glücklich und seelig vollendet, bey seiner Christ- und Standesmäßigen Leich-Bestattung am 4. Martii 1688 in Cölln an der Spree, dem seel. Herrn D. zu*

Trotz geringfügiger Abweichungen stimmen die darin mitgeteilten Personalien im Wesentlichen mit einem anderweitig überlieferten *Curriculum vitae* überein.⁴ Die detaillierten Angaben lassen zumindest auf die Mitwirkung Elsholtzens schließen.⁵ Beide Lebensläufe reichen bis zum Jahr 1656, das in den Texten gleichlautend als das Jahr der Anstellung und nicht, wie belegt, der Bewerbung am kurfürstlich brandenburgischen Hof angegeben wird. Insofern können die Angaben dieser Lebensläufe nur bedingt als zuverlässig gelten, wenngleich sie unverzichtbare Anhaltspunkte bieten. Demzufolge wurde Johann Sigismund Elsholtz am 26. August 1623 geboren. Anders jedoch als in den vorliegenden Lebensläufen hat er anlässlich seiner Immatrikulationen an vier Universitäten nicht Frankfurt an der Oder sondern stets Cölln an der Spree als Geburtsort angegeben.⁶ Wäre dies der Fall, dann entspräche der Geburtsort dem späteren Wirkungsort. Sicher ist, dass Elsholtz 1634 im Alter von elf Jahren an der brandenburgischen Landesuniversität zu Frankfurt an der Oder immatrikuliert wurde.⁷ Bis zur Aufnahme des Studiums an der *Viadrina* genoss er seine Schulbildung bei Johannes Möller (1605–1667), dem Leiter der Frankfurter Stadtschule.⁸ Der Rektor war dem Luthertum verpflichtet, zu dem sich die große Mehrheit der brandenburgischen Bevölkerung auch nach dem Konfessionswechsel des Kurfürsten Johann Sigismund (1572–1619) im Jahre 1613 bekannte.⁹ Doch wenngleich die Hohenzollern wegen starker Widerstände von einer allgemeinen Calvinisierung in ihren Territorien Abstand genommen hatten, bevorzugten sie bei der Besetzung hoher Ämter am Hof und in der Verwaltung Calvinisten, um die Untertanen langfristig dem reformierten Bekenntnis zuzuführen. Da diese Strategie

gutem Andencken den Leydragenden zu einigem Trost in einer Abdankungs-Rede vorgestellt, Cölln an der Spree [1688].

- 4 Vgl. das *Curriculum vitae* des Johann Sigismund Elsholtz, o. D., dt., hs. von dritter Hand in der dritten Person, 2 fol., in: Leopoldina Archiv, Matrikelmappe 0053.
- 5 Zum Einschub selbstverfasster Lebensläufe in Leichenpredigten vgl. Ulrike Gleixner, Der Sprecher aus dem Off. Autobiographisches und Biographisches in Lebensläufen pietistischer Leichenpredigten Württembergs, in: Rudolf Lenz (Hg.), *Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaft* 4, 2004, 360f.
- 6 Die früheste Herkunftsbezeichnung findet sich im Matrikelverzeichnis der Universität zu Frankfurt an der Oder mit der Angabe „Coloniensis“; präziser lauten die Einträge in die Wittenberger, Leidener sowie Paduaner Matrikel mit „Coloniensis Marchicus“ [Cölln in der Mark Brandenburg]. – Vgl. Ernst Friedländer, *Ältere Universitäts-Matrikeln I. Universität Frankfurt a. O.*, 1, Leipzig 1887, 727, Bernhard Weissenborn, *Album Academiae Vitebergensis Jüngere Reihe T. 1 (1602–1669)*, Magdeburg 1934, 425, [Willem du Rieu], *Album Studiosorum Academiae Lugduno Batavae MDLXXV–MDCCCLXXV*, Haag 1875, 421 sowie Fritz Weigle, *Die deutschen Doktorpromotionen in Philosophie und Medizin an der Universität zu Padua von 1616–1663*, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 45 (1965), 361.
- 7 A. a. O.
- 8 Vgl. Lothar Noack, Möller (Mollerus), Johannes, in: Lothar Noack/Jürgen Splett (Hgg.), *Bio-Bibliographien. Brandenburgische Gelehrte der Frühen Neuzeit, Mark Brandenburg mit Berlin-Cölln, 1506–1640*, Berlin 2009, 365–384, sowie Horst Engelke, *Das Bildungswesen in Frankfurt (Oder). Ein Gang durch die Geschichte. T. 3: Das Schulwesen im 17. Jahrhundert. Lutheraner, Calvinisten, der Dreißigjährige Krieg und seine Auswirkungen*, in: *Mitteilungen des Historischen Vereins zu Frankfurt (Oder) e.V.* (2008), 22–26 mit weiterer Literatur.
- 9 Vgl. Matthias Pohligh, „Schleunige Mutation ohne vorhergehende reife Deliberation“?, Kurfürst Johann Sigismunds Konversion von 1613 als Entscheidung, in: Mathis Leibetseder (Hg.), *Kreuzwege. Die Hohenzollern und die Konfessionen 1517–1740*, Berlin 2017, 82–91; Michael Beintke, *Vom Bekenntniswechsel Johann Sigismunds bis zum Edikt von Potsdam*, in: Günter Wirth (Hg.), *Beiträge zur Berliner Kirchengeschichte*, Berlin 1987, 44–48.

nicht aufging, waren in der Folge überproportional viele Reformierte in höheren Stellen vertreten.¹⁰ In dem von konfessionellen Disputen geprägten Umfeld in der Universitätsstadt¹¹ scheint sich die Familie Elsholtz an den vermittelnden Kräften orientiert zu haben. Väterlicherseits stammte die Familie aus der nahe gelegenen Festungsstadt Küstrin, wo der Großvater Johann Elsholtz als kurfürstlich brandenburgischer Schlossgärtner beschäftigt war.¹² Vermutlich war der gleichnamige Vater dort geboren und hatte an der *Viadrina* studiert.¹³ Er wurde als Sekretär der Stadt Frankfurt tätig. Die Mutter Anna war eine Tochter des Ratskammerers Peter Walther in Cölln an der Spree.¹⁴ 1640 ging der Vater eine weitere Ehe ein. Elisabeth Stymmelius war die Tochter des verstorbenen Frankfurter Professors Benedikt Stymmelius¹⁵ und einer Tochter des ebenfalls bereits verstorbenen Christoph Pelargus (1565–1633), der sich, mit hohen kirchlichen Ämtern ausgestattet, dem Calvinismus zugewandt hatte und auch als Professor an der *Viadrina* um einen Ausgleich zwischen den konfessionellen Parteien bemüht gewesen war.¹⁶ Die mit der Eheschließung geknüpfte Verbindung zur Familie Pelargus fand ihren Ausdruck in den zu diesem Anlass aufgesetzten Glückwunschedichten.¹⁷ Unter den Gratulanten befand sich ein Schwiegersohn des Christoph Pelargus, der Syndikus der Universität Elias Rewald sowie der jüngste Sohn und Professor der Rhetorik Gottlieb Pelargus (1605–1672). Des Weiteren gratulierte der reformierte Professor der Physik Tobias Magirus (1585–1652). Von lutherischer Seite entbot der Professor der Philosophie

-
- 10 Vgl. Frank Göse, Zwischen religiösem Dissens und konfessionspolitischen Ausgleichsversuchen. Die Kirchenpolitik der brandenburgisch-preußischen Herrscher 1640–1740, in: Leibetseder, Kreuzwege, 92–103 sowie Rudolf von Thadden, Die Fortsetzung des „Reformationswerks“ in Brandenburg-Preußen, in: Heinz Schilling (Hg.), Die reformierte Konfessionalisierung in Deutschland. Das Problem der „Zweiten Reformation“. Wissenschaftliches Symposium des Vereins für Reformationsgeschichte 1985, Gütersloh 1986, 242 und 248f.
- 11 Vgl. Günter Mühlpfordt, Die Oder-Universität 1506–1811. Eine deutsche Hochschule in der Geschichte Brandenburg-Preußens und der europäischen Wissenschaft, in: Günther Haase/Joachim Winkler (Hgg.), Die Oder-Universität Frankfurt, Beiträge zu ihrer Geschichte, Weimar 1983, 47–53; Reinhard Blänkner, Einleitung. Die alte Viadrina. Brandenburgische Landesuniversität in der europäischen Gelehrtenrepublik der Frühen Neuzeit, in: ders. (Hg.), Europäische Bildungsströme. Die Viadrina im Kontext der europäischen Gelehrtenrepublik der frühen Neuzeit (1506–1811), Schöneiche bei Berlin 2008, 9–44.
- 12 Vgl. Philipp Jacob Spener, Von der Seeligkeit der Schaafte Christi im Leben und Todt [...], in: ders., Christliche Leich-Predigten, 6. Abt., Frankfurt a. M. 1696 [Leichenpredigt auf Anna Lucia Salomon, geb. Elsholtz], 117.
- 13 Ein Johannes Elsholtz aus Küstrin hatte sich 1601 an der *Viadrina* immatrikuliert. – Vgl. Friedländer, Matrikeln I., 453.
- 14 Vgl. Wolfgang Melchior Stisser, Das unveränderliche Gottes-Geschick [...], Magdeburg 1684 [Leichenpredigt auf Lucia Elisabeth Lüdicke, geb. Elsholtz], o. S.
- 15 Benedikt Stymmelius war 1631 an einer „ansteckenden Seuche“ verstorben. – Vgl. Johann Christoph Bekmann, Historische Accessionen, in: Wolfgang Jobst (Hg.), Kurtze Beschreibung der alten löblichen Stat Franckfurt an der Oder, Frankfurt a. d. O. 1706³, 50f.
- 16 Vgl. Jürgen Splett, Pelargus (Pelargius, Storch), Christoph, in: Noack/Splett, Bio-Bibliographien. Mark Brandenburg mit Berlin-Cölln, 1506–1640, 480–554. Zur Ehe der Tochter Elisabeth vgl. Johann Christoph Bekmann, Notitia Universitatis Francofurtanae una cum iconibus Personarum aliquot illustrium, aliorumque Virorum egregiorum [...], Frankfurt a. d. O. 1707, 132.
- 17 Vgl. Plausus honorificus amoribus castissimis Dn. Joannis Elsholtzen, Reip. oppidanae Francofurtensis Secretarii fidelissimi atque virginis virtutum virginalium decore venutissimae Elisabethae Stymmeliae [...], [Frankfurt a. d. O.] 1640.

Christoph Neander (1566–1641) Glückwünsche.¹⁸ Dieser war mit dem ebenfalls beteiligten Schulleiter Möller verwandt, dessen Zögling Johann Sigismund Elsholtz als Sohn des Bräutigams schließlich ein in griechischer Sprache verfasstes Gedicht beitrug.

In diesem Zeitraum nahm Elsholtz das Studium auf. Als prägender Lehrer an der *Viadrina* wird in der Abdankungsrede Tobias Magirus genannt, bei dem Elsholtz Vorlesungen zur Philosophie gehört habe. Daneben trug er 1641 unter dem Vorsitz des lutherischen Theologen und seinerzeitigen Dekans der Philosophischen Fakultät Martin Heinsius (1610–1667)¹⁹ eine Disputation *De stylo philosophico* aus. 1642 folgte eine zweite Disputation ebenfalls unter dessen Vorsitz²⁰, bei der es um Fehlbildungen an je zwei Kälbern und zwei Kindern ging, die im Frühjahr 1642 in der Frankfurter Umgebung geboren worden waren. Bald darauf nahm Heinsius eine Stelle in Brandenburg an der Havel an, während sich Elsholtz im Sommer 1643 an der lutherischen *Leucorea* zu Wittenberg immatrikulierte. Als Lehrer werden Nikolaus Pompejus (1591–1659) und Johann Sperling (1603–1658), ein Schüler Daniel Sennerts (1572–1637), genannt.²¹ An der Medizinischen Fakultät hörte Elsholtz unter anderem bei dem Anatomen Konrad Viktor Schneider (1614–1680).²² Von dort wechselte er nach Königsberg, wo er, ohne sich an der Universität zu immatrikulieren, die Vorlesungen Daniel Beckhers des Älteren (1594–1655) besuchte, des Inhabers der ersten medizinischen Professur an der Albertina.²³ Als weitere Etappe der *Peregrinatio* wird der damals gerade eben entdeckte Gesundbrunnen zu Hornhausen bei Halberstadt angegeben. Dort schloss Elsholtz die Bekanntschaft mit dem Helmstädter Medizinprofessor Hermann Conring (1606–1681), der 1646 einen Bericht über die spektakulären Geschehnisse rund um diesen Brunnen publizierte.²⁴ Im Weiteren hielt er sich bei dem Stadtarzt Johann Heinrich Meibom (1590–1655) zu Lübeck auf, der zugleich als Leibarzt des protestantischen Fürstbischofs Johann Herzog zu Holstein verpflichtet war. Von dort aus setzte er seine Reise nach „Holland, Frankreich und Italien“ fort. Nachweislich immatrikulierte er sich am

18 Vgl. Lothar Noack, Neander (Neumann), Christoph, in: Noack/Splett, Bio-Bibliographien. Mark Brandenburg mit Berlin-Cölln, 1506–1640, 424–470.

19 Vgl. Jürgen Splett, Heinsius, Martin, in: Lothar Noack/Jürgen Splett (Hgg.), Bio-Bibliographien. Brandenburgische Gelehrte der Frühen Neuzeit, Mark Brandenburg, 1640–1713, Berlin 2001, 241–258.

20 De quatuor monstris quorum duo ab Homine, totidemq[ue] ex iumento trium mensium spatio Francofurti edita sunt [...] sub praesidio M. Martini Heinsii, Fac. Phil. Adj. et p. t. Decani disputare publice conabitur Johannes Sigismundus Elsholtz Colon. March in Acroaterio Philosophorum maiore ad d. XI. Juni horis a VII. matutinis Anno 1642.

21 Vgl. Heinz Kathe, Die Wittenberger Philosophische Fakultät 1502–1817, Köln u. a. 2002, 237.

22 Zu den Professoren der Medizin vgl. Wolfram Kaiser und Arina Völker, *Ars medica Vitebergensis* 1502–1817, Halle a. d. S. 1980, 37–42.

23 Daniel Beckher d. Ä. wird unterschiedlich als brandenburgischer Hofmedikus oder auch Leibmedikus genannt. – Zur Biografie vgl. Carl Beckhern, Genealogie der Familie Beckhern nebst biographischen Mitteilungen über dieselbe. Ein Beitrag zur Kenntnis der Königsberger Stadtgeschlechter, in: *Altpreußische Monatsschrift* 87 (1884), 272–279 sowie Daniel Heinrich Arnoldt, Ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der Königsberger Universität, 2, Königsberg i. Pr. 1746, 300f.

24 Vgl. Hermann Conring, Wahrhaftige Relation und Judicium von den Tugenden und der Kraft des Gesundbrunnens zu Hornhausen. Helmstedt 1646, o. S., wonach der Autor dort an „die 10.000 Seelen“ angetroffen habe.

7. Juni 1652 an der Universität zu Leiden, doch kurz darauf sandte er unter dem Datum des 21. August 1652 einen Brief von Straßburg aus an Meibom, dem er seine Weiterreise nach Basel mitteilte.²⁵ Am 22. September 1652 immatrikulierte er sich an der Medizinischen Fakultät zu Padua und wurde dort ein Jahr später, am 24. Oktober 1653, zum *Doctor medicinae et philosophiae* promoviert.²⁶

In Padua publizierte Elsholtz 1654 eine Proportionslehre zum menschlichen Körper, die er unter dem Titel *Anthropometria* dem brandenburgischen Kurfürst widmete.²⁷ Die beigefügten Grußadressen sind ausnahmslos Angehörigen der Deutschen Nation an der Universität zu Padua oder ihrem Umfeld zuzuordnen, wie Erasmus Bartholin (1625–1698), der als „Consiliarius“ der *Natio germanica* unterzeichnete, und der aus Kopenhagen gebürtige Johan Rode (1587–1659).²⁸ Glückwünsche entbot ebenfalls Michael Kirstenius (1620–1678), der später eine Professur am Akademischen Gymnasium zu Hamburg erlangen sollte.²⁹ Den vierten Gruß steuerte ein Landsmann aus dem brandenburgischen Fürstenwalde bei. Christian Mentzel (1622–1701) hatte sich wenige Wochen vor Elsholtz in Padua immatrikuliert und wurde ebenfalls dort promoviert.³⁰ Wann genau Elsholtz nach seiner Abreise von Padua in die Doppelresidenz Cölln–Berlin zurückkehrte, bleibt ungewiss. Im Frühjahr des Jahres 1656 bot er dem kurfürstlichen Hof seine Dienste an und wurde dort 1657 als Hofarzt angestellt.

Noch vor der Bestallung heiratete er im August 1656 in Küstrin Anna Guttwill (1630–1663)³¹, die Tochter des kurfürstlich brandenburgischen Rentmeisters Caspar Guttwill. Anna war dort in erster Ehe mit dem 1650 verstorbenen kurfürstlichen Medikus Friedrich Möller³² verheiratet gewesen und hatte Erfahrungen in der Führung eines Arztshaushaltes gewinnen können. Nach nur siebenjähriger Ehe mit Elsholtz verstarb sie bei der Geburt des fünften gemeinsamen Kindes, ohne dass ihr Mann und der herbeigerufene Leib- und Hofmedikus Martin Weise dies verhindern konnten. Die Beisetzungsfeierlichkeiten fanden in der lutherischen St. Petrikirche zu Cölln unter Leitung des Probstes Andreas Fromm (1621–1683) statt. Einer zu

25 Vgl. die Inhaltsangabe zu dem Schreiben von Johann Sigismund Elsholtz an Johann Heinrich Meibom, Straßburg, den 21.08.1652, lat., in: www.aerztebriefe.de/id/00018668 (Zugriff: 24.2.2020). In den Matrikeln der Universität Straßburg ist Elsholtz nicht verzeichnet.

26 Vgl. Weigle, Doktorpromotionen zu Padua, 361. Nach Bödicker, Abdanckungsrede, 1688 fand die Promotion am 2. Oktober 1653 statt.

27 Johann Sigismund Elsholtz, *Anthropometria accessit Doctrina Naevorum*, Padua 1654 [Frankfurt a. d. O. 1663], dt. Übers., in: Höchsfürstliches Chiromantisch-und physiognomisches Klee-Blat, Nürnberg 1695 [Textsammlung].

28 Vgl. Egil Snorrason, Der Däne Johan Rhode in [!] Padua des 17. Jahrhunderts, in: *Acta medicae historiae Patavina* 14 (1967), 85–120.

29 Kirstenius stammte aus dem mährischen Beraun (Bähm), immatrikulierte sich am 6. August 1651 in Padua und promovierte am 8. Mai 1653. – Vgl. Weigle, Doktorpromotionen in Padua, 360, Nr. 528.

30 Vgl. Weigle, Doktorpromotionen in Padua, 362, Nr. 553.

31 Vgl. Andreas Fromm, *Freud auf Leid* [Leichenpredigt auf Anna Guttwill], Berlin 1663, 31–36.

32 Friedrich Möller war in Küstrin als „unser Medicus und Diener“ bestallt worden. Im Schrifttum begegnet er als Leib- und Hofmedikus oder als Leibmedikus. – Vgl. die Bestallung für Friedrich Müller, Cölln an der Spree den 24. Juni 1631, Abschrift und die kurfürstliche Ordre vom 11. Juli 1651, Konzept, o. D., in: *GStA PK, I. HA, Rep. 42, Nr. 62*, unpaginiert.

diesem Anlass gedruckten Leichenpredigt wurden mehrere *Epiciedien*³³ beigefügt, die nach der Konfession ihrer Autoren Aufschluss über das lutherische Umfeld des Ehepaars in der Residenzstadt geben: An erster Stelle steht der Beitrag des Kammergerichts- und Konsistorialrats Martin Seidel (1621–1693).³⁴ Es folgen die Trauergedichte des Hofrats Gabriel Luther (1612–1672) und dessen Schwiegervaters Martin Weise sowie des Hofmedikus Thomas Pankow (1622–1665). Aus Hamburg bekundete in treuer Verbundenheit Michael Kirstenius seine Anteilnahme und aus Frankfurt an der Oder übermittelten der inzwischen dort als Pastor tätige Martin Heinsius sowie Johannes Möller ihr Beileid. Den Abschluss bildeten die Beiträge von Nikolaus Peucker (1620–1674)³⁵ und Michael Schirmer (1606–1673).³⁶ Anna Guttwill hinterließ ihrem Mann drei Töchter, die sich nicht mit Medizinern verheirateten. Weder folgte Elsholtz also mit der Wahl des Arztberufes einer familiären Tradition noch hat er selbst eine Ärztedynastie begründet. Er verstarb am 28. Februar 1688 und wurde am 4. März wie seine Frau in der Petrikirche zu Cölln an der Spree beigesetzt. Wenige Monate später verschied Kurfürst Friedrich Wilhelm, in dessen Dienst er über 31 Jahre gestanden hatte.

Die Anstellung von Johann Sigismund Elsholtz vor dem Hintergrund der ärztlichen Personalausstattung des Hofes zu Cölln an der Spree zur Mitte des 17. Jahrhunderts

Bei der Rückkehr von seiner *Peregrinatio academica* in die Mark Brandenburg traf Elsholtz auf eine Region, die sich allmählich von den Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges erholte.³⁷ An der Spree war die Einwohnerschaft allein in Cölln und Berlin um etwa 30 Prozent reduziert worden.³⁸ Handel und Wirtschaft waren hier auch deswegen zum Erliegen gekommen, weil das Schloss seinerzeit nicht die Funktion einer festen Residenz mit Sitz der Zentralbehörden besaß.³⁹ Vielmehr hatte sich Kurfürst Georg Wilhelm (1595–1640) überwiegend in seinen aus brandenbur-

33 Zu *Epiciedien* als einer poetischen Sonderform der Funeralrhetorik vgl. F. Eybl, *Epiciedium*, in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik* 2, Tübingen 1994, 1250f.

34 Vgl. Jürgen Splett, Seidel, Martin Friedrich, in: Noack/Splett, *Bio-Bibliographien*. Berlin-Cölln 1640–1688, 409–421.

35 Vgl. Jürgen Splett, Peucker (Peuccer, Peukert, Peucer, Peukker), Nikolaus, in: ebd., 302–315.

36 Vgl. Lothar Noack, Schirmer, Michael, in: ebd., 373–395.

37 Zu den Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf Berlin vgl. Felix Escher, *Die brandenburgisch-preußische Residenz und Hauptstadt Berlin im 17. und 18. Jahrhundert*, in: Eberhard Bohm/Winfried Schich/Knut Schulz/Felix Escher/Ilja Mieck (Hgg.), *Geschichte Berlins*, 1, München 1988, 343–345. Zu den in der Mark Brandenburg unterschiedlichen Ausprägungen vgl. Wolfgang Neugebauer, *Brandenburg im absolutistischen Staat. Das 17. und 18. Jahrhundert*, in: Ingo Materna/Wolfgang Ribbe (Hgg.), *Brandenburgische Geschichte*, Berlin 1995, 304–308 sowie Matthias Asche, *Neusiedler im verheerten Land*, Münster 2006, 40–47.

38 Vgl. Escher, *Residenz und Hauptstadt Berlin*, 345.

39 Vgl. Wolfgang Neugebauer, *Residenz – Verwaltung – Repräsentation. Das Berliner Schloss und seine historischen Funktionen vom 15. bis 20. Jahrhundert*, Potsdam 1999, 26 sowie Peter-Michael Hahn, *Residenzhaltung und Hofgesellschaft in Brandenburg und Preußen vom Ende des 15. bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts*, in: Wolfgang Ribbe (Hg.), *Schloß und Schloßbezirk in der Mitte Berlins. Das Zentrum der Stadt als politischer und gesellschaftlicher Ort*, Berlin 2005, 51f.

gischer Perspektive peripheren Territorien – im westlichen Herzogtum Kleve und im östlichen Herzogtum Preußen – aufgehalten. Sein Sohn Friedrich Wilhelm (1620–1688), der später als der Große Kurfürst bezeichnet werden sollte, besuchte die Doppelstadt Berlin-Cölln erstmals 1643 für kurze Zeit als Landesherr.⁴⁰ Am Schloss ließ er nötige Reparaturen ausführen, bevorzugte bei Reisen in die Mark Brandenburg jedoch weiterhin die Festung Küstrin als Residenzort.⁴¹ Nach den Friedensschlüssen von 1648 begleitete Kurfürstin Louise Henriette (1627–1667) ihren Gatten zuerst 1650 an die Spree, während Kleve noch der residentielle Mittelpunkt des Regentenpaares blieb.⁴² Das Berliner Schloss gewann ab 1654 als kurmärkische Hauptresidenz an Bedeutung⁴³, die es allerdings spätestens seit den 1670er-Jahren mit dem Potsdamer Stadtschloss teilen musste.⁴⁴

Eine Untersuchung, wie die medizinisch-heilkundliche Versorgung der kurfürstlichen Familie und ihres Hofstaates in dieser „Residenzlandschaft“ organisiert wurde, bleibt künftigen Forschungen vorbehalten. 1656 jedenfalls, im Jahr der Bewerbung Elsholtzens am Hof, war das Personaltableau noch überschaubar. In einem Hofstaatsbuch finden sich zwei „Leibmedici“, von denen einer als Leib- und Hofmedikus bestellt war, ein Hofapotheker, ein Reiseapotheker, eine Kräuterfrau, ein Leib- und Hofbarbier sowie ein Leibarzt von Haus aus, der also nicht am Hof lebte.⁴⁵ Ein Hofmedikus allerdings fehlt, sodass zu fragen ist, wie der in dieser Position im darauffolgenden Jahr am kurfürstlichen Hof angestellte Elsholtz hier einzuordnen und inwiefern sein Amt von dem der Leibärzte abzugrenzen ist. Um die Begrifflichkeiten genauer fassen zu können, werden im Folgenden die Bestallungsbriefe der zum Hofstaat gehörigen Leib- und Hofärzte zugrunde gelegt, die für das 17. Jahrhundert bis 1680 überliefert sind.⁴⁶ Für diesen Zeitraum lassen sich die Kategorien „Leibmedikus“, „Hof- und Leibmedikus“ sowie „Hofmedikus“ feststellen. In keinem Fall kam in den deutschsprachigen Bestallungsbriefen der aus dem Griechischen latinisierte Begriff „Archiater“ zur Anwendung.⁴⁷ Vielmehr übersetzten die „Leibärzte“ und die in zweifacher Funktion tätigen „Hof- und Leibärzte“ als

40 Vgl. Leopold von Ledeburg, *Schauplatz der Thaten oder Aufenthalts-Nachweis des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Großen*, Berlin 1840, 4.

41 Ledeburg, *Aufenthalts-Nachweis*, 24.

42 Vgl. Neugebauer, *Residenz – Verwaltung – Repräsentation*, 26.

43 Vgl. Ledeburg, *Aufenthalts-Nachweis*, 6.

44 Zur brandenburgischen Residenzlandschaft gegen Ende der Amtszeit Kurfürst Friedrich Wilhelms vgl. Ines Elsner, *Friedrich III./I. von Brandenburg-Preußen (1688–1713) und die Berliner Residenzlandschaft. Studien zu einem frühneuzeitlichen Hof auf Reisen*. Ein Residenzhandbuch, Berlin 2012, 117–119.

45 Vgl. die *Specification aller Churf[ürstlichen] Bedienten in d[er] Chur Brandenb[urg] an[no] 1656: Extract aus dem Churf[ürstlichen] Hoffstatsbuch der Churf[ürstlichen] Rächte, Officirer undt andern Bedienten*, o. O., in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, H 2, Fasz. 1, unpaginiert, abgedruckt in: Bahl, *Hof des Großen Kurfürsten*, 364f. u. 368.

46 Durchgesehen wurden die am Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK) bis 1680 überlieferten Bestallungsbriefe der Leib- und Hofärzte, die als Konzepte und Abschriften unter den Signaturen I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Faszikel 3 bis 8 sowie I. HA, Rep. 9 AV, N 19, Faszikel 3 bis 5 überliefert sind. Nicht berücksichtigt werden „Leibärzte außer Haus“.

47 Im zeitgenössischen Gebrauch bezog sich der Begriff „Archiater“ in der Regel auf Leibärzte, gelegentlich auf den vorsitzenden Arzt eines Gremiums. – Vgl. den Eintrag „Archiater“ in: Johann Heinrich Zedler, *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste* 2, Halle/Leipzig 1732, Sp. 1218.

Verfasser lateinischer Texte ihre Amtsbezeichnung mit „Archiater“. Demgegenüber gaben sich die Hofärzte im Lateinischen als „Auliater“ oder „Medicus aulae“ an. Am Hof zu Cölln an der Spree begegnen uns die genannten Ämter in der zeitlichen Abfolge gestaffelt. Entscheidend für die Herausbildung der dem Amt des Leibarztes nachfolgenden Ämter war die einerseits geforderte Nähe zum Kurfürsten und andererseits die Versorgung des Hofpersonals trotz häufiger Abwesenheiten des Regenten. Den Bestellungen zufolge waren die Aufgaben der Leibärzte Otto Bötticher (1581–1663)⁴⁸ und bis 1637 Helwig Dieterich (1601–1655)⁴⁹ vornehmlich auf die gesundheitliche Betreuung des Kurfürsten und seiner Familie bezogen.⁵⁰ Damit verbunden war die Beaufsichtigung der Zubereitung der von ihnen verordneten Medikamente und generell die Aufsicht über die Hofapotheke. Zentrale Bedeutung hatte die Verpflichtung, dem Kurfürsten jederzeit aufzuwarten und sich nur mit seiner Erlaubnis vom Hof beziehungsweise auf Reisen vom Hofstaat zu entfernen. Von der ständigen Verfügbarkeit und der täglichen Visite waren jene Ärzte ausgenommen, die zugleich als Leib- und Hofmedici angenommen wurden. Unter diesen findet sich zuerst der noch unter Kurfürst Georg Wilhelm bestellte Martin Weise (1605–1693)⁵¹, der in dem zitierten Hofstaatsbuch unter der Rubrik „Leibmedici“ genannt wird. Ähnliche Bestimmungen galten für den 1643 angestellten Christoph Mai (gest. 1653).⁵² Die differenzierte Einstufung der beiden Funktionen als Leib-, beziehungsweise Hofarzt tritt nicht zuletzt bei den Besoldungen zutage, die für den Aufenthalt am Hof zu Cölln auf 100 Taler festgelegt waren. Im Falle einer Begleitung des Kurfürsten auf Reisen waren finanzielle Kompensationen vorgesehen. Blieben diese bei Weise umschrieben, so bekam Mai eine dem Gehalt des Leibmedikus Bötticher „ebemäßige“ Zahlung zugesichert. Ein in Kleve unterzeichneter Hofstaatsetat aus dem Jahr 1652 legte die Besoldungen der drei ausschließlich in der Funktion als „Leibmedici“ aufgeführten Ärzte Bötticher, Weise und Mai für den Fall der Abwesenheit des ersten vom reisenden Hofstaat beziehungsweise für den Fall des Aufenthalts der beiden

48 Vgl. Jürgen Splett, Bötticher Otto, in: Noack/Splett, Bio-Bibliographien. Berlin-Cölln 1640–1688, 73–75 sowie Bahl, Hof des Großen Kurfürsten, 436f.

49 Vgl. „Dieterich, Helvicus“, in: Hessische Biografie, <https://www.lagis-hessen.de/pnd/115531777> (Zugriff: 20.5.2020).

50 Vgl. die Bestallung zum Leibmedikus für Otto Bötticher, Cölln an der Spree den 1. Mai 1622, Konzept, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 6, unpaginiert und die Abschrift in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, N 19, Fasz. 3, Bl. 121r–123r sowie die in weiten Teilen wortgleiche Bestallung zum „Leibmedicus“ für Helwig Dieterich, Cölln an der Spree am Bartolomäustag 1634, Abschrift, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, N 19, Fasz. 3, Bl. 123r–125r. Wenig später quittierte Dieterich den Dienst am Hof und stand seither als Leibarzt außer Haus in brandenburgischen Diensten.

51 Vgl. die Bestallung zum Leib- und Hofmedikus für Martin Weise, Cölln an der Spree den 27. September 1637, Konzept, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 4, unpaginiert. Zu Martin Weise vgl. Jürgen Splett, Weise, Martin, in: Noack/Splett, Bio-Bibliographien. Berlin-Cölln 1640–1688, 477–481 sowie Bahl, Hof des Großen Kurfürsten, 615f.

52 Vgl. die Bestallung zum Leib- und Hofmedikus für Christoph Mai, Cölln an der Spree den 25. Oktober 1643, Konzept, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 5, unpaginiert. Zu Christoph Mai vgl. Bahl, Hof des Großen Kurfürsten, 353. – Zur ärztlichen Versorgung in Berlin zu Beginn der 1640er-Jahre vgl. Sabine Schlegelmilch, Ärztliche Praxis und sozialer Raum im 17. Jahrhundert. Johannes Magirus (1615–1697), Wien u. a. 2019, 92.

Leib- und Hofärzte in „Berlin“ auf jeweils 400 Taler fest.⁵³ Bei späteren Anstellungen kam das Amt des in doppelter Funktion tätigen „Leib- und Hofmedikus“ in dem hier betrachteten Zeitraum nicht mehr zur Anwendung. Erst in den 1680er-Jahren findet sich die Bezeichnung wieder.⁵⁴

Mit der Anstellung von Thomas Pankow⁵⁵, der im Jahre 1654 – als der Kurfürst erstmals wieder über einen längeren Zeitraum an der Spree seinen Regierungsgeschäften nachging – ausschließlich als Hofmedikus bestellt wurde, erfolgte eine eindeutige Abgrenzung zum Aufgabenbereich der Leibärzte.⁵⁶ Pankows Zuständigkeiten waren ausschließlich auf die medizinische Betreuung des Hofpersonals bezogen.⁵⁷ Besondere Aufmerksamkeit verdient die Vorbehaltsklausel, ihn von seinen Aufgaben wieder zu entbinden, wenn seine Dienste nicht mehr benötigt würden. Die zeitliche Befristung kann erklären, warum Pankow in dem zitierten Hofstaatsbuch aus dem Jahre 1656 nicht erwähnt wird⁵⁸, wirft aber die Frage nach den Umständen seiner Anstellung auf. Hier fällt zunächst der Blick auf die mit dem Tod von Christoph Mai im Jahr zuvor entstandene Vakanz der Stelle eines Leib- und Hofmedikus. Diese Lücke nicht mit einem in doppelter Funktion tätigen Arzt schließen zu wollen, ergab sich auf Grund einer befürchteten Ansteckungsgefahr, weshalb man die ärztliche Betreuung der kurfürstlichen Familie personell von der des Hofpersonals trennte. Aus dem vorübergehenden Engagement entwickelte sich jedoch eine langfristige Beschäftigung, die Pankow bis zu seinem Lebensende ausübte. Dass er postum in einem Trauerlied als „Archiater“ bezeichnet wurde, ist ein Beleg mehr für den schon zeitgenössisch undifferenzierten Gebrauch der Begrifflichkeiten.⁵⁹

Nach dreijähriger Amtstätigkeit Pankows wurde mit Johann Sigismund Elsholtz ein weiterer Hofarzt angenommen. Als dieser im Frühjahr 1656 am Hof um die Erlaubnis bat, den kurfürstlichen Lustgarten zur Erstellung eines *Herbarium siccum* und eines Pflanzenkataloges benutzen zu dürfen, waren die Arbeiten zum Aufbau eines neuen Gartens seit mehr als zehn Jahren im Gange.⁶⁰ Zu diesem Zweck hat-

53 Vgl. den „Newen Hoffstaht des [...] Friedrich Wilhelms Marggrafen zu Brandenburg, [...] im Januario Anno 1652 zu Cleve resolviret“, in: Anton König, Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Künste, Wissenschaften etc. der Residenzstadt Berlin seit den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1786, 2. Teil, Berlin 1793, 295–297.

54 Als Hofrat und Leib- und Hofmedikus wird Cornelius Bontekoe (1644–1685) in der von Johannes Bödiker verfassten „Stand“- beziehungsweise „Abdankungsrede“ bezeichnet. Ein Bestallungsbrief ist nicht überliefert. – Vgl. auch Jürgen Splett, Bontekoe (eigentl. Decker), Cornelius, in: Noack/Splett, Bio-Bibliographien. Berlin-Cölln 1640–1688, 65–72.

55 Vgl. Jürgen Splett, Pankow, Thomas, in: Noack/Splett, Bio-Bibliographien. Berlin-Cölln 1640–1688, 294–296 sowie Bahl, Hof des Großen Kurfürsten, 552.

56 Dazu Bahl, Hof des Großen Kurfürsten, 76f.

57 Vgl. die Bestallung zum „Hoffmedicus“ für Thomas Pankow, Cölln an der Spree den 28. Juni 1654, Konzept, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 5, unpaginiert.

58 Zur Charakteristik von Hofstaatsverzeichnissen vorrangig planmäßige Stellen aufzuführen vgl. Heinz Noflatscher, Hofstaatsverzeichnisse, Hof- und Staatsschematismen, in: Werner Paravicini (Hg.), Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Hof und Schrift, Ostfildern 2007, 418.

59 Vgl. Joachim Held, Threnodia ad Exequias Viri [...] Dn. Thomae Pancovii, Med. d. et Archiatri felicissimi [...], Berlin [1665].

60 Vgl. Paul Seidel, Der Lustgarten am Schlosse in Berlin bis zu seiner Auflösung im Jahre 1715, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 3 (1890), 94 sowie Markus Jäger, Der Berliner Lustgarten. Gartenkunst und Stadtgestalt in Preußens Mitte, München u. a. 2005, 31.

te man den „Lustgärtner“ Michael Hanff (1619–1678) eingestellt, der zuvor am Königsberger Schlossgarten tätig gewesen war. 1650 erhielt der in den Niederlanden im Wasser- und Festungsbau ausgebildete Johann Gregor Memhardt (1607–1678) den Auftrag, die Schlossinsel auszubauen. Seinen Planungen zufolge sollte der Garten vom Schloss aus auf die gesamte Spreeinsel ausgedehnt werden, wobei er einen „Lustgarten“ und einen „Küchengarten“ vorsah. Mit der Anlage wurde ein in der Botanik akademisch geschulter Mediziner betraut, wobei die Wahl auf den Hof- und Leibmedikus Christoph Mai fiel.⁶¹ Ihm folgte der Hof- und Leibmedikus Martin Weise nach.⁶² 1654 gab Thomas Pankow ein illustriertes *Herbarium portatile* in deutscher Sprache heraus, das zur Bestimmung der Pflanzen an ihrem Standort im Garten oder in der Umgebung dienen sollte. Dem Werk fügte er ein Verzeichnis der Pflanzen mit Erläuterungen des medizinischen Nutzens hinzu und entsprach damit dem Vorschlag von Otto Bötticher und Martin Weise. Im selben Jahr ging in Königsberg eine Übersicht über die im Herzogtum Preußen vorkommenden Pflanzen sowie ein *Catalogus plantarum* zum Bestand des kurfürstlichen Gartens am Königsberger Schloss in den Druck.⁶³ Es ist nicht auszuschließen, dass diese lateinischen Publikationen am Berliner Hof einen Anreiz zu ähnlichen Unternehmungen gaben. Ein akuter Handlungsbedarf ergab sich am Berliner Lustgarten jedoch Ende 1655, als durch den Brand des Pomeranzenhauses eine große Zahl wertvoller Pflanzen vernichtet wurde. Ersatz wurde benötigt und im Laufe des folgenden Jahres unter anderem aus einem Privatgarten in Küstrin beschafft. An dem Transfer war auch Elsholtz beteiligt⁶⁴, dessen Großvater dort, wie erwähnt, als Schlossgärtner gewirkt hatte. Es kann nur vermutet werden, dass dieser Umstand seine Indienstnahme am Hof begünstigte. Auch ist anzunehmen, dass Elsholtz sein Angebot, einen *Catalogus plantarum* anzufertigen und in den Druck zu geben, in Absprache mit Bötticher oder Weise am Hof einreichte.⁶⁵ Das Vorhaben ordnete er in einen akademischen und europäischen Kontext ein, indem er die „gelehrten Praefecti der berühmtesten Gärten, so in und ausser Teutschland zu finden“ als Vorbilder angab. Zur Umsetzung des Projektes plante er, „von allen und jedem Gewächsen ein exemplar mit blettern und blumen abzubrechen, auffzutrucken, auff papier anzuheften“ und auf diese Weise ein *Herbarium vivum* oder *siccum* anzulegen, das anschließend der kurfürstlichen Bibliothek zu übergeben wäre, während das Register die Grundlage für den Katalog bilden würde. Auf seine Eingabe erhielt Elsholtz im Frühjahr 1656 die Erlaubnis, für den angegebenen Zweck den kurfürstlichen Lustgarten zu benutzen, wobei ihm der

61 Vgl. Georg Gottfried Küster, *Altes und Neues Berlin*, 3. Abt., Berlin 1756, Kapitel 1, Von dem Königlichen Schloß, § 62, 28.

62 Ebd.

63 Johannes Loesel, *Plantae in borussia sponte nascente e manuscriptis parentis*, Königsberg 1654 sowie Michael Titius, *Catalogus plantarum horti electoralis regiomontani*, Königsberg 1654, abgedruckt in: *Linnaea Berlin*, ein Journal für die ganze Botanik 10 (1835/1836), 369–404. – Zur Nutzung des kurfürstlichen Gartens durch die Universität vgl. Daniel Heinrich Arnoldt, *Historie der Königsbergischen Universität*, 2. T., 288 sowie August Friedrich Schweigger, *Nachrichten über den botanischen Garten zu Königsberg*, Königsberg 1819, 3.

64 Vgl. Seidel, *Lustgarten*, 100f.

65 Eingabe von Johann Sigismund Elsholtz, o. O. u. o. D. [Frühjahr 1656], in: *GSStA PK, I. HA Rep.* 36, Nr. 2879, Bl. 49r.

Gärtner „fleißig an die Hand gehen“ sollte.⁶⁶ Im folgenden Jahr reichte Elsholtz am Hof ein Manuskript ein, das auf den 9. November 1657 datiert. Es enthält eine Beschreibung des kurfürstlichen Gartens sowie ein Verzeichnis der im Berliner Garten kultivierten und der in der Umgebung von Berlin vorkommenden Pflanzen.⁶⁷ Damit hatte sich Elsholtz für die Aufnahme in den Kreis der Leib- und Hofärzte empfohlen und wurde am 17. Dezember 1657 zum Hofmedikus, Hofbotanikus und Präfekten der kurfürstlichen Gärten ernannt.⁶⁸

Anders als im Falle Pankows war die Anstellung Elsholtzens unbefristet. Auch behielt man es sich vor, ihn gegebenenfalls auf Wunsch des Kurfürsten oder auf Vorschlag der Leibärzte zum Kurfürsten zu rufen. Diese Formulierung findet sich ebenso in den Bestellungen der nachfolgenden Hofärzte und zweifellos ist damit eine leibärztliche Tätigkeit verbunden gewesen. Sie sollte jedoch lediglich in Vertretung oder zur Unterstützung der Leibärzte nach Bedarf abrufbar sein, sodass daraus nicht der Rang eines Leibarztes abgeleitet werden kann. Neben einer Entlastung der Leibärzte scheint die Anstellung von Hofärzten einem wachsenden Arbeitsaufwand und einer Ausdifferenzierung des Aufgabenspektrums am Hof entsprochen zu haben, da ihre Zahl innerhalb von fünf Jahren auf vier Ärzte anstieg. Nach Pankow und Elsholtz erhielten der bereits genannte Christian Mentzel sowie Martin Weise junior (1634–1671)⁶⁹ eine Anstellung, die ausdrücklich mit Aufgaben im Militärsanitätswesen betraut wurden.⁷⁰ Dies lässt auf gestiegene Anforderungen an die ärztliche Versorgung des Militärs schließen, die mit den Erfordernissen des Zweiten Nordischen Krieges und damit einhergehenden Zeiten längerer Abwesenheit des Kurfürsten sowie der Leibärzte vom Hof in eben dem Zeitraum der Anstellung von Elsholtz, Mentzel und Weise jun. zwischen 1655 und 1660 erklärt werden können.⁷¹ Danach erfolgte die Ernennung Mentzels zum Rat und Leibarzt⁷², noch bevor Bötticher im

66 Vgl. die kurfürstliche Ordre, Königsberg den 27. März 1656, Konzept, in: GStA PK, I. HA Rep. 36, Nr. 2879, Bl. 48r–48v.

67 Johann Sigismund Elsholtz, *Hortus Berolinensis sive Descriptio rerum praecipuarum, quae in viridario Electorali Berolinensi visuntur, et enumeratio stirpium, quae tum in ipso cultae proximo sexennio fuerunt, tum in vicinia sponte proveniunt*, hs, lat., 254, in: Staatsbibliothek zu Berlin PK, Hs Ms. bor. quart. 12. – Das erste der beiden Bücher liegt mit deutscher Übersetzung versehen zweifach ediert vor: Thomas Fischbacher/Thomas Fink (Hgg.), *Johann Sigismund Elsholtz, Hortus Berolinensis / Der Berliner Lustgarten*. Lateinisch / Deutsch. Liber primus / Erstes Buch, Weimar 2010; Felix Mundt/Marcel Humar (Hgg.), *Johann Sigismund Elsholtz, Hortus Berolinensis*. Erstes Buch, Worms 2010.

68 Vgl. die Bestellung für Johann Sigismund Elsholtz zum Hofbotanikus und Hofmedikus, Berlin den 17. Dezember 1657, Konzept, in: GStA PK, I. HA Rep. 36, Nr. 2879, Bl. 59r–60r.

69 Zu Martin Weise jun. vgl. Bahl, *Hof des Großen Kurfürsten*, 616.

70 Vgl. die Bestellung zum Hof- und Feldmedikus für Christian Mentzel, Cölln an der Spree den 26. April 1658, Konzept, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 7, Bl. 5r–7v. Die Formulierung „Hoff- und VeldtMedicus“ ist korrigiert aus „Leib-, Hoff- und Veldt-Medicus“, die sich in der früheren Fassung in: ebd., Bl. 2r–4v findet. Ebenso die Bestellung zum Hofmedikus für Martin Weise junior, Barthen in Pommern den 3. [26.] Oktober 1659, Konzept, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 8, Bl. 5r–6r, wonach Weise auch die „Krancken bey Unsern Garnisonen so wohlh allhier [Berlin] als zu Spandaw“ zu behandeln hatte. Darum hatte Martin Weise senior gebeten, der diese Aufgaben zuvor auf mündlichen Befehl des Kurfürsten ausgeübt hatte. Dazu der Schriftwechsel, in: ebd., Bl. 7r–10v.

71 Der Kurfürst war von August 1656 bis November 1657 und von September 1658 bis November 1659 vom Hof zu Cölln an der Spree abwesend. – Vgl. Ledebur, *Aufenthalts-Nachweis*, 7.

72 Vgl. die Bestellung zum Rat und Leibmedikus für Christian Mentzel, Cölln an der Spree den 3. November 1662, Konzept, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 7, Bl. 11r–12r.

Jahre 1663 verstarb. 1665 verringerte sich die Zahl der Hofärzte mit dem Tod von Thomas Pankow auf zwei. Ein Hofmedikus wurde erst wieder 1669 eingestellt, als Gottfried Leisner (gest. um 1674) zur Entlastung von Martin Weise sen. den Auftrag erhielt⁷³, sich des Laboratoriums anzunehmen. Martin Weise sen.⁷⁴ hingegen wurde wie Christian Mentzel und den anderen Leibärzten die Aufsicht über die Einrichtung übertragen.⁷⁵

Der Anciennität zufolge war Elsholtz nach dem Tode Pankows am 9. Dezember 1665 der ranghöchste Hofmedikus. Gelegentlich bezeichnete er sich selbst als kurfürstlich brandenburgischer „Medicus ordinarius“. Möglicherweise war damit eine in Zeiten der Abwesenheit der Leibärzte interimistische Leitungsfunktion am Hof verbunden. 1665 begegnet diese Bezeichnung auf dem Titelblatt der *Nova Clysmatica* zur deutschen wie zur lateinischen Ausgabe.⁷⁶ Wann genau das Werk erschien, ist nicht ermittelt, doch im Oktober desselben Jahres hatte sich der Kurfürst nach Kleve begeben.⁷⁷ Dorthin übersandte Elsholtz als „Seren. Electoris Brandenburg. Medicus Ordinarius“ zum Jahreswechsel den beiden Leibärzten Martin Weise und Christian Mentzel ein kleines Traktat über die schon sechs Jahre zurück liegende Behandlung eines von einem Steatom (Fettgeschwulst) geplagten Korporals des kurfürstlichen Leibregiments zu Fuß.⁷⁸ Als „Medicus ordinarius“ bezeichnete sich Elsholtz ebenfalls im Sommer des Jahres 1674.⁷⁹

73 Vgl. die Bestallung zum Hofmedikus für Gottfried Leis[t]ner, Königsberg den 3. Februar 1669, Konzept, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 8, Bl. 48r–49v. Zum Todesdatum vgl. Johann Sigismund Elsholtz, *Destillatoria curiosa, sive Ratio duceni liquores coloratos per alembicum, hactenus si non ignota, certe minus observata atque cognita*, Berlin 1674, 75.

74 Zu den chemischen Arbeiten Martin Weises vgl. Sabine Schlegelmilch, „Hier sind Chymica, hier sind Chymica!“ – Die frühe Rezeption von Johann Baptist van Helmonts „Ortus medicinae“ (1648) in Berliner Ärztekreisen, in: *Morgen-Glantz. Zeitschrift der Christian Knorr von Rosenroth-Gesellschaft* 23 (2013), 200–204.

75 Die seither neben der Aufsicht über die Hofapotheke regelmäßig von den Leibärzten ausgeübte „Aufsicht“, „Inspection“ oder „Achtung“ über das Laboratorium ist nachweisbar für Christian Mentzel und in den Bestallungsbriefen für Caspar March, Martin Willich, Christian Gottfried Winkler. – Vgl. das Dekret über die von Christian Mentzel neben Martin Weise zu führende Inspektion über die kurfürstliche Apotheke und das Laboratorium, Cölln an der Spree den 30. April 1673, Konzept, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 7, Bl. 52r; die Bestallung für Caspar March zum Hofrat und Leibmedikus, Potsdam den 21. Juni/1. Juli 1673, Konzept, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 8, Bl. 97r–100r; die Bestallung zum Hofrat und Leibmedikus für Martin Willich, Cölln an der Spree den 15. Mai 1677, Konzept mit einem Zusatz vom 21. Mai, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 8, Bl. 118r–119r; die Bestallung zum Hofrat und Leibmedikus für Christian Winkler, Cölln an der Spree den 10. Juni 1678, Konzept, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 8, Bl. 124r–125r.

76 Johann Sigismund Elsholtz, *Clysmatica nova oder Neue Clystier-Kunst, wie eine Arzeny durch eröffnete Ader bey zu bringen, daß sie ihre Wirkung eben also verrichte, als wan sie durch den Mund genommen worden wäre, in Thieren mit starcken, in Menschen aber annoch mit gelinden Dingen probiret und wahr befunden*, Berlin 1665; ders., *Clysmatica nova, sive Ratio, qua in venam sectam medicamenta immitti possint, ut eodem modo, ac si per os assumta fuissent, operentur*: [...], Berlin 1665.

77 Vgl. *Ledebur, Aufenthalts-Nachweis*, 9.

78 Johann Sigismund Elsholtz, *Historia steatomatis resecti et feliciter sanati*, Berlin 1666.

79 Johann Sigismund Elsholtz, *Mella loquebaris mera vivus et ore fluebant*, [...] [Epicidium zum Tod von Johannes Buntebart], 1674, in: *Epicidia quibus viri maximae reverendi, clarissimi et excellentissimi Dn. M. Johannis Buntebarti* [...] [1674].

Hofärzte am Hof zu Cölln an der Spree, 1654–1680

Bestallung	Name	Funktion	Taler/ Jahr *	Religion**
1654	Thomas Pankow (1622–1665)	Hofmedikus (zeitl. befr.)	100	luth.
1657	Joh. Sigismund Elsholtz (1623–1688)	Hofmedikus, -botanikus Präfekt der Gärten	200	luth.[?] ¹
1658	Christian Mentzel (1622–1701)	Hof- und Feld- medikus	200	luth. [?]
1659	Martin Weise, jun. (1634–1671)	Hof- und Garnisons- medikus	200	luth.
1669	Gottfried Leisner († um 1674)	Hofmedikus (Laboratorium)	100	k. A.

Tab. 1:

* Besoldungen nach den Bestellungen ohne Berücksichtigung anderweitiger Zuschläge und Begünstigungen.

** Angaben nach Bahl, Hof des Großen Kurfürsten, 551, 467, 542, 615.

¹ Hierzu die Ausführungen im Text.

Das Amt des Hofarztes unterschied sich, wie Bahl herausgearbeitet hat, in mehrfacher Hinsicht von dem des Leibarztes, der dem Kurfürsten näher stand, eine höhere Besoldung genoss⁸⁰ und seit 1653 zugleich den Titel eines kurfürstlich brandenburgischen Rates trug.⁸¹ Darüber hinaus nahmen die Leibärzte an der Hofapotheke und ab 1669 am Laboratorium Aufsichtsfunktionen wahr. Hinsichtlich der Konfessionszugehörigkeit waren die Hof- und Leibärzte in ihrer Gesamtheit evangelisch. Der vorliegenden Literatur zufolge⁸², und nach den obigen Ausführungen Elsholtz mit einschließend, hingen die Hofärzte dem Luthertum an, wobei die Einordnung Christian Mentzels weniger sicher bleibt. Das Phänomen des „Hofcalvinismus“ bildete sich eher bei der Gruppe der Leibärzte ab. Eindeutig zugeordnet werden der Gruppe der reformierten Leibärzte bis 1680 Otto Bötticher und Andreas N. Bonnet (gest. 1673).⁸³

80 Die Besoldungen dienen als Gradmesser für die Unterschiedlichkeit der Ämter nach den Bestellungen. Ein Vergleich unter Berücksichtigung von Vergütungen in Form von Naturalien, Vergünstigungen und weiterer Einnahmequellen ist kaum möglich.

81 Vgl. die kurfürstliche Ordre vom 5. März 1653, Konzept, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 5, unpaginiert.

82 Vgl. Bahl, Hof des Großen Kurfürsten, 206 sowie die biografischen Einträge ebd.

83 Zu Andreas Bonnet vgl. Bahl, Hof des Großen Kurfürsten, 437.

Leibärzte am Hof zu Cölln an der Spree, 1622–1680

Bestallung	Name	Funktion	Taler/ Jahr *	Religion**
1622	Otto Bötticher (1581–1663)	Leibarzt	400	ref.
1634	Helwig Dieterich (1601–1655) [bis 1637 ¹]	Leibarzt	1.000	ev. ⁴
1637	Martin Weise (1605–1693)	Leib- u. Hofarzt; Rat [ab 1653]	100 [400 ²]	luth.
1643	Christoph Mai (1605–1653)	Leib- u. Hofarzt; Rat [ab 1653]	100 [400 ²]	ref. [?]
1661	Andreas N. Bonnet († 1673)	Leibarzt, Rat	600	ref.
1662	Christian Mentzel (1622–1701)	Leibarzt, Rat	600 ³	luth. [?]
1673	Caspar March, sen. (1619–1677)	Leibarzt, Rat	700	ev.
1677	Martin Willich (1643–1697)	Leibarzt, Rat	800	luth.
1678	Christian Gottfried Win[c]kler (1635–1684)	Leibarzt, Rat	k. A.	k.A.

Tab. 2.:

* Besoldungen nach den Bestallungen ohne Berücksichtigung anderweitiger Zuschläge, Begünstigungen und Einnahmequellen.

** Angaben nach Bahl, Hof des Großen Kurfürsten, 436, 615, 535, 437, 542, 536, 620.

¹ Ab 1637 Leibarzt außer Haus.

² Ab 1652.

³ Ab 1663.

⁴ Vgl. „Dieterich, Helvicus“, in: Hessische Biografie.

Im Allgemeinen bildeten die Leibärzte mit den Hofärzten eine über status- sowie konfessionsbedingte⁸⁴ Grenzen hinweg kollegial agierende Berufsgruppe, wie am Beispiel der Errichtung eines *Collegium medicum* deutlich wird. Die ersten schriftlich überlieferten Vorschläge dazu datieren auf das Jahr 1661 und wurden von sämtlichen am Hof tätigen Ärzten – darunter Elsholtz – in der Reihenfolge ihres Ranges als Leib- oder Hofarzt und wiederum nach Anciennität unterzeichnet.⁸⁵ Nachdem das *Collegium medicum* 1685 etabliert war, blieben die Grenzlinien entlang

⁸⁴ Zu den interkonfessionellen Verhältnissen im Sinne einer „funktionierenden Alltagsinteraktion“ am Hof vgl. Thomas Throckmorton, Das Bekenntnis des Hofmanns. Lutheraner und Reformierte am Hof Friedrich Wilhelms des Großen Kurfürsten, Berlin u. a. 2019, 243.

⁸⁵ Vgl. das Schreiben der Leib- und Hofärzte an den Kurfürsten, o. D., mit Unterschriften, in: GStA PK, I. HA Rep. 9 AV, MM 4, Fasz. 8, Bl. 3–6.

der Rangfolge für die Binnendifferenzierung wirksam. Das Dekanat führte zunächst der dienstälteste Leibarzt Martin Weise und dann der Leibarzt Christian Mentzel, während uns Elsholtz als Sekretär begegnet.⁸⁶ Ähnlich trat man gemeinsam im Zusammenhang mit der 1674 von Elsholtz veröffentlichten *Destillatoria curiosa* auf, zu deren Publikation Martin Weise seinem „Domino Collegae et Compatri“ ein Grußwort übersandte und der Hofmedikus Leisner sowie die Leibärzte Christian Mentzel und Caspar March einige Observationen beisteuerten.⁸⁷

Die naturkundlichen Forschungen Elsholtzens am kurfürstlichen Hof

Zur Mitte des 17. Jahrhunderts waren die medizinisch-heilkundlichen Einrichtungen räumlich dicht am Schloss situiert. Die 1598 eingerichtete Hofapotheke war im Untergeschoss eines zur Spree gelegenen Anbaus untergebracht. Dort befand sich in einem Vorraum ein anatomischer Apparat, den der Leib- und Hofmedikus Mai 1648 bei Viktor Schneider aus Wittenberg angekauft hatte.⁸⁸ Über der Hofapotheke befand sich ab 1661 die Hofbibliothek. Hier hatte Elsholtz in einem separaten Sammlungsraum das *Herbarium vivum* untergebracht⁸⁹, auf dessen Grundlage er 1663 seine *Flora marchica* publizierte. 1666 gab er bei dem Buchdrucker auf dem Schloss ein Werk über den „Gartenbau“ in die Presse, das seine detaillierten praktischen Kenntnisse von der Anlage und Bewirtschaftung eines Gartens bezeugt.⁹⁰

1667 überreichte Elsholtz am Hof fünf Tafeln zur Anatomie der menschlichen Blutgefäße und Nerven, die er von Padua nach Berlin gebracht und mit einer kurzen Erläuterung in deutscher Sprache versehen hatte. Der an den Kurfürsten gerichteten *Kurtzen Instruction, betreffend die Anatomische Taffeln* zufolge handelte es sich um etwa lebensgroße Abbildungen des Gefäß- und Nervensystems, die nach extrahierten, getrockneten und auf Holztafeln gespannten menschlichen Präparaten angefertigt worden waren. Elsholtz hatte solche Tafeln in Padua bei öffentlichen Anatomien im *Theatrum anatomicum* gesehen, Abbildungen bei einem Maler in Auftrag gegeben und diese „in Form eines Buches zusammen heften“ lassen. Bei den Vorlagen zu den Abbildungen könnte es sich um Lehrtafeln gehandelt haben, die den heute im Londoner Hunterian-Museum gezeigten *Evelyn-Tables* ähnlich waren.⁹¹ Die Über-

86 Zur Zusammensetzung des *Collegium medicum* vgl. Georg Gottfried Küster, *Altes und Neues Berlin*, 3. Abt., Berlin 1756, Kapitel 32, Vom Ober-Collegio-Medico, § 22, 480.

87 Johann Sigismund Elsholtz, *Destillatoria curiosa*, 1674, Grußwort o. S., 75–83, 83–89 und 90–94.

88 Zur Aufstellung eines männlichen und eines weiblichen Skelettes sowie kindlicher Skelette in der Hofapotheke vgl. die undatierte Bitte von Christoph Mai um Begleichung der Rechnung und Freigabe der Räumlichkeiten sowie die Anweisung des Kurfürsten vom 10. Januar 1647, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 5, unpaginiert.

89 Das Herbarium ging später in den Bestand des Botanischen Museums über und gilt heute als Verlust. – Vgl. Paul Seidel, *Lustgarten*, 103 und 113f. sowie Paul Hiepko, *The collections of the Botanical Museum Berlin-Dahlem (B) and their history*, in: *Englera* 7 (1987), 220.

90 Zu den botanischen Werken vgl. Axel Klausmeier, *Johann Sigismund Elsholtz – „Botanicus, Praefectus Hortorum und Hoff-Medicus“ des Großen Kurfürsten*, in: *Haus der Brandenburgischen Geschichte* (Hg.), *Schön und Nützlich. Aus Brandenburgs Kloster-, Schloss- und Küchengärten*, Berlin 2004, 88–99.

91 Vgl. Johann Sigismund Elsholtz, *Kurtze Instruction, betreffend die Anatomische Taffeln, welche Sr. Churf. Durchl. zum Behueff dero Bibliothek unterthänigst offeriret werden*, Cölln an der Spree, den 19. Oktober

gabe der anatomischen Abbildungen an die Hofbibliothek verband Elsholtz mit dem nicht erhörten Vorschlag, der Kurfürst möge „bey der hiesigen Churfürstlichen Bibliothek eine besondere Anatomie-Cammer anrichten“, wobei er auf die Einrichtung auf dem Dresdener Schloss als Vorbild verwies.⁹²

Damit ist das Umfeld beschrieben, in dem Elsholtz auch anatomische Forschungen betrieb. Aus dem Jahr 1661 ist die Sektion einer „ertränkten“ und vermutlich durch „Säcken“ (Ertränken) hingerichteten Frau bekannt, an der er ein Experiment zur Injektion von Wasser in das arterielle Gefäßsystem demonstrierte. Es folgten ähnliche Versuche an lebenden Hunden und „verständigen Kranken“, über die er 1665 in der Abhandlung *Clysmatica Nova oder Neuwe Clystier-Kunst* berichtete und den Einsatz dieser Methode zu therapeutischen Zwecken diskutierte.⁹³ Elsholtz griff die medizinisch-naturkundlichen Fragestellungen der Zeit auf, ging ihnen mit eigenen Untersuchungen nach und suchte ebenso den literarischen wie den persönlichen Austausch. So entwickelte sich Ende der 1660er-Jahre bei einer Begegnung mit dem landgräflich hessischen Leibarzt Wolrath Huxholtz (1618–1671) eine Diskussion über eine zu Paris beobachtete doppelte Gebärmutter, die den Gesprächspartnern zweifelhaft schien. Huxholtz war 1659 zum außerordentlichen brandenburgischen Leibarzt außer Haus ernannt worden⁹⁴ und hielt sich nun im landgräflichen Gefolge an der Spree auf. An ihn richtete Elsholtz im Nachgang einen auf den November 1669 datierten und als Einzeldruck publizierten Brief, in welchem er seine Skepsis begründete und darlegte, dass es sich um eine Eileiterschwangerschaft gehandelt haben müsse.⁹⁵

1674 erreichte Elsholtz aus Breslau ein Einladungsschreiben des Adjunkten der *Academia naturae curiosorum* Heinrich Vollgnad (1634–1682). Elsholtz nahm die Möglichkeit zur Mitgliedschaft in der als *Leopoldina* bekannt gewordenen Akademie wahr und bedankte sich für die Aufnahme öffentlich in dem auf den 24. März 1674 datierten Vorwort zu seiner *Destillatoria curiosa*. Er sicherte zu, sofern er „irgend etwas von ungemeynen oder nicht alltäglichen Observationen und Wahrnehmungen

1667, in: Staatsbibliothek zu Berlin PK, Hs Ms germ. fol. 125, 6 Bl. Der Verbleib der *Tafeln* war bislang nicht zu klären. – Zu den *Evelyn-Tables* vgl. Richard K. Aspin, John Evelyn's Tables of Veins and Arteries. A rediscovered Letter, in: *Medical History* 39 (1995), 493–499 sowie William Cowper, An Account of divers Schemes of Arteries and Veins, dissected from Adult Human Bodies, and given to the Repository of the Royal Society by John Evelyn [...], in: *Philosophical Transactions* 23 (1702), 1177–1200 und Ill., darin: Fig. 1, 6 und 8 nach dem Vorbild der Evelyn-Tables.

92 Zum Dresdener Beispiel vgl. Helen Watanabe O'Kelly, „Den schönsten Garten schau ich hier“: Die Dresdener Anatomiekammer (1616–1680), in: *Wolfenbütteler Barock-Nachrichten* 32 (2005), 25–38.

93 Elsholtz, *Clysmatica nova oder Neue Clystier-Kunst*, 5f. Eine erweiterte Auflage erschien 1667, in der Elsholtz auch die Möglichkeiten der Bluttransfusion reflektierte. – Der Begriff „Clyster“ meinte nach Johann Theodor Jabolonski, *Allgemeines Lexicon der Künste und Wissenschaften*, Leipzig 1721, 351, „in einem weitschweifigen Verstande eine jede Einspritzung in irgendeine Öffnung des Leibes“. Zur allgemeineren Einordnung der Injektionsversuche vgl. Rolf Winau, Technische Hilfsmittel in der Medizin, in: ders. (Hg.), *Technik und Medizin*, Berlin, Heidelberg 1993, 46–48.

94 Vgl. die Bestallung für Wolrath Huxholtz, Crossen den 9. Dezember 1659, in: GStA PK, I. HA, Rep. 9 AV, L 1, Fasz. 8, Bl. 11r. – Zur Biografie vgl. Nils Lenk, Wolrad Huxholtz, ein Lippstädter als Hofmedicus in Kassel, in: *Heimatblätter [Lippstadt]* 91 (2001), 9–22.

95 Johann Sigismund Elsholtz, *De Conceptione Tubaria qua humani foetus extra Uteri cavitatem in Tubis quandoque concipiuntur. Itemque de Puella monstrosa Berolini nuper nata Epistola ad Dn. D. Volrathum Huxholtium*, Cölln a. d. Spree 1669.

in seinem Schreibtische versteckt haben sollte, dasselbe künftig so willig als schuldig zu communiciren“.⁹⁶ Zum Auftakt reichte er die beiden bereits veröffentlichten Abhandlungen über die Entfernung eines Steatoms und den Brief an Huxholtz ein.⁹⁷ Elsholtz konnte wohl mit seinem Beitrag über die Eileiterschwangerschaft überzeugen. 1675 bat ihn Vollgnad, den Stand der Diskussion über die Empfängnis des Menschen für die *Miscellanea curiosa* aufzubereiten. Elsholtz kam dem Wunsch mit einem Schreiben vom 21. Januar 1676 nach.⁹⁸ Im Ganzen sollte er zwanzig Beiträge zum Periodikum der *Leopoldina* beisteuern. Tatsächlich wurde Elsholtz als erster der Leib- und Hofärzte des kurfürstlich brandenburgischen Hofes in die *Leopoldina* aufgenommen und als „Aulae Elect. Brandenb. Medicus“ in das Protokollbuch der Akademie eingetragen.⁹⁹ Auf Elsholtz folgten 1675 die Leibärzte Christian Mentzel und Caspar March sen., die als „Consiliarii et Archiatrii Electorales Brandenburgici“ firmieren.¹⁰⁰ Als „Archiater“ begegnet an dieser Stelle später auch Casimir Garliep von der Mühlen (1630–1716), den Mentzel als einen brandenburgischen Leibmedikus unter der Einschränkung empfohlen hatte, dass jener die Bezeichnung nur dem Titel nach führe.¹⁰¹ So bedeutsam die Differenzierung von Amts- und Titelträgern am Hof war, so wenig spielte dies an der *Leopoldina* ein Rolle.

Fazit

Johann Sigismund Elsholtz stammte aus dem Kurfürstentum Brandenburg und war über räumlich verzweigte Familienverhältnisse ebenso mit der als Geburtsort geltenden Universitätsstadt Frankfurt an der Oder wie mit der Residenzstadt Cölln an der Spree und der Festungsstadt Küstrin verbunden. Sein Vater, die Großväter und der Schwiegervater hatten Ämter in den Stadt-, Hof- oder Landesverwaltungen inne. Der Einführung des Calvinismus in Brandenburg begegnete der Vater aufgeschlossen und pflegte zu Angehörigen beider evangelischen Konfessionen enge Kontakte. Bereits für ihn ist ein Universitätsbesuch anzunehmen, jedoch nahm Johann Sigismund als erster in der Familie das Studium der Medizin auf. Seine akademische Laufbahn führte ihn von der heimischen Universität in das kursächsische Wittenberg und nach Königsberg in Preußen. Nach einer längeren *Peregrinatio academica* erlangte

96 Elsholtz, *Destillatoria curiosa*, [Widmung], hier zitiert nach der deutschsprachigen 2. Aufl., Nürnberg 1683.

97 Johann Sigismund Elsholtz, *Historia steatomatis* sowie ders., *De Conceptione Tubaria*, in: *Miscellanea curiosa*, Dec. 1, Ann. 4/5 (1673/1674) [gedr. 1676], App. 72–75, mit Ill. sowie App., 76–81 mit Ill., dt. Übers. in: *Abhandlungen [der Römisch Kaiserlichen Akademie der Naturforscher]*, 5 (1758), App., 116–120 mit Ill. sowie App., 121–128, mit Ill.

98 Johann Sigismund Elsholtz, *Hominis conceptione ex ovario*, in: *Miscellanea curiosa*, Dec. 1 Ann. 6/7 (1675/1676), 287–289, dt. Übers. in: *Abhandlungen* 6 (1756), 338–340.

99 Vgl. den Eintrag zum Jahr 1674, in: Uwe Müller/Danny Weber/Wieland Berg (Bearb.), *Protocollum Academiae Caesareo-Leopoldinae Naturae Curiosorum*. Edition der Chronik der Kaiserlich-Leopoldinischen Akademie der Naturforscher, Stuttgart 2013, 56/57.

100 Vgl. ebd.

101 Vgl. Christian Mentzel an Johann Georg Volkamer [I.], Berlin den 16. Juli 1689, dt., 3 Bll., in: *Universitätsbibliothek Erlangen*, H62/TREWBR MENTZEL_CHRISTIAN [175, hier Bl. 2, [https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbv:29-bv044000025-3] abgerufen am 17. Februar 2020.

er in Padua den Dokortitel. Mit einem dort publizierten Werk zur Anthropometrie machte er sich am brandenburgischen Hof bekannt und qualifizierte sich mit ausgesuchten Vorarbeiten am Schlossgarten gezielt für die Stelle des Hofmedikus und Hofbotanikus. Der Eintritt in das Amt gelang in der Wiederaufbauphase der kurfürstlichen Residenz nach dem Dreißigjährigen Krieg, die von einer qualitativen wie quantitativen Ausdifferenzierung der medizinisch-heilkundlichen Ämter gekennzeichnet war. Anders als sein vormaliger Kommilitone Christian Mentzel vollzog er den Aufstieg zum Leibarzt nicht. Gleichwohl konnte er sich am Hof erfolgreich in einem vorwiegend lutherischen Umfeld etablieren und in dem spezifischen System von Rangfolgen, Zuständigkeiten und sozialen Zugehörigkeiten die Freiräume für naturkundliche Forschungen nutzen.

Die Pariser Karriere des Arztes Noël Vallant zwischen Vertrauensbildung und ärztlicher Praxis im Grand Siècle

von Dorit Brixius

Abstract

This article explores the Parisian career of the French physician Noël Vallant (1632–1685) in the second half of the seventeenth century. Prior to becoming court physician of the noble women of the de Guise family, Vallant worked not only for the Parisian intellectual elite, but also in various nunneries and as a doctor in the Parisian suburbs. Following his career, I trace the path and the associated medical practice of a French physician in the Grand Siècle. On the one hand, I examine Vallant's career strategies, and on the other hand, I reconstruct his self-perception and his concept of being a physician. This approach aims at rethinking the presumed self-fashioning and fame of a medical savant, which historians (as well as Vallant's contemporaries) evaluate according to hierarchical status or material possessions rather than appreciating personal satisfaction or doctor-patient-relationships.

Einführung

Als Sohn einer südfranzösischen Händlerfamilie machte Noël Vallant (1632–1685) als Hofarzt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Paris Karriere, wobei er primär adelige Patientinnen betreute.¹ Vallant war nicht nur Arzt in der Zeit Ludwigs XIV. (1638–1715, reg. 1643–1715)², sondern gleichzeitig auch Sekretär prominenter Akteur*innen am königlichen Hof und agierte damit im konfessionellen und politischen Spannungsfeld. Einerseits standen diese Bezugspersonen am Hof in enger Verbindung zum Jansenismus, einer auf die Gnadenlehre des Augustinus basierenden, in Frankreich verbreiteten Bewegung in der katholischen Kirche des 17. und 18. Jahrhunderts, und andererseits zur Fronde, einer Gruppe von Oppositionellen, die sich zwischen 1648 und 1653 gegen bestimmte Exponenten der Regentschaft, namentlich Kardinal Mazarin (1602–1661)³, richtete.⁴ Noël Vallant arbeitete nicht nur für die Pariser intellektuelle Elite, die geistliche Adelige in

1 Mein Dank gilt Tillmann Taape für Anmerkungen zu einem ersten Entwurf dieses Beitrags sowie Elena Taddei und Marina Hilber für ihre ausführlichen Anregungen und Kritik.

2 Mark Hengerer, *Ludwig XIV. Das Leben des Sonnenkönigs*, München 2015; Lothar Schilling, *Das Jahrhundert Ludwigs XIV. Frankreich im Grand Siècle, 1598–1715*, Darmstadt 2010.

3 Paul Guth, *Mazarin*, Paris 1992.

4 Zur Fronde siehe beispielsweise Jean-Marie Constant, *C'était la Fronde*, Paris 2016 und Benedetta Craveri, *L'âge de la conversation*, Paris 2002, 109–121. Zum Jansenismus siehe Monique Cottret, *Histoire du jansénisme*, Paris 2016, bes. 37–56 und William Doyle, *Jansenism. Catholic Resistance to Authority from the Reformation to the French Revolution*, New York 2000. Zum Jansenismus in der Medizingeschichte siehe Laurence Brockliss, *The Medico-Religious Universe of an Early Eighteenth-Century Parisian Doctor. The Case of Philippe Hecquet*, in:

diversen Nonnenklöstern miteinschloss, sondern auch als Arzt in den Vororten von Paris, bevor ihm als Arzt der Adelsfamilie de Guise⁵ zunächst der Ehrentitel „médecin ordinaire du roi“ und dann „premier médecin“ (Leibarzt) verliehen wurde.⁶

Dieser Aufsatz zeichnet den Karriereweg eines französischen Hofarztes im Grand Siècle nach. Er verfolgt das Ziel, auszuleuchten, inwiefern nicht nur Vallants Aufstieg, sondern auch sein Selbstverständnis und seine Praxis als Arzt durch sein sozial-religiöses Umfeld geprägt wurden. Die (ältere) medizinhistorische Forschung stellt studierte Mediziner in der Frühen Neuzeit an die Spitze von Heilkundigen und macht somit den Erfolg und das Ansehen eines Arztes am erreichten hierarchischen Status, an seiner Gelehrsamkeit oder am materiellen Besitz fest.⁷ Ärzte mussten ihre Autorität zunächst in der Auseinandersetzung mit anderen Heiler*innen (und Patient*innen) unter Beweis stellen, wobei Selbstautorisierung und Strategien wie in Szene gesetzte Rituale, wie zum Beispiel beim Pulsfühlen oder der Harnschau, Gelehrsamkeit unterstreichen sollten.⁸ Die hohe Wertschätzung ärztlicher Expertise, fachliche Anerkennung und Deutungshoheit war dabei auf eine „gelungene individuelle und kollektive Selbstinszenierung vor dem Hintergrund gemeinsamer Ideale von Gelehrsamkeit“ zurückzuführen.⁹ Anstatt solche Strategien in Vallants Karriere auszuloten, geht dieser Aufsatz anderen Faktoren nach, die seine Akzeptanz, das in ihn gesetzte Vertrauen und dadurch seinen Aufstieg begünstigten und seine Auffassung zur Rolle eines Arztes prägten. Dieser Ansatz soll dazu anregen, die angenommene Selbstprofilierung einer historischen Figur zu überdenken. Denn Vallants Werdegang ist nicht von Wettbewerbs- und Konkurrenzgedanken durchwoben, sondern geprägt durch Interaktion und Kollaboration mit seinen Kollegen und seiner Patientenlientel.

Um sich zu etablieren, mussten Ärzte Wege finden, sich von ihren Konkurrenten zu unterscheiden. Das gelang ihnen am besten, wenn sie familiäre, religiöse oder gesellschaftspolitische Bindungen zum sozialen Umfeld der Patient*innen hatten. Wie

Roger French/Andrew Wear (Hgg.), *The Medical Revolution of the Seventeenth Century*, Cambridge 1989, 191–221, bes. 194f., 201, 206–208, 213.

- 5 Zu den de Guise siehe Jonathan Spangler, *The Society of Princes. The Lorraine-Guise and the Conservation of Power and Wealth in Seventeenth-Century France*, Surrey 2009. Zur Struktur des französischen Adels siehe Leonhard Horowski, *Die Belagerung des Thrones. Machtstrukturen und Karrieremechanismen am Hof von Frankreich 1661–1789*, Prosopographie der französischen Hof- und Mächtelite (1661–1789), CD-ROM zum Buch, Ostfildern 2012, 695f.
- 6 Briefe an Vallant nach 1674 sind gerichtet an „Mr Vallant conseiller et médecin ordinaire du Roy“ oder an „Mr Vallant conseiller du Roy en ses conseils et premier médecin de S.A.R. Madame de Guise“, siehe Louis Lorion, *Un médecin parisien d'origine vivaroise. Le docteur Noël Vallant (1632–1685) (Suite IV)*, in: *Revue du Vivarais* 39 (1932), 118–127, 124. Ihre Königliche Hoheit lautet im Französischen „Son Altesse royale“, abgekürzt S.A.R.
- 7 Jana Madlen Schütte, *Medizin im Konflikt. Fakultäten, Märkte und Experten in deutschen Universitätsstädten des 14. bis 16. Jahrhunderts*, Leiden 2017, 10.
- 8 Michael Stolberg, *Frühneuzeitliche Heilkunde und ärztliche Autorität*, in: Richard van Dülmen/Sina Rauschenbach/Meinrad von Engelberg (Hgg.), *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, Köln 2004, 111–130; Michael Stolberg, *Formen und Strategien der Autorisierung in der frühneuzeitlichen Medizin*, in: Wolf Oesterreicher/Gerhard Regn/Winfried Schulze (Hgg.), *Autorität der Form. Autorisierung, institutionelle Autorität*, Münster 2003, 205–218.
- 9 Stolberg, *Heilkunde*, 126.

gegenwärtige Arbeiten untermauern, bildeten diese sozialen Netzwerke ein hohes Maß an Vertrauen sowohl in die Fähigkeiten des Arztes als auch in sein gesellschaftliches Ansehen.¹⁰ Vallants Aufstieg basierte auf einem klassischen Patronagesystem¹¹, aber durchaus auch auf der (Weiter)Empfehlung seiner Patientinnen aus der Pariser Oberschicht, die ein breites soziales Netzwerk hatten und wirkmächtige Beziehungen pflegten.

Wie die Forschung bereits an anderen Beispielen zeigen konnte, hatte das soziale, kulturelle und politische Umfeld, in dem ein Arzt arbeitete, Einfluss auf die Entwicklung seiner ärztlichen Praxis.¹² Obwohl in der Forschung Religion und Medizin durchaus in Zusammenhang gesetzt werden, gibt es nur wenige Studien, die diesen Zusammenhang in Bezug auf die ärztliche Praxis ausleuchten.¹³ Darüber hinaus beobachtete Laurence Brockliss vor einigen Jahren, dass die Forschung nur wenig über Ärzte im Grand Siècle wisse, die für Kleriker zuständig waren, vor allem weil diese Klientel in Ego-Dokumenten nur selten Einblick in ihre medizinische Betreuung gewährt.¹⁴ Vallants archivalischer Nachlass erlaubt es, diese Forschungslücken zu schließen. Es handelt sich um eine 13- bzw. 15-bändige, in der französischen Nationalbibliothek zugängliche Sammlung von Briefen, Koch- und Medizinrezepten, Auszügen seiner Praxisjournale, Fragmenten von Erzählungen, Gedichten, und Notizen, die in der Medizingeschichte bisher nur wenig Beachtung gefunden haben.¹⁵

-
- 10 Ruth Schilling/Kay Peter Jankrift, *Medical Practice in Context: Religion, Family, Politics and Scientific Networks*, in: Martin Dinges u. a. (Hgg.), *Medical Practice, 1600–1900. Physicians and Their Patients*, Leiden 2015, 131–148, hier 132; Mary Lindemann, *Medicine and Society in Early Modern Europe*, Cambridge 2010, 237–239; Marion Baschin/Elisabeth Dietrich-Daum/Iris Ritzmann, *Who consulted the doctor? The patient and their motives*, in: Dinges u. a. (Hgg.), *Medical Practice*, 39–70.
- 11 Nicholas D. Jewson, *Medical knowledge and the patronage system in 18th-century England*, in: *Sociology* 8 (1974), 369–385.
- 12 Schilling/Jankrift, *Medical Practice in Context*, 131–148. Schilling und Jankrift verweisen auf Mary Wilson Carpenter, *Health, Society and Medicine in Victorian England*, Santa Barbara, 2010; Giorgio Cosmacini, *Storia della medicina e della sanità in Italia*, Rom 1987; Mark S. R. Jenner, *Medicine and the Market in England and its Colonies, c. 1450–c.1850*, Basingstoke 2007; Robert Jütte, *Ärzte, Heiler und Patienten. Medizinischer Alltag in der frühen Neuzeit*, München 1991; Hilary Marland, *The Task of Healing. Medicine, Religion and Gender in England and the Netherlands*, Rotterdam 1996; Roy Porter, *Disease, Medicine and Society in England*, Basingstoke 1989; Michael Stolberg, *Experiencing Illness and the Sick Body in Early Modern Europe*, Basingstoke 2011, 58–64.
- 13 Siehe Lisa Wynne Smith, *Secrets of place. The medical casebooks of Vivant-Augustin Ganiere*, in: Elaine Leong/Alisha Rankin (Hgg.), *Secrets and Knowledge. Medicine, Science and Commerce (1500–1800)*, Farnham 2011, 213–231; Ole Peter Grell/Andrew Cunningham (Hgg.), *‘Religio Medici’: Medicine and Religion in Seventeenth-Century England*, Aldershot 1996; Brockliss, *Medico-Religious Universe*.
- 14 Laurence Brockliss, *The Literary Image of the ‘Médecins du Roi’ in the Literature of the Grand Siècle*, in: Vivian Nutton (Hg.), *Medicine at the Courts of Europe, 1500–1837*, London/New York 1990, 117–154.
- 15 *Bibliothèque nationale de France (BnF) Ms. Latin 14051–14063 und Ms. Fr. 17044–17058*. Letztere wurden für die Biografie Vallants herangezogen, siehe André Crussaire, *Un médecin au XVII^e siècle. Le docteur Vallant. Une maladie imaginaire*, Madame de Sablé, Paris 1910; Paul Émile Le Maguet, *Le Monde Médical Parisien Sous Le Grand Roi, Suivi Du Portefeuille de Vallant, Médecin de S.A.R Mme de Guise et de Mme La Marquise de Sablé*, Macon 1899; Romain Boisselet, *La plume et l’orgueil. Noël Vallant (1632–1685), médecin des duchesses de Guise. Identité et écriture de soi dans les écrits du for privé*, 2 Bde., Grenoble 2010. Die Masterarbeit ist online zugänglich unter <https://dumas.ccsd.cnrs.fr/dumas-00576445> (Zugriff: 26.6.2020).

Der Großteil der Quellen, die für diesen Beitrag herangezogen werden, ist auf die Zeitspanne zwischen ungefähr 1660 und 1680 begrenzt.¹⁶

Im Folgenden wird Vallants Karriereverlauf im Kontext seiner soziokulturellen und ärztlichen Netzwerke herausgearbeitet, die persönliche, religiöse und wissenschaftliche Wurzeln hatten. Um Vallants Werdegang, seine persönliche Entwicklung und sein Verständnis des Arztberufes zu beleuchten, wird zunächst sein gesellschaftlicher Aufstieg in Pariser Adelskreisen aufgrund seiner eigenen Zeugnisse und zeitgenössischer Quellen rekonstruiert. Dann wird erläutert, welche Personen für seine Karriere wichtig waren, aber auch welche Rolle gesellschaftliche Ambitionen¹⁷, seine eigenen Strategien und ärztliche Kompetenzen spielten. Zuletzt wird der Frage nach dem Gehalt und den Motiven der Berufswahl eines Hofarztes nachgegangen und geklärt, ob Vallant primär über den Topos der Selbstprofilierung oder der Selbstverpflichtung definiert werden kann.

Ärzte im Fürstendienst in Frankreich

Um die Karriere Vallants im höfisch-ärztlichen Kontext zu verstehen, muss die Struktur der medizinischen Versorgung am französischen Hof des Grand Siècle vergegenwärtigt werden. Der für den König zuständige Arzt war der *premier médecin du roi* (Leibarzt des Königs) zusammen mit acht untergeordneten Ärzten, den *médecins par quartier*, die abwechselnd behandelten. Die Königin und die königliche Familie hatten ihren eigenen, kleineren Kreis an behandelnden Ärzten, deren Anweisungen von Chirurgen und Apothekern hierarchisch ausgeführt wurden.¹⁸ Ärzte, die sich um die Mitglieder der königlichen Familie kümmerten, verloren ihre Stelle, wenn ihre Patient*innen verstarben. Ein *premier médecin du roi* hingegen blieb selbst nach dem Tod des Monarchen im Amt. Des Weiteren konnte der König den ärztlichen Rat sogenannter *médecins ordinaires* heranziehen, die außerhalb des Hofes praktizierten und deren Titel eher als Ehrentitel zu sehen sind.¹⁹ Diese Posten wurden vom König vergeben, konnten aber, wie alle Posten am Hof, durch Eigenkapital oder Beziehungen beansprucht werden. Der Titel *conseiller du roi* (Berater des Königs) wurde willkürlich an viele Amtsträger wie Ärzte, Juristen, Architekten oder Maler vergeben, war nur symbolisch und vor allem in den letzten Jahren der Regierungszeit Ludwigs XIV. oft mit großen Geldsummen erkauft.²⁰ Vallant erhielt den Ehrentitel *conseiller et médecin ordinaire du roi*, als er in den Dienst der de Guise trat. Er stieg

16 Für diesen Beitrag werden ausgewählte Dokumente der Originalquellen sowie Kopien aus dem 17. Jahrhundert herangezogen. Bei den Kopien handelt es um 13 Bände medizinischer Abschriften (Rezepte, Konsultationen, verordnete Therapieformen, Arztbriefe, Notizen), BnF Ms. Latin 14051–14063.

17 Siehe auch Ruth Schilling, *Social Mobility and Medical Practice: Johann Friedrich Glaser (1707–1789)*, in: Dinges, *Medical Practice*, 188–206.

18 Brockliss, *Image*, 117–154.

19 Ebd.; Alexandre Lunel, *La maison médicale du roi: XVI^e–XVIII^e siècles. Le pouvoir royal et les professions de santé (médecins, chirurgiens, apothicaires)*, Seyssel 2008.

20 Lorion, *Médecin*, 120.

jedoch dann noch weiter in der ärztlich-höfischen Hierarchie auf, indem er als Leibarzt der Madame de Guise zum *premier médecin* ernannt wurde.

Das Leben eines Hofarztes, vor allem als Leibarzt des Königs, war nicht von Ruhm und guter Behandlung geprägt.²¹ Hofärzte litten oftmals unter den hohen Ansprüchen ihrer adeligen Patient*innen.²² In der frühneuzeitlichen Literatur, wie beispielsweise in Alain-René Lesages (1668–1747)²³ Schelmenroman *Histoire de Gil Blas de Santillane* (1715–1735), aber auch in Theaterstücken, wie Molières *L'Amour médecin* (1665), *Le Médecin malgré lui* (1666) und *Le Malade imaginaire* (1673), wurden Hofärzte zudem verspöttelt: Sie existierten nur durch die Bedürfnisse ihrer Patient*innen.²⁴ Dies lässt sich ebenfalls bei Vallant beobachten, der seine erste Anstellung 1658 bei der Marquise Madeleine de Souvré (1599–1678), genannt Madame de Sablé, damit verbrachte, seine Patientin durch aufwendige Therapieformen vor ihren Ängsten zu retten. Es handelte sich um ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis zwischen Arzt und Patientin, denn Madame de Sablé forderte Therapieformen von ihrem Arzt und dieser kam ihr entgegen, um sie zu beruhigen und zufriedenzustellen, und letztlich um seine Stelle zu sichern sowie gesellschaftlich aufzusteigen.

Vallants Weg nach Paris

Der Händlersohn Noël Vallant wurde 1632 in der südwestlichen, hugenottisch dominierten französischen Provinz Vivarais (dem heutigen *département* Ardèche) geboren. Seine Familie hatte soziale Ambitionen und ermöglichte mindestens einem ihrer Söhne eine akademische Laufbahn.²⁵ Noël Vallant studierte Medizin in Montpellier bei Pierre Haguénot (1609–1667), der ihm zeit seines Lebens ein wichtiger Vertrauter, Freund und fachlicher Ratgeber blieb.²⁶ Nachdem Vallant 1655 im Alter von ungefähr 23 Jahren graduierte²⁷, knüpfte er wahrscheinlich ab 1657 erste Kontakte in der französischen Metropole und machte sich als Arzt in seinem Viertel einen Namen.²⁸ Vallant war kein Einzelfall, denn wie Colin Jones unterstrich, gelang der schnelle gesellschaftliche Aufstieg diversen *médecins du roi* desselben sozialen Milieus im Südfrankreich der 1660er- bis 1690er-Jahre. Dies ist vor allem auf die Bemühun-

21 Elisa Andretta/Marilyn Nicoud (Hgg.), *Être médecin à la cour*, Italie, France, Espagne, XIII^e–XVIII^e siècle, Florenz 2013.

22 Brockliss, Image.

23 Jacques Wagner, Lesage, écrivain, Amsterdam 1997.

24 Zu Molière und der Figur des Arztes siehe beispielsweise Andrew Calder, Molière. The Theory and Practice of Comedy, London, 1993. Siehe auch Brockliss, Image.

25 Vgl. Boisselet, Plume, 1, 87f. Zu sozialen Ambitionen der Familie von Ärzten siehe auch Schilling, Social Mobility and Medical Practice, 193.

26 Sein Notizbuch als Student ist noch erhalten, siehe BnF Ms. Fr. 17051, fol. 283r–336r. Zu Haguénot siehe Louis Dulieu, La Médecine à Montpellier, 3, Avignon 1979, 20.

27 Vgl. seine Diplomklausur in BnF Ms. Fr. 17054, fol. 213r–220r.

28 Das geht aus einem Brief von Haguénot an Vallant vom 3. Februar 1658 hervor, der ihm zu seinen ersten Schritten beglückwünschte. BnF Ms. Latin 14061, 599.

gen des Leibarztes Ludwigs XIV., Antoine Vallot (1594–1671)²⁹, zurückzuführen, der sich für ein Praxisrecht der aus Südfrankreich stammenden Ärzte einsetzte.

Haguenot schrieb an Vallant, er sei ja „bon et sage“ („gut und weise“) und sein Karriereerfolg hänge von seiner ersten Anstellung in Paris ab.³⁰ Es war der Rat seines Freundes und Studienkollegen Claude Hédoins, sich ein Netzwerk innerhalb der Pariser Oberschicht aufzubauen. Hédoins argumentierte:

„Paris ist ein Ort, an dem man viel Zeit braucht, um sich bekannt zu machen, und an dem man viel Geld ausgeben muss um aufzutreten, bevor man seinen Unterhalt gewinnt, und deine ernste, aufrichtige und ein wenig schüchterne Art ist keineswegs geeignet für diese große Welt, in der man [...] fast bis zur Unverschämtheit und zum großen Redner werden muss, was du nicht bist. Ich muss dir jedoch sagen, dass du, wenn du dort bekannt bist, von Menschen mit Geist und Stand unfehlbar geschätzt werden wirst und du dort vielleicht dein Glück machen kannst.“³¹

Falls er es nicht schaffe, könne er zurück nach Südfrankreich oder in die „große und gute“ Stadt Lyon (wo Hédoins selbst Arzt wurde) kommen, denn dort gebe es zwar bereits 22 Ärzte, von denen allerdings nur wenige praktizierten und die ohnehin bereits alt seien. In der Zwischenzeit könne Vallant in Lyon kostengünstig leben, bis er praktizieren könne.³² Auch sein alter Professor Haguenot riet ihm, er solle alles daran setzen, sich bei Madame de Sablé „oder anderswo in Paris“ zu etablieren, denn dies sei für seinen Werdegang vorteilhafter als „an jedem anderen Ort der Welt.“³³

Ungeachtet der Sorgen und Vorbehalte seiner Freunde erklomm Vallant die soziale Leiter schnell, als er seine Stelle im Haus und dem Salon der Madame de Sablé als Arzt, Verwalter und Sekretär antrat. Hierbei handelte es sich nicht um eine Stelle mit offiziellem Ehrentitel, den er erst später als Arzt einer Adelsfamilie erlangte. Die Verbindung zu Madame de Sablé ging aus einer Handelsbeziehung hervor, denn sie ließ sich durch Vallants Vater Waren (Vipern für ihre Medikamente, die sie später auch Vallant unterbreitete) von Lyon nach Paris bringen.³⁴ Auch später wurde diese geschäftliche Verbindung mit der Familie Vallant aufrechterhalten. Madame de Sablé empfahl namentlich einen Bruder Vallants (vermutlich Jérôme), der dringend einen Patron und einen Schutzbrief benötigte, einer Freundin in Nancy.³⁵ Auch geht aus diesem Brief hervor, dass dieser Bruder für die Marquise weiterhin als Warenlieferant tätig blieb. Die Verbindung zwischen der Familie Vallant und der Madame de Sablé

29 Stanis Perez, *La santé de Louis XIV. une biohistoire du Roi-Soleil*, Seyssel 2007; François Lebrun, *Médecins et empiriques à la cour de Louis XIV.*, in: *Histoire, économie & société* 3 (1984), 557–566.

30 Haguenot an Vallant, 1. Juli 1658, BnF Ms. Latin 14061, 597. Alle Übersetzungen wurden von der Autorin vorgenommen.

31 Hédoins an Vallant, 10. Dezember 1658, BnF Fr. 17051, fol. 65.

32 Ebd.

33 Haguenot an Vallant, 28. Januar 1659, BnF Ms Latin 14061, 589–590.

34 Le Maguet, *Monde*, 446.

35 Madame de Sablé an unbekannt in Nancy, BnF Ms. Fr. 17053, fol. 337r–338r.

hatte also einen geschäftlichen Hintergrund, der während Noël Vallants Tätigkeit als ihr Arzt und sogar danach weiter aufrechterhalten wurde.

Patient*innen-Arzt-Beziehung zwischen Freundschaft, Loyalität und Abhängigkeit

Nach dem Tod ihres Mannes, Philippe Emmanuel de Laval de Bois-Dauphin, Marquis de Sablé³⁶, im Jahr 1640 war Madame de Sablé in große finanzielle Schwierigkeiten geraten und litt unter einem sehr labilen Gemütszustand, der sich noch verschlechterte, als ihr Sohn Guy in der Schlacht von Dünkirchen 1646 sein Leben ließ.³⁷ Dies war der Moment, in dem sie begann, Zuflucht in jansenistischen Kreisen zu suchen, um ihre Trauer zu überwinden. Vallant stand in ihren Diensten, als sie gegen Ende der 1650er-Jahre ihren Salon, nur wenige Meter vom jansenistischen Kloster Port-Royal de Paris entfernt, eröffnete. Zum Haushalt der Madame de Sablé in Port-Royal gehörten ihr Arzt Vallant, ihre Zofe, ein Koch, einige Diener und ein Kutscher.³⁸ In ihrem Salon gingen prominente Gäste ein und aus, die über Themen von Theologie bis Physik, von Moral bis Pädagogik, von Politik bis Philosophie diskutierten und sich auch medizinischen Themen annahmen wie etwa der Bekämpfung aller möglichen Krankheiten mit Elixieren.³⁹

Madame de Sablés Korrespondenz mit ihren Freund*innen ist voller Schilderungen ihrer Krankheiten.⁴⁰ So schrieb sie zum Beispiel an Françoise Marie Mignot, Madame la Maréchale de l'Hôpital (1631–1711)⁴¹, im Dezember 1668: „Ich war schrecklich krank mit einer dieser Fluktuationen, wie Sie sie kennen, ich konnte weder schreiben noch sprechen, weil ich mit einem durchgehenden hohen Fieber belastet war.“⁴² Der Verlust geliebter Menschen wie ihres Mannes, mehrerer ihrer Kinder und letztlich der Tod ihrer besten Freundin, Anne Doni d'Attichy, Comtesse de Maure (1600–1663)⁴³, im Jahr 1663 lösten bei ihr immer wieder tiefe Trauer aus.⁴⁴ Madame de Sablé führte einen regelrechten Abwehrkampf gegen den Tod: Sie setzte sich weder Zugluft noch ungesunder Atmosphäre, schlechtem Wetter oder Reisen aus und sie vermied kranke Menschen aus Angst vor Ansteckung.⁴⁵

36 Boisselet, *Plume*, 1, 92.

37 Craveri, *L'âge*, 129.

38 Victor Cousin, *Madame de Sablé: nouvelles études sur les femmes illustres et la société du XVIIe siècle*, Paris 1869, 100f.; Nicolas Ivanoff, *La Marquise de Sablé et son salon*. Paris 1927, 89f.; Craveri, *L'âge*, 131f.

39 Craveri, *L'âge*, 131f.

40 Zur Freundschaft am frühneuzeitlichen Hofe siehe Christian Kühner, *Politische Freundschaft bei Hofe. Repräsentation und Praxis einer sozialen Beziehung im französischen Adel des 17. Jahrhunderts*, Göttingen 2013.

41 Horowski, *Prosopographie*, 544.

42 Brief der Madame de Sablé an Madame de l'Hôpital, Dezember 1668, in: Cousin, *Madame*, 417.

43 Victor Cousin, *Madame la comtesse de Maure et mademoiselle de Vandy (premier article)*, in: *Bibliothèque de l'École des chartes* 15 (1854), 105–150.

44 Philippe Sellier, *La névrose précieuse: une nouvelle Pléiade*, in: ders. (Hg.), *Essais sur l'imaginaire classique. Pascal – Racine. Précieuses et moralistes. Fénelon*, Paris 2003, 234.

45 Craveri, *L'âge*, 109.

Aus mehreren Briefen geht hervor, dass Vallant eine Korrespondenz mit anderen Ärzten, die Madame de Sablé bezüglich ihrer Probleme mit dem Wasserlassen konsultierte bzw. konsultiert hatte, führte.⁴⁶ Des Weiteren tauschte sich Vallant mit seinen engen Freunden und Kollegen über den gesundheitlichen Zustand Madame de Sablés aus. Sein ehemaliger Professor, Pierre Haguenot, zum Beispiel verschrieb eine Therapieform, die er „für die Vapeurs (frz. wörtlich *Dämpfe*) von Frau Hypochondrie“ betitelte.⁴⁷ Bei den Vapeurs handelte es sich in der galenischen Tradition um „Dämpfe“, die vom Bauch in den Brustkorb und Kopf stiegen, Druck erzeugten und die diverse Symptome hervorrufen konnten, wie Blähungen, Kurzatmigkeit oder Kopfschmerzen, aber auch nervöses Zucken und plötzliche Gemütsveränderungen.⁴⁸ Sie waren eine neue Krankheit, die, wie Michael Stolberg suggeriert, im Frankreich des 18. Jahrhunderts eine regelrechte Epidemie wurde, jedoch um die Mitte des 17. Jahrhunderts noch wenig bekannt war.⁴⁹ Die Vapeurs gingen mit dem traditionellen Konzept der „Hypochondrie“ einher, einem Begriff, der auf die Stelle des Körpers zurückzuführen ist, wo die Krankheit lokalisiert war: das „Hypochondrium“ oder der Bauchraum unterhalb des Rippenbogenknorpels, wo kolikartige Schmerzen oder das Gefühl, aufgebläht zu sein, zu spüren waren. Hypochondrie und Vapeurs wurden mit Melancholie in Verbindung gesetzt und im Frankreich des 18. Jahrhunderts verstärkt mit nervlichen Leiden assoziiert. Im ärztlichen Fachjargon des 18. Jahrhunderts wurde der Begriff Hypochondrie in Verbindung mit der Angst vor Krankheiten und vor dem Tod genutzt.⁵⁰

Gerade weil Madame de Sablé ständig an einer neuen Krankheit zu leiden glaubte, kam ihr eine bedeutende Doppelrolle in Vallants Entwicklung als Mensch und Arzt zu. Ohne unbedingt ernsthaft erkrankt zu sein, gab sie ihm viele Gelegenheiten, ihr Vertrauen als Arzt und Bezugsperson zu erwerben und seine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Die Marquise band ihn in ihre kulturell-literarischen Veranstaltungen ein, verlangte von ihm Kenntnisse über die von ihr selbst diagnostizierten Erkrankungen und Heilmethoden, war aber auch selbst auf der Suche nach neuen Therapieformen.⁵¹ Auf diese Weise beschäftigte sich Vallant nicht nur mit zeitgenössischer Literatur, Ethik, Philosophie und dem Jansenismus, sondern setzte sich auch mit magischen Elementen und weniger gängigen Methoden und Mitteln auseinander.⁵² Er fand dabei Therapiemöglichkeiten, zu denen er durch Madame de Sablés Vorschläge und Verlangen angeregt wurde. So geht zum Beispiel aus einem Brief der Marie-Madeleine de Vignerot du Plessis, Herzogin d'Aiguillon (1604–1675)⁵³, an

46 Siehe BnF Latin Ms. 14052, 186f., 188–190, 200–202.

47 „Pour les vapeurs de Madame Hypochondrie“, Haguenot an Vallant, 3. Juni 1662, BnF Ms. Fr. 17055, fol. 121.

48 Michael Stolberg, *Experiencing Illness and the Sick Body in Early Modern Europe*, New York 2011, 166.

49 Stolberg, *Illness*, 164.

50 Ebd., 166–168.

51 Vor allem tauschte sie sich mit der Comtesse de Maure über Therapieformen aus. Die beiden Frauen schickten sich gegenseitig Infusionen, Salben, aber auch Leckereien. Craveri, *L'âge*, 127f.

52 Er sammelte Rezepte, die sich unter anderem aus zerriebenem menschlichem Schädel (gegen zu starke Regelblutungen bei Frauen) oder Kindsblut (zur Verlängerung des Lebens) zusammensetzten, BnF Ms. Fr. 17057, fol. 122r.

53 Alfred Bonneau-Avenant, *La Duchesse d'Aiguillon, nièce du Cardinal de Richelieu. Sa vie et ses oeuvres charitables. 1604–1675*, Paris 1879.

die Marquise vom Oktober 1676 hervor, dass Madame de Sablé Werbung für ihr Vipernpulver (Giftschlangenzugpulver) zur Fiebersenkung machte, denn die Herzogin informierte sich über dessen genauen Einsatz und Dosierung bei Schüttelfrost und Fieber.⁵⁴ Madame de Sablé korrespondierte außerdem persönlich mit dem königlichen Leibarzt Vallot über den Einsatz von Vipern in Medikamenten.⁵⁵ Es muss dahingehend noch weiter geklärt werden, ob eine mögliche Verbindung zwischen Vallot, der Familie Vallant und dem Handel mit Giftschlangen bestand und ob Vallot eine Rolle für Vallants anfängliche Karriere spielte.

Vallants Fähigkeiten als Arzt wurden in Madame de Sablés Kreisen stets weitergetragen. Ein Beispiel dafür ist der Fall einer gewissen Madame de Testu, die im November 1676 aufgrund einer nicht näher beschriebenen Krankheit unbedingt von Vallant behandelt werden wollte. Madame de Testu beschwerte sich, dass ihr eigener Arzt nur wenig Erfahrung habe und ihr nur frische Luft verschreiben wolle. Von Vallant müsse sie deshalb unbedingt erfahren, ob sie auf Dauer geheilt werden könne.⁵⁶ Vallant nahm sich der Sache an und schickte ihr, da, wie er erklärte, es nicht die passende Jahreszeit für die entsprechenden Arzneimittel war, einen *siróp magistral* (magistraler Sirup).⁵⁷ Bei magistralen Rezepturen handelte es sich um maßgeschneiderte Arzneimittel, die ausgewählt und hergestellt wurden, um ein spezifisches Bedürfnis der Patientin oder des Patienten zu erfüllen. Während die Zusammensetzung des Sirups für Madame de Testu in den vorhandenen Quellen nicht nachvollziehbar ist, gibt es jedoch mehrere andere Rezepte in Vallants Nachlass.⁵⁸

Es lässt sich festhalten, dass Vallant um seine Patient*innen bemüht war und sie ihm deshalb Loyalität entgegenbrachten und ihn weiterempfehlten. In einer nicht publizierten Streitschrift gegen Ärzte (*Factum contre les medecins*), in der Madame de Sablé sich gegen Aderlass, Abführmittel und Bestechlichkeit von Ärzten auslässt, fügt sie eine Passage über Vallant an, die ihn im besten Licht erscheinen lässt:

„Ich muss jedoch sagen, dass der Mann, dessen Dienste ich seit mehr als zwanzig Jahren in Anspruch nehme [...], ein sehr guter Mann ist, sehr fromm, sehr klug, fähig zu einer großen Verbundenheit und einer großen Freundschaft, und dass es schließlich so ist, dass ein Arzt, wenn er sich vor der Ansteckung der Zeit hätte retten können, keinen Makel an sich hätte. Aber es stimmt, dass

54 Herzogin d'Aiguillon an die Marquise, 16. Oktober 1676, BnF, Ms. Latin 14053, 898–899. Zur Herstellung von Kreuzotterpulver siehe BnF Ms. Fr. 17055, fol., 12r und 16v und AC BSA, GG 75, fol. 5r, transkribiert in: Boisselet, Plume, 2, 306. Zu adeligen Damen und deren medizinischer Kompetenz siehe auch Alisha Rankin, *Panacea's Daughters. Noblewomen as Healers in Early Modern Germany*, Chicago 2013 und ferner das Themenheft: *Women, Health, and Healing in Early Modern Europe*, in: *Bulletin of the History of Medicine* 82/1 (2008).

55 Siehe BnF Latin Ms. 14052, 202f.

56 Madame Testu Madame Sablé, BnF Ms. Latin 14059, 338–343.

57 Notiz von Vallant, BnF Ms. Latin 14059, 346f.

58 Siehe Latin 14053, 11, 118, 148. Zu magistralen Arzneien siehe zum Beispiel Justin Rivest, *Beyond the pharmacopoeia? Secret Remedies, Exclusive Privileges, and Trademarks in Early Modern France*, in: Matthew Crawford/Joseph Gabriel (Hgg.), *Drugs on the Page. Pharmacopoeias in the Early Modern Atlantic World*, Pittsburgh 2019, 81–100.

er wie die anderen aderlässt, mich schon er ein wenig mehr, weil sein Urteil so gut ist, dass er erkannt hat, dass es für mich extrem konträr war.“⁵⁹

Diese zitierte Stelle streicht zwei essentielle Dinge heraus: Erstens schnitt Vallant seine medizinischen Vorgehensweisen, wie am Beispiel des Aderlasses, der eine sehr gängige Therapieform war, ersichtlich auf die Bedürfnisse Madame de Sablés zu. Dabei ist anzumerken, dass der Aderlass nicht zu Vallants medizinischer Ausbildung gehörte. Die medizinische Fakultät der Universität Montpellier, an der er studiert hatte, war spezifisch chemiatriisch orientiert und schloss zum Beispiel den Aderlass nicht in ihr medizinisches Repertoire mit ein. Zweitens geht aus dieser Schrift das hohe Maß an Vertrauen der Patientin in ihren Arzt hervor. Dieses Vertrauen beruhte auf einer beidseitigen Loyalität. Christian Kühner bringt dies in Bezug auf politische Freundschaft am Hof im Grand Siècle folgendermaßen auf den Punkt: „Loyalität kann verdient werden, und zwar gerade durch Loyalität: auf wen selbst Verlass ist, der darf vom Freund Verlässlichkeit einfordern. Hier kommt bereits die Rhetorik der Verpflichtung ins Spiel: es erwachsen nicht nur aus der Freundschaft Verpflichtungen zu Wohltaten, sondern auch umgekehrt aus dem loyalen Dienst eine Verpflichtung zur Freundschaft.“⁶⁰

Für Madame de Sablé spielte Freundschaft eine zentrale Rolle und es war ihr ein Anliegen, denjenigen Menschen Freude zu bereiten, mit denen sie regelmäßig zusammen war.⁶¹ Die Loyalität bzw. Abhängigkeit zwischen Vallant und Madame de Sablé beruhte auf Gegenseitigkeit, wovon beide ihren Nutzen zogen. Vallant war in erster Linie finanziell und gesellschaftlich von Madame de Sablé abhängig, jedoch benötigte auch sie ihren Arzt und Vertrauten, um sich sicher zu fühlen.

Madame de Sablé wurde zu einer Schlüsselfigur für Vallants Werdegang, vor allem, da sie ihn in ihre jansenistisch-intellektuellen Kreise einband. Er begann bedeutende Akteur*innen des Grand Siècle zu behandeln – nicht zuletzt prominente Figuren der Wissenschaft und Philosophie wie François VI. de La Rochefoucauld (1613–1680)⁶², die Schriftstellerin Marie-Madeleine Pioche de la Vergne, Comtesse de La Fayette (1634–1693)⁶³ oder den Mathematiker und christlichen Philosophen Blaise Pascal (1623–1662).⁶⁴ Schon bald kümmerte sich Vallant um einflussreiche Vertreter*innen der Jansenisten und der Fronde, wie Anne-Geneviève de Bourbon-Condé, duchesse de Longueville (1619–1679)⁶⁵, oder Robert Arnaud d’Andilly (1598–1674)⁶⁶, aber auch um weniger bekannte Geistliche hohen Ranges in diver-

59 Factum contre les médecins, Bnf Ms Fr. 17056, fol. 360–366. Siehe auch Boisselet, Plume, 1, 97.

60 Kühner, Politische Freundschaft, 153.

61 Craveri, L’âge, 137. Craveri stützt sich auf zeitgenössische Aussagen über Madame de Sablé.

62 Will G. Moore, François VI, duc de La Rochefoucauld, in: Encyclopædia Britannica, <https://www.britannica.com/biography/Francois-VI-duke-de-La-Rochefoucauld> (Zugriff: 9.7.2020).

63 Stirling Haig, Madame de Lafayette, New York 1970.

64 Siehe zum Beispiel „coliques de m Pascal“ (Koliken von Herrn Pascal), BnF, Ms. Fr. 17055, fol. 313. Zu Blaise Pascal siehe Donald Adamson, Blaise Pascal. Mathematician, Physicist, and Thinker about God, New York 1995.

65 Arlette Lebigre, La duchesse de Longueville, Paris 2004.

66 Jean Lesaulnier/Anthony McKenna, Robert Arnaud d’Andilly, in: dies. (Hgg.) Dictionnaire de Port-Royal, Paris 2004, 108.

sen religiösen Einrichtungen, auf die im weiteren Verlauf dieses Beitrags verstärkt eingegangen wird. Es gilt hierbei zu unterstreichen, dass Vallant nicht nur Madame de Sablés Arzt, sondern auch ihr Intendant war. Er konnte von seiner Funktion als Sekretär und Verwalter der Korrespondenz Madame de Sablés profitieren, die wichtige Rolle eines Netzwerks von Freunden, Verbündeten und Bekannten verstehen und seine eigenen Kontakte auf- und ausbauen.

Bei seiner Patronin und anderen adeligen Patient*innen wandte Vallant aufwendige und teure Therapieformen an, bei denen Giftschlangenzpulver und exotische Substanzen wie Tamarinde, Muskatnuss, Chinarinde oder Safran zum Einsatz kamen, denen in der Frühen Neuzeit viel Heilkraft zuerkannt wurde und die in Adelskreisen beliebt waren.⁶⁷ Zeitgenössische Akteure waren sich über das gute Geschäft mit der Elite bewusst, wie das folgende Beispiel eines gewissen Père Rochette, Jesuit und Apotheker, aufzeigt. Er schrieb Vallant im Jahr 1669 nicht ohne geschäftliche Hintergedanken: „Ich freue mich über den großen Erfolg und die Fortschritte, die Sie noch immer in der Medizin in Paris machen.“⁶⁸ Er berichtete, dass er Theriak, ein Antidot, das als kostspieliges Universalheilmittel galt, in einer öffentlichen Veranstaltung hergestellt habe, wodurch er große Aufmerksamkeit einer breiten Klientel auf sich zog.⁶⁹ Er erhoffte sich, Vallants adeligen Patient*innen kostspielige Mittel verkaufen zu können, u. a. auch eine Therapieform namens „pilules angeliques“ (Engelspillen), die Père Rochette für Madame de Sablé in Erwägung zog.⁷⁰ Bisher konnte noch nicht nachgewiesen werden, dass Vallant Engelspillen oder Theriak von Rochette erwarb, jedoch war Letzteres sicherlich für Madame de Sablé von hohem Interesse, da unter den 70 Inhaltsstoffen, aus denen es zusammengestellt wurde, der Hauptstoff das Fleisch von Vipern war – Madame de Sablés arzneiliche Lieblingssubstanz.⁷¹

Ein Arzt für Nonnen

Die geografische Lage des Hauses der Madame de Sablé innerhalb der Mauern von Port-Royal de Paris war für Vallants Karriereverlauf förderlich, denn es befand sich unweit ihrer Freundinnen, die in mehreren Klöstern des Faubourg de Saint-Jacques und anderen Vororten in Leitungsfunktionen eingetreten waren. Zu diesen gehörten die ehemalige *filles d'honneur* der Maria von Medici (1575–1642)⁷², die unter dem Namen Marie-Madeleine de Jésus Priorin des Klosters der Karmelitinnen (genannt *Carmel de l'Incarnation*) geworden war oder Mademoiselle Gigault de Bellefonds (gest. 1693), die sich Mère Agnès de Jésus-Maria nannte und mit der auch Val-

67 Vallants gesammelte Rezepte sind durchzogen von derartigen Substanzen.

68 Rochette an Vallant, 3. Dezember 1669, BnF Ms. Latin 14059, 333.

69 Rochette an Vallant, 22. April 1670, BnF Ms. Latin 14059, 349.

70 Ebd.

71 Zu Vipern und Theriak siehe Laurence Brockliss/Colin Jones, *The Medical World of Early Modern France*, Oxford 1997, 160.

72 Philippe Delorme, *Marie de Médicis. Histoire des Reines de France*, Paris 1999; Anka Muhlstein, *Königinnen auf Zeit. Katharina von Medici, Maria von Medici, Anna von Österreich*, Frankfurt 2003.

lant eine lebenslange Freundschaft verband.⁷³ Darüber hinaus verweilten adelige Damen in diversen Klöstern des Faubourg, wie zum Beispiel Anna von Österreich⁷⁴ (1601–1666), die Mutter Ludwigs XIV., die sich oft im Kloster Vâl-de-Grâce aufhielt. Auch mehrere adelige Freund*innen der Madame de Sablé wohnten nur ein bis zwei Kilometer von Port-Royal entfernt.⁷⁵

In den Klöstern unterstützte Vallant die dort behandelnden Ärzte und löste sie teils sogar ab. So entstand ein medizinischer Wissenstransfer zwischen Vallant und den behandelnden Ärzten der Kleriker in Paris und dessen Vororten, die sich in der überlieferten Arztkorrespondenz und Berichterstattung nachvollziehen lässt.⁷⁶ Vallant hatte ein besonderes Interesse an alternativen, nicht standardisierten Therapieformen, über die er sich mit seinen Kollegen austauschte.⁷⁷ Der zuständige und mittlerweile ältere Arzt der jansenistischen Kleriker, Nicolas Brayer⁷⁸, übergab Vallant seine Klientel, zunächst in engem Austausch mit ihm und seinem Kollegen Jean Hamon (1618–1687), der nicht nur in der Abtei von Port-Royal de Paris und dem Frauenkloster des Zisterzienserordens, Port-Royal des Champs, behandelnder Arzt war, sondern vor allem außerhalb der Stadt die arme ländliche Bevölkerung medizinisch versorgte.⁷⁹ Nachdem Vallant nicht mehr im Haus der Madame de Sablé logierte und seine Stelle als Intendant und Sekretär aus bisher ungeklärten Gründen verließ, setzte sie sich dafür ein, dass er in der Abtei von Port-Royal Arzt werden sollte, wie aus einem Brief der Mère Agnès de Jésus-Maria an die Erstgenannte hervorgeht:

„Ich versäumte es jedoch nicht, für Herrn Vallant mit unserer Mutter Priorin zu sprechen: sie erzählte mir, was ich auch wusste, nämlich dass es in unserem Haus keine Ärzte gibt, die durch ihr Gehalt aufgehalten werden, indem sie mehrere je nach den verschiedenen Anlässen, die sie beschäftigen, in Anspruch nehmen: zum Beispiel behandelten [...] Herrn Daguin, Herr Brayer und Herr Renaudot einige unserer Schwestern, die sehr lange Krankheiten hatten und die sie noch immer zwingen, von Zeit zu Zeit zu kommen.“⁸⁰

Eine Empfehlung Vallants bereits während seiner Zeit im Dienst der Madame de Sablé scheint also mehr als naheliegend. Im Jahr 1666, also durchaus noch zu der

73 Siehe Cousin, *Madame*, 235.

74 Philippe Delorme *Histoire des Reines de France. Anne d’Autriche*, Paris 1999-2011; Muhlstein, *Königinnen*.

75 Vgl. ebd., 101.

76 Siehe beispielsweise BnF Latin Ms. 14052, 186f., 188–190, 200–202; BnF Ms, Fr. 17055, fol. 100r oder BnF Ms. Fr. 17055, fol. 121. Siehe zu Arztekorrespondenzen auch Susanne Grosser, *Arztekorrespondenz in der Frühen Neuzeit: Der Briefwechsel zwischen Peter Christian Wagner und Christoph Jacob Trew*, Berlin/Boston 2015.

77 Siehe zum Beispiel auch seine Notiz über die Behandlung von Hodenentzündungen mit dem Chirurgen der Madame de Longueville, Monsieur des Lauriers, BnF Ms, Fr. 17055, fol. 100r.

78 Lebensdaten unbekannt.

79 Zu Hamon, siehe Brockliss/Jones, *World*, 285. Auch später, als Vallant bereits Leibarzt der de Guise war, bat Hamon ihn um Rat, wie beispielsweise als eine Nonne von Port-Royal im März 1678 an einem Tumor erkrankte, BnF Ms. Latin 14059, 537.

80 Mère Agnès de Jésus-Maria an Madame de Sablé, 14. Dezember 1673, in: Barthélemy, *Amis*, 164f.

Zeit, als er für Madame de Sablé arbeitete, übernahm Vallant das erste Mal die medizinische Verantwortung für die Schwestern des Zisterzienserinnenkonvents Abbaye-aux-Bois in Paris.⁸¹ Die Äbtissin des Konvents war wohl eine Freundin der Madame de Sablé. Er lernte außerdem Marie-Madeleine Gabrielle de Rochechouart (1645–1704) kennen, die 1670 Äbtissin der königlichen Abtei l'Abbaye royale de Fontevrault wurde und mit der Vallant bis zu seinem Tod eine Korrespondenz führte. Im April 1677 bat die Äbtissin ihn erneut, sich um sie zu kümmern, mit der Begründung: „Alles, was von Ihnen kommt, ist immer äußerst angenehm.“⁸² In einem weiteren Brief führt die Äbtissin ihr Verhältnis zu Vallant weiter aus und bezeichnet sich als eine seiner besten Freundinnen: „Sie werden an der Genauigkeit, mit der ich Ihnen [...] danken muss, erkennen, dass ich alles, was von Ihnen kommt, für richtig halte und dass ich den Wunsch habe, dass Sie mich als eine Ihrer besten Freundinnen betrachten. Ich versichere Ihnen, Monsieur, dass ich das bin und dass ich mich sehr darüber freute, wenn ich es Ihnen durch einen beträchtlichen Dienst beweisen könnte.“⁸³ Auch aus diesem Brief geht hervor, wie Loyalität und Freundschaft definiert wurden, nämlich durch das gegenseitige Entgegenbringen von Gefallen bzw. Freundschaftsdiensten.

In den 1660er- und Anfang der 1670er-Jahre behandelte Vallant Madame de Sablé und eine breite Klientel in jansenistischen Kreisen. Er begleitete Madame de Sablé bis zu ihrem Tod, der nach dem Antritt seiner Stelle als Leibarzt im Haus de Guise eintrat. Am 16. Januar 1678 erhielt er ein Kondolenzschreiben, aus dem ersichtlich wird, dass Vallant ein enger Vertrauter Madame de Sablés war. Die Autorin des Briefes, die Äbtissin der Abtei von Montmartre, Françoise Renée de Lorraine (1621–1682)⁸⁴, eine de Guise, schrieb: „Obwohl ich glaube, Monsieur, dass Sie mir gerecht werden, indem Sie mich davon überzeugen, dass ich mich mehr als jeder andere in der Welt für das einsetze, was Sie betrifft, werde ich nicht mit mir selbst zufrieden sein, wenn ich Ihnen nicht sage, wie sehr mich Ihr Schmerz berührt.“ Und weiter: „Kümmern Sie sich um Ihre Gesundheit, ich bitte Sie nicht nur um meiner willen, sondern auch um meine Wertschätzung und Freundschaft, die ich für Sie empfinde.“⁸⁵ Diese Textstelle untermauert nicht nur, dass Vallant um seine ehemalige Patronin trauerte, sondern auch eine enge Verbindung mit der Äbtissin hatte, deren wichtige Rolle im nächsten Teil näher dargelegt wird.

81 AC BSA, Extraict, GG 73 bis, fol. 14r., in: Boisselet, Plume, 1, 103.

82 Marie-Madeleine Gabrielle de Rochechouart an Vallant, 21. April 1677, in: Edouard de Barthélemy (Hg.), *Les Amis de la Marquise de Sablé. Recueil de lettres des principaux habitués de son salon, annotées et précédées d'une introduction historique sur la société précieuse au XVIIe siècle*, Paris 1865, 356.

83 Marie-Madeleine-Gabrielle de Rochechouart an Vallant, 6. März ?, in: Barthélemy, Amis, 357.

84 Horowski, *Prosopographie*, 594; Spangler, *Society*, 83, 159, 272.

85 Françoise Renée de Lorraine an Vallant, 16. Januar 1678, in: Barthélemy, Amis, 331.

Vallant wird Leibarzt

Den Höhepunkt seiner Karriere erreichte Vallant 1675, als er zum „premier médecin“ (Leibarzt)⁸⁶ der Madame de Guise ernannt wurde, nachdem er zuvor „conseiller et médecin ordinaire du roi“ der Familie de Guise geworden war.⁸⁷ Seine Patientinnen waren Marie de Lorraine (1615–1688)⁸⁸, Duchesse de Guise (genannt Mademoiselle de Guise) und ihre verwitwete Schwägerin, Élisabeth Marguerite d’Orléans (1646–1696)⁸⁹, eine Cousine ersten Grades Ludwigs XIV. mit Prinzessinnenrang, auch genannt Madame de Guise. Mithilfe seines Netzwerks und empfohlen durch Madame de Sablé kam Vallant in die benediktinische Abtei von Montmartre, wo eine Schwester der Duchesse de Guise, die oben erwähnte Françoise Renée de Lorraine, seit 1657 Äbtissin war.⁹⁰ Die Äbtissin, die Vallant sehr schätzte, wie aus dem oben zitierten Brief hervorgeht, stellte ihn ihrer Schwester, Marie de Lorraine (der Mademoiselle de Guise), vor, die ihn zum behandelnden Arzt der de Guise Frauen machte. Im Dezember 1673 verfasste Vallant diesbezüglich eine Notiz, dass die Mademoiselle de Guise ihn im kommenden Jahr zu ihrem Arzt machen wolle und er außerdem weitere adelige Familienangehörige behandeln solle.⁹¹ Außerdem geht aus dieser Notiz hervor, dass die Äbtissin von Montmartre für Vallant größere Pläne hatte und ihn bei einer potentiellen Heirat zwischen der verwitweten Madame de Guise und dem Herzog von York, späterer Jakob II. von England (1633–1701)⁹², nach England hätte schicken wollen.⁹³ Diesen Vorschlag lehnte Vallant ab. In seinen Schriften bringt er eine starke Loyalität gegenüber seinen Patient*innen zum Ausdruck: Er habe große Verpflichtungen in Paris und hätte die Stadt deshalb nicht freiwillig verlassen. Nur ein Befehl des Königs hätte ihn dazu zwingen könne, wie er selbst notierte.⁹⁴ 1675 zog er ins Palais du Luxembourg der de Guise, das sich heute noch im Pariser Park Jardin du Luxembourg befindet.⁹⁵

Briefe der Schwester der Madame de Guise, Marguerite Louise d’Orléans (1645–1721)⁹⁶, Großherzogin der Toskana, an ihre Tante, die Äbtissin von Montmartre,

86 Siehe den Brief eines gewissen M. Lambert vom 25. April 1675, aus dem hervorgeht, dass Madame de Sablé den Autor des Briefes darüber informiert hatte, dass Vallant zum Leibarzt der Madame de Guise ernannt wurde, BnF Ms. Fr. 17052, fol. 143, zitiert in Lorion, Médecin, 124.

87 Lorion, Médecin, 124.

88 Horowski, *Prosopographie*, 594; Spangler, *Society*, 83, 159, 272; Patricia Ranum, *Mademoiselle de Guise, ou les défis de la quenouille*, in: *XVIIe Siècle* 144 (1984), 221–232; Patricia Ranum, *A Sweet Servitude. A Musician’s Life at the Court of Mlle de Guise*, in: *Early Music* 15 (1987), 346–360.

89 Horowski, *Prosopographie*, 594, 700; Spangler, *Society*, 83, 15.

90 Siehe zum Beispiel seine Notizen zu den Therapieformen der Madame de Montmartre, BnF Ms. Fr. 17047, fol. 8, 11, 12 und 14.

91 BnF Ms. Fr. 17052, fol. 307r.

92 Hilaire Belloc, *James the Second*, Philadelphia 1928; John Callow, *The Making of King James II. The Formative Years of a King*, Stroud 2000.

93 Lorion, Médecin, 122.

94 BnF Ms. Fr. 17052, fol. 307r.

95 Die de Guise besaßen das Palais de Luxembourg und das Hôtel de Guise, das als städtischer Wohnsitz der Familie diente (zwischen der rue des Francs-Bourgeois und der rue des Archives im 3. Arrondissement von Paris). Vallant hatte drei Wohnungen seit 1673, eine im Palais, eine im Hôtel und eine Privatunterkunft in der rue des Fossés-de-Nesle; vgl. Boisselet, *Plume*, 2, 298, Fußnote 61.

96 Horowski, *Prosopographie*, 700.

zeigen deutlich, dass auch sie Vallant als Arzt wertschätzte und sogar in Erwägung zog, ihn zu ihrem Leibarzt zu machen.⁹⁷ Einerseits ging dies auf ihre Aufenthalte in der Abtei Saint-Pierre von Montmartre zurück, bei der sie Vallant kennengelernt hatte, andererseits auf die Tatsache, dass der Arzt die Äbtissin bei einer nicht näher beschriebenen Krankheit erfolgreich behandelt hatte.⁹⁸ Besonders Letzteres erhöhte die Wertschätzung Vallants unter seiner geistlichen Patientenklientel. So schrieb die Mère Agnès de Jésus-Maria nach der Genesung der Äbtissin von Montmartre an Vallant, dass sie ihm einen weiteren Karriereaufstieg wünsche – natürlich unter der Bedingung, dass er weiterhin die Schwestern de Guise behandle und auch die zu behandelnden Karmelitinnen nicht vergesse.⁹⁹

Der Arztberuf als Selbstprofilierung oder Selbstverpflichtung?

Vallants Status durch seine gehobene Stellung als Leibarzt der de Guise brachte ihm durchaus Ansehen und Anerkennung. So schrieb ihm ein Abt namens L'Hally einen sehr freundlichen Brief, in dem er andeutete, ihm sogar eine Kutsche schicken zu wollen, um eine Bedienstete namens Mademoiselle des Coüays zu untersuchen und ihr „geeignete Heilmittel nach [seinem] gesunden Menschenverstand“ anstatt nach den „oft mörderischen Regeln von Galen und Hippokrates zu geben.“¹⁰⁰ Vallant nahm großen Anteil an dem Leid der Menschen und weigerte sich zu akzeptieren, dass es nicht für alle Krankheiten eine Behandlung gab („ignoti nulla curatio morbi“), wie er seinem Freund und Kollegen Hédoin in Lyon schrieb.¹⁰¹ Deshalb setzte er sich zum Ziel, auf empirischer Basis Heilmittel zu testen. Dies geht aus folgenden Briefstellen hervor:

„[...] es scheint mir, dass das Markenzeichen eines gelernten Arztes nicht weniger in der Kenntnis der Heilmittel besteht als in der Kenntnis der Symptome, ihrer Unterschiede und ihrer Ursachen. Glauben Sie, dass es einem Arzt gut gelingt, gut über eine Krankheit zu sprechen, wenn er mit all seinem feinen Wissen kein Mittel hat, von dem er sich eine gesicherte Wirkung versprechen kann?“¹⁰²

97 Vgl. einen Eintrag Vallants vom 6. März 1681, AC BSA, GG 75, fol. 17, transkribiert in: Boisselet, Plume, 2, 76.

98 Marguerite Louise d'Orléans an die Äbtissin von Montmartre, 14. September 1680, in: Barthélemy, Amis, 355.

99 Mère Agnès de Jésus-Maria an Vallant, 14. September 1680. BnF Ms. Fr. 17047, fol. 19r–20r. Zur Krankheit der Madame de Montmartre siehe BnF Ms. Fr. 17047, fol. 8r–14r und 32r.

100 Abbé d'Hally an Vallant, 3. April ?, adressiert an „Monsieur Valant medecin de madame de Guise au Luxembourg“, BnF Ms. Fr. 17054.

101 Vallant an Hédoin. Brief gedruckt in Crussaire, Médecin, 93. Zur empathischen Betroffenheit siehe Robert Jütte, Über Krankheit und Gesundheit in der Frühen Neuzeit, Stuttgart 2014, 183–185.

102 Vallant an Hédoin, BnF Ms. Fr. 17052, fol. 377, zitiert in: Lorion, Médecin, 220.

Und an anderer Stelle:

„Ich glaube, dass wir in der Medizin mehr Fortschritte machten und mehr Krankheiten heilten, wenn wir genau so sorgfältig alles beobachteten, was den Kranken oder Gesunden Gutes oder Schädliches tut, wie wir es bei der Kenntnis der Ursachen und Symptome tun [...]. Wir täten besser daran, die Wirkung von Heilmitteln sorgfältig zu prüfen und nach anderen zu suchen, wenn diejenigen, die wir anwenden, nicht wirken, als nur abzuwarten und einen armen Menschen sterben zu sehen.“¹⁰³

Vallant konkludiert, dass die Medizin sicherlich nicht so fortgeschritten wäre, wie sie es in seiner Zeit war, hätten die medizinischen Vorfahren sich nicht um die Entwicklung neuer Therapieformen bemüht. Diese Denkweise geht auch aus seinen Notizen hervor, wie beispielsweise jener zur Brustkorbentzündung des Arztes Monsieur Moreau. Aus dieser wird klar, dass Medizinthorien in der Praxis oft wenig halfen. Monsieur Moreau beschwerte sich 1681 bei seiner Frau, nachdem eine Gruppe von neun oder zehn Ärzten ihn belehren wollten: „Dieses Griechisch und Latein werden mich auch nicht heilen.“¹⁰⁴

In der Frühen Neuzeit war das Lateinische die allgemeine Wissenschafts- und Gelehrtensprache.¹⁰⁵ In der eingangs zitierten zeitgenössischen Literatur wurden jene Ärzte verspottet, die sich zwar durch lateinische Begrifflichkeiten zu profilieren versuchten, aber keinerlei Kenntnisse darüber aufwiesen, wie sie einem Kranken helfen konnten. So beklagt der Bruder der titelgebenden Figur in Molières Theaterstück *Le malade imaginaire*: „[Ärzte] kennen die meisten der schönsten Geisteswissenschaften, sie wissen, wie man in schönem Latein spricht, sie wissen, wie man alle Krankheiten auf Griechisch benennt, wie man sie definiert und einteilt; aber was das Heilen betrifft, so ist es das, was sie überhaupt nicht beherrschen.“¹⁰⁶ Es entstand im Kreis der Ärzte eine neue Art von Expertenkultur, in der ein Arzt den Patient*innen gegenüber ausschließlich lateinische Begriffe benutzte, um sich damit als Gelehrter zu profilieren. Dies lehnte Vallant ab, was sich aus einer Notiz von 1680 zum Krankheitsverlauf der Madame de Montmartre deutlich erkennen lässt. Vallant erwähnt hier die Aussage seines Kollegen namens Fontaine, die seiner Auffassung des Umgangs mit Patient*innen mehr entsprach:

„Herr Fontaine sagte mir im September 1680, dass er nie Latein bei den Kranken spreche und der Meinung sei, dass die Konsultationen, die wir

103 Vallant an Hédoin, Brief gedruckt in Crussaie, Médecin, 93.

104 Notiz von Vallant, BnF Ms. Fr. 17054, fol. 258r.

105 Siehe zum Beispiel Philipp Roelli, Zur Eignung des Latein als Wissenschaftssprache, in: Michael Prinz/Jürgen Schiewe (Hgg.), Vernakuläre Wissenschaftskommunikation. Beiträge zur Entstehung und Frühgeschichte der modernen deutschen Wissenschaftssprachen, Berlin/Boston 2018, 375–396 und Hanns-Peter Neumann, Wissenspolitik in der Frühen Neuzeit am Beispiel des Paracelsismus, in: Herbert Jaumann (Hg.), Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit. Ein Handbuch, Berlin/New York 2011, 255–304.

106 Molière, *Le malade imaginaire*, 1673, in: Georges Mongrédien (Hg.), *Ceuvres complètes*, 4, Paris 1979, 279–460, hier 437.

getrennt und ohne Absprache machen, auf die wir von Zeit zu Zeit antworten, ohne das Ende abzuwarten, unvergleichlich nützlicher seien als die anderen.“¹⁰⁷

Die Selbstprofilierung von Ärzten, denen es mehr um ihr Kapital, um Ehre und Prestige als um die mögliche Hilfe im Krankheitsfall ging, wurde vom jansenistischen Philosophen Antoine Arnauld (1612–1694)¹⁰⁸ verachtet, denn er schrieb an seine Schwester Angélique (1591–1666)¹⁰⁹ in einem Brief über die Ärzte eines gewissen Herrn Jandilly, der in Vallants archivalischem Nachlass zu finden ist: „Um mit einer Krankheit und anderen Dingen erfolgreich zu sein, darf es nur einen Arzt geben, oder wenn es mehrere gibt, müssen sie sich auf einen reduzieren, oder wenn es mehrere Meinungen gibt, darf es trotzdem nur eine Verschreibung geben.“¹¹⁰ Die Denker und Philosophen der Zeit wie Arnauld oder Blaise Pascal gehörten durch ihre Verbindung zu Madame de Sablé zu Vallants Patientenkreis und ihr persönlicher Austausch und ihre Schriften prägten seine Auffassung von Medizin, seine Rolle als Mediziner und sein Selbstverständnis als Arzt.

Vallant bemühte sich um eine Einbindung seiner Patient*innen in sein ärztliches Vorgehen und in den Heilungsprozess (*compliance*) und versuchte deshalb auch, die lateinische Fachsprache für Laien ins Französische zu übersetzen, was sich auch in seinen zweisprachigen Aufzeichnungen widerspiegelt. Er vermittelte seinen Patient*innen damit das Gefühl von Sicherheit, Akzeptanz und (medizinischer) Einbindung, was vor allem für Frauen der damaligen Zeit nicht selbstverständlich war.¹¹¹ Vallants Selbstverständnis als Arzt wurde nicht nur durch den Umgang mit Patient*innen aus der Oberschicht geprägt, sondern durch den täglichen Umgang und die Kontakte mit hilfsbedürftigen Menschen. Als ein an der Universität ausgebildeter Arzt galt Vallant sicherlich als Gelehrter, doch stammte er weder aus einer Gelehrtenfamilie noch passte seine Auffassung zur Rolle des Arztes in den frühneuzeitlichen Gelehrtendiskurs.¹¹² Darüber hinaus zeigen Quellen, datiert auf die Zeit am Ende seiner Karriere, dass Vallant den Arztberuf als moralische Selbstverpflichtung empfand, verwoben mit seinen religiösen und gesellschaftlichen Netzwerken.¹¹³

107 BnF Ms. Fr. 17047, fol. 9r.

108 Elmer Kremer, Antoine Arnauld, in: Edward N. Zalta (Hg.), The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Summer 2018 Edition), <https://plato.stanford.edu/entries/arnauld> (Zugriff: 9.7.2020).

109 Fabian Gastellier, Angélique Arnauld, Paris 1998.

110 Antoine Arnauld an Angélique Arnauld, BnF Ms. Fr. 17052, fol. 291.

111 Siehe dazu auch Rankin, Daughters; Sharon T. Strocchia, Introduction Women and healthcare in early modern Europe, in: Renaissance Studies 28 (2014), 496–514; Monica H. Green, Making Women's Medicine Masculine: The Rise of Male Authority in Pre-Modern Gynaecology, Oxford 2008 und ferner Sibylla Flügge, Hebammen und heilkundige Frauen. Recht und Rechtswirklichkeit im 15. und 16. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1998.

112 Marian Füssel/Philip Knäble/Nina Elsemann (Hgg.), Wissen und Wirtschaft. Expertenkulturen und Märkte vom 13. bis 18. Jahrhundert, Göttingen/Bristol 2017; Marian Füssel, Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit, Darmstadt 2006; Schütte, Medizin, bes. 73–197.

113 Eine tiefgründige Recherchearbeit zu diesem Aspekt ist vonnöten, jedoch in der derzeitigen Ausnahmesituation und durch die Schließung der Handschriftenabteilung der BnF, hervorgerufen durch die Maßnahmen gegen die Ausbreitung der Covid-19-Pandemie, nicht möglich.

Das Gehalt französischer Ärzte

Nur wenige Ärzte im frühneuzeitlichen Frankreich wurden tatsächlich wohlhabend.¹¹⁴ Eine Studie zum finanziellen Nachlass Pariser Ärzte im 16. und 17. Jahrhundert zeigt, dass nur ein Viertel als wohlhabend eingestuft werden kann und dieser Reichtum nur sehr langsam entstand.¹¹⁵ In England erhielten Hofärzte ein geringes Gehalt, sodass sie sich für ihr eigentliches Einkommen neben ihren privaten Arztpraxen auch auf Einnahmen aus anderen Tätigkeiten an der Universität oder im Krankenhaus stützten.¹¹⁶ Ähnlich war die Situation im Frankreich des Grand Siècle: Hofärzte wurden nicht durch ihre Bestallung reich; sie erhielten lediglich 2.000 livres pro Jahr und ihr Gehalt wurde unregelmäßig gezahlt. Aus zeitgenössischen Quellen, den Briefen des Arztes Guy Patin (1601–1672)¹¹⁷ beispielsweise, geht hervor, dass die Leibärzte Ludwigs XIV. in der Mitte des 17. Jahrhunderts in den ersten zehn Jahren gar kein Gehalt erhielten.¹¹⁸ Dennoch strebten sie eine Stelle als Hofarzt, idealerweise im Königshaus an, denn diese versprach ihnen soziales Kapital in Form von hohem Ansehen durch ihre Ehrentitel und wohlhabender, zahlungsfähiger Klientel.¹¹⁹

Vallant erhielt für die Dienste bei der Familie de Guise 1.000 livres pro Jahr, die ihm im Februar oder sogar erst im Mai des Folgejahres ausgezahlt wurden.¹²⁰ Daneben wurde er von seinen Langzeitpatient*innen jährlich, halbjährlich oder nach der Summe der Besuche bezahlt. In den diversen Abteien, in denen er tätig war, wurde er ebenfalls jährlich bezahlt, wie zum Beispiel von der Äbtissin von Montmartre, von der Vallant im Mai 1678 440 livres als Jahresgehalt erhielt.¹²¹ Dazu kamen vereinzelte Besuche, für die er zusätzlich bezahlt wurde, wie aus einem Eintrag vom 3. Dezember 1678 hervorgeht: Vallant erhielt 25 livres für drei Arztbesuche.¹²² Ansonsten wurde er punktuell von vereinzelt Patient*innen in der Stadt Paris bezahlt, was ihm zum Beispiel für das zweite Halbjahr 1678 eine Summe von 487 livres einbrachte.¹²³ Außerdem betrieb Vallant Handel, vor allem mit Vipern (Giftschlangen), die ihm aus Südfrankreich geliefert wurden und die er an seine wohlhabenden Pati-

114 Brockliss /Jones, World, 320–328.

115 Françoise Lehoux, *Le Cadre de vie des médecins parisiens au XVIe et XVIIe siècles*, Paris 1976, bes. 91, 288, 298f., 347, 462.

116 Hugh Redwald Trevor-Roper, *Europe's physician. The various life of Sir Theodore de Mayerne*, New Haven/London, 2006.

117 Jacqueline Vons, *Guy Patin: une exception parmi les médecins du Collège royal au XVIIème siècle?*, in: *Histoire des sciences médicales* 50 (2016), 443–454.

118 Brockliss/Jones, World, 325.

119 Ebd., 326. Das Gesetz, das besagt, dass Hofärzte in Paris praktizieren dürfen, wurde 1601 erlassen, allerdings ohne genau zu definieren, auf wen genau dieses Gesetz zutrifft. Siehe *Réformation de l'université de Paris*, Paris, 1601, article xi.

120 AC BSA, GG 75, fol. 3r (2. Mai 1678) und 7v (25. Februar 1679), transkribiert in: Boisselet, Plume, 2, 300f., 311f.

121 Diese Angaben gehen aus Vallants Kontierung hervor. AC BSA, GG 75, fol. 3v (11. Mai 1678), transkribiert in: Boisselet, Plume, 2, 301. Zum Vergleich: Sein Diener Colin erhielt jährlich 150 livres, AC BSA, GG 75, transkribiert in: fol. 1r, transkribiert in: Boisselet, Plume, 2, 295.

122 AC BSA, GG 75, fol. 6r (3. Dezember 1678), ebd., 308.

123 AC BSA, GG 75, fol. 6r (13. Dezember 1678), ebd., 309.

entinnen weiterverkauft.¹²⁴ Hinzu kamen kleine Wertgegenstände, wie eine kleine Porzellantasse für heiße Schokolade der Madame de Guise oder eine Laterne von Port-Royal.¹²⁵ Es könnte sich auch um Naturallohn (wie z. B. gängiger in Form von Wein, Getreide, Brennholz oder Talg) gehandelt haben, wie er in der Frühen Neuzeit allgegenwärtig war, wenn Patient*innen ausstehende Rechnungen mit Naturalien bezahlten.¹²⁶ Allerdings geht dieser Befund nicht eindeutig aus den herangezogenen Quellen hervor.

Kurzum, es war nicht das Gehalt das Reizvolle an der Stellung als Hofarzt, sondern das Renommee, das durch diese Stellung entstand und wodurch Vallant für weitere Patient*innen von Interesse wurde. Durch seine Stellung als Leibarzt einer am Hof prominenten Figur machte er sich in Paris und den Vororten bekannt und gewann immer mehr das Vertrauen wohlhabender Langzeitpatient*innen, die er teilweise, wie u. a. auch Madame de Sablé, bis zum Sterbebett begleitete. Erst am Ende seiner Karriere lebte Vallant als wohlhabender Mann, mit mindestens einem Diener und einer großen Buchsammlung. Sein Testament lässt ebenfalls darauf schließen, dass er sich in einer angenehmen finanziellen Situation befand und sein Erbe an seine Familie, Freunde, Kollegen und Diener bzw. für wohltätige Zwecke, wie für ein Waisenhaus, zu vergeben suchte.¹²⁷

Trotz seines Erfolges am Ende seiner Karriere riet Vallant niemandem zum Beruf des Arztes, wie aus seiner Privatkorrespondenz hervorgeht. Als sein Freund Hédoin schrieb, dass er seinen Neffen zum Studium der Medizin animieren wolle, riet Vallant ihm davon ab.¹²⁸ Er führte mehrere Argumente finanzieller Natur und persönliche Verluste an. Er nannte das Beispiel eines Arztes namens Blondel, mit dem er eine ärztliche Korrespondenz führte, der bis zu seinem Tod arbeitete und kinderlos im Alter von 79 Jahren starb. Man musste sogar Blondels Bibliothek verkaufen, um dessen Schulden zu bezahlen. Der Arzt Renaudot, der so viele Patient*innen wie fast kein anderer Arzt in Paris hatte, hinterließ nach Vallant ebenfalls ein sehr geringes finanzielles Erbe. Der Arzt von Port-Royal, Nicolas Brayer, der seiner Arbeit mit Eifer und Gewissen nachging, bekundete, dass es wohl nichts gab, das demütigender sei als Arzt zu sein. Man könne Brayer wohl mit seinem Nachlass als reich bezeichnen, aber Vallant wisse mit Gewissheit, dass dieses Geld nicht durch seine Arbeit als Arzt angehäuft wurde (er erklärt allerdings nicht, wie es anderweitig dazu kam).¹²⁹ Weiter wies er auf Hippokrates und Galen hin:

„Hat Hippokrates nicht gesagt, er habe mehr Schuld als Ehre bekommen, als er Medizin machte? Dieser Mann, der göttlich genannt wird und der von allen gelehrten Menschen bewundert wird, erlitt mehr Leid als Glück, als wir

124 AC BSA, GG 75, fol. 5r-v, 8v, ebd., 306, 307, 314.

125 AC BSA, GG 75, fol. 6r, ebd., 310.

126 Siehe Jütte, *Ärzte*, 199; Sabine Schlegelmilch, *Ärztliche Praxis und Sozialer Raum im 17. Jahrhundert. Johannes Magirus (1615–1697)*, Köln/Weimar/Wien 2018, 137.

127 Siehe sein Testament, transkribiert in: Louis Lorion, *Un médecin parisien d'origine vivaroise. Le docteur Noël Vallant (1632–1685) (Suite IX et fin)*, in: *Revue du Vivarais* 40 (1933), 94–108.

128 Vallant an Hédoin, 22. Oktober 1682, BnF Ms Fr. 17048, fol. 184v–185r.

129 Ebd.

erhoffen sollten. Es stimmt, dass Galen das Gegenteil von sich selbst sagt, aber niemand glaubt ihm dabei [...].¹³⁰

Vallant schien am Ende seiner Karriere ein desillusionierter Mann zu sein, frustriert über die Zahlungsmoral seiner Patient*innen, da Rechnungen oft nicht beglichen wurden.¹³¹ Vallant gab an, dass er, selbst wenn er sich eine Kutsche hätte leisten können, wie Hédoin es ihm empfahl, einen Kutscher nur bezahlen könne, wenn ihn auch seine Patient*innen bezahlten. Wie er schrieb, war es für ihn am Ende nur wichtig, dass alle seine Bücher gemeinsam an einen Ort kamen – heute wissen wir, dass dieser Ort die Abtei von Saint-Germain war, die Vallants Aufzeichnungen aufbewahrte. Nur dadurch haben die Historiker*innen unserer Zeit die Möglichkeit, auf die Erkenntnisse eines Arztes des 17. Jahrhunderts zurückzugreifen und mit ihnen zu arbeiten.¹³²

Fazit

Wie eingangs erläutert, riet Vallants Freund und Kollege Hédoin ihm zu Beginn seiner Zeit in Paris, sich ein Netzwerk aufzubauen und in diesem bekannt zu werden. Auch geht aus diesem eingangs zitierten Brief hervor, dass Vallant eher zurückhaltenden Gemütes, aufrichtig und ehrenhaft war und Hédoin sich deshalb Sorgen mache, dass Vallant sich in die adelige Gesellschaft nicht leicht einfügen könne. Auch sei er dem Konkurrenzkampf unter den Ärzten um eine gehobene Position nicht gewachsen und könne deshalb nicht Fuß fassen. Hédoin malte ein dunkles Bild von den Karriereaussichten seines Freundes, jedoch bewahrte Vallant sich seine Integrität und wurde für seine Arbeit als Arzt, als Freund und Vertrauter geschätzt. Vor allem seine weiblichen Patientinnen vertrauten ihm und entwickelten ihm gegenüber große Loyalität. Dies lässt sich nicht nur dadurch beweisen, dass die Freundinnen Madame de Sablés viel von Vallant hielten, sondern dass er dadurch in mehreren Frauenklöstern behandelnder Arzt wurde und seine ärztlichen Kollegen ihn regelmäßig zu Rate zogen.

Vallants Aufstieg in Paris war geprägt durch Schlüsselfiguren, allen voran Madame de Sablé. Wichtig schienen für ihn nicht nur persönliche Beziehungen zu sein, sondern besonders das Umfeld und der Gesellschaftskreis, in dem er sich mit Madame de Sablé bewegte. Dies war zum einen ihr kulturell-literarischer Kreis, in dem Vallant eine Doppelrolle als Arzt und Sekretär einnahm. Der Salon Madame de Sablés bildete durch seine Ansiedlung im Faubourg Saint-Jacques eine Schnittstelle zwischen der weltlichen und geistlichen Welt, in der Akteur*innen aus ganz unterschiedlichen Milieus zusammenkamen. Andererseits übernahm Vallant die ärztliche Betreuung der Nonnen in Port-Royal de Paris, zunächst in engem Austausch mit den behan-

130 Ebd, fol. 185r–185v.

131 Ebd. Siehe auch einen Eintrag, dass er für seine Dienste in der Abbaye-aux-Bois lediglich 4.800 *livres* der ausstehenden 26.000 *livres* erhielt, vgl. AC BSA, GG 75, fol. 2r, transkribiert in: Boisselet, Plume, 2, 296.

132 Der Bestand ging von der Abtei von Saint-Germain in die Handschriftenabteilung der BnF über.

delnden Ärzten Brayer und Hamon. Seine gute Arbeit wurde weitergetragen und schon bald betreute er Geistliche, vor allem Nonnen diverser christlicher Orden. Diese Verbindung zu Klerikern, von denen selbst sehr viele adelig waren, öffnete ihm die Türen, um den Höhepunkt seiner Karriere als Leibarzt zu erreichen, wodurch er hohes gesellschaftliches Ansehen erwarb.

Zusammengefasst beruhte Vallants Karriereaufstieg auf Vertrauensbildung und Empfehlungen durch sein komplexes berufliches und interpersonelles Patronagenetzwerk, das den Weg eines unscheinbaren Arztes aus der Provinz in das französische Königshaus ermöglichte. Gleichwohl führte seine Stellung als Hof- bzw. später Leibarzt dazu, dass ihn immer mehr Patient*innen aufsuchten. Dabei spielte für Vallant seine Selbstprofilierung als Gelehrter nur eine geringe Rolle.

Hofärzte als Politiker. Einbettung und Verankerung im höfischen System am Beispiel des französischen Hofes im 17. Jahrhundert

von Benjamin Steiner

Abstract

This contribution provides an overview of the role of French royal doctors from the late 16th century to the early 18th century within the social context of the court, later centred at Versailles. In focussing on the political function of court physicians it is argued that medical practice became relevant not only in treating the royal body of the individual ruler, but also as a model for governing the body politic of the French state. Departing from the sceptical notion that doctors are bad advisors for kings and queens, the essay sheds light on the individual practices of the French Premiers médecins du roi and how they were integrated in the social system of favouritism at court. This system granted them a powerful, albeit precarious position that allowed them to influence and sometimes control other institutions of the medical milieu in France. A close reading of sources such as the medical case books of court physicians reveals the strategies that court physicians devised for counselling the ruler and maintaining their standing within the social setting of Versailles.

Einleitung

Hofärzte gehören klassischerweise in den engsten Zirkel der Macht.¹ In Shakespeares *Richard II* treten sie als passive Protagonisten auf, die entweder als metaphorische Figur für den König als *medicus rei publicae*, also als Arzt des *body politic*, dienen oder als tatsächliche Ärzte, die als unliebsamer Einfluss auf den König gesehen werden.²

-
- 1 Die Rolle von Ärzten als politische Akteure ist bislang trotz einer nunmehr 30-jährigen Forschungstätigkeit zu Medizin und Medizinern am Hofe kaum systematisch untersucht worden. Ausnahmen sind Jacob Soll, *Healing the Body Politic. French Royal Doctors, History, and the Birth of a Nation, 1560–1634*, in: *Renaissance Quarterly* 55 (2002), 1259–1286; Sabine Kalf, *Politische Medizin der Frühen Neuzeit: Die Figur des Arztes in Italien und England im frühen 17. Jahrhundert*, Berlin 2014. Ein wichtiger Beitrag mit Angaben über Hunderte von praktizierenden Ärzten am englischen Hof ist Elizabeth Lane Furdell, *The Royal Doctors, 1485–1714. Medical Personnel at the Tudor and Stuart Courts*, Rochester 2001. Die Tagungsbände von Vivian Nutton (Hg.), *Medicine at the Courts of Europe, 1500–1837*, London 1990 und von Bruce T. Moran (Hg.), *Patronage and Institutions. Science, Technology and Medicine at the European Court, 1500–1750*, Rochester 1991 stellen zwar eine wichtige Forschungsbasis dar, thematisieren die soziale und politische Funktion und Einbettung von Ärzten in der höfischen Gesellschaft aber nicht.
 - 2 Seit Ernst Kantorowicz' Interpretation des Stücks in seiner klassischen Studie *The King's Two Bodies. A Study of Medieval Political Theology*, Princeton 1957, bes. 24–41 gilt die Vorstellung des *Body Politic* in der literaturwissenschaftlichen Forschung weiterhin als Schlüssel zum Verständnis von Shakespeares *Richard II*. Vgl. David Norbrook, *The Emperor's New Body? Richard II, Ernst Kantorowicz, and the Politics of Shakespeare Criticism*, in: *Textual Practice* 10/2 (1996), 329–357; Lorna Hutson, *Imagining Justice. Kantorowicz and*

So spielt Richard einmal auf die Künste der Profession an, als er seine Aufgabe, zwischen den zwei sich streitenden Herzögen von Norfolk und Herford zu vermitteln, mit der Handlungsweise eines Arztes vergleicht:

„Richard II:
*Wrath-kindled gentlemen, be rul'd by me;
Let's purge this choler without letting blood:
This we prescribe, though no physician;
Deep malice makes too deep incision:
Forget, forgive; conclude and be agreed,
Our doctors say this is no month to bleed.“*

Richard II, Act I, Scene I.

Shakespeare spielt hier nicht nur auf die Rolle der Ärzte als Berater an, nebenbei verweist er auch auf das Konkurrenzverhältnis zwischen gelehrten Ärzten und Chirurgen, das auch bei Hofe von Bedeutung war.³ Allerdings geht Richards Strategie nicht auf. Der König wirkt in Shakespeares Stück in den Augen seiner Höflinge, der adeligen Gesellschaft, alles andere als souverän. Er mindert den Streit im Königreich nicht, indem er auf „medizinische“ Weise den Konflikt zu heilen versucht. In einem furiosen Monolog klagt der totkranke Vater des verbannten Herzogs von Herford, John of Gaunt, den König heftig an. Seine Reputation habe Richard verloren; dieser sei eigentlich kränker als er selbst – nicht zuletzt aufgrund seiner Ärzte:

„John of Gaunt:
O no! thou diest, though I the sicker be

Richard II:
I am in health, I breath, and see thee ill.

Shakespeare, in: *Representations* 106/1 (2009), 117–142; Stephanie Elsky, Ernst Kantorowicz, Shakespeare, and the Humanities' Two Bodies, in: *Law, Culture and the Humanities* 13/1 (2017), 6–23. Zur Vorstellung des Staatsmannes als *medicus rei publicae* vgl. Tilman Struve, *Die Entwicklung der organologischen Staatsauffassung*, Stuttgart 1978, 33. Vgl. ferner die Studien von Ralph E. Giesey, *The Royal Funeral Ceremony in Renaissance France*, Genf 1960; Jean-Marie Apostolidès, *Le roi machine. Spectacle et politique au temps de Louis XIV*, Paris 1981; Alain Boureau, *Le simple corps du roi. L'impossible sacralité des souverains français*, Paris 1988; Louis Marin, *Le portrait du roi*, Paris 1981; Hélène Merlin-Kajman, *L'absolutisme dans les lettres et la théorie des deux corps. Passion et politique*, Paris 2000.

3 Der Gegensatz zwischen Chirurgen und Ärzten wurde in der älteren Forschung immer wieder hervorgehoben, verschwand aber seit dem 16. Jahrhundert immer mehr. Vgl. Mary Lindemann, *Medicine and Society in Early Modern Europe*, Cambridge 1999, 109, 216–220; Christopher Lawrence, *Medical Theory, Surgical Practice*, New York 1992, 10; Robert Jütte, *A Seventeenth-Century German Barber-Surgeon and his Patients*, in: *Medical History* 33/2 (1989), 184–198; Matthew Ramsay, *Professional and Popular Medicine in France 1770–1830. The Social World of Medical Practice*, Cambridge 1988, 19–31.

John of Gaunt:

*Now He that made me knows I see thee ill;
 Ill in myself to see, and in thee seeing ill.
 Thy death-bed is no lesser than thy land
 Wherein thou liest in reputation sick:
 And though, for careless patient as thou art,
 Commitst thy anointed body to the cure
 Of those physicians that first wounded thee;
 A thousand flatterers sit within thy crown,
 Whose compass is no bigger than thy head.“*

Richard II, Act II, Scene I.

Diesem anspielungsreichen Wortwechsel wurde in der Shakespeare-Literatur noch keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Auch in dem berühmten zweiten Kapitel aus Kantorowicz' *The King's Two Bodies*, das *Richard II* und der Metapher des *body politic* gewidmet ist, kommen die hier erwähnten Ärzte nicht vor. Doch spielten diese bei Hofe offensichtlich nicht nur die Rolle von medizinischen Experten und persönlichen Dienstleistern des Königs. Sie waren vielmehr eingebunden in die höfischen Dynamiken der Politik und oblagen den Gesetzen der sozialen Interaktionsdynamik, die sich insbesondere in der späteren Frühen Neuzeit normativ verfestigen sollte. Wie Ärzte bei Shakespeare im dramatischen Geschehen eingebunden wurden, so kann vermutet werden, haben Hof- und Leibärzte auch in anderen historischen Kontexten im Zentrum der Macht gestanden.

Der vorliegende Beitrag ist der politischen Rolle und Funktion von Ärzten im System des französischen Hofes von Versailles gewidmet. Der Zeitraum der Betrachtung soll auch die Jahre vor der Verlegung des Hofes miteinschließen, mithin den Zeitraum von ca. 1600 bis 1750 umfassen, also ungefähr die Regierungszeit von Ludwig XIII. bis Ludwig XV. Ärzte waren, so lautet die im Titel zugespitzte These, in diesem politischen Setting des französischen Hofes, nicht auf ihre Funktion als Experten beschränkt. Sie konnten auch einen indirekten Einfluss auf das empfindliche sozial-politische System in Versailles ausüben, das vor Augen führt, wie bedeutend die Sorge um den physischen Körper für die Legitimation der Monarchie war.⁴

4 Zum sozialen System des Hofes in Versailles ist die maßgebliche Studie weiterhin Norbert Elias, *Die höfische Gesellschaft* (1969), Frankfurt am Main 1999. In dessen Tradition ist eine zum Teil kritische, aber auch seinen sozial-anthropologischen Ansatz fortsetzende Forschungsliteratur zum frühneuzeitlichen Hof entstanden: Leonhard Horowski, *Hof und Absolutismus. Was bleibt von Norbert Elias' Theorie?*, in: Lothar Schilling (Hg.), *Absolutismus, ein unersetzliches Forschungskonzept? L'absolutisme, un concept irremplaçable? Eine deutsch-französische Bilanz. Une mise au point franco-allemande*, Berlin 2014, 143–172; ders., *Die Belagerung des Thrones: Machtstrukturen und Karrieremechanismen am Hof von Frankreich 1661–1789*, Ostfildern 2012; Jeroen Duindam, *Norbert Elias und der frühneuzeitliche Hof. Versuch einer Kritik und Weiterführung*, in: *Historische Anthropologie* 6 (1998), 370–387; Emmanuel Le Roy Ladurie/Jean-François Fitou, *Saint-Simon, ou le système de la cour*, Paris 1997; Jeroen Duindam, *Myths of Power: Norbert Elias and the Early Modern European Court*, Amsterdam 1995. Es muss allerdings betont werden, dass, selbst in einem prosopografisch gesehen monumentalen Werk wie jenem von Horowski, Hofärzte nur eine marginale Rolle in der Darstellung des Hofes von Versailles spielen. Es findet sich lediglich eine Erwähnung der Charge des *premier médecin*, die er zwar als „königsnah, aber hierarchisch subaltern“ qualifiziert, und zwar aus Sicht der *noblesse d'épée* wegen ihres durchwegs niederen Geburtsrangs, vgl. Horowski, *Die Belagerung*, 154.

In einem ersten Teil wird die Transformationsphase untersucht, die durch den Neubau des Schlosses in Versailles neue räumliche Bedingungen für das Verhältnis zwischen Leibärzten und dem fürstlichen Patienten schuf. So hatten sich die Ärzte Ludwigs XIII. noch an das oft wechselnde Umfeld des Königs anzupassen, wenn er zwischen den verschiedenen Schlössern um Paris und an der Loire hin und her reiste. Die hohe Mobilität des ersten Leibarztes Ludwigs XIII. Jean Héroard (1551–1628) ist ein bekanntes Beispiel dieser besonders intensiven Reisetätigkeit des Hofes.⁵ Versailles dagegen fixierte nicht nur die höfische Gesellschaft an einen Hof. Auch die Lebens- und Arbeitsbedingungen der behandelnden Ärzte änderten sich. So verfügten sie nun über die Möglichkeit, bessere klimatische Bedingungen zu schaffen; auch waren die hygienischen Verhältnisse im Hauptschloss von Versailles besser. Insbesondere aber sollte sich die politische Funktion der Ärzte ändern. Waren sie unter Ludwig XIII. räumlich noch sehr eng mit dem fürstlichen Körper verbunden, mussten sie sich unter Ludwig XIV. an die Rangfolge der Zeremonielle anpassen und besetzten eine eingeschränkt prominente und weniger nahe Position beim König. Der zweite Teil des Beitrages gibt einen Überblick über die verschiedenen Hofärzte, ihre Familien und ihre Funktion im sozialen System des Versailler Hofes. Es soll geklärt werden, wie hieraus ein politischer Einfluss auf die Entscheidungsträger abzuleiten ist. Der dritte Abschnitt widmet sich schließlich dem direkten Arzt-Patienten-Verhältnis. Das Journal der Ärzte des Sonnenkönigs dient dabei als Quellenbeispiel, das danach ausgewertet wird, welche politischen Folgen die Behandlung von kranken und die Fürsorge gegenüber gesunden Herrschern für das politische System hatten.

1. Ärzte im Zentrum der Macht

Die politische Transformationsphase, welche die Monarchie in Frankreich im 17. Jahrhundert durchlief, war alles andere als plötzlich und auch nur schwer auf ein ursächliches Ereignis zurückzuführen.⁶ Der Hof jedoch erlebte eine allmähliche (und dauerhafte) Umstrukturierung, nachdem der Ausbau des alten Jagdschlusses in Versailles beschlossen wurde.⁷ Für die im königlichen Dienst stehenden Ärzte bedeutete der Umzug, dass sie ihr Nahverhältnis zum König mit mehreren anderen Akteuren teilen mussten.

Der mittelalterliche Hof, den Shakespeare noch vor Augen hatte, war üblicherweise eine reisende Gesellschaft. Noch das Itinerar Ludwigs XIII., verfasst vom Marquis

5 Madeleine Foissil (Hg.), *Journal de Jean Héroard*, 2 Bde., Paris 1989 [im Folgenden: Héroard, *Journal*]. Eine frühere, aber weiterhin brauchbare Edition ist Eudore Soulié/Edouard de Barthélemy, *Journal de Jean Héroard sur l'enfance et la jeunesse de Louis XIII (1601–1628)*. Extrait des manuscrits originaux, 2 Bde., Paris 1868. Im Folgenden verwende ich jedoch die mittlerweile als Digitalisat zugängliche Originalversion des sechs Bände umfassenden Autografs in der Nationalbibliothek in Paris (BNF Ms. fr. 4022–4027).

6 Eine umsichtige historiografische Diskussion zur Einordnung des 17. Jahrhunderts liefert Hervé Drévilion, *Les rois absolus, 1629–1715*, in: Joël Cornette (Hg.), *Histoire de France*, Paris 2009, 485–530.

7 Tony Spawforth, *Versailles. A Biography of a Palace*, New York 2008; Claire Constans, *Versailles, château de la France et orgueil des rois (= Découvertes Gallimard 61)*, Paris 1999; Hélène Himmelfarb, *Versailles, fonctions et légendes*, in: Pierre Nora (Hg.), *Les Lieux de mémoire*, Bd. 2: *La Nation*, Paris 1986, 235–292.

d'Aubais (Charles de Baschi d'Aubais, 1686–1777), weist 1.351 Ortswechsel und 361 verschiedene Orte auf.⁸ Sein Bewegungsradius erstreckte sich auf die Umgebung von Paris, des Öfteren auf das Loire-Tal mit seinen Schlössern in Blois, Tours, aber auch bis nach Dijon, Lyon und Grenoble. Auch dessen Sohn Ludwig XIV. war seit seiner Geburt viel auf Reisen und erst um 1687 verzeichnet sein Itinerar immer häufiger Aufenthalte in Versailles. Aber auch dann wechselte der König regelmäßig zwischen den Schlössern der Île-de-France, nächtigte in Marly, Saint-Germain-en-Laye und von Zeit zu Zeit noch in Fontainebleau.⁹

Was machten die Hofärzte auf solchen Reisen? Waren sie immer beim König? Oder gingen sie während ihrer Amtszeit anderen Geschäften nach? Im Falle Ludwigs XIII. wissen wir zumindest, dass Jean Héroard, der über 17 Jahre *premier médecin du roi* war, den König auf den 23 großen Reisen während seiner Herrschaft begleitete.¹⁰ Wie die Herausgeberin seines Journals, Madeleine Foisil, schreibt, war der Arzt demnach Zeuge, wie der König sein Reich erfuhr und blickte – anders als andere Zeitzeugen – hinter die Kulissen seines öffentlich zur Schau gestellten Lebens. 1627 erkrankte Ludwig während der Belagerung von La Rochelle.¹¹ Seine Krankheit, die ihn dauerhaft immobilisierte, blieb von den Chronisten der Belagerung, etwa Pierre Mervault (geb. 1608) oder François Gerson unerwähnt.¹² Auch die engsten Berater des Königs, François de Bassompierre (1579–1646), François du Val de Fontenay-Mareuil (ca. 1594–1665) und der erste Minister Armand-Jean du Plessis de Richelieu (1585–1642), sprechen in ihren Memoiren davon nur am Rande.¹³ Offenbar fürchtete man Konsequenzen, die eine Schwäche des Königs

8 Charles de Baschi, marquis d'Aubais, *Pièces fugitives, pour servir à l'histoire de France. Avec des notes historiques et géographiques*, 1, Paris 1759, 119–131.

9 Ebd., 131–165.

10 Héroard, *Journal*, 1, 319.

11 Zur Geschichte der zweiten Belagerung von La Rochelle vgl. Liliane Créte, *La Rochelle au temps du Grand Siècle, 1627–1628*, Paris 1987; Jan-Friedrich Mißfelder, *Das Andere der Monarchie. La Rochelle und die Idee der „monarchie absolue“ in Frankreich, 1568–1630* (= *Pariser Historische Studien* 97), München 2012; Gabriel Hanotaux/Auguste de Caumont duc de La Force, *Histoire de Richelieu. Le siège de La Rochelle. Teil II: Le miracle de la reine et la Toussaint du Cardinal*, in: *Revue des Deux Mondes* 8/3 (1932), 602–639; François de Vaux de Foletier, *Le Siège de La Rochelle (1628)*, Paris 1931; E[manuel] Rodocanachi, *Les derniers temps du siège de La Rochelle (1628). D'après une relation inédite du nonce apostolique*, in: *Bulletin historique et littéraire* 48/1 (1899), 44–53.

12 Pierre Mervault, *Histoire du dernier siège de La Rochelle ou se voit plusieurs choses remarquables qui se sont passez en iceluy, Rouen 1648*. Das Werk des Artillerieoffiziers, der bei der Belagerung anwesend war, erschien bereits 1628 unter dem Titel *Journal du dernier siege de La Rochelle*. François Gerson, *conseiller du roi* und *prédicateur ordinaire* Ludwigs XIII., ist der Autor einer *Histoire Rocheloise*. Où tous les triomphes, victoires & actions dignes de remarques, arrivées depuis la défaite des Anglois en l'Isle de Ré jusques à la prise de la Rochelle, sont particularisez, Grenoble 1629. Gerson erwähnt stattdessen die körperliche Konstitution Richelieus bei der Belagerung von La Rochelle: Er vergleicht den Kardinal in der Tat mit Julius Caesar, dessen ohnehin fragile Gesundheit, laut Plutarch, im Feldlager besonders litt. Um seine Kopfschmerzen zu lindern, führte Caesar seine „Kriegsgeschäfte wie ein Mediziner“, lebte enthaltsam und schlief an der frischen Luft oder auf einem Feldbett. So auch führte Richelieu ein strenges Regiment mit enthaltsamer Ernährung, körperlichen Übungen, „durchwachten Nächten, Studium und unter ungläublichen Schmerzen“, siehe Gerson, *Histoire Rocheloise*, 38f.

13 Vgl. Héroard, *Journal*, 1, 340. François de Bassompierre, Favorit unter Heinrich IV., Marschall von Frankreich und Teilnehmer der Belagerung ist Autor der *Mémoires du mareschal de Bassompierre, contenant l'Histoire de sa vie, et de ce qui s'est fait de plus remarquable à la Cour de France pendant quelques années*, 2 Bde., Köln 1665. François du Val de Fontenay-Mareuil, Offizier und Diplomat, nahm ebenfalls an der Belagerung teil und

auf den Kriegsverlauf und den nationalen Zusammenhalt haben würde. Kardinal Richelieu etwa schreibt, dass die Nachricht vom englischen Angriff auf die Île de Ré – ein entscheidendes Ereignis während der Belagerung – nicht nur den Zustand des Königs verschlechtern, sondern auch das Übel, welches Frankreich befallen habe, verschlimmern würde.¹⁴

Das Beispiel Héroard und seines Journals zeigt jedoch eine gewisse Paradoxie. Einerseits verstand sich der Leibarzt neben seiner Aufgabe, sich um die Gesundheit des Königs zu kümmern, als eine Art Erzieher, der somit durchaus auf die politische Prägung seines jungen Patienten einwirkte. Andererseits hält er sich in den Einträgen seines Journals gerade da außerordentlich zurück, wo seine Beobachtungen der körperlichen Zustände des Königs politische Konsequenzen haben könnten. Zu bestimmten wichtigen Ereignissen, wie etwa dem politischen Mord am Premierminister Concino Concini (1569–1617), äußert sich Héroard nur kurz.¹⁵ Dass der Marquis d'Ancre, so die offizielle Bezeichnung Concinis, am 24. April 1617 beim Betreten des Louvre von Anhängern des königlichen Favoriten Charles de Luynes (1578–1621) erschossen wurde, vermerkt Héroard lediglich am Rande: Concini wurde an der Brücke des Louvre „zwischen zehn und elf Uhr morgens“ getötet.¹⁶ Allerdings lässt er nach dieser sachlichen Bemerkung noch Raum für einen möglichen späteren Eintrag. Foisil interpretiert diese Auslassung als Ausdruck für die generelle Zurückhaltung des Arztes, politische Ereignisse zu kommentieren, um eine Parteinahme zu vermeiden.¹⁷ So bleibt es im Journal am Tag des Attentats bei der formelhaften Diagnose, dass Ludwig um halb acht Uhr aufgestanden sei, einen vollen, regelmäßigen, pausierenden Puls hatte und leicht erhitzt gewesen sei, beim Aufstehen ein gesundes Aussehen hatte und heiter war. Dann habe der König sich angekleidet, gebetet und um halb neun gefrühstückt.¹⁸ Héroard setzte somit die Ermordung des Premierministers in keinerlei Verhältnis zum Gesundheitszustand des Königs. Vielmehr war der Leibarzt darum bemüht, seine medizinischen Beobachtungen möglichst unpolitisch erscheinen zu lassen, da jede noch so neutral gemeinte Formulierung eine politische Deutung erlaubt und somit eine gefährliche Positionierung von Héroard bedeutet hätte.

ist der Autor von Memoiren: François du Val de Fontenay-Mareuil, *Mémoires*, 2 Bde. (= Collection complète des mémoires relatifs à l'histoire de France 51), Paris 1826.

14 Société de l'Histoire de France (Hg.), *Mémoire du Cardinal de Richelieu* 10 Bde., Paris 1908–1931, hier Bd. 7, Paris 1926, 102: „Le cardinal ne jugea pas qu'on en dût rien faire savoir au Roi en l'état où il étoit, de peur que cette nouvelle n'accrût sa maladie, et plus encore le mal de la France, nous éloignant d'autant plus des moyens d'y remédier.“

15 Zum Verlauf des Ereignisses ist die maßgebliche Darstellung immer noch Louis Batiffol, *Le coup d'état du 24 avril 1617*, drei Teile, in: *Revue historique* 95 (1907), 292–308; 97 (1908), 27–77, 264–286; vgl. ferner Hélène Duccini, Concini. Grandeur et misère du favori de Marie de Medicis, Paris 1991.

16 BNF Ms. fr. 4025, fol. 301v, Eintrag am 24. April 1617 in der Marginalie: „Le maréchal d'Ancre tué sur le pont du Louvre, entre dix et onze heures du matin“. Vgl. Héroard, ed. Foisil 1989, I, 315.

17 Héroard, *Journal*, I, 318.

18 BNF Ms. fr. 4025, fol. 391v, Eintrag am 24. April 1617: „Éveillé à sept heures et demie, pouls plein, égal, pausé, chaleur douce; levé, bon visage, gai; vêtu; prié Dieu; à huit heures et demie, déjeuner“. Der Wortlaut ist dem anderer Einträge ähnlich und unterstreicht den Routinecharakter dieser Bemerkung. Die Beschreibung des Pulses („pouls plein, égal, pausé“) etwa ist an einer festen Kategorisierung der Pulsqualitäten orientiert. Vgl. Batiffol, *Le coup d'état*, 1907/08, 69.

Wenngleich der *premier médecin* Ludwigs XIII. eine Stellung in der ersten Reihe im nächsten Umkreis des Königs einnahm, so bleibt seine Funktion als politischer Berater in der Forschung umstritten. Auch wenn Héroard im Verlauf wichtiger historischer Ereignisse, wie dem „coup d'état“ von 1617, keine zentrale Rolle zukam, so kann man durchaus nachvollziehen, dass der Arzt den König im Vorfeld der politischen Krise dennoch maßgeblich hat beeinflussen können. Es ist bekannt, dass Concini den König aufgrund seiner fragilen Gesundheit, seiner kindlichen Disposition und schwachen Durchsetzungskraft immer wieder scharf attackierte, ihn „einen Schwachsinnigen“ und immer wieder einen „Idioten“ (*un imbécile*) nannte, „unfähig zu kommandieren“ (*incapable de commander*), „kindisch“ (*puéril*) bezeichnete und ihm in verschiedenen Gelegenheiten die üblichen Respektbekundungen verweigerte.¹⁹ Auch Héroard selbst vermerkt solche Respektlosigkeiten des Premierministers gegenüber seinem Zögling, die sich im Verlaufe einer schweren Krankheit im Oktober und November 1616 noch verschärften.²⁰

Inwiefern aber war ein Hofarzt verantwortlich für diese prekäre Disposition des jungen Königs, die ihn politischen Angriffen derart aussetzte? War es nicht seine Aufgabe, dessen körperliche und psychische Gesundheit auch vor den Augen der höfischen Gesellschaft zu garantieren? Die Biografen Ludwigs XIII. haben schon seit der Entdeckung des Manuskripts des Journals von Héroard immer wieder über die Einordnung dieser erstaunlichen Quelle diskutiert, die in dieser dichten Form auch in der Moderne kaum ein Pendant findet. Der Körper des Königs erscheint darin geradezu als das Objekt eines Therapeuten, das von Geburt an täglich unter Beobachtung stand. Das Journal bietet daher ein einzigartiges Zeugnis, nicht nur den Gesundheitszustand Ludwigs, sondern auch seine geistige Entwicklung detailliert bis zu seinem 27. Lebensjahr nachzuverfolgen. Elizabeth Wirth Marvick hat auf dieser Quellengrundlage schon in den 1970er-Jahren dafür plädiert, eine retrospektive psychoanalytische Diagnose des Königs vorzunehmen. Héroard habe, so Marvick, gleichsam einer Mutter auch intimste Erziehungsaufgaben übernommen und sei für die entscheidende Prägung der späteren Regierungsjahre Ludwigs XIII. verantwortlich.²¹ Das Journal zeige auf, welche subtilen inneren Kräfte aus der Charakterbildung entstanden und wie dadurch die nachfolgenden politischen Ereignisse einer Herrschaft geprägt wurden.²² Dagegen haben andere Historiker deutlich Stellung bezogen und die prägende Phase der Kindheit unter dem Einfluss Héroards in seiner Bedeutung gegenüber anderen Einflüssen auf die Politik Ludwigs relativiert. Alanson

19 Batiffol, *Le coup d'état*, 1907/08, 33–35.

20 BNF Ms. fr. 4025, fol. 334v, Eintrag am 12. November 1616 über die Szene, in der Concini den König ignoriert und nicht den Hut vor ihm zieht. Vgl. dazu Héroard, *Journal*, 1, 314.

21 Vgl. Elizabeth Wirth Marvick, *Louis XIII. The Making of a King*, New Haven 1986; sowie ihre Beiträge: dies., *Louis XIII and His Doctor. On the Shifting Fortunes of Jean Héroard's Journal*, in: *French Historical Studies* 18/1 (1993), 279–300; dies., *The Character of Louis XIII. The Role of His Physician*, in: *The Journal of Interdisciplinary History* 4/3 (1974), 347–374.

22 Marvick, *The Character of Louis XIII*, 374.

Lloyd Moote etwa anerkennt zwar die zentrale Bedeutung der Berater Ludwigs XIII., doch schätzt er deren Einfluss deutlich geringer als Marvick ein.²³

Festzuhalten bleibt indes, dass die politische Rolle des Arztes in dieser Zeit gewissermaßen mehr implizit als explizit zu verstehen ist. So bestand sie doch in der Möglichkeit, dem mobilen Monarchen näher zu sein als manch anderer seiner Berater und Höflinge. Der Leibarzt konnte aber seine Position nur behalten, wenn der Monarch und seine Umgebung diese Nähe als „unpolitisch“ wahrnahmen. Ein Rückhalt in anderen Ämtern war Héroard nicht gegeben. Das zeigte sich v.a. schon während der Herrschaft Ludwigs XIII., als sich das höfische Leben immer mehr nach Paris und Umgebung verlagerte.

2. Vernetzung der Ärzte in der französischen Gesellschaft

Schon vor Héroard waren die *premiers médecins du roi* oder auch *comtes des archiatres*, so der antikisierende Begriff, der jedoch v.a. in der modernen Forschung gebräuchlich ist, mit anderen Ämtern ausgestattet.²⁴ Marc Miron (gest. 1608) etwa, Hofarzt unter Heinrich III. (1551–1589), war königlicher Berater (*conseiller du Roi*)²⁵ und zudem Gouverneur des Städtchens Crécy; außerdem war er verantwortlich für die Gewässer und Wälder der Normandie (*Grand maître enquêteur et réformateur des eaux et forêts*).²⁶ Während des Konflikts mit der katholischen Liga vertraute der König ihm so sehr, dass er zu Beginn seiner Herrschaft 1585 regelmäßig zum engeren Kreis der Berater im Kronrat Heinrichs III. gehörte.²⁷ Zudem war Miron der einzige Vertraute, der die Briefe zwischen Heinrich und seiner Mutter Katharina de' Medici im Rahmen der Verhandlungen mit dem Herzog von Guise, dem Anführer der katholischen Partei während der französischen Religionskriege, in Epernay überbringen durfte.²⁸

23 A[lanson] Lloyd Moote, *Louis XIII, the Just*, Berkeley (CA) 1989, 14: Stattdessen weist er der Selbstinszenierung Ludwigs XIII. als „gerechter“ Herrscher („Louis le Juste“) mehr Bedeutung zu als das andere Biografen getan haben und setzt sich damit von der Interpretation des manipulierten Königs ab.

24 Zur Vernetzung des „Maison médical du roi“, als Teil des *Maison du roi*, das – gleichsam in der Art eines frühen „Gesundheitsministerium“ – die verschiedenen Pariser Institutionen, wie die königlichen Gärten, das *Collège royal de chirurgie*, die *École de dissection* oder die *Société royale de médecin*, miteinander verband vgl. Alexandre Lunel, *La Maison médicale du roi (XVIe–XVIIIe siècles). Le pouvoir royal et les professions de santé*, Seyssel 2008.

25 Ein *conseiller du Roi* war ein Titel, der fast jedem Amt in Frankreich zudedacht wurde. Eine Mitgliedschaft in einem königlichen Rat ging damit jedoch nicht automatisch einher und ist daher von der Bezeichnung eines *conseiller du Roi en ses conseils* zu unterscheiden. Miron indes war beides und hatte auch einen Sitz im höchsten Gremium, dem *Conseil d'État*, unter Heinrich III. inne. Vgl. dazu Olivier Poncet, *Conseils du roi*, in: Lucien Bély (Hg.), *Dictionnaire de l'Ancien Regime*, Paris 1996, 320–325, hier 320f.

26 Xavier Le Person, *Les Mercures de la politique. Les médecins de cour au chevet de la politique en France à la fin du XVI e siècle*, in: Stanis Perez/Jacqueline Vons (Hgg.), *Santé et médecine à la cour de France (XVIe–XVIIIe siècles)*, Paris 2018, 153–166, hier 162f.

27 Nicolas Le Roux, *La faveur du roi. Mignons et courtisans au temps des derniers Valois (vers 1547–vers 1589)*, Seyssel 2000, 341.

28 Die Königinmutter umgab sich während dieser Verhandlungen mit zwei weiteren Ärzten, Léonard Botal und Le Febvre, nicht zuletzt deshalb, weil sie während der Verhandlungen in Epernay schwer erkrankte. Vgl. Xavier Le Person, „Practiques“ et „practiqueurs“. *La vie politique a la fin du regne de Henri III (1584–1589)*, Genf 2002, 160. Zur Krankheit Katharinas im März 1585 siehe ausführlicher Jean-Pierre Poirier, *Catherine de Médicis*:

Dem Nachfolger von Jean Héroard, Charles Bouvard (1572–1658), gelang es ebenfalls, ein wichtiges Nebenamt der königlichen Leibärzte am französischen Hof zu erlangen. Seit 1641 war er Oberintendant des königlichen botanischen Gartens (*Surintendant du Jardin royal des plantes médicinales*) – ein Amt, das seine Nachfolger immer wieder für sich beanspruchten. Dadurch war es ihm möglich, sich neben der prekären Tätigkeit als Leibarzt auch einen Namen als Botaniker zu machen.²⁹ Politisch betätigte sich Bouvard aber in erster Linie im Streit zwischen Hofärzten und Angehörigen der medizinischen Fakultät. So beschränkte er etwa die Möglichkeit von Disputationen an der Fakultät über den Nutzen von Mineralwässern, die er als Anhänger der Entleerungsmethode auch dem König verschrieb, durch Intervention am Pariser Gerichtshof, dem *Parlement*. Schließlich konnte er seine Methoden auch als Präsident der Pariser Fakultät für Medizin weiter verbreiten.³⁰

Die Ärzte Ludwigs XIV.³¹, Jacques Cousinot (1585–1646, *premier médecin du roi* 1643–1646), François Vautier (1589–1652, *premier médecin du roi* 1646–1652) Antoine Vallot (1594–1671, *premier médecin du roi* 1652–1671), Antoine d'Aquin (1629–1696, *premier médecin du roi* 1672–1693) und Guy-Crescent Fagon (1638–1718, *premier médecin du roi* 1693–1715)³², konkurrierten mit anderen Medizinern und Höflingen um lukrative Hofämter.³³ 1652 wurde Vallot etwa, wie alle drei seiner direkten Vorgänger, Oberintendant der königlichen Gärten. Ihm wurde von seinem Widersacher, dem Dekan der Pariser Medizinfakultät Guy Patin (1601–1672) vor-

épouse d'Henri II, Paris 2009, 381; R[obert] J[ean] Knecht, Catherine de' Medici, [1^{re} publ. 1998] (= Profiles in Power), New York 2014, 248f.

- 29 Zum *Jardin du Roi*, der im 18. Jahrhundert zur wichtigsten Institution der botanischen Forschung wurde vgl. E[mma] C. Spary, *Utopia's Garden. French Natural History from Old Regime to Revolution*, Chicago 2000; Jean-Paul Contant, *L'enseignement de la chimie au Jardin royal des Plantes de Paris*, Cahord 1952.
- 30 Mehrere Biografen greifen die satirische Bemerkung von Amelot de la Houssaie auf, dass Bouvard bei Ludwig XIII. innerhalb eines Jahres 212 Abführungsmittel und 215 Klistiere verordnet habe und als Vorbild für Molières Parodie des Arztes Purgon im *Malade imaginaire* gedient habe. Vgl. Abraham Nicolas Amelot de la Houssaie, *Memoires historiques, politiques, critiques,, et litteraires*, 2, Amsterdam 1737, 193f. Kritisch darauf reagiert schon der vom kaiserlichen Leibarzt Napoleons verfasste Eintrag zu Bouvard: Jean-Nicolas Corvisart u. a., *Détails sur la vie et les ouvrages de Charles Bouvard, premier médecin de Louis XIII*, in: *Journal de médecine, chirurgie, pharmacie* 12 (1806), 458–467, hier 463f.: „Amelot de Lahoussaye, qui dans ses Mémoires historiques se déchaîne avec moins de raison que d'humeur contre les médecins dont il parle, n'a pas épargné *Bouvard* que les autres“ Siehe auch August Ferdinand Brüggemann, *Biographie der Aerzte*, aus dem Französischen mit einigen Zusätzen, Halberstadt 1829, 556f. Zur Frage, wer das Vorbild des Purgon sei, vgl. Maurice Raynaud, *Les médecins au temps de Molière: moeurs, institutions, doctrines*, Paris 1862, 156f.
- 31 Zu Ludwig XIV. und dessen Ärzten siehe Stanis Perez, *La santé du Louix XIV. Une biohistoire de Roi-Soleil*, Paris 2010; ders., *La fabrique du corps royal. Les maximes d'éducation pour le jeune Louis XIV*, in: *La lettre de l'enfance et de l'adolescence* 58/4 (2004), 115–122; François Lebrun, *Médecins et empiriques à la cour de Louis XIV*, in: *Histoire, Économie & Société*, 3-4 (1984), 557–566; C. D. O'Malley, *The Medical History of Louis XIV. Intimations of Morality*, in: John Corwin Rule (Hg.), *Louis XIV and the Craft of Kingship*, Columbus (OH) 1969, 132–154.
- 32 Die drei zuletzt genannten waren ebenfalls Autoren eines ausführlichen Arztjournals. Siehe die maßgebliche Edition Stanis Perez (Hg.), *Journal de la santé de Louis XIV. Précédé de la lancette et le sceptre*, Paris 2004. Eine frühere Edition: Joseph-Adrien Le Roi (Hg.), *Journal de la santé du roi Louis XIV de l'année 1647 à l'année 1711. Écrit par Vallot, d'Aquin et Fagon*, Paris 1862.
- 33 Speziell zur Nobilitierung von Ärzten und Chirurgen vgl. Guy Chaussinand-Nogaret, *Nobles médecins et médecins de cour au XVIIIe siècle*, in: *Annales ESC* 32 (1977), 851–857; François de Vaux de Foletier, *Anoblissement de médecins et chirurgiens de Louis XIV à Louis XVI*, in: *Histoire des sciences médicales* 16 (1982), 163–166.

geworfen, er hätte sein Amt als *premier médecin du roi* für 3.000 Livres vom damaligen Premierminister Kardinal Jules Mazarin (1602–1661) gekauft und sei überdies ein Anhänger der Partei des Prinzen von Condé, dem Anführer der Fronde, gewesen.³⁴ Tatsächlich sorgte sich Vallot nicht allein um das kostbare Wohl des Königs, „une santé si précieuse“, wie es zu Beginn seines Journals über Ludwig XIV. heißt.³⁵ Inmitten der politischen Umbruchphase der 1640er- und 1650er-Jahre, als der König noch minderjährig war und die Opposition des Adels auf dem Höhepunkt war, verschaffte er sich vor allem eine vorteilhafte Position am Hof mit lukrativen Funktionen. Sein Porträt von 1663 weist ihn z. B. als Herrn der Städtchen Magnan und Andeville aus.³⁶ Es gelang ihm auch, vier seiner Söhne in wichtige Positionen zu heben: Der erste Sohn wurde königlicher Rat im Conseil, der zweite Bischof von Nevers, der dritte Kanoniker von Notre-Dame-de-Paris und der vierte Kapitän der königlichen Garde.

Sein Nachfolger Antoine d’Aquin aus einer Medizinerfamilie jüdischen Ursprungs zeigte seine Begabung nicht nur als Arzt, sondern galt auch, so der Ausdruck des großen Memorialisten des 17. Jahrhunderts, dem Herzog von Saint-Simon (1675–1755), als „großer Höfling“ (*grand courtisan*).³⁷ Daher ist er den einschlägigen Nachschlagewerken zufolge weniger als guter Mediziner, sondern als erfolgreicher Netzwerker bekannt, der politische Intrigen zu seinen Gunsten nutzte.³⁸ 1648 wurde er in Montpellier promoviert, war schon ab 1660 *médecin ordinaire de la reine* gewesen und dann der persönliche Leibarzt (*premier médecin*) der Königin Maria Teresa von Spanien (1638–1683). Er übernahm sodann auch das Amt des Leibarztes des Dauphins und hatte dann das Glück, ein Favorit der Madame de Montespan (Françoise de Rochechouart, 1640–1707), der ersten Mätresse Ludwigs XIV., zu werden. So wurde er nach dem Tod Vallots, mit dessen Nichte er seit 1656 verheiratet war, 1672, kurz bevor Ludwig in den Krieg gegen die Niederlande zog, zum *premier médecin du roi* ernannt.

Weitere Ämter kamen hinzu, wie etwa das eines Oberintendanten der Bäder,

34 Guy Patin an Charles Spon, 26. Oktober 1655, in: Loïc Capron (Hg.), *Correspondance complète et autres écrits de Guy Patin*, Paris 2018, www.biusante.parisdescartes.fr/patin/?do=pg&let=0421. Bei der Fronde handelt es sich um eine Protestbewegung gegen die Monarchie in Frankreich, die üblicherweise in zwei Phasen unterteilt wird: die *Fronde parlementaire* (1648–1649), die von den souveränen Gerichtshöfen (*parlements*) gegen die Interventionsrechte des Monarchen geführt wurde, und die *Fronde des Princes* (1651–1653), bei der sich eine adlige Opposition gegen die Regierung unter Mazarin, der die Vormundschaft des jungen Ludwigs XIV. übernommen hatte, richtete.

35 Perez, *Journal de la santé*, 8.

36 Vgl. auch Perez, *La santé du Louix XIV*, 151.

37 A. de Boislisle (Hg.), *Mémoires de Saint-Simon*, 1, Paris 1879, 284. Auch Le Roi greift dieses Motiv auf und sieht im Vergleich zu dessen Vorgänger Vallot seine Praxis weniger medizinisch als politisch motiviert. D’Aquin verzichtete etwa auf häufige Aderlässe, um dem König, der diese fürchtete, entgegenzukommen; trotz eines Behandlungsfehlers, der zum Tod der Königin Maria Theresa führte, war d’Aquin so in der Lage sein Amt zu halten, vgl. *Le Roi, Journal de la santé du roi Louis XIV*, xxvi.

38 Vgl. z. B. Amédée Dechambre, *Dictionnaire encyclopédique des sciences médicales*, 25, Paris 1880, 637: „[...] ce médecin, sans talents réels, mais poussé par l'intrigue“; oder Antoine-Jacques-Louis Jourdan, AQUIN (Antoine d’), in: ders. (Hg.), *Dictionnaire des sciences médicales. Biographie médicale*, 1, Paris 1820, 288: „Il n’a rien écrit, et n’a laissé que la réputation d’un intrigant sans mérite.“ Das Urteil basiert größtenteils auf der überwiegend negativen Darstellungen der Zeugnisse von Guy Patin, Madame de Sévigné oder Saint-Simon.

Brunnen und Mineralquellen, welches sein Vorgänger schon innehatte. Ein besonderer Coup gelang ihm mit dem Erwerb der Grafschaft Jouy-en-Josas nahe Versailles, die ihm 45.000 Livres Einkommen verschaffte. Seinen Bruder machte er zum *médecin ordinaire du roi* und auch seine Kinder errangen wichtige gesellschaftliche Stellungen im Dienst der Kirche oder an den Gerichtshöfen, was seine politische Bedeutung über den Hof hinaus sicherte. Allerdings scheint sein Bemühen, möglichst viele Mitglieder seiner Familie gut unterzubringen, nicht nur die Kritik seiner Zeitgenossen auf ihn gebracht zu haben. Seine Gunst ging auch beim König zuneige und verfiel schließlich ganz, als er auch die Protektion der Marquise de Montespan, die 1691 vom Hof exiliert wurde, verlor.

Guy-Crescent Fagon, ein Neffe von Guy de la Brosse, dem Gründer des *Jardin royal des plantes*, war der fünfte und letzte Leibarzt Ludwigs XIV.³⁹ Er profitierte vom Sturz d'Aquins, der nach dem Verlust seiner Förderin bei der Madame de Maintenon (Françoise d'Aubigné, 1635–1719), die ab 1683 die geheime Gemahlin des Königs war, in Ungnade gefallen war. Zuvor war er bereits unter seinem Vorgänger als Botaniker tätig und unternahm Expeditionen in die Auvergne und die Pyrenäen. Er wurde 1693 *comes archiatrorum* und Oberintendant der königlichen Gärten; 1699 macht ihn die französische Akademie der Wissenschaften zum Ehrenmitglied. Auch ihm gelang es in der Folge, seine Söhne gut unterzubringen. Der erste Sohn wurde Finanzintendant und der zweite Bischof von Vannes. Trotz der Gunst, die er beim König besaß, war Fagon bei Hofe nicht besonders einflussreich. Es gelang ihm lediglich, seinen höfischen Einfluss hinsichtlich der medizinischen Fakultät in Paris sowie der Neuberufung von Professoren an verschiedenen Universitäten geltend zu machen.⁴⁰

Möglicherweise ist diese politische Ineffizienz bei Hofe mit der Charakterisierung Saint-Simons gemeint, wenn dieser Fagon als einen „der schönen und guten Geister Europas“, einen geradezu neutral agierenden Höfling, „einen glühenden Freund, aber einen Feind, der niemals vergibt“, bezeichnet. Denn als solcher wirkte er wohl eher als fachlich qualifizierter Arzt, der die Wissenschaft priorisierte, und daher, wie Saint-Simon folgerte, politisch „gefährlich“ sei.⁴¹ Seine Diagnosen als Arzt habe Fagon nämlich sehr leichtfertig eingesetzt, ohne den Verlauf eines Krankheitsgeschehens weiter zu verfolgen und seine Fehler im Nachhinein zu korrigieren. Folgt man der Charakterisierung Saint-Simons, so scheint Fagon als schwieriger Höfling gegolten zu haben, als ein Akteur, der seine Aufgabe auf eine rein medizinische Tätigkeit beschränkt sah und nicht bereit war, wie das bei anderen Protagonisten des Versailler Hofes der Fall war, sich an die sozialen und politischen Regeln der höfischen Gesellschaft anzupassen. Das Urteil Saint-Simons, dieses Verhalten sei mit Gefahren

39 Le Roi, Journal de la santé du roi Louis XIV, xxxf.

40 Bernard Le Bouyer de Fontenelle, Éloge de M. Fagon, in: ders. (Hg.), Histoire de l'Académie royale des sciences, Paris 1718, 94–101, hier 97.

41 Boislisle, Mémoires de Saint-Simon, 1, 288f. In der Eloge der Akademie der Wissenschaften heißt es dementsprechend auch: „Il étoit attaché à ses devoirs jusqu'au scrupule, et quelquefois au milieu de douleurs assés vives, il ne laissoit pas d'être auprès du Roy dans les temps où il y devoit être; l'assiduité d'un home aussi desintéressé, et qui au lieu de demander refusoit, n'étoit pas celle d'un Courtisan.“ (Fontenelle, Éloge de M. Fagon, 100).

verbunden, erklärt sich indes aus der Priorität, die der Herzog den sozialen Kompetenzen der Akteure im höfischen Milieu zuweist. Tatsächlich war die „honnêteté“ des Wissenschaftlers, wie sie Fagon an den Tag legte, zwar ein Habitus, der ihn in Kreisen der Akademie oder des botanischen Gartens als renommierten Kollegen des Faches wahrnehmbar machte. Bei Hofe allerdings zählten die Qualitäten der „politesse mondaine“, wie die Anpassung an soziale Konformität, Anerkennung adeligen Rangs und Beteiligung am Spiel um königliche Gunsterweisungen.⁴²

Die Vernetzung der Hofärzte, so zeigt dieser knappe Überblick bereits, war somit nicht nur auf Fach-, Universitäts- oder Gelehrtenkreise beschränkt. Vielmehr waren sie fest in das System der Ämtervergabe und der höfischen Lagerbildung eingebunden. Nicht umsonst stellten die dynamischen Beziehungen zwischen Medizinern und Höflingen am französischen Hof dieser Epoche ein beliebtes und langlebiger narratives Sujet dar. Es reicht von Molières *Le malade imaginaire* (1673), über Novellen wie Conrad Ferdinand Meyers *Das Leiden eines Knaben* (1883), in der Fagon als Höfling gezeichnet wird, bis zu Filmen wie Bernard Taverniers *Que la fête commence...* (1975), der den Leibarzt des Regenten Philippe d'Orléans, Pierre Chirac (1650–1732), ungünstig als Kleptomane porträtiert. Auch unter Ludwig XV. und XVI. setzte sich die politische Funktion der Ärzte im höfischen Kontext fort. Besonders unter Ludwig XV., der mehrmals schwer erkrankte und dem Tod nahe war, kam den Hofärzten eine Schlüsselrolle zu.⁴³ Sie waren allerdings politisch in verschiedene, oft gegnerische Lager der jeweiligen Mätresse oder der königlichen Familie eingebunden, was ihre Handlungsfähigkeit als Experten drastisch minderte.

3. Der Staatskörper als Patient. Arztbücher als Quellen der politischen Körpergeschichte

Die bereits erwähnten Journale der Ärzte Héroard, Vallot, d'Aquin und Fagon sind bekannte Beispiele einer wichtigen medizinhistorischen Quelle, die auch über die politische Funktion der Hofärzte Auskunft geben. Auch wenn die Herausgeber*innen dieser Arztbücher, wie Madeleine Foisil und Stanis Perez, bereits auf die Besonderheit des königlichen Patienten eingegangen sind, so stellt die Untersuchung der

42 Dieses soziale Rollenverhalten lässt sich treffend an der Unterscheidung festmachen, die François VI. de La Rochefoucauld (1613–1680), einem weiteren Versailler Höfling der frühen Regierungsjahre Ludwigs XIV., zwischen der „honnêteté“, „die sich als Übereinstimmung privater Motive und der öffentlicher ‚Darbietung‘ zeigt, und der ‚politesse mondaine‘, die nur auf die Öffentlichkeit achtet und sich zu diesem Zwecke auch der Vorspiegelung unechter Emotionen“ trifft. Siehe Wolf Lepenies, *Melancholie und Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1972, 72. Vgl. auch Maurice Magendie, *La Politesse mondaine et les théories de l'honnêteté en France au XVIIe siècle, de 1600 à 1660*. 2 Bde., Paris 1925.

43 Vgl. z. B. das Journal des Herzogs von Croÿ, der ähnlich wie Saint-Simon ein Zeugnis der sozialpolitischen Interaktionsdynamik liefert. Insbesondere die letzte Krankheit Ludwigs XV. stellt eindrucksvoll dar, wie die Hofärzte in das politische Geschehen eingebunden wurden, indes kaum die Möglichkeit hatten, den Patienten wirksam zu behandeln. Vicomte de Grouchy/Paul Cottin (Hgg.), *Journal inédit du duc de Croÿ, 1718–1784*, publié d'après le manuscrit autographe conservé à la Bibliothèque de l'Institut, 4 Bde., Paris 1906–1907; Hans Pleschinski (Hg.), *Nie war es herrlicher zu leben. Das geheime Tagebuch des Herzogs von Croÿ, 1718–1784*, München 2011.

von Hofärzten hinterlassenen Zeugnisse immer noch ein Desiderat für eine politische Körpergeschichte dar. Ein Eintrag im Journal des Hofarztes Vallot über die Pockenerkrankung des neunjährigen Ludwig XIV. soll das kurz illustrieren. Der Eintrag beschreibt den Verlauf der Krankheit, den Ausbruch der Pockenpusteln, die Reaktionen der engsten Umgebung des Königs, eine kurze Besserung und dann eine dramatische Verschlechterung seines Gesundheitszustandes. François Vautier, *premier médecin du roi* seit 1646 berät sich mit zwei anderen Ärzten, François Guénault (Leibarzt der Königin, 1590–1657) und Vallot selbst, über das weitere Vorgehen. Vallot vergisst nicht zu erwähnen, unter welchem Druck die behandelnden Ärzte gestanden hätten: Der Zwischenfall habe sie alle in großen Schrecken versetzt.⁴⁴ Es gelang schließlich nach achtzehn Tagen und einer Reihe von Purgationen eine Besserung herbeizuführen, die man, so das Journal, einer Entleerung des Unterleibes von schädlichen Flüssigkeiten verdankte:

„So überwand der König diesen Zwischenfall, der allen große Angst gemacht hat. Und mit der bemerkenswerten Minderung des Fiebers erschien das Gesicht des ganzen Hofes durch diese fast unverhoffte Besserung verändert. Diese setzte sich auf eine Weise fort, dass die gute Wirkung der ersten Purgation zu einer zweiten führte, die so erfolgreich war, dass der König am 29. Tag des Monats und dem 18. seiner Krankheit ohne Fieber war. Seither kehrten die Lebenskräfte früher als erwartet zurück.“⁴⁵

Die Rede vom „Gesicht des Hofes“ (*face de la cour*) ruft in Erinnerung, dass jede Handlung der Ärzte – wie auch der Körper des jungen Königs selbst – unter genauer Beobachtung des Hofes und des ganzen Landes stattfand. Die Bedeutung der Krankheit und der Heilung des Königs ist von politischer Art, da sie, wie Vallot zum Schluss des Eintrages ausführt, die Handlungsfähigkeit des Staatskörpers unter Beweis stellt.

„Die Beständigkeit der Königin war bei dieser Gelegenheit bewundernswert und ihre Fürsorge und Ängste übertrafen die Vorstellungskraft. So war sie Tag und Nacht mit viel Ausdauer in der Nähe des Königs geblieben, so dass das einsetzende Fieber, in dem sich Seine Majestät aufgrund seiner Übermüdung und seiner Leiden befand, durch die Gnade Gottes nicht von langer Dauer war. Seine Eminenz [d.i. Kardinal Mazarin] litt unter unbekanntem Beunruhigungen, seinen Herrn in einem so erbärmlichen Zustand und in extremer Le-

44 Le Roi, Journal de la santé du roi Louis XIV, 5: „elle [der Zwischenfall, BS] a donné beaucoup de terreur aux médecins“.

45 Le Roi, Journal de la santé du roi Louis XIV, 6: „Ainsi, le roi se trouva hors de cet accident, qui donna beaucoup de frayeur, et avec une diminution si notable de la fièvre, qui toute la face de la Cour fut trouvée changée par cet amendement presque inespéré, lequel continua de telle sorte, que ce bon effet de la première purgation donna lieu à une seconde qui a si bien réussi, que le roi fut trouvé sans fièvre le vingt-neuvième jour du mois et dix-huitième de sa maladie; et, depuis ce temps, la vigueur est revenue plus tôt que l'on n'avait cru.“; an anderer Stelle heißt es über den Hof, er sei über die Nachricht, dass der König erkrankt sei, in Unruhe geraten („[...] la maladie fût connue, elle donna néanmoins beaucoup d'alarmes à toute la cour.“, ebd. 3).

bensgefahr zu sehen; und während er unter der Belastung so großer Schmerzen stöhnte, ließ er nicht nach, die wichtigsten Angelegenheit des Staates zu ordnen.“⁴⁶

Und schließlich hebt das ärztliche Selbstzeugnis auch die politische Rolle der Mediziner während dieser Krise im doppelten Wortsinne hervor:

„Ebenso kann man nicht das vollständige Vertrauen zum Ausdruck bringen, das die Königin hinsichtlich der Fähigkeit des Herrn Vautiers, erster Arzt des Königs, bezeugt. Dieser hat sich bei dieser Krankheit mit großer Vorsicht verhalten und die Herren Guénault und Vallot herbeigerufen, die ihre Fähigkeiten bei dieser so bedeutenden Gelegenheit unter Beweis stellten, und damit ganz Frankreich gezeigt, dass ihr Rat bei einem so bedauernswerten und verzweifelten Zustand benötigt wird.“⁴⁷

In dieser Passage werden die Akteure, die während dieser Krankheit in Erscheinung traten, in doppelter Hinsicht als Berater dargestellt: Zum einen treten sie als sorgenvolle und umsorgende Begleiter des Königs auf, dank derer Ludwig XIV. seine schwere Krankheit überstehen konnte. Zum anderen aber kann man ihre Fürsorge auch in politischer Hinsicht auf ihre Fähigkeit, die Geschäfte des Staates zu führen, verstehen. Der junge König bewies sich durch den Mut und die Standhaftigkeit, mit der er die Schmerzen der Krankheit über sich ergehen ließ. Die Königinmutter Anna von Österreich stellte nicht nur ihre mütterliche Fürsorglichkeit durch ihre Nachtwachen beim kranken König unter Beweis. Sie erwies sich nach diesem Zeugnis durch ihre Ausdauer (*assiduité*) politisch als zuverlässig, da diese Ausdauer sich auch als wesentliche Qualifikation im alltäglichen Regierungsgeschäft, etwa beim Vorsitz in den Räten, interpretieren lässt.

Kardinal Mazarin erscheint im ähnlichen Licht der fürsorglichen Vaterfigur, der sich sowohl um seinen jungen Herrn sorgte als auch weiterhin als Premierminister die wichtigsten Staatsangelegenheiten in Ordnung hielt. Schließlich erscheint der erste Leibarzt des Königs Vautier nicht nur als medizinischer Experte, sondern auch als umsichtiger Akteur mit der Fähigkeit, auch während einer politischen Krise

46 Ebd., 7: „La constance de la reine été admirable en cette occasion, et ses soins et ses inquiétudes ont surpassé l’imagination, ayant demeuré nuit et jour proche du roi avec tant d’assiduité, que S. M., par l’excès de ses veilles et de ses peines, tomba dans une fièvre continue qui, par la grâce de Dieu, n’a pas été du longue durée. Son Éminence [i.e. Mazarin] a souffert d’étranges inquiétudes de voir son maître en un si pitoyable état et en un extrême danger de sa vie; et, pendant qu’il gémissait sous le faix de tant de douleurs, il ne laissait pas de donner ordre aux affaires les plus important de l’État.“

47 Ebd.: „On ne peut pareillement exprimer l’entière confiance que la reine témoigna avoir en la suffisance du sieur Vautier, premier médecin du roi, qui s’est conduit avec une grande prudence en cette maladie, ayant appelé les sieurs Guénault et Vallot qui ont donné, en une occasion si considérable, des preuves de leur suffisance, et ont fait voir à toute la France que l’on besoin de leurs conseils en un état si déplorable et si désespéré.“ Das Fazit des Journals wurde in fast derselben Form in einem Bericht der *Gazette de France* (1647, 2, 1137) publiziert. Das spricht auch für die Aufmerksamkeit, die eine breitere Leserschaft dem Gesundheitszustand des Königs entgegenbrachte, auf die auch schon Perez als eine frühe Form der öffentlichen Wahrnehmung hingewiesen hat (Perez, *La santé du Louix XIV*).

handlungsfähig zu bleiben. Die Betonung der Sorgfalt und Vorsicht (*prudence*), die dieser bei der Behandlung des kranken Königs an den Tag legte, unterstreicht seine politische Funktion während dieser Krise ebenso wie die Tatsache, dass er sich kollegial mit den beiden anderen Ärzten Guénault und Vallot beriet.

Das Journal sieht durch die Kooperation *und* die Konkurrenz bei Meinungsverschiedenheiten einen Beweis für die politische Befähigung (*suffisance*) der Ärzte. Es ging ja nicht nur um die Behandlung der persönlichen Krise Ludwigs XIV., sondern auch um eine Krise, die den ganzen Staat betraf: Man hat „damit ganz Frankreich gezeigt [...], dass ihr Rat in einem so bedauernswerten und verzweifelten Zustand (état) benötigt wird“.⁴⁸ Die Doppelbedeutung des Wortes „état“, mit dem zum einen der medizinische Zustand des kranken Herrschers und zum anderen der Zustand des Königreichs bezeichnet wurde, mag hier unbeabsichtigt sein. Die Stelle in Vallots Journaleintrag zeigt aber anschaulich, auf welche Weise Hofärzte dazu neigten, ihre Bedeutung über ihre medizinische Expertise hinweg auszuweiten: Die umsichtige, vorausschauende und kollegiale Art und Weise, wie die Ärzte den Körper des Königs behandelten, diente als Modell für die Behandlung des Staatskörpers als Ganzes.

In der Praxis konnte dieser Anspruch zwar nicht auf eine Weise umgesetzt werden, dass es tatsächlich Hofärzte waren, die in die Regierungsgeschäfte eingriffen, aber sie konnten gleichwohl als Vorbild dienen. Ihr Selbstverständnis als *medici rei publicae* tritt in den Arztbüchern der Hofärzte Ludwigs XIV. immer wieder zu Tage. So markiert die antike Vorstellung eines Staatsmannes, der wie ein Arzt zu handeln habe, auch in Versailles weiter den Anspruch, mit dem die Hofärzte sich als Politiker innerhalb der höfischen Gesellschaft zu etablieren hofften.

Gleichwohl zeigen die literarischen Referenzen auf Ärzte im Allgemeinen und Hofärzte im Speziellen, wie die Fremdwahrnehmung diesem Selbstverständnis entgegenstehen konnte. Der negative Einfluss auf die Entscheidungsfähigkeit des Königs, der in den Worten John of Gaunts bei Shakespeare zum Ausdruck gebracht wurde, kann auch für andere Beispiele in der Frühen Neuzeit geltend gemacht werden. In Zeiten der politischen Krise des Staatskörpers wurden auch Hofärzte für die schlechte Behandlung der Amtsträger verantwortlich gemacht. So kann man etwa Molières Persiflage auf den Arztberuf in *Le malade imaginaire*, wengleich jede negative Referenz auf Ludwig XIV. unterlassen wird, durchaus auch als kritischen Kommentar auf die Monarchie lesen⁴⁹: Purgon, der Arzt des Hauptprotagonisten Argon, folgt blind der Lehrmeinung der Fakultät von Paris, bedient sich wichtigtuertisch eines Fachjargons, wird seinen eigenen Ansprüchen aber nicht gerecht und kann noch nicht einmal recht Latein. Eine solche Wahrnehmung ließ dann nicht nur Hofärzte in einem schlechten Licht erscheinen, sondern auch diejenigen, die sich mit ihnen umgaben und nach ihrem Vorbild handelten.

48 Le Roi, Journal de la santé du roi Louis XIV, 7.

49 Zum Verhältnis von Molière und Ludwig XIV. Vgl. Apostolidès, Le roi machine; ders., Le prince sacrifié. Théâtre et politique au temps de Louis XIV, Paris 1985; ders., Molière and the Sociology of Exchange, in: Critical Inquiry 14/3 (1988), 477–492; Gustave Larroumet, Molière et Louis XIV, in: Revue des Deux Mondes 77/1 (1886), 64–100.

Fazit

Das hier betrachtete Beispiel des Versailler Hofes zeigt, wie Hofärzte weit über ihre Funktion als medizinische Experten hinaus auch als politische Akteure in die höfische Gesellschaft integriert waren. Während sich die französischen Hofärzte während des 16. Jahrhunderts an die hohe Mobilität der reisenden Könige anpassten, konzentrierte sich ihre Tätigkeit im 17. Jahrhundert immer mehr auf die Residenzen in Versailles und Marly. Durch die Ämterhäufung vermittelten die *premiers médecins du roi* aber auch zwischen dem Hof und anderen Pariser medizinischen Institutionen. Als Oberintendanten des königlichen Gartens waren Hofärzte in die beginnende taxonomische Erschließung der Pflanzen nicht zuletzt in pharmazeutischer Absicht involviert. Über Paris hinaus erlangten sie Einfluss in Frankreich, etwa durch die Kontrolle der Bäder und Mineralquellen. Die Funktion des *premier médecin du roi* ließ sich zwar nicht innerhalb der Familie vererben, trotzdem gab es aber familiäre Beziehungen unter den Hofärzten und anderen Amtsinhabern der medizinischen Institutionen in Paris.

Das höfische Umfeld und der privilegierte Zugang zu königlicher Gunst ermöglichten Hofärzten auch eine (sanitäts-)politische Rolle. Sie konnten Einfluss auf die Medizinische Fakultät in Paris ausüben, die Besetzung von Professuren mitbestimmen und nicht zuletzt waren sie wichtige Impulsgeber für die Durchsetzung bestimmter medizinischer Lehrmeinungen. Wenngleich sich der *comes archiatorum* als eine feste Bezugsgröße im medizinischen Milieu Frankreichs etablierte, war seine Macht jedoch begrenzt. Vielmehr war er in Sachfragen auf die kollegiale Zusammenarbeit mit anderen Experten angewiesen, die nicht immer gewährleistet war. Und schließlich war der Hofarzt, anders als seine Kollegen an der Universität, an seine Verpflichtungen als Höfling gebunden. Der Hof war, so kann man resümieren, seine wichtigste Ressource, die, beim Ausbleiben von Gunst und Protektion durch ranghöhere Mitglieder der höfischen Gesellschaft, schnell wieder verloren gehen konnte.

Griechische (Hof)Ärzte in Wien. Ihre Zugehörigkeit zur Gelehrtenrepublik und ihre Rolle in der Frühgeschichte der Wiener griechisch-orthodoxen Konfessionsgemeinden

von Stefano Saracino

Abstract

The aim of this article is to reconstruct the epistemic and social practices of three Greek doctors of medicine who migrated from the Ottoman Empire to Vienna between the late 17th and late 18th century: Alexandros Mavrokordatos, Georgios Trapezuntios and Johann (Ioannis) Nikolides von Pindo. All of them fashioned themselves as *Iatrophilosophoi*, as members of the republic of letters and had strong connections to the Viennese court and to Habsburg court physicians. Their social reputation and political influence were based on their medical expertise. However one field of non-medical activity, in which the three figures were engaged, will be the special focus of this investigation: Their contribution to the foundation and evolution of a Greek-Orthodox migrant community in Vienna, who was dominated by far-distance merchants, the so-called „griechische Handelsmänner“.

Die gelehrten und gesellschaftlichen Praktiken von Medizinerinnen im frühneuzeitlichen Wien, die dem aus dem Osmanischen Reich zugewanderten griechisch-orthodoxen Migrantenkollektiv angehörten, sind noch wenig erforscht. Die Geschichte dieser Migration und der von den Migranten in Wien errichteten „akatholischen“ Konfessionsgemeinden (Hl. Georg, gegründet vor 1726; Hl. Dreifaltigkeit, gegründet 1787) wurde wohlgermerkt nicht von Medizinerinnen, sondern von Groß- und Fernhändlern dominiert, die in die habsburgischen Territorien Produkte wie Wolle, Baumwolle, Leder und türkisches Garn importierten.¹ Von der griechischen Geschichtswissenschaft und Medizingeschichte hingegen gut erforscht ist die Ausbildung griechischer Ärzte an westeuropäischen Hochschulen (v.a. Padua) und deren hierdurch begründeter gesellschaftlicher Aufstieg in die osmanische Elite. Der gute

1 Vaso Seirinidou, „Griechischer Handelsmann“. Anatomizing a Collective Subject, in: Herbert Kröll (Hg.), *Austrian-Greek Encounters over the Centuries. History – Diplomacy – Politics – Arts – Economics*, Innsbruck 2007, 129–138; dies., *Έλληνες στην Βιέννη (18ος – μέσα 19ος αιώνα)*, Athen 2011; Olga Katsiardi-Hering, *Τεχνίτες και τεχνικές βαφής νημάτων. Από τη Θεσσαλία στην Κεντρική Ευρώπη (18ος – άρχές 19ου αι.)*, Athen/Ambelakia 2003; dies., *Greek Merchant Colonies in Central and South-Eastern Europe in the Eighteenth and Early Nineteenth Century*, in: Victor N. Zakharov/Gelina Harlaftis/dies. (Hgg.), *Merchant Colonies in the Early Modern Period*, London u. a. 2012, 127–139. Zu den beiden in Wien von den „griechischen Handelsmännern“ gegründeten Konfessionsgemeinden Anna Ransmayr, *Untertanen des Sultans oder des Kaisers. Struktur und Organisationsform der beiden Wiener griechischen Gemeinden von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis 1918*, Göttingen 2018.

Ruf der westeuropäischen medizinischen Praktiken und Wissensbestände und die große Nachfrage danach in der osmanischen Oberschicht machten den Ärzteberuf für griechisch-orthodoxe Untertanen des Sultans (also Angehörige des *millet-i Rûm*) zum Sprungbrett. Die Forschung hat dieses, aus migrationsgeschichtlicher Sicht auch als *Career-Migration* interpretierbare Phänomen unter dem Schlagwort der *Iatrophilosophen* (ιατροφιλόσοφοι) untersucht, wohlgerne ein Quellenbegriff, den auch die von uns im Folgenden untersuchten Mediziner zur Selbstbezeichnung verwendeten.² Am bekanntesten sind die Beispiele des Panagiotis Nikousios (1613–1673) und des Alexandros Mavrokordatos ex Aporrion (1641–1709). Beide stiegen nach einem Medizinstudium in Italien an der Hohen Pforte zu Großdragomanen (Pfortendolmetschern) auf und erlangten einen erheblichen politischen Einfluss in Konstantinopel. Mavrokordatos kam im Rahmen einer osmanischen Gesandtschaft nach Wien, die Gegenstand des ersten Abschnitts der vorliegenden Untersuchung sein wird.³

Mit dem Begriff „Iatrophilosoph“ brachten die hier im Fokus stehenden Akteure zum Ausdruck, dass sie sich nicht bloß als Experten der Medizin, sondern als Vertreter einer breiten humanistischen Gelehrsamkeit verstanden, als Angehörige der Gelehrtenrepublik. Der Arzt und osmanische Diplomat Alexandros Mavrokordatos bezeichnet sich etwa in seiner medizinischen Dissertation als Angehöriger der „philosophica, medica respublica“.⁴

Bereits von den Quellen vorgegeben, erscheint deshalb der zweifache thematische Schwerpunkt der vorliegenden Untersuchung, die eine wissenschaftsgeschichtliche und eine migrationsgeschichtliche Perspektive miteinander verbinden möchte. So soll am Fallbeispiel der Habsburger Residenzstadt einerseits gefragt werden, welche Rolle Ärzte bei der Gründung und Etablierung einer griechisch-orthodoxen Migranten- und Konfessionsgemeinschaft in Wien im späten 17. und im 18. Jahrhundert spielten. Andererseits sollen ihre Selbstinszenierung als Gelehrte und ihr gelehrtes Profil rekonstruiert sowie ihre Vernetzung mit der Gelehrtenwelt (u. a. auch mit Medizinerinnen und Hofärzten) in Wien oder an anderen Standorten des Alten Reichs und Europas thematisiert werden. Hierdurch kommt der Arzt bzw. der Hofarzt im Falle

2 U. a. Athanasios Gialas, *Η ελληνική Ιατρική και οι Έλληνες ιατροί από της Αλώσεως μέχρι της Εθνεγερσίας*, Athen 1979; N. B. Tomadakis, Τριάκοντα επτά Έλληνες ιατροφιλόσοφοι σπουδάζοντες εν Πίσση (Pisa) της Ιταλίας (1790–1821), in: *Parnassos* 26 (1984), 212–229; Dimitrios Karambeloroulos, Η μεταφορά της επιστημονικής ιατρικής γνώσης μέσω των εντόπων ιατρικών βιβλίων κατά την εποχή του Νεοελληνικού Διαφωτισμού (1745–1821), Athen 1996; Georgios A. Lazarou, *Η ελληνική ιατρική στις παραδουνάβιες ηγεμονίες*, Athen 2017. Zu griechischen Ärzten, die an Universitäten im Alten Reich ausgebildet wurden und im Russischen Reich Karriere machten Vasilios N. Makrides, *Παρασχολήματα. Δαμιανός Παρασκευάς Σινωπεύς: Προκαταρκτικά στοιχεία και ένα αυτόγραφο*, in: *Ο Ερανιστής* 24 (2003), 189–195; vgl. Iannis Karras, *Εμπόριο, Πολιτική και Αδελφότητα: Ρωμοί στη Ρωσία 1700–1774*, Athen 2010, 528–540.

3 Siehe als Überblicksstudien Gunnar Hering, Panagiotis Nikusios als Dragoman der kaiserlichen Gesandtschaft in Wien, in: *Jahrbuch für Österreichische Byzantinistik* 44 (1994), 143–178; Damian Janos, Panaiotis Nicousios and Alexander Mavrocordatos: The Rise of the Phanariots and the Office of Grand Dragoman in the Ottoman Administration in the Second Half of the Seventeenth Century, in: *Archivum Ottomanicum* 23 (2005/2006), 177–196; Nikousios war, wie Hering gezeigt hat, für den kaiserlichen Gesandten in Konstantinopel und für den Wiener Hof als Spion tätig.

4 Alexandros Mavrokordatos, *Pneumaticum Instrumentum Circulandi Sanguinis, sive De Motu & Usu Pulmonum. Dissertatio Philosophico-Medica*, Bologna 1664, Proömium, 1.

des Georg Trapezuntios als Figur in den Blick, die als *Broker* von Wissen zwischen dem Osmanischen Reich und dem Habsburgerreich fungierte. Zugleich waren sie an der Schnittstelle zwischen Zugewanderten und Einwanderungsgesellschaft und spielten eine wichtige Rolle bei der Aushandlung des rechtlichen Status von Migranten und allgemein von Normen für den Umgang mit weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten.⁵

Die hier angestrebte mikrohistorische Untersuchung von drei Ärzten, die zu verschiedenen Zeitpunkten und in unterschiedlichen historischen Kontexten (in den 1680er bis 1690er Jahren, in den 1720er und in den 1780er bis 1790er Jahren) in Wien tätig waren, erlaubt es zudem, die Entwicklung der griechischen Niederlassung in Wien in den Blick zu nehmen und die sich wandelnden Rahmenbedingungen für die sozialen und epistemischen Praktiken zugewanderter Ärzte zu beleuchten.

1. Der Aufenthalt von Alexandros Mavrokordatos (ex Aporriton) in Wien und Ungarn (1688–1692) und dessen wissens- und migrationsgeschichtliche Bedeutung

Der von einer chiotischen Familie abstammende Alexandros Mavrokordatos ist alles andere als ein Unbekannter. Mavrokordatos migrierte bereits als Fünfzehnjähriger nach Italien, wo er am Athanasius-Kolleg in Rom seine Grundausbildung erhielt (1657–1660). An den Universitäten von Padua und Bologna absolvierte er sein Medizinstudium (1660–1664). In seiner Dissertation *De Motu & Usu Pulmonum* (Bologna 1664) untersuchte Mavrokordatos, u. a. in Anlehnung an William Harvey, den Blutkreislauf in der Lunge.⁶ Nach Konstantinopel zurückgekehrt, folgte er 1673 Panagiotis Nikousios ins Amt des Großdragomanen. Als Berater und Dolmetscher nahm er 1683 im Heereskommando Kara Mustafas an der Belagerung Wiens teil. Als hauptverantwortlicher Diplomat auf osmanischer Seite trug er später ganz entscheidend zum habsburgisch-osmanischen Friedensschluss von Karlowitz 1699 bei, wofür er sich bereits bei den Zeitgenossen große Meriten erwarb. Als Exponent der griechischsprachigen Elite („Phanarioten“) in Konstantinopel und als Begründer einer Familiendynastie, die im Herrschaftssystem der Osmanen hohe Beamte

5 Zum normbildenden Potential der Interaktionen zwischen Zuwanderern und Aufnahmegesellschaften in der Frühen Neuzeit und der unterschätzten kreativen und aktiven (und nicht bloß passiven) Rolle der Zugewanderten in der Normenaushandlung siehe grundlegend Alexander Schunka, *Konfession und Migrationsregime in der Frühen Neuzeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 35/1 (2009), 28–63; ders., *Normsetzung und Normverletzung in Einwanderungsgesellschaften der Frühen Neuzeit*, in: Karl Peter Krauss (Hg.), *Normsetzung und Normverletzung. Alltägliche Lebenswelten im Königreich Ungarn des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart 2014, 29–55. Zum oben erwähnten Migrationstypus der „career migration“, die durch die Nachfrage an Fachkräften verursacht wird, Charles Tilly, *Transplanted Networks*, in: Virginia Yans-McLaughlin (Hg.), *Immigration Reconsidered. History, Sociology, and Politics*, New York 1990, 79–95. Die Zuwanderung von „griechischen Handelsmännern“ nach Wien wird im Sinne von Tillys Typus der „chain migration“ interpretiert in Seirinidou, *Ελληνες*, 59f.

6 Mavrokordatos, *Pneumaticum Instrumentum*, v.a. Kap. X–XI. Die Ausgabe von 1664 ist Ferdinando II. de' Medici gewidmet.

und Klientelfürsten der Satellitenstaaten der Moldau-Walachei hervorbringen sollte, avancierte er zu einer eminenten Persönlichkeit.⁷

Kaum erforscht ist hingegen Mavrokordatos' Aufenthalt in Wien zwischen 1688 und 1692. Unter dem Vorwand, dem Kaiser in Wien die Kunde vom Thronwechsel in Konstantinopel überbringen zu wollen (auf Mehmed IV. war Süleyman II. gefolgt), wurden der Befehlshaber der Janitscharen Zü l-Fiqar Effendi (auch Efendi) und der Hofdolmetscher Alexandros Mavrokordatos im September 1688 in das habsburgische Heereslager in Belgrad entsandt. Ihr Gefolge bestand aus „Hundert Persohnen, Etlich und Achzig Pferden, fünff Maulthiere, Sechs Camelen, drey türckhische Carrozen und einen Plunderwagen“. Die beiden Emissäre und ihr Gefolge, das „sowohl türcken alß Griechen“ umfasste, gelangten in Begleitung einer großen militärischen Eskorte bereits im Oktober 1688 in die Nähe Wiens, wurden aber zunächst in sicherer Entfernung von der Stadt auf Schloss Pottendorf (etwa eine halbe Tagesreise entfernt) untergebracht.⁸ Die Zahl der Personen, die der Gesandtschaft angehörten, stieg im Laufe der Reise und des Aufenthalts an, da Mavrokordatos und Zü l-Fiqar Effendi in Wien, Semlin und Kecskemét Kriegsgefangene freikaufen.⁹

Der Wunsch der Osmanen, mitten im Krieg und in einer für die Habsburger erfreulich verlaufenden Phase des Konfliktes an den Wiener Hof zu reisen, war heikel. Auf der Ebene der symbolischen Kommunikation ließ man sie einerseits ihren Status als Angehörige der befeindeten Kriegspartei sehr stark spüren, behandelte sie „so schlecht, und mit so geringer solemnität alß möglich“. ¹⁰ Andererseits musste ihre Anwesenheit in der Residenzstadt als Bedrohung empfunden werden, wo eine derart große Gruppe problemlos Spionage betreiben konnte. Abgesehen von Streitfragen, die den Friedensverhandlungen grundsätzlich im Wege standen, wie jene nach der Abtretung oder Entmilitarisierung bestimmter Grenzfestungen, nach dem Status von Siebenbürgen oder der Festlegung des neuen Grenzverlaufs zwischen beiden

7 Zur Ausbildung siehe Nestor Camariano, *Alexandre Mavrocordato, le grand drogman. Son activité diplomatique 1673–1709*, Thessaloniki 1970, 14f. Zu seinem Beitrag zu den diplomatischen Verhandlungen, die zum Friedensschluss von Karlowitz führten, Basil C. Gounaris, „The Türks are Like Women; *quidquid voluit, valde voluit*.“ Alexandros Mavrocordatos, William Paget, and the Preliminaries of the Karlowitz Treaty (1697/98), in: *Südost-Forschungen* 71 (2012), 1–18. Das Tagebuch, das Mavrokordatos während des Feldzugs nach Wien und der erfolglosen Belagerung von 1683 führte, wurde von Papadopoulos-Kerameus 1891 in der Bibliothek des Heiligen-Grab-Metochions zu Istanbul wiederentdeckt und von Kreutel in deutscher Übersetzung ediert: Alexandros Mavrokordatos, *Istoriai*, in: Richard F. Kreutel/Karl Tepy (Hgg.), *Kara Mustafa vor Wien 1683* aus der Sicht türkischer Quellen, Graz/Wien/Köln 1982, 61–102.

8 *Relation. Die der Türck. Alegation den 8. Sept. 1688 in dem Lager vor Belgrad beschehene ankunfft, fernere Reyß nacher Potendorf und hernachmals in der zu Wien den 8. Febr. 1689 gehabte Kay: Audienz mit Ihnen observierte Ceremonialien betreffend*, verfasst vom kaiserlichen Dolmetsch Johann Adam Lachowitz, Februar 1689, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Staatenabteilung (in Folge: HHStA StAbt), Turcica I, 153, fol. 41r–50r, bes. 41r.

9 Wolfgang Jobst, *Der Gesandtschaftsbericht des Zü l-Fiqar Efendi über die Friedensverhandlungen in Wien 1689*, Wien 1980, 210. Ein 62 Personen (darunter 27 Frauen) umfassendes Verzeichnis freigekaufter türkischer Gefangener (darunter auch drei Griechen, namens Theophanes, Theodorus und Lefteri), datiert auf den 27. Oktober 1689, in HHStA, StAbt, Turcica I, 154, fol. 59r–60v.

10 *Relation der bey Herrn Graffen Kinsky den 7ten Januarij 1689 in Turcicis gehaltenen conferenz*, in: Eudoxios Hurmuzaki, *Documente privitoare la istoria romanilor 5/1: 1650–1699*, Bukarest 1885, 182–191, bes. 182. Es wurde mitgeteilt, dass der Kaiser keinerlei Geschenke von den Emissären annehmen würde, weil diese nicht im Namen des Sultans überbracht würden (siehe Bericht Lachowiz, oben).

Reichen, waren Verhandlungen über zeremonielle Details ursächlich dafür, dass die Audienz bei Leopold I. erst nach mehreren Monaten, am 8. Februar 1689, stattfinden konnte.¹¹

Die Unterbringung der Gesandtschaft in einem „absteig quartier auf der landstrasse in dem Volantischen Hauß“ (auch Gasthaus zum *Goldenen Engel* genannt) war eigentlich als Provisorium gedacht. Nur im Zuge der aufwendigeren Zeremonien der Kaiseraudienz am 8. Februar sollte ihnen ausnahmsweise die Übernachtung in der Stadt gestattet werden. Auch für die Bewirtung der Delegation am Abend nach der Audienz wurde Vorsorge getroffen.¹² Für die diplomatischen Verhandlungen, die anschließend im Ständehaus („Landhaus“) in der Herrengasse stattfanden, sollte die osmanische Delegation täglich aus Pottendorf anreisen, was sich freilich als höchst unpraktisch herausstellte. Auch dank des vertrauensbildenden Auftretens von Mavrokordatos, der perfekt Italienisch, Französisch und Latein sprach, wurde es ihnen schließlich gestattet, unter strengsten Sicherheitsauflagen und permanenter Bewachung, in Wien zu bleiben.¹³

Die Platzverhältnisse im angemieteten Wirtshaus zum „Goldenen Engel“ (heute Landstraße/Seidlgasse/Czapkagasse) sorgten für Beschwerden und Unmut. Im Gegensatz zu früheren und auch nachfolgenden osmanischen Delegationen, die nach der Beilegung kriegerischer Konflikte nach Wien gesandt und im geräumigeren Gasthaus zum „Goldenen Lamm“ untergebracht wurden, ging es im Quartier des Mavrokordatos und Effendi beklemmend zu.¹⁴ Die Gesundheit des Effendi, der an einer chronischen Erkrankung litt, und außerdem an die Annehmlichkeiten seines geräumigen Hauses am Meer gewohnt war („casa situata nella marina di Costantinopoli, ueramente ampia, e di grandis[sim]a prospettiva, et accompagnata con buoni giardini“), sei dadurch angegriffen worden. Man ersuchte deshalb, auch

11 Zu den Inhalten, den Streitpunkten und zum Verlauf der Friedensverhandlungen, die im Februar 1689 einsetzten, Camariano, Alexandre Mavrocordato, 36f. und Lothar Höbelt, Die Sackgasse aus dem Zweifrontenkrieg. Die Friedensverhandlungen mit den Osmanen 1689, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 97/3–4 (1989), 329–380. Die Verhandlungen zum Zeremoniell richteten sich nach dem Präzedenzfall der osmanischen Gesandtschaft von 1665. Vgl. Karl Teply, Türkische Gesandtschaften nach Wien (1488–1792), in: Österreich in Geschichte und Literatur 20 (1976), 14–32.

12 Zum Abendessen, an dem im Quartier und auf drei Zimmer verteilt 61 Personen teilnahmen, siehe das Protokoll zur Sitzordnung, zu Speisen und Getränken in *Specification. Der den 8. Februarij [1]689 Tractirten Türkischen Gesandtschafft*, HHStA, Obersthofmeisteramt, Ältere Zeremonialakten, OMeA ÄZA 15–23, fol. 2r–5r.

13 Zur Bewachung des Quartiers der Delegation und zur Personenkontrolle am Eingang siehe *Decret an Hoff Kriegs Rath wegen der Türckhischen Abgesandten hieher Kunfft und Conuoyirung ad audientiam Caesaream, die Bestellung Einer wacht in deren abstaigquartier*, von Leopold I., 31. Januar 1689, in: Hurmuzaki, Documente, 217 und Bericht von Lachowiz an Graf Kinsky (wie unten Anm. 17). Auch aus dem Bericht des Zü l-Fiqar Effendi für den Sultan geht hervor, dass den Osmanen während der Verhandlungen im Landhaus (Februar bis Juni 1689) durchgängig das besagte Quartier zur Verfügung stand. Effendi schildert ferner die Bewachung des Gesandtschaftsquartiers, wo 150 kaiserliche Soldaten im Einsatz gewesen seien, die nicht bloß die Türen und Höfe bewacht hätten, sondern sogar auf Mauern und Dächern postiert waren. Jobst, Gesandtschaftsbericht, 357.

14 Zum *Goldenen Lamm* als „das komfortabelste „Hotel“ in der Leopoldstadt und zur Unterbringung osmanischer Gesandtschaften dort Richard Perger/Ernst Petritsch, Der Gasthof „Zum Goldenen Lamm“ in der Leopoldstadt und seine türkischen Gäste, in: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 55 (1999), 147–172.

das angrenzende Haus als Wohnraum beanspruchen zu dürfen.¹⁵ Der Bericht Zü l-Fiqar Effendis für den Sultan beschreibt die beklemmende Situation der Gesandten, die in ihrem Wiener Quartier wie Gefangene behandelt wurden:

„Gott kennt die Mühen, die wir ertragen haben, seitdem wir von der Festung Pottendorf aufgebrochen sind und in der Vorstadt von Wien einquartiert wurden. Unser Tor hielten sie immer verschlossen. Rechts und links haben sie Wachhäuschen aufgestellt. Diese schmutzigen und üblen österreichischen Soldaten haben uns ununterbrochen drinnen und draußen mit ihren Gewehren in der Hand mit brennender Lunte bewacht. [...] Was uns betrifft, so konnten wir nicht ausgehen. Wir hatten auch drinnen keinen Platz, wo wir uns ergehen konnten. [...] Unserem Bruder [Mavrokordatos, S.S.] ist es besser gegangen, denn manchmal haben sie ihm erlaubt hinauszugehen. Wir aber blieben in unserem Quartier sitzen.“¹⁶

Der kaiserliche Dolmetscher Johann Adam Lachowiz, der für die Anliegen der osmanischen Gäste zuständig war und den Informationsfluss zwischen den Verhandlungsseiten aufrechterhielt, besuchte die Gesandten am 31. März 1689 in ihrem Quartier in der Landstraße:

„bin hierauf zu H. Maurocordato gegangen, und Ihn in seinem Zimmer neben den H. Tarsia [dem Pfortendolmetsch der Republik Venedig] gefunden, mich bey ihm niedergesetzt, ein schället Kahve getrunken von des iezigen wetters unbeständigkeit geredt [...]; unterdessen kommete H. Doctor Stockhamer und hatte etwas weniges wegen des Efendi seiner Arzneybrauchung und Cur discurrirret.“¹⁷

Wir müssen an dieser Stelle bei der Nennung Franz Stockhamers (gest. 1721) hellhörig werden, der zur Behandlung des erkrankten Janitscharenanführers gerufen worden war und sich mit Mavrokordatos im Hinblick auf dessen medizinische Behandlung konsultierte. Die Kontakte zu diesem hochrangigen Mediziner, der seit 1682 Professor an der Wiener medizinischen Fakultät und zur Zeit von Mavrokordatos' Aufenthalt sogar deren Dekan war, zeigen, dass der Grieche trotz der erschwerten Bedingungen seines Aufenthalts aktiv und erfolgreich Netzwerkbildung in der europäischen Gelehrtenrepublik betrieb.¹⁸ Denn es war der Vermittlung und Unterstützung Stockhamers zu verdanken, dass sich der Chiote um eine Mitgliedschaft in der 1652 gegründeten *Academia Leopoldina* bewerben konnte.

15 Brief Mavrokordatos an Graf Kinsky, 23. März 1689, HHStA, StAbt, Turcica I, 154, fol. 267r–268r, bes. 267v.

16 Jobst, Gesandtschaftsbericht, 316–318; vgl. das türkische Original ebd., 129–131. Der Bericht wurde von Effendi kurz nach seiner Rückkehr ins Osmanische Reich verfasst und ist in zwei Handschriften in Wien und München überliefert. ÖNB, Handschriftensammlung, H. O. 90; Bayerische Staatsbibliothek, Handschriftensammlung, Cod. Turc. 117.

17 Bericht von Lachowiz an Graf Kinsky, 31. März 1689, HHStA, StAbt, Turcica I, 154, fol. 262r–263v, bes. 263r.

18 Zu Stockhamer Ralf Bröer, *Höfische Medizin. Strukturen der medizinischen Versorgung eines frühneuzeitlichen Fürstenhofes am Beispiel des Wiener Kaiserhofes (1650–1750)*, Heidelberg 2006, 538f.

Auf die der Mavrokordatos-Forschung wohl noch unbekanntem Akte aus dem Archiv der *Leopoldina* zur Bewerbung des Griechen kann an dieser Stelle nicht ausführlich eingegangen werden.¹⁹ Sie liefert allerdings keine Auskünfte über die genauen Hintergründe dieser Bewerbung und die Motive des Bewerbers. Der Kontakt zwischen dem osmanischen Griechen und der gelehrten Vereinigung wurde aber wohl vom besagten Wiener Arzt hergestellt.²⁰ Auch das von Mavrokordatos an den Präsidenten der Akademie Johann Georg von Volckamer adressierte Bewerbungsschreiben, verfasst „in suburbio Viennae“ (vermutlich im Quartier in der Landstraße) und datiert auf den 14. September 1689, nimmt auf die Unterstützung Stockhamers Bezug.²¹

In der Akte ist zudem ein vom Antragsteller verfasster, undatierter Lebenslauf enthalten, der den Lebensweg des Anwärters knapp wiedergibt und mit seiner Entsendung als osmanischer Emissär an den Hof Leopolds endet sowie mit der lapidaren Feststellung, dass er in Wien stecken geblieben sei („etiam nunc Viennae in tractatum continuatione haeret“). Der Lebenslauf wurde im Hinblick auf das Ziel einer Aufnahme in die Akademie zumindest insofern beschönigt, als Mavrokordatos angibt, „ante septennium“ (also 1683) ins Gefängnis geworfen und seiner Besitztümer enteignet worden zu sein, weil er beschuldigt worden sei, seinen christlichen Glaubensverwandten zu sehr gewogen zu sein („Christianis confidelibus favere accusatus“). Tatsächlich war die Inhaftierung und Enteignung jedoch eine milde ausfallende Bestrafung für den ausgebliebenen Erfolg bei der Belagerung Wiens. Im Vergleich dazu bezahlte Kara Mustafa sein Versagen mit seinem Kopf. Es entsprach freilich einem Gebot der Klugheit, dass der Chiote in Wien über seine frühere Mission als Berater und Dolmetscher Kara Mustafas schwieg.²²

Man sucht im *Curriculum* auch vergeblich nach Informationen zu seiner Tätigkeit als Leibarzt bedeutender türkischer Familien, wie den Körprülüs, die ihn auf der Karriereleiter nach oben brachten, bevor er 1673 (auch wegen seiner profunden Kenntnis mehrerer europäischer Sprachen) zum Pfortendolmetscher ernannt wurde.²³ Über die ausschlaggebende Rolle dieser Tätigkeit für seine politische Laufbahn besteht jedoch kein Zweifel. Auch während der Ausübung politischer Ämter, etwa

19 Der Verfasser bereitet zusammen mit Vasilios N. Makrides eine Publikation und Edition der Leopoldina-Akte des Mavrokordatos vor, die in der Zeitschrift *Eranistis* erscheinen wird.

20 Im Protokoll der Akademie heißt es zur Aufnahme des Griechen: „Am 1. Dezember [1689] wurde mit der gütigsten Einwilligung Seiner Heiligen Kaiserlichen Majestät (Sacrae Caesareae Majestatis consensu) Herr Alexander Maurocordatus, türkischer Redner und Dolmetscher, in die Matrikel der Akademie eingeschrieben; er hielt sich zu dieser Zeit wegen der Friedensverhandlungen mit den Osmanen (Ottomanis) in Wien auf, war von Herrn Dr. Stockhamer empfohlen worden und erhielt den Beinamen Alexander magnus“. *Protocollum Academiae Caesaro-Leopoldinae Naturae Curiosorum*, Edition der Chronik der Kaiserlich-Leopoldinischen Akademie der Naturforscher, bearb. v. Uwe Müller, Danny Weber, Wieland Berg, Stuttgart 2013, 109. Für den Hinweis auf die Dokumente zu Mavrokordatos in der Leopoldina danke ich Dr. Jacob Schilling herzlich.

21 Brief Mavrokordatos an Volckamer, 14. September 1689, Archiv der Leopoldina, M1, Matrikel (Mappe), 0166. Aus dem Brief geht hervor, dass Mavrokordatos zuvor ein Schreiben Volckamers erhalten und durch Stockhamer überbracht bekommen hatte, das ihn zum Eintritt in die Akademie einlud.

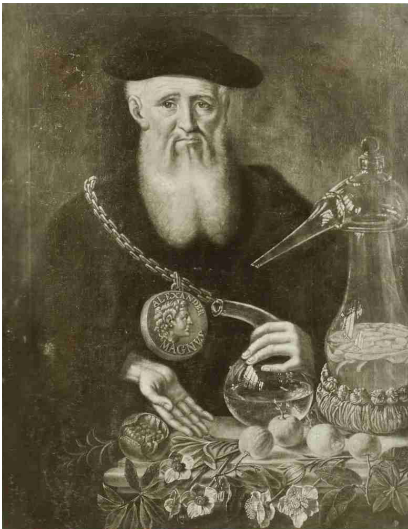
22 *Curriculum Vitae Alexandri Maurocordati*, ebd. Vgl. zur Inhaftierung des Mavrokordatos und der Beschlagnahmung seiner Güter Camariano, Alexandre Mavrocordato, 34.

23 Janos, Panaiotis Nicousios, 193.

im Heereskommando bei der Belagerung Wiens unter Kara Mustafa, konsultierte man seine medizinische Expertise.²⁴

Wenn man dem Bericht des französischen Orientreisenden Joseph Pitton de Tournefort über seine Begegnung und Unterredung mit Mavrokordatos (1700) Glauben schenkt, so praktizierte dieser (zumindest am Ende seiner Karriere) kaum mehr als Arzt. Der Grieche habe dem Franzosen veranschaulicht, dass es am osmanischen Hof (aber freilich nicht nur dort) ein großes Risiko darstelle, bedeutende Personen („les personnes d’une certaine autorité“) zu behandeln, falls die Behandlung keinen Erfolg erzielte.²⁵ Freilich betonte Tournefort ebenso, dass Mavrokordatos am Hof des Sultans gerade wegen seiner medizinischen Fähigkeiten Bekanntheit erlangt habe.²⁶

Auch ein bemerkenswertes Porträt des unter dem Cognomen „Alexander Magnus“ aufgenommenen Griechen ist in der *Leopoldina* überliefert. Es zeigt ihn im fortgeschrittenen Alter, vermutlich einige Jahre nach seiner Rückkehr von Wien nach Konstantinopel; darauf trägt er nicht die Robe eines osmanischen Staatsbeamten, sondern den schwarzen Umhang und das Barrett des Universitätsgelehrten und Naturforschers, mit Glasbehältern (Destillationsinstrumenten?) hantierend und mit der Rechten auf Pflanzen und Früchte (u. a. einen Granatapfel) zeigend. Eventuell sieht man den Griechen bei der Herstellung von Pharmazeutika (Abb. 1).²⁷ Tatsächlich



wurde das Wissen des griechischen Akademiemitglieds zu Arzneien, die im Osmanischen Reich gebräuchlich waren, rezipiert. Der einflussreiche Mediziner Georg Wolfgang Wedel (1645–1721), ebenfalls Akademiemitglied mit dem Beinamen „Hercules I.“, tauschte sich mit ihm etwa über die Eigenschaften des Betäubungsmittels *Maslach Turcorum* aus.²⁸

Abb. 1: Porträt des Alexandros Mavrokordatos, Fotografie, Archiv der Leopoldina, M1, Matrikel (Mappe),

24 Nach der Flucht des Osmanischen Heeres aus Wien und dem Rückzug nach Ofen behandelte Mavrokordatos die erkrankten Söhne des Großwesirs Kara Mustafa. Siehe Mavrokordatos, *Istoriai*, 92f.

25 Joseph Pitton de Tournefort, *Relation d’un Voyage du Levant*, 2, Amsterdam 1718, 12.

26 „Comme il a beaucoup de genie, & qu’il sçait mieux la Medicene que ceux qui s’en mêlent ordinairement dans le Serrail, il n’eut pas beaucoup de peine à y s’y faire connoître“. Pitton de Tournefort, *Relation*, 12.

27 Lediglich ein Schwarz-Weiß-Foto des Porträts ist im Archiv der Leopoldina überliefert. Die Hintergründe zur Entstehung des Bildes oder zum Überlieferungsort liegen im Dunklen. Das Porträt ist (allerdings ohne Angabe der Provenienz) abgedruckt in Wolfram Kaiser/Arina Völker, *Die ersten rumänischen Kontaktnahmen und Rezeptionen in der Academia Naturae Curiosorum*, in: *Communicationes de Historia Artis Medicinae 73/74* (1974), 179–191, bes. 181.

28 *Academiae Caesaro-Leopoldinae Carolinae Naturae Curiosorum Ephemerides*, Cent. 7–8, 1719, 136f.

Die Details des weiteren Aufenthalts von Mavrokordatos und Effendi im Habsburgerreich sind von geringer Relevanz für die vorliegende Untersuchung: Ende 1689, kurz nachdem der Grieche ehrenvoll in die Akademie aufgenommen worden war, ließ man die Gesandtschaft nur dem Schein nach abreisen, um sie bereits in Ungarn in der Grenzfestung Komárno kurzerhand festzuhalten und über 18 Monate an der Weiterreise zu hindern. Dieser Akt, der einer Geiselnahme gleichkam, verursachte nun eine ganze Flut von Beschwerde- und Bittbriefen der beiden Emissäre an den Wiener Hof. In der zweiten Jahreshälfte von 1691 begegnen wir den Emissären jedoch wieder in Pottendorf. Ihre erneute und definitive Abreise erfolgte dann im April 1692.²⁹ Der an der Abreise gehinderte Mavrokordatos schrieb übrigens an Graf Kinsky, man möge ihm zum Zeitvertreib die Werke antiker griechischer Autoren zuschicken sowie einen gebildeten Mönch, am besten vom Jesuitenorden. Beide Bitten mögen damit zusammenhängen, dass der Grieche wohl die aufgezwungene Muße nutzte, um gelehrten und historiografischen Praktiken nachzugehen.³⁰

Für seine seelsorgerische Betreuung sowie jene der weiteren Griechen in seinem Gefolge war ihm hingegen vermutlich bereits in Konstantinopel ein griechisch-orthodoxer Beichtvater mitgegeben worden, der für die Konstitution einer griechischen Konfessionsgemeinde in Wien eine zentrale Rolle spielen sollte. Die von osmanischen Fernhändlern griechisch-orthodoxen Bekenntnisses dominierte Griechengemeinde in Wien erinnerte sich 1761 an den – mit Unterbrechung – mehrere Jahre dauernden Aufenthalt des Mavrokordatos in der kaiserlichen Residenzstadt und betrachtete ihn sogar als ihre Geburtsstunde. Weil die „griechischen Handelsmänner“ in Wien Mitte des 18. Jahrhunderts in einen heftigen Streit mit der serbischen Metropole von Karlowitz verstrickt waren, war es ihnen äußerst wichtig hervorzuheben, dass die vom Gesandten für sie geleistete Bereitstellung seines Beichtvaters und einiger Messgeräte zeitlich vor oder zumindest zeitgleich mit dem historischen Ereignis stattgefunden hatte, das zur Gründung der Metropole führte: Die Rede ist von der massenhaften Einwanderung von mehreren Zehntausend ostorthodoxen Serben (dem sog. „großen Serbenzug“) 1690 mit dem Rückzug des habsburgischen Heeres,

29 Siehe den kaiserlichen Geleitbrief für die abreisenden Gesandten, 29. November 1689, HHStA, StAbt, Turcica I, 154, fol. 63r–63v. Die Protestbriefe der in ihrer Immunität als Gesandte verletzten Emissäre setzen im Februar 1690 ein und erstrecken sich bis in den Juli 1691. Im September 1691 waren die Osmanen wieder in Pottendorf, siehe Hurmuzaki, Documente, 311f., 378–380, 386. Camariano geht irrtümlich von einem durchgehenden vierjährigen Wienaufenthalt aus: „Pendant son long séjour de plus de quatre ans dans la capitale d’Autriche“. Camariano, Alexandre Mavrocordato, 37. Vgl. zur erneuten Abreise aus Wien den Geleitbrief von Graf Kinsky für die Emissäre, 16. April 1692, in: Hurmuzaki, Documente, 406f.

30 „La supplico di mandarmi qualche volta in forma di mendico qualche prudente, e dotto religioso; se a me toccasse d’elegere, desiderarei che fosse della religione di giesù del quale sono aglievo, ma sia di qualsiasi delli mendicanti a suo beneplacito. [...] La supplico di fauorirmi delli libri greci secondo la lista data al Sig^{re} Commissario, mi fara gran gratia solleuandomi con la lettura di quelli in questa mal compagnata solitudine“. Brief Mavrokordatos an Kinsky, 11. Oktober 1691, in: Hurmuzaki, Documente, 395–397, bes. 396. Es folgt die Liste mit folgenden antiken Autorennamen: Thukydidēs, Xenophon, Dionysios von Halikarnassos, Cassius Dio, Diodorus Siculus, Appianus, Josephus, Herodot und Demosthenes. Ebd., 397. Zu den von Mavrokordatos hinterlassenen historiografischen Werken Camariano, Alexandre Mavrocordato, 18f.

die vom Metropolit von Peć, Arsenije III. Crnojević (Amtszeit 1690–1706), geleitet wurde.³¹

In dieser Quelle aus den 1760er-Jahren (ebenso wie in Quellen aus den 1720er-Jahren) ist Mavrokordatos' Beichtvater Gabriel als erster Gemeindegeistlicher fassbar. Es bleibt aber unklar, wo Mavrokordatos seine Privatkapelle unterhielt, von der die Wiener Georgsgemeinde später zu berichten wusste, und ob sie überhaupt einen festen Sitz (in der Landstraße oder in Pottendorf oder an beiden Standorten?) hatte. Es liegen lediglich Informationen zu weiteren Griechen in seinem Gefolge vor, die wohl ebenfalls deren konfessionelles Dienstleistungsangebot in Anspruch nahmen, etwa sein Schwager Chrisokolos Chrisokoleos und sein Cousin Antonakis Kremeniti.³² Offen muss an dieser Stelle auch bleiben, wie sich spätere osmanische Gesandtschaften ins Habsburgerreich und dessen Hauptstadt, zu denen es etwa im Rahmen der Friedensverhandlungen von Karlowitz kam, auf die Entwicklung der griechischen Konfessionsgemeinde auswirkten und welchen Beitrag Mavrokordatos leistete.³³

31 „Nachdem der seit vieller Jahren noch her von Ottomanischer Pforte anhero nacher Wienn abgeschickte Alexander Exaporiton griechischer Religion mit Seinem deto Beicht-Vatter Gabriel genant allhier noch keine von demzufolge der von Ihro Kayl Königl. Maytt. Leopoldo Allerhochsten Gedächtnußes A° 1690 ergangenen Allergdsten Berufung aus Turkey herüber getrettenen Rätzischen Patriarchen Arsenio Czernöevich der so langen Weile, wenigstens um deren herauf kommanden und hierdurch passirenden Glaubens Anverwandten Willen angelegte Kapell fand; So wurde Er andurch bezwungen, aus Einem Zimmer der Ihme damahls eingeräumten Wohnung Eine würcliche Kapel zu formiren“. Denkschrift der Georgsbruderschaft für den russischen Botschafter, 3. Dezember 1761, HHStA, StAbt, Türkei I 228-3, §1. Das hier erwähnte Privileg Leopolds I. (*Privilegium Leopoldinum*) sanktionierte die serbische Einwanderung und die Religionsprivilegien der Einwanderer. 6. April 1690, HHStA, Ungarische Akten, 196/197, Allgemeine Akten, Fasc. 196, fol. 1r–3v.

32 Lachowitz, wie Anm. 8 oben. In einem Dokument vom November 1688, das die Wünsche der Emissäre hinsichtlich ihrer Unterkunft und Verpflegung in Pottendorf vorträgt, ist von einem Altar am „Eingang in die grosse Stuben“ die Rede, wo Mavrokordatos seinen Gottesdienst verrichten wollte. Siehe *Puncta. So von denen Türkhischen Herrn Abgesandten umb deren beßerer accomodirungs-willen beygebracht worden*, 4. November 1688, HHStA, Turcica I, 153, fol. 79r–82v, bes. 79r.

33 In meinen Quellenrecherchen konnte ich keine Anhaltspunkte für einen weiteren Wien-Aufenthalt des Mavrokordatos in den Jahren 1697/98 finden, von dem in der Forschungsliteratur bisweilen zu lesen ist. Er ist angesichts der Chronologie auch schwer vorstellbar. Im Dezember 1697/Januar 1698 führte Mavrokordatos in Adrianopel mit dem englischen Gesandten Paget Sondierungsgespräche, die dann zur Konferenz von Karlowitz führten, an der Mavrokordatos als osmanischer Chefunterhändler vom Oktober 1698 bis März 1699 teilnahm. Siehe Gounaris, *The Turks*, 4 und *Theatrum Europaeum* 15, Frankfurt am Main 1707, 387, 517. Ein Brief des Mavrokordatos an Paget vom 30. September 1699 belegt für diesen Zeitpunkt seine Anwesenheit in Konstantinopel. Hurmuzaki, *Documente*, 455. Zum Zweck der Implementierung des Friedensvertrages kam es zu einer weiteren osmanischen Gesandtschaft unter Leitung von Ibrahim Pascha, die in Wien am 20. Januar 1700 einzog, ihre Unterkunft im *Goldenen Lamm* nahm und am 30. Oktober 1700 wieder abreiste. Siehe *Theatrum Europaeum* 15, 714f., 721; Perger/Petritsch, *Der Gasthof*. In diesem Bericht ist von einer Beteiligung Mavrokordatos' oder anderer Griechen nighends die Rede.

2. Georgios Trapezuntios (auch Hypoménas genannt): Vom Hofarzt in Bukarest zum Vorsteher und Vorkämpfer der griechisch-orthodoxen Georgsbruderschaft in Wien

Die Anfänge der von griechisch-orthodoxen Händlern aus dem Osmanischen Reich dominierten Bruderschaft zum Hl. Georg in Wien sind wenig erforscht. Der Überlieferung nach wurden die Fundamente dieser Gemeinde während des Aufenthalts des Pfortendolmetschers Alexandros Mavrokordatos in Wien (1688–1692) gelegt. Dokumentiert wird dies aber erst mit großem zeitlichen Abstand in Quellen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, wohingegen unsere Analyse der Quellen zu Mavrokordatos' Aufenthalt in der kaiserlichen Residenzstadt nur dahingehend Indizien lieferte. Die Frühgeschichte der Griechengemeinde in Wien verbleibt deshalb weiterhin im Dunklen.³⁴

Ungeachtet dieser ungünstigen Überlieferungssituation lassen sich drei Faktoren beschreiben, die den Rahmen dieser Gründungsgeschichte stark beeinflusst haben dürften. Von herausragender Bedeutung für die Entwicklung der ostorthodoxen Konfessionskultur auf habsburgischem Boden war 1690 die massenhafte Einwanderung von mehreren Zehntausend ostorthodoxen Serben. Die Gründung einer serbischen Metropole in Karlowitz ging unmittelbar daraus hervor. Weiters war es der Wille der habsburgischen politischen Führungsrige nach dem Frieden von Karlowitz (1699) – und ebenso erneut nach dem Frieden von Passarowitz (1718) – den bilateralen Handel zwischen dem Heiligen Römischen Reich und dem Osmanischen Reich zu fördern und die hieraus sich entwickelnde Zuwanderung „griechischer Handelsmänner“ nach Wien und in andere Reichsterritorien zu legitimieren, wenn nicht sogar aktiv zu fördern. Schließlich ging aus diesen beiden Entwicklungen ein Zustand des Wettbewerbs und Konflikts zwischen der Metropole von Karlowitz und dem als Laienbruderschaft organisierten Zusammenschluss osmanischer Händler in der besagten Georgskonfraternität hervor. Das von Anna Ransmayr identifizierte älteste rechtliche Dokument, das die Existenz dieser Bruderschaft attestiert und ihr religiöse Privilegien (das *exercitium religionis*) zuerkennt, wurde am 9. Juni 1726 vom Hofkriegsrat ausgestellt, dessen Präsident bis zu seinem Tod 1736 der „Held“ der Türkenkriege, Prinz Eugen von Savoyen, war. Im besagten Dokument ist zudem von einem älteren Privileg die Rede.³⁵

³⁴ Dies spiegelt auch der Forschungsstand wider. Der Gemeinde/Bruderschaft zum Hl. Georg für osmanische Untertanen gesellte sich die 1787 gegründete Gemeinde zur Hl. Dreifaltigkeit für habsburgische Untertanen hinzu. Wo die Geschichte dieser beiden Gemeinden für das späte 18. und 19. Jahrhundert sehr gut erforscht ist, zitieren die einschlägigen Arbeiten, wenn es um den Gründungsakt der Georgsbruderschaft während Mavrokordatos' Aufenthalt geht, ältere Literatur und keine unmittelbaren Quellen. Siehe Sofrionios Evstratiadis, *O en Biénni naós tou Αγίου Γεωργίου και η κοινότης των Οθωμανών υπηκόων*, Alexandria 1912, 6f.; Emanuel Turczynski, *Die deutsch-griechischen Kulturbeziehungen bis zur Berufung König Ottos*, München 1959, 90; Seirinidou, *Έλληνες*, 275f.; Ransmayr, *Untertanen des Sultans*, 38f.

³⁵ Der Wortlaut des Privilegs lautet wie folgt: „Türckhi: unterthanen und forestiers der Griechi: Religion allhier umb Manutenenz in puncto exercitii religionis und daß Sie keines weegs hierin fahls möchten beeinträchtigt werden. Beschl: Denen Supplicanten widerumb hinaus zu geben, und lasset man es bey dem exercitio allhier suae religionis, auch als gebräuchiger pflegung ihres gebetts auf arth: und weiß, wie solches Ihnen Allergdst zugestanden worden, ferners bewenden, also das Sie darinen ohngekränckther Continuiren

Schweigen die Quellen also hinsichtlich der Geschichte der Georgsgemeinde in Wien für die Zeit vor 1726, so werden sie ab diesem Zeitpunkt aussagekräftiger und führen zum zweiten uns hier interessierenden Mediziner, Georgios Trapezuntios und zu seiner medizinisch-akademischen Laufbahn.

Trapezuntios, dessen Name eine Herkunft aus Trapezunt (am Schwarzen Meer) vermuten lässt und dessen Nachname auch als Hypoménas überliefert ist, war um 1690 in der Bukarester Akademie Student des bedeutenden griechischen Gelehrten Sebastos Kyminites (1630–1702). Später studierte er mit einem fürstlichen Stipendium in Padua Medizin. Vor seiner Zeit in Wien war er in Bukarest am Hof des Fürsten der Walachei, Konstantin Brankovan (auch Brâncoveanu, Amtszeit 1688–1713), sowie später am selben Hof unter dem Parvenüfürsten Nikolaos Mavrokordatos (Amtszeit 1716, 1719–1730) – dem Sohn des Alexandros – angestellt. Der ehemalige Sekretär Brankovans, der Florentiner Anton Maria del Chiaro, lobt in seinem Geschichtswerk *Istoria delle moderne rivoluzioni della Valacchia* (Venedig 1718) nicht bloß Trapezuntios' Fähigkeiten als Leibarzt, sondern auch seine unverbrüchliche Treue gegenüber der Familie des 1713 von der Pforte abgesetzten und in Konstantinopel enthaupteten Brankovan. Er habe trotz des expliziten Verbots des Nachfolgers Brankovans, Stephanos Cantacuzino, die Töchter des Hingerichteten medizinisch betreut und sich um sie gekümmert.³⁶ Aus Dankbarkeit hierfür habe die Witwe des gestürzten Fürsten, Marica Brankovan (gest. 1729), ihn deshalb noch vor 1718 als ihren Agenten nach Venedig und Wien entsandt.³⁷ Wo del Chiaro also eine oder mehrere Reisen des Trapezuntios in diese beiden Städte verbürgt, erfahren wir aus den Paratexten eines griechischen Drucks von 1719, dass Trapezuntios in dieser Zeit auch als Lehrer an der Bukarester Akademie tätig war. Gemeint ist der bereits im Titel Ciceros *De officiis* nachempfundene Fürstenspiegel *Peri tou Kathikontos* (Über die Pflichten) aus der Feder des gelehrten Fürsten Nikolaos Mavrokordatos, in dessen Paratexten die Beteiligung des Trapezuntios an der Redaktion lobend erwähnt wird.³⁸

Kommen wir nun auf das Dokument zu sprechen, mit dem die Georgskonfraternität und ihr Konflikt mit der serbischen Metropole von Karlowitz ab 1726 plötzlich und sogleich lebhaft in Erscheinung treten. Dabei handelt es sich um eine Informationssammlung, die von einer unbekanntenen Person in der Form eines

khönnen, und bey Ihnen beschehend widerigen Zuemuethung es zu erkhanthus: und fürkherung des weitheren anzuzeigen haben. v. Rechron Wienn den 9t: Junii“, OeStA/KA ZSt HKR HR Bücher 581 exp., fol. 844, abgedruckt in: Ransmayr, Untertanen des Sultans, 45.

36 Anton Maria Del Chiaro, *Istoria delle moderne rivoluzioni della Valacchia*, Venedig 1718, 191. Hier auch die Information, dass er auf Kosten Brankovans in Padua Medizin studierte; vgl. Ariadna Camariano-Cioran, *Les academies princières de Bucarest et de Jassy et leurs professeurs*, Thessaloniki 1973, 294.

37 Del Chiaro, *Istoria*, 191, (Hervorh. i. O.).

38 Das Frontispiz erwähnt seine Beteiligung an der Textredaktion und es ist im Widmungsbrief von ihm als Lehrer der Bukarester Akademie die Rede („Γεώργιος Τραπεζούντιος διδάσκαλος της εν Βουκουρεστίω αυθεντικής σχολής“). Siehe Émile Legrand, *Bibliographie Hellénique ou description raisonnée des ouvrages publiés par des Grecs au dix-huitième siècle*, 1, Paris 1918, 153–155. Vgl. zum Fürstenspiegel des Nikolaos Mavrokordatos Nikolaos Pissis, *Ο Νικόλαος Μαυροκορδάτος ως αναγνώστης του Μακιαβέλλι* in: Nikos Mavrelas (Hg.), *Από τη Χίο στην Πόλη και τη Μολδοβλαχία. Η αρχή μιας δυναστείας: Αλέξανδρος Μαυροκορδάτος ο εξ Απορρητών (1641–1709) και Νικόλαος, Ηγεμόνας Μολδοβλαχίας (1680–1730)*, Athen 2021 (i. D.).

Tagebuchs angelegt wurde und Interna aus dem Binnenraum der Georgsbruderschaft berichtet. Offensichtlich im Auftrag des Metropoliten von Karlowitz, Mojsije Petrović (Amtszeit 1726–1730), und kurz nach dessen Amtseinführung hatte der anonyme Informant belastendes Material gegen Georgios Trapezuntios (Γεώργιος Τραπεζούντιος), dessen Kollegen und zweiten Vorsteher Demetrios Paraskowitz (Δημήτριος Παράσκοβιτζ), einem Händler aus Konstantinopel, sowie weitere Personen aus dem Kreis der Georgsbruderschaft gesammelt und unter Angabe des genauen Datums festgehalten.³⁹ Beim greisen Geistlichen der Bruderschaft namens Gabriel („τον παπά Γαβριήλ τον γέροντα“), der im Dokument Erwähnung findet, wird es sich, da ein gleichnamiger Geistlicher des Mavrokordatos in anderen Quellen überliefert ist, um den vom Emissär der Pforte 1692 zurückgelassenen Beichtvater handeln.⁴⁰ Das von Charalampos Papastathi edierte Dokument von 1726/27 erwähnt übrigens auch die medizinische Profession des Trapezuntios. Es ist an einer Stelle von ihm als „Ιορδάκην ιατρόν τον εκ Τραπεζούντος/dem Arzt aus Trapezunt“ die Rede.

Es ist unklar, ob diese Informationen nach Karlowitz geschickt wurden, um die Anführer der Georgsbruderschaft und deren Gefolge gegenüber dem Patriarchen in Konstantinopel oder aber gegenüber der habsburgischen Obrigkeit in Misskredit zu bringen (beide Instanzen wurden in diesem Konflikt und auch bei dessen Neuauflage in späteren Jahrzehnten von beiden Streitparteien eingeschaltet). Zentrales Anliegen war aber unzweifelhaft, die Suprematie von Karlowitz über die Georgsbruderschaft durchzusetzen und hierfür die Protagonisten aus ihrer Mitte als Unruhestifter zu delegitimieren.⁴¹ Um Trapezuntios in ein schlechtes Licht zu stellen, kamen unterschiedliche Vorwürfe zur Sprache. Einmal ist von ihm als Diener oder Handlanger seiner Herrin in Bukarest (also der 1729 verstorbenen Marica Brankovan) die Rede („ένα υπηρέτην της κυρίας του“).⁴² Dann wiederum wurde ausführlich von seinen Praktiken berichtet, durch die er die Bruderschaftsmitglieder gegen ihren (vermeintlichen) Oberhirten in Karlowitz in Aufruhr gebracht habe. Ja sogar eine Neigung zur Union mit den Katholiken wurde ihm nachgesagt, wobei auch Trapezuntios seinen Widersachern unterstellte, der Union mit Rom den Weg bereiten zu wollen; er verunglimpfte sie als Uniaten/„ουνιάτοι“ und Papisten/„παπίστας“.⁴³ Auch an proto-nationalistischen Ressentiments fehlte es auf beiden Seiten nicht, die im Verlauf dieser Auseinandersetzung zwischen Griechen und

39 Siehe die auf Neugriechisch verfasste Quelle, die aus dem Archiv der Metropole von Karlowitz stammt und deren Einträge sich von Januar 1726 bis März 1727 erstrecken, in Charalambos Papastathi, Un document inédit de 1726–1727 sur le conflit helléno-serbe concernant la chapelle grecque à Vienne, in: *Balkan Studies* 24 (1983), 581–607. Die ältesten erhaltenen Quellen aus dem Archiv der Gemeinde zum Hl. Georg in Wien sind Mietzinsquittungen für die von der Bruderschaft angemieteten Räumlichkeiten, für den Zeitraum von St. Georgi 1725 bis St. Georgi 1727, wobei die Quittungen von „Demetrio Parašcowitz“ und „Georg Trapešunzio“ signiert sind. Siehe die Quittungen in Archiv Hl. Georg, Wien, AHG, G48, F2.

40 Eintrag vom Januar 1726, Papastathi, Un document, 588.

41 Siehe zu den Streitigkeiten zwischen der Metropole von Karlowitz und der Georgsbruderschaft in Wien, die letztendlich erst durch das Privileg Maria Theresias zugunsten der Bruderschaft von 1776 endgültig beigelegt wurden, ausführlich Ransmayr, Untertanen des Sultans, 37–57.

42 Papastathi, Un document, 600.

43 Eintrag vom 20. Januar 1727, ebd., 596. Die Beschuldigung, die Union mit Rom anzustreben, wäre vor allem folgenschwer gewesen, falls die Informationen dem ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel zugespielt worden wären.

Serben zum Vorschein kamen, wobei nicht zu vernachlässigen ist, dass viele der in Wien tätigen osmanischen Händler bzw. viele Bruderschaftsmitglieder serbischer Abstammung waren oder anderen slawischen Sprachgemeinschaften angehörten. Dass Trapezuntios es dem Gemeindegeistlichen untersagt haben soll, Seelenmessen für serbische Kaufleute zu zelebrieren, belegt nur, dass diese in den rituellen Praktiken und seelsorgerischen Dienstleistungen der Gemeinde bisher einen festen Platz hatten.⁴⁴

Der Priester Gabriel, der ebenso wie der zweite in der Quelle erwähnte griechische Geistliche der Bruderschaft namens Germanos dem Metropoliten Gehorsam leisten wollte, habe Trapezuntios wegen seines Verhaltens zur Rede gestellt, wobei dieser ihm entgegnet habe, dass die Gründung der Kirche („εκκλησίαν“) allein auf seinen Anstrengungen beruhe („εγώ μοναχίς μου την έκαμα“) und dass diese für die Händler aus der Türkei gegründet worden sei („δια τους πραγματευτάς όπου έρχονται από τα μέρη της Τουρκίας“). Rechenschaft sei er ohnehin allein dem Kaiser, Prinz Eugen und dem Bischof von Wien schuldig, die ihn unterstützten.⁴⁵ Dass sich Trapezuntios hier auf die Unterstützung des Wiener Bischofs Kollonitsch beruft, zeigt, dass er gute Beziehungen zur katholischen Kirche unterhielt. Die Beschuldigungen, die der Gemeindevorsteher wiederholt gegenüber den Serben vorbrachte, wonach sie die Union mit den Katholiken anstreben würden, erscheinen deshalb unaufrichtig.⁴⁶ Den von serbischer Seite erhobenen Vorwurf, dass die Griechen in ihren Gottesdiensten nicht den Kaiser commemorierten, habe man damit pariert, dass die Christen in Konstantinopel auch nicht den Sultan commemorieren bräuchten; was zeigt, dass die Georgskapelle als Pendant zu den Legationskapellen christlicher Mächte am Bosphorus aufgefasst werden wollte.⁴⁷

Ein letztes pikantes Detail aus der Informationssammlung von 1726/27 veranschaulicht wiederum Trapezuntios' Selbstinszenierung als Gelehrter, als *Iatrophilosoph*, als Mediziner und allgemein in den Humaniora gebildeter Mensch. Damit bezweckte er, sich gegenüber seinem Widersacher, dem Metropoliten Petrović, zu profilieren. Wo Petrović nur Serbisch spreche und schreibe, beherrsche er Griechisch und Latein und sei sehr gebildet – ein *philosophos* („ηξεύρω ρωμαίικα, και λατινικά, και είμαι φιλόσοφος“).⁴⁸ Trapezuntios beschränkte sich übrigens in Wien nicht auf seine Tätigkeiten als Mediziner oder Gelehrter. Er war auch als Händler tätig wie

44 Eintrag vom März 1727, ebd., 605. Zu den proto-nationalistischen Spannungen zwischen raecofonen und slawofonen Mitgliedern anderer griechisch-orthodoxen Migrantengemeinden im Habsburger-Reich (in Ungarn und in Triest) siehe Olga Katsiardi-Hering, *Ήλληνική παροικία τής Τεργέστης*, 2 Bde., Athen 1986, 115; Ödon Füves, *Görögök Pesten (1686–1931)* [Die Griechen in Pest], unveröffentlichte Habilitationsschrift an der Universität Budapest, übers. ins Deutsche von Andrea Seidler, Budapest 1972, 66f.

45 „μήτε έχει να δώσει κανενός δια τούτο λογαριασμόν, εμή του Κέσαρος, του πρίντζιπ Ευγένιου, και του επισκόπου της Βιέννης, από τους οποίους έχει και άδειαν“. 26. Januar 1726, Papastathi, Un document, 588.

46 Ransmayr, Untertanen des Sultans, 43f.

47 Eintrag vom 1. März 1727, Papastathi, Un document, 605. Bis ins 20. Jahrhundert pochte man in der Gemeinde zum Hl. Georg auf den Status als Gemeinde osmanischer Untertanen und gestaltete auf dieser Grundlage die Beziehungen sowohl zur Gemeinde zur Hl. Dreifaltigkeit, die von Griechisch-Orthodoxen mit habsburgischer Untertanenschaft besucht wurde, als auch allgemein zur Einwanderungsgesellschaft. Siehe Ransmayr, Untertanen des Sultans.

48 Papastathi, Un document, 605 (Eintrag vom 22. Februar 1727).

die meisten seiner Mitbrüder aus der Konfraternität.⁴⁹ Die Streitigkeiten zwischen Karlowitz und der Georgsbruderschaft, deren Mitgliederzahl damals noch sehr überschaubar gewesen sein dürfte, wurden 1727 durch ein Machtwort des Patriarchen von Konstantinopel, Paisios II. (Amtszeit 1726–1732), zugunsten der serbischen Seite einstweilen beigelegt. Der Vorwurf, dass die serbische Geistlichkeit nach der Union strebe, wurde von ihm vehement zurückgewiesen.⁵⁰ Ob Trapezuntios, dessen Karriere als Hofmediziner in Bukarest seinen Aufstieg in die walachische/griechische Elite ermöglicht hatte, auch in Wien seinen Medizinerberuf praktizierte, ist in den Quellen nicht überliefert.

3. Johann Nikolides von Pindo: Medizinerkarriere, Arzt der Wiener Griechengemeinde und der Rückimport medizinischen Wissens ins Osmanische Reich

Im Unterschied zu den beiden Ärzten, die bisher behandelt wurden, begann die Karriere von Johann (Ioannis) Nikolides (auch Nikolaides) von Pindo (1737/1745–1828) erst nach seiner Migration nach Wien. Waren Mavrokordatos und Trapezuntios, die beide in Padua Medizin studiert hatten, durch ihre Tätigkeiten als Leib- und Hofärzte der osmanischen Herrscherelite zu Einfluss und zu diplomatischen/politischen Ämtern gelangt, können wir Nikolides bereits zum Beginn seines Medizinstudiums in Wien nachweisen. Er stammte aus jener Bergregion im Pindus und gehörte jener sprachlichen Minderheit der Aromunen an, aus deren Mitte ein Großteil der in Wien tätigen „griechischen Handelsmänner“ stammte. Er wurde im Bergdorf Gramousta geboren, an der heutigen Grenze zwischen Albanien und Griechenland.⁵¹ Nach Abschluss seines Medizinstudiums mit einer Dissertation zur Entstehung des Eiters im Körper (*Dissertatio inauguralis physiologico-medica sistens*

49 Trapezuntios' kommerzielle Tätigkeiten sind in einer Urkunde des von Karl VI. unterstützen Wiener „Konstantinsordens“ belegt, an dessen Spitze der Hochstapler und angebliche Nachfolger byzantinischer Kaiserdynastien Ioannes IX. Paleologos (alias Jean Antoine Lazier aus Aosta) stand. Zum Handelsprivileg, das dem Trapezuntios und auch seinen Brüdern Gregorios, Konstantinos und Ioannes vom Konstantinsorden verbrieft wurde, vom 1. Juli 1723, siehe Christian Gastgeber, Wien und das neubegründete Imperium Romano-Byzantium (1720–1738). Der selbst ernannte Großmeister des Konstantinischen Ritterordens des Heiligen Georg Johannes IX. Antonius I. Flavius, Angelus, Comnenus, (Ducas), Lascaris, Paleologus, in: Falko Daim u. a. (Hgg.), Menschen, Bilder, Sprache, Dinge. Wege der Kommunikation zwischen Byzanz und dem Westen Bd. 2: Menschen und Worte. Byzanz zwischen Orient und Okzident, Mainz 2018, 359–382, bes. 360.

50 Dazu Ransmayr, Untertanen des Sultans, 46.

51 Zu den in der Gebirgsregion zwischen den heutigen Staaten Griechenland, Albanien und Nordmazedonien siedelnden, zunächst der nomadischen Viehwirtschaft nachgehenden, sich in der Frühen Neuzeit gräzisierungstenden Gruppe der Aromunen und ihrer Bedeutung für die griechisch-orthodoxe Handelsniederlassung in Wien siehe: Demeter Peyfuss, Balkanorthodoxe Kaufleute in Wien. Soziale und nationale Differenzierung im Spiegel der Privilegien für die griechisch-orthodoxe Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit, in: Österreichische Osthefte 17 (1975), 258–268; ders., Die Druckerei von Moschopolis, 1731–1769. Buchdruck und Heiligenverehrung im Erzbistum Achrida, Wien/Köln 1996; Maria Stassinopoulou, Βαλκανική πολυγλωσσία στην αυτοκρατορία των Αψβούργων τον 18ο και 19ο αιώνα. Ένα γοητευτικό φαινόμενο και οι δυσκολίες των εθνικών ιστοριογραφιών, in: Maria Christina Chatziioannou/dies. (Hgg.), Διασπορά – Δυκτία – Διαφωτισμός (τετράδια εργασίας 28), Athen 2005, 17–32; Seirinidou, Έλληνες, 34f.

pyogoniam) wurde er 1780 von Kaiser Joseph II. zum Arzt der griechisch-orthodoxen Migrantengemeinde in Wien ernannt:

„Nach dem Studienabschluss habe der Kaiser [Joseph II.] beschlossen, den trefflichen Doctor sogleich zu belohnen: es befänden sich so viele Griechen in der Residenz, welche der deutschen Sprache unkundig, nur schwer ärztliche Hülfe fänden, und ertheilte ihm deßhalb die Erlaubniß in Wien seine practische Arzneykunde auszuüben, ernannte ihn auch zum ersten Doctor der griechischen Religionsverwandten.“⁵²

Gab es zum Zeitpunkt des Wienaufenthalts von Mavrokordatos eigentlich noch kaum eine Präsenz „griechischer Handelsmänner“ und war in den 1720er-Jahren unter Trapezuntios' Vorstandschaft, die Mitgliederzahl noch sehr überschaubar gewesen, so war in den letzten Dekaden des 18. Jahrhunderts die Niederlassung griechischer Händler in Wien, wie Anna Ransmayr rekonstruiert hat, erheblich angewachsen und zählte an die 1.000 Personen.⁵³ Neben dem Spital der Barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt, das einen guten Ruf genoss und von den „Griechen“ bevorzugt für medizinische Dienstleistungen aufgesucht wurde, wird auch Nikolides nicht wenige Patient*innenbesuche aus dieser Migrantengruppe erhalten haben. Auch seine Tätigkeit als Hauslehrer für die Kinder einflussreicher griechischer Händler, die er in der griechischen Sprache unterrichtete, ist belegt. Dies zeigt einmal mehr die humanistische Seite der sich als *Iatrophilosophen* verstehenden griechischen Mediziner.⁵⁴ Wegen seiner Verdienste wurde er zusammen mit seinem Neffen Stergijo 1791 von Kaiser Leopold II. in den Adelsstand erhoben und durfte fortan das Prädikat „von Pindo“ oder „de Pindo“ verwenden. Sein Wappen, das er am Anfang seiner Abhandlung über Geschlechtskrankheiten von 1794 abdrucken ließ, zeigt einen schroffen Gebirgszug (eventuell das Pindusgebirge) und an dessen Fuß eine sich windende Schlange, wohl als Symbol des medizinischen Berufsstandes.⁵⁵

Zum Nutzen seiner Landsleute verfasste Nikolides von Pindo einen Traktat über Geschlechtskrankheiten auf Neugriechisch („*απλά ρωμαϊκά*“), den er auf eigene Kosten im Verlagshaus Baumeister drucken ließ. Auf dem Titelblatt wird der Autor als Angehöriger des Adelsstandes des Heiligen Römischen Reiches bezeichnet, ferner als *Iatrophilosoph* und Lehrer der Medizin, praktizierender Arzt, Angehöriger des Ärztevereins und der Universität in Wien.⁵⁶ Als Vorlage für seine Abhandlung diente

52 Nachruf auf Nikolides von Pindo von „P. D.“, in: Neues Archiv für Geschichte, Staatenkunde, Literatur und Kunst, Wien 1829, 820. Vgl. Nikos Siokis, Ο Γραμματιστιάνος ιατροφιλόσοφος Ιωάννης Νικολίδης ο Πίνδος (1737–1828), in: *Elimiaka* 56 (2006), 26–36.

53 Ransmayr, *Untertanen des Sultans*, 282f.

54 Zu Pindos' Tätigkeit als Hauslehrer im Haushalt von Nikolaos Patziazi: Seirinidou, *Έλληνες*, 162.

55 Zu vergleichen ist das gedruckte Wappen im Traktat Pindos von 1794 mit dem gemalten aus dem Reichsadelsarchiv. Siehe AT-OeStA/AVA Adel RAA 294.15; Seirinidou, *Έλληνες*, 162.

56 „εκ της Τάξεως των Ευγενών του ιερού Ιμπερίου των Ρωμάνων, Ιατροφιλοσόφου και Διδασκάλου της Ιατρικής, έτι δε και πρακτικού Ιατρού και του εν Βιέννη της Αουστρίας των Ιατρών Συλλόγου και της Ακαδημίας Μέλους“ (Johann Nikolides von Pindo, *Ερμηνεία περί του πώς πρέπει να θεραπεύεται το Γαλλικόν Πάθος, ήγουν η Μαλαφράντζα. [...] Τυπωμένον με έξοδά του*, Wien 1794). Vgl. Konstantinos Sp. Staikos, *Die in Wien gedruckten griechischen Bücher 1749–1800/Τα τυπωμένα στη Βιέννη ελληνικά βιβλία*

der Traktat seines Lehrers Baron Anton von Störck (1731–1801), dem Leibarzt Maria Theresias, mit dem Titel *Von der Lustseuche oder der venerischen Krankheit*. Dieser Text erschien in Störcks zweibändigem Werk *Medicinisch-praktischer Unterricht für die Feld- und Landwundärzte der österreichischen Staaten* (Wien 1776). Die intertextuelle Beziehung zwischen den beiden Abhandlungen ist allerdings kompliziert. Schon allein der viel größere Umfang von Pindos Werk vergegenwärtigt, dass es sich um mehr als eine bloße sprachliche Übersetzung handelt. Wo Störcks Traktat 30 Druckseiten zählt, umfasst jener des Griechen an die 700. Störcks Vorlage wurde in der neugriechischen Fassung in Kapitel unterteilt, die textlich angereichert sind und sich um eine auch für Laien zugängliche einfachere Sprache bemühen. Auch der Korpus an Rezepten und Arzneien wurde stark modifiziert und erweitert. Ferner werden in Teil II der Schrift des Nikolides von Pindo Fallbeispiele zur Therapie von Geschlechtskrankheiten bei Männern und Frauen behandelt, die unmittelbar aus seiner medizinischen Praxis stammten.⁵⁷

Wie für die neugriechischen Bücher typisch, die ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vermehrt in Wiener Druckereien erschienen, war auch dieses Werk primär für den Absatzmarkt in den griechischen Siedlungsgebieten des Osmanischen Reiches bestimmt. Im Vorwort erläutert der Autor, dass er von zahlreichen befreundeten Griechen („Φίλοι Ρωμαίοι“) sowohl in Wien als auch in der Ferne zur Drucklegung des Werks angespornt und aufgefordert worden sei.⁵⁸ Für seinen historischen und epistemischen Kontext nicht untypisch präsentiert Nikolides von Pindo als Ursache für die Syphilis (die „venerische Lustseuche“ oder „Franzosenkrankheit“ bzw. das „Γαλλικόν Πάθον“ oder „Μαλαφράντζα“) und weitere mit ihr in Verbindung gebrachte Krankheitstypen eine altüberkommene medizinische Ätiologie. Gemäß der galenischen Physiologie und Humorallehre und der damals gängigen Infektionstheorie würden die dargestellten Krankheitsverläufe durch einen Giftstoff (dem „venerischen Gift“ bei Störck und dem „αφροδισιακόν Φαρμάκι“ bei Nikolides von Pindo) übertragen, der sich auf die Balance der vier Körpersäfte krankheitsbildend auswirke.⁵⁹

1749–1800, Palaio Psychiko 1995, 220–223; Georgios Polioudakis, Die Übersetzung deutscher Literatur ins Neugriechische vor der Griechischen Revolution von 1821, Frankfurt a. M. 2008, 34f.

57 Siehe v.a. Pindo, *Ερμηνεία*, 33–35, 38f., 281–284. Zu Störck siehe Constantin von Wurzbach, *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich* 39, Wien 1879, 117–122.

58 Pindo, *Ερμηνεία*, 24. Auf die Bedeutung Wiens als Verlagsort neugriechischer Bücher und Zeitungen kann hier nicht eingegangen werden. Siehe hierzu Turczynski, *Deutsch-griechische Kulturbeziehungen*, 117f.; Georgios Bontas, *Οι πρόδρομοι της Ελληνικής δημοσιογραφίας. Σιατιστινοί αδελφοί Μακρίδες Πούλιου και η πρώτη Ελληνική εφημερίδα*, in: *Elimiaka* 23 (1989), 63–77; Staikos, *Die in Wien gedruckten griechischen Bücher*; Giannis Kotsifos, *Μαρκίδες Πούλιου. Οι πρωτοπόροι Έλληνες δημοσιογράφοι. Βιέννη 1790–1797*, Thessaloniki 2008; Polioudakis, *Übersetzung deutscher Literatur*, 121–129; Maria Stassinopoulou, *Trading Places: Cultural Transfer Trajectories among Southeast European Migrants in the Habsburg Empire*, in: Harald Heppner/Eva Posch (Hgg.), *Encounters in Europe's Southeast. The Habsburg Empire and the Orthodox World in the Eighteenth and Nineteenth Century*, Bochum 2012, 163–174.

59 Vgl. Anton von Störck, *Medicinisch-praktischer Unterricht für die Feld- und Landwundärzte der österreichischen Staaten*, Wien 1776, 3f. und Pindo, *Ερμηνεία*, 97. Vgl. zur Konzeption und Behandlung der Franzosenkrankheit in der Frühen Neuzeit Claudia Stein, *Die Behandlung der Franzosenkrankheit in der Frühen Neuzeit am Beispiel Augsburgs*, Stuttgart 2003.



Abb. 2: Wappen von Johann (Ioannis) Nikolides von Pindo aus seinem 1794 gedruckten Werk.

Blicken wir nun auf den Aspekt des Wissenstransfers, der durch Nikolides von Pindos' Werk geleistet wurde, auf den Rückimport medizinischen Wissens ins Osmanische Reich. Dieser Wissenstransfer betrifft, wie gerade das Beispiel der auf den römischen Arzt Galen zurückgehenden Humoralpathologie veranschaulicht, einerseits die medizinische Theorie, andererseits die medizinische Praxis. Da die für eine Therapie erforderlichen pharmazeutischen Produkte, die Nikolides von Pindo empfiehlt, im Osmanischen Reich oftmals nicht verfügbar seien, habe er im Korpus der Rezepte und Arzneien, das im Anhang des Werks abgedruckt wurde, die notwendigen Ingredienzien sowohl auf Neugriechisch *als auch* auf Latein angeführt. Dies sollte es Nutzern erleichtern, schriftliche Bestellungen in Apotheken und Spezereien in Ungarn, Österreich und Deutschland durchzuführen.⁶⁰ Der von Pindo fokussierte Rezipientenkreis befand sich also im Osmanischen Reich, verfügte aber über gute Kontakte nach Ungarn und ins Alte Reich – auch hier wird greifbar, dass dieses Werk seinen „Sitz im Leben“ im Migrantenkollektiv der griechischen Fernhändler hatte.

Die Schrift des hier behandelten Wiener griechischen Arztes und der damit einhergehende Wissenstransfer liefern also weitere Beispiele für das hohe Ansehen, das „westeuropäische“ medizinische Kenntnisse und Praktiken im Osmanischen Reich genossen. Diese Tatsache eröffnete griechischen Ärzten große Aufstiegschancen. Was war aber Nikolides von Pindos Beitrag für die griechische Migranteniederlassung in Wien? Es sei in Erinnerung gerufen, dass sich in der Mitte der 1780er-Jahre eine zweite griechisch-orthodoxe Gemeinde in Wien formierte, die als Gemeinde zur Hl. Dreifaltigkeit 1787 von Joseph II. mit einem Privileg versehen wurde. Hervorstechendes Merkmal dieser Gruppe war, dass es sich um Griechisch-Orthodoxe handelte, die habsburgische Untertanen geworden waren, wobei der Anteil von Aromunen unter ihnen groß war. Ein Motiv zur Gründung dieser zweiten Gemeinde und gleichzeitig zur Abspaltung von der von osmanischen Untertanen dominierten Georgsgemeinde lag darin, dass kaiserlichen Untertanen die Aufnahme in die Führungsreihen der Konfraternität des Hl. Georg grundsätzlich verwehrt wurde.⁶¹

Mit seiner Abstammung aus dem aromunischen Siedlungsgebiet am Pindus, und als Mitglied der medizinischen und gesellschaftlichen Elite Wiens war Pindo dazu prädisponiert, bei den Verhandlungen mit dem Wiener Hof über die Gemeindegründung und deren Privilegien in Erscheinung zu treten.⁶² Man könnte erwarten, dass Pindo eine ähnliche Rolle zu spielen hatte, wie der Mediziner Trapezuntios in

60 Der Katalog eigne sich deshalb, um mit Bekannten in diesen Ländern Kontakt aufzunehmen, damit sie in den dortigen Apotheken und Spezereien Bestellungen vornehmen: „Τούτος ο Κατάλογος συμφέρει πολύ εις κάθε έναν, όπου θέλει να γράψη κανέναν φίλον του εις τα μέρη της Ουγγαρίας, η Νεμετζίας, η Φραγκίας, δια να του στάλθη όποιον από αυτά τα απλά Ιατρικά θέλει, διότι κ οι Σπετζάροι, ήγουν Αποτηκάροι, κ οι Ματεριαλισταί, ήγουν, η Αχτάριδες παντού λατινικά ονομάζουν ολά τα απλά Ιατρικά“ (Pindo, Ερμηνηα, 40).

61 Siehe zur Gründung der Gemeinde zur Hl. Dreifaltigkeit Ransmayr, Untertanen des Sultans, 92f.

62 Gegenstände dieser Verhandlungen waren u. a. das Grundstück bzw. die Immobilie, auf der die Gemeinde ihr Bethaus errichten sollte, zudem die Frage, ob sie über einen Glockenturm verfügen dürfe. Obwohl dies den josephinischen Toleranzvorschriften für „akatholische“ Gemeinden eigentlich zuwiderlief und die 1783 gegründete lutherische Toleranzgemeinde in der Dorotheergasse den Glockenturm an dem ihr überlassenen Kirchengebäude auf eigene Kosten abtragen lassen musste, konnten die Griechisch-Orthodoxen eine Genehmigung für den Glockenturm durchsetzen, siehe ebd., 104–108; vgl. Friedrich Preidel, Die Evangelische Kirchengemeinde A.C. zu Wien in ihrer geschichtlichen Entwicklung von 1781–1881, Wien 1881, 15f.

den 1720er-Jahren für die osmanischen Fernhändler in der Georgsbruderschaft. In den Vorgängen rund um die Gründung der Gemeinde zur Hl. Dreifaltigkeit traten aber andere Akteure in Erscheinung und Pindo ist in den einschlägigen Dokumenten überraschend abwesend. Vielleicht verfügte er 1786/87 aber auch noch nicht über den dafür notwendigen gesellschaftlichen Status (er wurde erst 1791 von Leopold II. in den Reichsadel aufgenommen). Daraus zu schlussfolgern, dass der Mediziner keine besondere Rolle in der Hl. Dreifaltigkeit spielte, wäre jedoch verfehlt.

Seine Beziehungen zur Gemeinde, die schließlich das Stockhamersche Haus am Fleischmarkt Nr. 405 erwarb und dort ihre Kirche errichtete, waren eng. Dass er von Angehörigen der griechischen Gemeinden in Wien als Testamentsvollstrecker und Trauzeugen ausgewählt wurde, zeigt uns, dass er, begünstigt durch seine Tätigkeit als Arzt der Wiener Griechen, großes Vertrauen und Renommee genoss.⁶³ Sein Neffe Stergio Nikolides von Pindo, der 1791 mit seinem Onkel in den Adelsstand aufgenommen worden war, führte – so wie die meisten, die in den beiden Gemeinden etwas zu sagen hatten – in Wien eine Handelsfirma.⁶⁴ Laut Wurzbach war der Andrang auf Pindos Arztpraxis in Wien groß, und zwar nicht nur seitens seiner Konfessions- und Nationsverwandten, sondern auch von „Kranken aller Stände“.⁶⁵

Wie viele andere Angehörige des Kollektivs griechischer Migranten in Wien, insbesondere die wohlhabenderen und einflussreicheren unter ihnen, bewies Johann Nikolides von Pindo bei der Regelung seines letzten Willens der Gemeinde zur Hl. Dreifaltigkeit seine Loyalität und Treue. Er ordnete 1826 – zwei Jahre vor seinem Tod – für die Gemeinde und die von ihr unterhaltene griechische Schule (gegründet 1804) ein umfangreiches Bücherlegat an.⁶⁶ Wie man aus der Überschrift des anlässlich dieses Legats angefertigten Bücherinventars entnimmt, war der Wunsch des Stifters dadurch für sein Seelenheil zu sorgen, denn das Legat sollte der immerwäh-

63 Pindo war zusammen mit Stavros Ioannou, einem Händler aus Ioannina und langjährigen Vorsteher der Wiener Georgsbruderschaft, zudem Vater des Gründers der griechischen Nationalbank Georgios Stavros (1788–1869), Testamentsvollstrecker für den 1796 verstorbenen Händler Panagioti Haggi Niko, der ebenfalls aus Ioannina stammte, siehe A. E. Karathanasis, *Ο Ελληνισμός της Τρανσυλβανίας. Η πνευματική, εθνική και εκκλησιαστική ζωή των δύο ελληνικών εμπορικών κοινοτήτων του Σμπιού και του Μπρασόβου, 18ος–19ος αλ.*, Thessaloniki 2003, 172. Zu Haggi Niko, der eigentlich in Braşov (Siebenbürgen) ansässig war, als Begründer karitativer Stiftungen, die von den Wiener griechischen Gemeinden verwaltet wurden, siehe Stefano Saracino, *Charity from Afar: The Ioannina Foundations of the Greek Communities of Vienna (1769–1941)*, in: *The Historical Review/La Revue Historique* 15 (2018), 271–304, bes. 281–283. Pindo war auch Trauzeugen für Stergio Dumbas und Maria M. Curti, den Begründern einer Dynastie von Handelsmagnaten und Unternehmern in Wien.

64 Siehe Testament, Stergio Nicolides von Pindo, 16. November 1843, Archiv Hl. Dreifaltigkeit Wien, AHD, G40, F5.

65 Wurzbach, *Biographisches Lexikon* 20, 316.

66 Zu den von Angehörigen der beiden Wiener griechischen Gemeinden gegründeten karitativen und frommen Stiftungen (darunter auch Schulstiftungen), die von den Gemeinden als Stiftungsorgan verwaltet wurden, siehe Nathalie Soursos/Stefano Saracino/Maria Stassinopoulou, *Imperial Subjects and Social Commitment: An Endowment History between the Ottoman and the Habsburg Empire from 1750 to 1918* (Special Issue von *Endowment Studies*, 1/2), Leiden 2017; Saracino, *Charity from Afar*, und ders., *Witwen als Stifterinnen in den Wiener griechischen Gemeinden während des 19. Jahrhunderts*, in: *Archiv für Kulturgeschichte*, 98/2 (2016), 316–357. Zur griechischen Schule in Wien siehe Seirinidou, *Έλληνες*, 315–337 und zum Bücherbestand der Bibliothek dieser Schule Komnini D. Pidonia, *Ελληνικά παλαιότυπα της βιβλιοθήκης του ελληνικού σχολείου και των ελληνικών ορθόδοξων εκκλησιών της Βιέννης*, Athen 1987.

renden Kommemorations seiner Seele dienen („εις μνημόσυνον αιώνιον της ψυχής αυτού“).

Das Legat umfasste 32 Titel bzw. 122 Bände, da es sich oft um mehrbändige enzyklopädische Werke handelte. Das im Rahmen dieses Legats angefertigte Bücherverzeichnis erlaubt dem Wissenshistoriker freilich auch Einblicke in die Bibliothek dieses griechischen Mediziners, in seine gelehrte Werkstatt und seine Wissenspraktiken.⁶⁷ Wie für solche Inventare typisch, finden sich darin auch physische Merkmale angezeigt, die für die Einschätzung des materiellen Zustands und Werts der vermachten Bücher wichtig sind, z. B. „in Schweineleder eingebundenes schönes Exemplar“ („δεμένον εις χοιρινόν δέρμα, ωραιόν εξεμπλάρι“) oder „auf englische Art gebundenes, überaus schönes Exemplar“ („δεμένος εγγλέζικα ωραιότατον εξεμπλάρι“). Der Titel Nr. 19, ein Korpus altgriechischer Dichter, auf Altgriechisch und Latein, 1606 in Genf gedruckt, sei in Pergament eingebunden und ein höchst seltenes Exemplar.⁶⁸ Das meiste, was hier aufgelistet ist, zeugt von Pindos' Interesse an humanistischer und antiquarischer Gelehrsamkeit: Man findet Werke von Kirchenvätern (u. a. die von Bernard de Montfaucon besorgte Chrysostomos-Ausgabe in 13 Bänden in Paris von 1718 bis 1738 erschienen); antike Philosophen und Historiker (Herodot, Sokrates, Platon, Xenophon, Aristoteles, Plutarch); ferner die nach dem Vorbild der Werke des römischen Humanisten Flavio Biondo konzipierten enzyklopädischen und archäologischen Werke von Jakob Gronovius (*Thesaurus Graecarum Antiquitatum*, die zweite Ausgabe, die 12 Bände umfasste und 1732 in Venedig erschien) und von Johann Georg Graevius (*Thesaurus Antiquitatum Romanorum*, ebenfalls 12 Bände, in einer 1732–1737 in Venedig erschienenen Edition).⁶⁹ An medizinischer Fachliteratur finden sich Werke antiker Schriftsteller, wie z. B. Hippokrates, Galen, Aretaios von Kappadokien und Pedanios Dioskurides. Nach neuerer, ja überhaupt nach postantiker Fachliteratur zum Wissensfeld der Medizin sucht man hingegen auf der Liste vergeblich.⁷⁰

Der Befund aus der Analyse des Bücherverzeichnisses, der hier nur sehr knapp dargestellt werden kann, vermag Pindos' Interesse an humanistisch-antiquarischen Wissensfeldern eindeutig zu belegen. Was jedoch nicht zulässig wäre, ist ein Rückschluss auf oder eine Beurteilung von Pindos' Wissensstand im Bereich der medizinischen Wissenschaft. Denn dass die Liste nur wenige – und zwar ausnahmslos

67 Siehe das Bücherinventar Κατάλογος βιβλίων αφιεροθέντων τη εν Βιέννη ελληνική σχολή της Κοινότητος των Γραικών, κ Βλάχων υπό Ιωάννου Νικολίδου δε Πίνδο, 14. April 1826, AHD, S3, F5. Auch im Nachruf auf Pindo von 1828 ist die Rede von seiner „sehr ausgewählten Bibliothek“, und von seinem Bücherlegat: „[er] wählte [...], Gemeinnützigkeit sich zum Berufe machend, aus seiner weitläufigen Bibliothek die berühmtesten griechischen und römischen Classiker, 122 Bände, und übergab sie als Geschenk der Wiener griechisch-walachischen Gemeinde für ihre Schule“, wie Anm. 52, 820f. Vgl. Seirinidou, Έλληνες, 326.

68 „N. 19: Σώμα όλων των ελληνών ποιητών. ελληνιστί, κ λατινιστί. (βιβλίον σπάνιον). εν αφέλια. 1606. δεμένον εις Παργαμέντι. Τόμοι 2.“ (ebd.). Hierbei handelt es sich um den Druck *Poetae Graeci veteres, Tragic, Comici, Lyrici, Epicollectis* [etc.], Aurelia Allobrogum [Genf], 1606, 2 Bde.

69 Siehe ebd., Nr. 2 (Gronovius), Nr. 3 (Graevius), Nr. 4 (Montfaucon/Chrysostomos). Ein Interesse an philologischen Themen ist belegt durch die Präsenz des 1688 in Lyon in zweiter Auflage erschienenen *Glossarium ad scriptores mediae et infimae Graecitatis* von Charles du Fresne du Cange (Nr. 29).

70 Vier Werke sind diesem Wissensfeld zuzuordnen: Siehe Nr. 20 die zweibändige Genfer Hippokrates-Ausgabe von 1657–1660, Nr. 21 die Basler Ausgabe des Corpus Galenicum, in 5 Bde. von 1538, Nr. 22 ist ein Werk des Aretaus Cappadox und Nr. 23 ein Werk des antiken griechischen Arztes Pedanios Dioskurides.

antike – medizinische Werke enthält, ist der Tatsache geschuldet, dass es sich um ein Bücherlegat für eine Schuleinrichtung handelte. Über den Verbleib der in Pindos Bibliothek höchstwahrscheinlich ebenfalls vorhandenen jüngeren medizinischen Fachliteratur besitzen wir keine Kenntnis. Vielleicht wurde sie Kollegen oder akademischen Einrichtungen vermacht. In der vom Migrantenkollektiv der Wiener Griechen unterhaltenen Schule am Fleischmarkt wären solche Fachwerke fehl am Platz gewesen. Weitaus nützlicher konnten hingegen die, so der Nachruf von 1828, „berühmtesten griechischen und römischen Classiker“ sein, die der Arzt für den Schulgebrauch bestimmt hatte. Auffällig an Pindos Bücherlegat ist zudem, dass es kein einziges Exemplar der ab dem vorangeschrittenen 18. Jahrhundert in Wiener Verlagshäusern erscheinenden neugriechischen Drucke beinhaltet.⁷¹

Es bleibt abschließend zu klären, ob Johann Nikolides von Pindos letzte Ruhestätte in Wien, auf dem St. Marxer Friedhof, als Indikator für seine Position innerhalb der Gemeinde der Wiener Griechen anzusehen ist. Pindo ist auf dem Friedhofsteil des St. Marxer Friedhofs, der von den beiden griechischen Gemeinden Wiens im Jahr 1837 käuflich erworben und seitdem gemeinsam unterhalten wurde, im Grab mit der Nr. 25 bestattet.⁷² Auch mehrere Verwandte sind dort beigesetzt.⁷³ Nun wurde die griechisch-orthodoxe Abteilung des am Linienwall gelegenen Friedhofs erst 1837 eingerichtet, Johann Nikolides von Pindo verstarb jedoch etliche Jahre vorher. Davor befand sich sein mit einem „Denkmal“ (also mit einem wohl prächtig gestalteten Grabstein) versehenes Grab nachweislich auf der an den heutigen griechischen Teil angrenzenden ehemaligen Grundstückspartzeile, die die griechisch-orthodoxen Akatholiken bereits 1784 zugewiesen bekommen hatten. Er musste deshalb (zusammen mit seinen Verwandten?) auf Kosten der beiden griechischen Gemeinden dorthin umgebettet werden.⁷⁴ Auch wenn die Informationen zur Beisetzung des uns

71 Vgl. die Literatur in Anm. 58. Auch neugriechische Drucke aus Verlagsstandorten wie Venedig, Leipzig und Bukarest fehlen. Vgl. hingegen zur Präsenz solcher Literatur und von Autoren der neugriechischen Aufklärung die Studie von Seirinidou zur Bibliothek und zum Büchernachlass eines anderen bedeutenden Gelehrten und Mitglieds der Hl. Dreifaltigkeit, Demeter Darvar (Dimitrios Darvaris) (1757–1823); Vaso Seirinidou, Το εργαστήριο του Λόγιου. Αναγνώσεις, λόγια παραγωγή και επικοινωνία στην εποχή του διαφωτισμού μέσα από την ιστορία της βιβλιοθήκης του Δημητρίου Ν. Δάρβαρη (1757–1823), Athen 2013, 165–279.

72 Vor der Gründung des St. Marxer Friedhofs 1784 wurden Angehörige der ostorthodoxen Konfession auf dem Nicolaifriedhof auf der Landstraße und auch auf dem Mariazeller Gottesacker (auch *Schwarzspanierhof* genannt), im Bereich des 1784 errichteten *Allgemeinen Krankenhauses* gelegen, beigesetzt. Siehe Theophanis Pampas, Οι ενταφιασθέντες Κοζανίτες στο Νεκροταφείο της Βιέννης, in: *Elimiaka* 74/75 (2015), 15–72, 21f. Vgl. Margit Maria Havlik, Der Sankt Marxer Friedhof. Die griechisch-orthodoxe Abteilung, Wien 2005 [unveröffentlichte Magisterarbeit].

73 *Gräberbuch der griechisch-orthodoxen Abteilung des St. Marxer Friedhofs*, WStLA, II-C-13, fol. 17. Im Gräberbuch sind neben „Johann von Nicolides Pindo [...] Doctor der Medizin“, bestattet am 12. Dezember 1828, auch weitere Personen mit dem gleichen Nachnamen begraben. So der „Großhändler“ Stergio (sein Neffe), dessen Ehefrau Constantina (bestattet am 1. Juni 1820); vgl. den Eintrag in den Sterbematriken der Gemeinde zur Hl. Dreifaltigkeit zur am 20. Mai 1820 (alten Stils) mit 25 Jahren verstorbenen „Κωνσταντίνα Δι Πίντο“, (AHD, Matriken, Tod, 1790–1857, 180). Außerdem ist im Gräberbuch eine am 28. Juli 1819 verstorbene „Maria von Nicolides Pindo“ verzeichnet. Deren verwandtschaftliche Beziehung zur Familie erschließt sich durch den Eintrag in den Sterbematriken: Hierzufolge verstarb am 28. Juni 1819 (!) ein Säugling namens „Μαρία Στεργίου Πήντου“ im Alter von nur 24 Tagen, also die Tochter des Stergio und der Constantina. Ebd., fol. 180.

74 Von der niederösterreichischen Regierung erhielten die beiden griechischen Gemeinden in Wien eine Frist, bis zu der die (offensichtlich wegen ihrer Lage oder Größe) folgenden im Wege stehenden Gräber bzw.

interessierenden Mediziners durch seine Wiener Konfessionsangehörigen bruchstückhaft bleiben müssen, deuten die Hinweise darauf hin, dass er auch auf seinem letzten Weg mit der Würde eines bedeutenden Gemeindemitglieds behandelt wurde.

Fazit

Das Vorhaben der vorliegenden Studie bestand darin, die gesellschaftlichen und epistemischen Praktiken von drei griechischen Mediziner in Wien zu untersuchen sowie ihre Beziehungen zur dortigen Niederlassung der Griechisch-Orthodoxen zu veranschaulichen. Dabei wurden neue Schlaglichter auf den Aufenthalt des Alexandros Mavrokordatos in Wien geworfen, wobei vor allem seine Aufnahme in die *Leopoldina*, der einflussreichsten Medizinervereinigung im Alten Reich zeigt, wie sich dieser Gelehrte/Diplomat um Kontakte und um Zugehörigkeit zur Gelehrtenrepublik im Alten Reich bemühte – eine Bemühung, die dann von seinem Sohn Nikolaos Mavrokordatos als Fürst der Walachei fortgesetzt wurde.⁷⁵ Der kometenhafte Aufstieg in dieser Familie, vom Amt des Leibarztes für osmanische Herrschaftseliten zur Aufnahme in den Fürstenstand in der Folgegeneration, besitzt zwar etwas Exzeptionelles. Doch haben auch die anderen beiden Fallbeispiele, Georg Trapezuntios und Johann Nikolides von Pindo, offenbart, welche unmittelbare Relevanz die Laufbahn als (Hof)Mediziner für einflussreiche außermedizinische Tätigkeiten besaß. Beide genossen im Kollektiv griechisch-orthodoxer Migranten in Wien ein großes gesellschaftliches Ansehen, nahmen Führungspositionen für diese Gruppe ein und stellten Kontakte zum Wiener Hof her.

Die drei untersuchten Akteure haben gemein, dass sie sich in Wien in verschiedenen Rollen und in einer Vielfalt von Aktionsfeldern betätigten, als Mediziner, als humanistische Gelehrte, als Diplomaten, als Sprachrohre der sich ab dem späten 17. Jahrhundert dort formierenden griechisch-orthodoxen Gemeinde, ja im Falle von Trapezuntios und Pindo sogar als Unternehmer. Die Kontakte, die die untersuchten Mediziner zum Wiener Hof besaßen, waren zwar unterschiedlich stark ausgeprägt und kamen unter höchst divergenten Rahmenbedingungen zustande. Man kontrastiere etwa die Situation des Mavrokordatos, der als Angehöriger einer Delegation der

Grabmonumente auf den neuen Friedhofsteil zu transferieren waren: „2tens daß die im Wege stehenden Denkmäler zur Eröffnung eines neuen Eingangs der verstorbenen Alexander Martyr, Johann Nikolides von Pindo, und Peter Freyherr von Duka [...] auf den neuen griechischen Friedhof bis 30t April 1839 unter Befolgung der bestehenden Vorschriften übertragen werden“. Brief der Vorsteher der Hl. Dreifaltigkeit an Vorsteher des Hl. Georg, 15. März 1839, AHD, G16, F3.

75 Der Bukarester Hof belieferte, um nur ein Beispiel zu nennen, Johann Albert Fabricius mit Manuskripten und mit einer enzyklopädischen Übersicht der zeitgenössischen griechischen Gelehrten im Osmanischen Reich, die in dessen *Bibliotheca Graeca* abgedruckt wurde. Siehe Johann Albert Fabricius, *Bibliotheca Graeca*, 11, Hamburg 1722, 769–804; vgl. Erich Lamberz, Johann Albert Fabricius und der ‚Codex Maurocordati‘. Ein Beitrag zur Überlieferungs- und Editions-geschichte der *Demonstratio Evangelica* des Eusebios von Kaisareia, in: *Byzantinische Zeitschrift* 99/2 (2006), 515–522. Mit dem Wissenstransfer zwischen der höfischen Wissenskultur unter dem gelehrten Fürsten Nikolaos Mavrokordatos in Bukarest und der (west)europäischen Gelehrtenrepublik setzt sich das Projekt *Transfer und Überlagerung. Wissenskonfigurationen in der Zeit der griechischen homines novi im Osmanischen Reich (1641–1730)* (Miltos Pechlivanos, Nikolas Pissis, Kostas Sarris) an der FU Berlin auseinander.

befeindeten Kriegspartei der Spionage verdächtigt und als Geisel gehalten wurde, mit der des Nikolides, der in noch jungen Jahren nach Wien migrierte, dort studierte und Karriere machte. Ungeachtet solcher markanten Differenzen wurde ihr Status innerhalb der Einwanderungsgesellschaft durch ihre Beziehungen zur Herrschaftselite und zum Feld der Politik festgelegt, die zudem oft über Wiener Hofärzte (wie Stockhamer oder Störck) vermittelt wurden. Vor diesem Hintergrund erschließt sich der besondere Stellenwert, den die drei Mediziner innerhalb des griechisch-orthodoxen Migrantenkollektivs (einer gemäß habsburgischem Sprachjargon „akatholischen“ konfessionellen Minderheit) in Wien einnahmen, ebenso der Beitrag, den sie zu dessen Konsolidierung leisteten – auch wenn, das sei am Ende in Erinnerung gerufen, die größte Blütezeit der Wiener griechischen Gemeinden eigentlich noch bevorstand.

Johann Jakob Hartenkeil (1761–1808) – Leibchirurg des Salzburger Fürsterzbischofs Hieronymus Graf Colloredo und Arzt an der Wende zur Moderne

von Elisabeth Lobenwein und Alfred Stefan Weiß

Abstract

This paper deals with the physician, surgeon and publicist Johann Jakob Hartenkeil (1761–1808), who is considered a successful pioneer of scientific medicine in the city and Archbishopric of Salzburg. Born in the city of Mainz, Hartenkeil became an important employee and influential official of the last ruling and enlightened prince archbishop of Salzburg, Hieronymus Count Colloredo. He was the co-founder of the review journal *Medico-Chirurgical Journal*. From its first edition in January 1790 until Hartenkeil's death in 1808, a total of 71 regular quarterly volumes and 11 supplementary volumes with approximately 8,000 book reviews were published.

Einleitung

Der aus Mainz gebürtige Arzt, Chirurg und Publizist Johann Jakob Hartenkeil, der in Salzburg im Zeitalter der Hochaufklärung als wichtiger Mitarbeiter und einflussreicher Beamter des letzten regierenden Fürsterzbischofs Hieronymus Graf Colloredo (reg. 1772–1803)¹ wirkte², gilt als unumstrittener Wegbereiter und „Triebfeder“ der Anfänge einer wissenschaftlichen (Universitäts-)Medizin nicht nur im Erzstift Salzburg, sondern auch bei den nachfolgenden Regierungen.³ Selbst die feindlichen Franzosen lobten während der Besetzung Salzburgs in den Jahren 1800/1801 seine Tätigkeit in den Feldlazaretten.⁴

1 Zur Person: Alfred Stefan Weiß, Hieronymus Graf Colloredo (1732–1812) – geistlicher und weltlicher Herrscher, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 144 (2004), 225–250; Elisabeth Lobenwein u. a. (Hgg.), Herrschaft in Zeiten des Umbruchs. Fürsterzbischof Hieronymus Graf Colloredo (1732–1812) im mitteleuropäischen Kontext (= Schriftenreihe des Archivs der Erzdiözese Salzburg 14), Salzburg 2016.

2 Ludwig Hammermayer, Die Aufklärung in Salzburg (ca. 1715–1803), in: Heinz Dopsch/Hans Spatzenegger (Hgg.), Geschichte Salzburgs. Stadt und Land II/1, Salzburg²1995, 375–452, bes. 442.

3 Burghart Breitenreiter, Geschichte der Medizin in Österreich (= Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse Sitzungsberichte 226/5), Wien 1951, 168; Alfred Stefan Weiß, Salzburger Medizin um 1800 – Der Arzt Dr. Johann Jakob Hartenkeil (1761–1808), sein Leben und Wirken in der Stadt Salzburg, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 148 (2008), 105–146, hier 105. Der bekannte Pädagoge und Reiseschriftsteller Franz Michael Vierthaler (1758–1827) sprach in diesem Zusammenhang von einer „anderen Ordnung“ im Salzburger medizinischen Bereich, die er noch zu Lebzeiten Hartenkeils als positiv verortete. Franz Michael Vierthaler, Reisen durch Salzburg, Salzburg/Leipzig 1799, Nachdruck Salzburg 1983, 175.

4 Salzburger Landesarchiv, Nachlass Felner 16/2, Denkschrift über die churfürstliche Regierung, 1803–1806 2, fol. 393r; Medicinisch-chirurgische Zeitung 1 (1801), Nr. 2, 8. Januar 1801, 30; Irmgard Walter, Das

Sein allzu früh erfolgter Tod am 7. Juni 1808 wurde daher von den Zeitgenossen mit großem Bedauern aufgenommen und als Verlust für Salzburg beklagt. Abt Dominikus Hagenauer von St. Peter (1746–1810)⁵, der ihn gelegentlich ins Kloster einlud und als Bekannter Hartenkeils zu werten ist, hielt in seinen Tagebüchern zu diesem Ereignis fest: „Verlohr Salzburg einen berühmten Mann. Es starb nämlich Abends der Medicinæ und Chirurgiæ Doktor H. Johann Jakob Hartenkeil an einer Attensucht [Athemnot] im 48ten Jahre seines Alters.“⁶ Nachdem er in seiner Funktion als Arzt über seinen nahenden Tod Bescheid gewusst hatte, verfasste er am 31. Mai 1808 noch sein Testament, welches seine Frau und zwei Neffen begünstigte⁷, bevor er von seinen Qualen erlöst wurde. Die letzten Tage seines Lebens verbrachte er nämlich im Lehnstuhl in der Nähe eines Fensters in vornüber gebeugter Haltung, um überhaupt noch atmen zu können.⁸ Der Biograf, ärztliche Kollege, Literat und enge Freund Hartenkeils, Dr. Aloys Weissenbach (1754–1821)⁹, gab noch im Jahr 1808 das medizinische Gutachten ab, dass der Verstorbene an rheumatischen und arthritischen Anfällen gelitten hatte. „In dieser Hinsicht war das Klima von Salzburg, das oft einen Tag unter alle vier Jahreszeiten theilt, die grellsten Uebergänge von Hitze und Kälte gestattet, seiner Natur sehr feindlich.“¹⁰ Der Verstorbene wurde im Sterbebuch der Pfarre Salzburg-St. Blasius eingetragen.¹¹ Da der Friedhof des Bürgerspitals St. Blasius bereits unter Fürsterzbischof Colloredo im Jahr 1789 aufgegeben worden war,¹² erfolgte die Beerdigung am 9. Juni 1808 zur Vesperzeit am

Salzburger Intelligenzblatt 1784–1848, phil. Diss. München 1945, 194; Weiß, Salzburger Medizin, 117; Aloys Weissenbach, Biographische Skizze von Johann Jakob Hartenkeil [...], Salzburg 1808, 24. Hartenkeil wurde das Zeugnis ausgestellt, „que nulle part les hopitaux n’avaient été ni aussi beaux, ni aussi bons qu’à Salzbourg“.

- 5 Zur Person: Adolf Hahnl, Hagenauer, Familie, in: Gerhard Ammerer/Rudolph Angermüller (Red.), Salzburger Mozart Lexikon, Bad Honnef 2005, 153–160, hier 158.
- 6 Adolf Hahnl/Hannelore Angermüller/Rudolph Angermüller (Bearb.), Abt Dominikus Hagenauer (1746–1811) von St. Peter in Salzburg. Tagebücher 1786–1810 (= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige 46/1–2), hier 2, 1239 (Zitat); 1, 129, 392. Zu den Besuchen Hartenkeils in St. Peter siehe auch die Privatkorrespondenz mit Johann Peter Kramer in Köln (30. August 1787). Freundliche Mitteilung von Herrn Friedhelm Berger, Kempen (Deutschland). Diese Briefe befinden sich in Privatbesitz. Zu den Todesumständen Hartenkeils vgl. Christoph Leditznig, Johann Jakob Hartenkeil. Doctor et Professor Ordinis et Decanus Primus Facultatis Universitatis Salisburgensis Medicinæ, in: *Materia Medica*, Wien 1959, 191–196, hier 196.
- 7 Testament vom 31. Mai 1808 (Kopie), Salzburger Landesarchiv, Verlassenschaften Stadtgericht 1818 F 6, Nr. 150.
- 8 Weissenbach, Biographische Skizze, 36f.; Weiß, Salzburger Medizin, 106.
- 9 Udo Reisp, Über die Medizin an der Kurfürstlichen und Kaiserlichen Universität zu Salzburg, Diss. Erlangen/Nürnberg 1970, 54–56.
- 10 Weissenbach, Biographische Skizze, 34 (diese Abhandlung erschien auch in der Medicinisch-chirurgischen Zeitung 3 (1808), Nr. 53, 4. Juli 1808, 5–16; Nr. 54, 7. Juli 1808, 17–32; Nr. 55, 11. Juli 1808, 33–40); Necrolog Johann Jakob Hartenkeil, in: Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat 1 (1808), Nr. 39, 272–275, hier 275; Weiß, Salzburger Medizin, 105.
- 11 Stadtarchiv Salzburg, Totenbuch I (1805–1812), p. 188 (freundlicher Hinweis von Frau SR Mag. Dr. Sabine Veits-Falk, Stadtarchiv Salzburg); Archiv der Erzdiözese Salzburg, Pfarre Salzburg-Sankt Blasius, Sterbebuch I (1783–1834), p. 132 (freundlicher Hinweis von Mag. Christine Gigler MA MAS, Archiv der Erzdiözese Salzburg).
- 12 Alfred Stefan Weiß, Das Bürgerspital. Öffentlichkeit, öffentlicher Ort und „kasernerter Raum“, in: Gerhard Ammerer/Thomas Weidenholzer (Hgg.), Rathaus, Kirche, Wirt. Öffentliche Räume in der Stadt Salzburg (= Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg 26), Salzburg 2009, 133–142, hier 138; Georg Stadler, Das Bürgerspital St. Blasius zu Salzburg, Salzburg 1985, 72–74, 172.

berühmten Friedhof zu St. Sebastian. Noch heute kündigt eine Grabplatte in Gruft Nr. 69 von den beeindruckenden Leistungen des vor allem in seiner Zeit berühmten Mediziners.¹³

Gleich zu Beginn dieser Erörterung stellen sich der Wissenschaft wesentliche Fragen zum Lebensabschnitt Hartenkeils in Salzburg: Wie lernte der Mediziner und Chirurg den Salzburger Landesherrn Colloredo kennen und warum war dieser vom gebürtigen Mainzer so beeindruckt? Wie und warum gelang es Hartenkeil, der die berufliche Beziehung zum Fürsterzbischof durchaus für seine Zwecke zu nutzen wusste, die Salzburger Medizin zu erneuern? Waren diesbezüglich auch Rückschläge zu verarbeiten und zu meistern? In welchen (medizinischen) Netzwerken agierte er? Und schließlich: Wie gestaltete sich die medizinische Betreuung des kränkelnden Fürsten in Salzburg, der jedoch Hartenkeil noch deutlich überlebte und immerhin knapp 80 Jahre alt wurde (1732–1812)?

Die Privatperson Hartenkeil und seine medizinische Ausbildung – eine biografische Annäherung

Johann Jakob Hartenkeil¹⁴ wurde am 28. Januar 1761 als Sohn eines angesehenen Hofkürschnermeisters, Rauchwarenhändlers und Hauptmanns der bürgerlichen Artillerie in Mainz geboren. Obwohl ursprünglich geplant war, dass der Knabe in das Jesuitenkolleg eintritt, entschloss er sich nach der Aufhebung des Ordens 1773 mit familiärer Unterstützung, Medizin zu studieren. Zunächst hörte er in seiner Heimatstadt zwei Jahre lang die medizinisch-chirurgischen Vorlesungen und den anatomischen Kurs bei Dr. Franz Georg Ittner.¹⁵ Nach dem Wechsel seines Studienortes studierte der junge Mann ab 1779 in Würzburg u. a. beim berühmten Professor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe sowie Leiter des Juliusspitals, Dr. Carl Caspar von Siebold (1736–1807)¹⁶, den er auch in dessen Privatpraxis unterstützte. Der im europäischen Raum bekannte Arzt wies Hartenkeil bereits früh auf die Bedeutung der beiden Studienfächer Medizin und Chirurgie hin und unterrichtete ihn überdies in der Extraktion des grauen Stars und der Steinschnitttechnik. Siebold schickte seinen Schüler zur weiteren Ausbildung nach Straßburg, wo er sich im Militärspital weiterbildete und vermittelte den Kontakt zu Fürsterzbischof Colloredo,

13 Weissenbach, *Biographische Skizze*, 37f.; Conrad Dorn, *Der Friedhof zum Heiligen Sebastian in Salzburg*, Salzburg 1969, 88f.; Weiß, *Salzburger Medizin*, 106 mit Abb. 1.

14 Die Darstellung folgt weitgehend Weiß, *Salzburger Medizin*; ders., *Medizinische Wissensvermittlung durch Rezensionen am Beispiel der Medicinisch-chirurgischen Zeitung 1790–1808*, in: Johannes Frimmel/Michael Wögerbauer (Hgg.), *Kommunikation und Information im 18. Jahrhundert*, Wiesbaden 2009, 391–401; hingegen fehlerhaft Christoph Brandhuber, *Hartenkeil*, in: Peter Mittermayer/Heinrich Spängler (Hgg.), *Salzburger Kulturlexikon*, Salzburg/Wien 2019, 269.

15 Zur Person: Helmut Mathy, *Neue Quellen zur Biographie des Mainzer Anatomen Franz Georg Ittner und seiner Familie sowie zum Maler seines Porträts*, in: *Medizinhistorisches Journal* 13 (1978), 93–111, hier 98 (Hartenkeil wird als bedeutendster Schüler Ittners angesprochen).

16 Reisp, *Medizin*, 59–61; M[aria-]J[osé] Imbault-Huart, *Concepts and Realities of the Beginning of Clinical Teaching in France in the Late 18th and Early 19th Centuries*, in: *Clia Medica* 21 (1987), 59–71. Hartenkeil widmete Siebold sogar eine Titelseite in seiner *Medicinisch-chirurgischen Zeitung* 1 (1796).

der einen Teil seiner wichtigsten Mitarbeiter aus Mainfranken rekrutierte.¹⁷ Hartenkeil sollte vor seiner Übersiedlung nach Salzburg noch weitere Operationstechniken kennenlernen und seine Studien beenden, welche er im Jahr 1784 mit einer öffentlich verteidigten Dissertation über die Behandlung der Blasensteine in Würzburg abschloss. Die Dissertation wurde in der Fachwelt äußerst positiv rezipiert und in den *Göttingische(n) Anzeigen von gelehrten Sachen* attestierte man ihm eine große Zukunft: „Aus der Zueignung an den Fürsten Bischoff von Salzburg sehen wir, daß dieser großmüthige Fürst den V[erfasser] auf Reisen unterstützen wird, und können nicht anders als zum voraus ihm und seinem Hochstift Glück wünschen, wenn sie einen jungen Mann mit solchen Anlagen, als diese Schrift verräth, und von solchem unermüdeten Fleiß, nach seiner Zurückkunft von Reisen, noch den ihrigen nennen können.“¹⁸ Im Frühjahr 1785 reiste er auf Wunsch Colloredos nach Paris, wo er im Haus des Chirurgen Pierre Joseph Desault (1744–1795)¹⁹ wohnen konnte.

Colloredo hatte seinen künftigen Leibchirurgen noch nicht persönlich getroffen, als er diesen während seiner Teilnahme beim sogenannten Emsner Kongress zu kirchenrechtlichen Fragen²⁰ im Sommer 1786 per Eilstaffette nach Spa beorderte. Hartenkeil behandelte den erkrankten Salzburger Landesherrn und begleitete ihn auf dessen Reisen nach Brabant und Flandern. Ausgestattet mit entsprechenden Geldmitteln erlaubte ihm Colloredo, im Oktober 1786 nach England zu reisen, um dort einige Monate verbringen zu können.²¹ Auf den britischen Inseln ergab sich für ihn die Möglichkeit, das sogenannte Guerin'sche Instrument für die Durchführung der Staroperation – zuerst an Leichen – vor größerem medizinischen Publikum demonstrieren zu können. In den Briefen an seine Familie berichtete er über seinen Zugang zu gelehrten Gesellschaften, über den Besuch berühmter medizinischer und geburts-hilflicher Anstalten sowie pathologisch-anatomischer Sammlungen. Er traf dort u. a. auch mit dem späteren kaiserlichen Leibchirurg Johann Lukas Boër (1751–1835) zusammen, der sich ebenfalls zu Studienzwecken nach London aufgemacht hatte.²²

17 Alfred Stefan Weiß, „Providum Imperium felix.“ Glücklich ist eine voraussehende Regierung. Aspekte der Armen- und Gesundheitsfürsorge im Zeitalter der Aufklärung dargestellt anhand Salzburger Quellen ca. 1770–1803 (= Kulturgeschichte der namenlosen Mehrheit 1), Wien 1997, 61.

18 Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen unter der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, St. 193, 5. Dezember 1785, 1952f. Eine weitere positive Besprechung der Arbeit findet sich in: J[ohann] J[akob] Hartenkeil, *Tractatus de Vesicae Urinae Calculo, quem dissertationes loco Praesidii C. C. Siebold [...] propugnavit, pro Medici Doctoratus gradu*, in: Allgemeine Deutsche Bibliothek 69 (1786), St. 1, 84f. Die Dissertation erschien 1785 in Würzburg.

19 Zur Person: Reisp, *Medizin*, 62–64.

20 Alfred Stefan Weiß, „Dem Pabste brach darüber das Herz ...“. Salzburgs Beziehung zu Rom unter Erzbischof Colloredo – ein gespanntes Verhältnis?, in: Hans Paarhammer/Alfred Rinnerthaler (Hgg.), *Salzburg und der Heilige Stuhl im 19. und 20. Jahrhundert* (= Veröffentlichungen des Internationalen Forschungszentrums für Grundfragen der Wissenschaften Salzburg 84), Frankfurt u. a. 2003, 433–460, bes. 442–453 mit weiterer Literatur. Elisabeth Lobenwein, *Der Salzburger Fürsterzbischof Hieronymus Graf Colloredo und seine Beziehungen zu Rom*, in: dies. u. a. (Hgg.), *Herrschaft in Zeiten des Umbruchs*, 102–128, hier 117–119.

21 Weiß, *Providum imperium felix*, 36; Leditznig, Hartenkeil, 193; Nekrolog Johann Jakob Hartenkeil, 273; [Ernst Ritter von Koch-Sternfeld], *Die letzten dreissig Jahre des Hochstifts und Erzbisthums Salzburg. Ein Beytrag zur teutschen Staats-, Kirchen und Landesgeschichte*, o. O. [Nürnberg] 1816, 352.

22 *Galerie berühmter vaterländischer Aerzte* (Fortsetzung), in: *Neue Folge der Gesundheits-Zeitung* 4, 19. November 1840, Nr. 93, 749–751, hier 750.

Hartenkeil hätte aufgrund von Jobangeboten durchaus in London bleiben können, doch wählte er ab August 1787 Salzburg zu seinem künftigen Lebensmittelpunkt.²³

Im Februar 1788 berichtete die Oberdeutsche Zeitung unter der Rubrik *Kurzgefaßte Nachrichten* über die skizzierte Entwicklung: „Se. hochfürstl. Gnaden, unser gnädigster Landesfürst haben gnädigst geruhet, zur Emporbringung der Wundarzneykunst sowohl, als zur Beförderung des höchstnothwendigen Unterrichts in der Geburtshülfe den von seiner gelehrten Reise aus Frankreich und England zurückgekommenen höchstihren Hofrath und Leibwundarzt, Doctor Hartenkeil, der seit seinem Hiersein bereits durch einige glückliche Staar=Operationen²⁴ Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt hat, zum öffentlichen Lehrer der Anatomie, Chirurgie, und Geburtshülfe an der hiesigen hohen Schule zu ernennen. Unsere Stadt muß sich über diese höchste Wohlthat desto entzückter fühlen, als diese Wissenschaften seit beynahe anderthalb hundert Jahren nicht mehr, und ununterbrochen gar niemahls an der hiesigen hohen Schule gelehrt worden sind.“²⁵

In der Salzachstadt wohnte er zur Miete zunächst im „Steinhauserhaus“ in der Sigmund-Haffner-Gasse Nr. 12. Knapp zwei Jahre später berichtete er seinem Freund, dem im Dienste der Hohenzollern in Sigmaringen tätigen Leibarzt Dr. Franz Xaver Mezler (1756–1812)²⁶ und späteren Mitherausgeber der *Medicinisch-chirurgischen Zeitung* über einen größeren Brand in seiner Wohnung, der immerhin zwei Zimmer völlig zerstört und großen Sachschaden verursacht hatte.²⁷ Um 1800 übersiedelte der inzwischen begüterte Hartenkeil in das „Schwabenhaus“ (Getreidegasse Nr. 25), das sich im Besitz der Universität Salzburg befand.²⁸

Vermutlich im Frühjahr und Frühsommer 1787 hielt sich Hartenkeil vor der Übernahme seiner Tätigkeiten in Salzburg noch in Köln, Mainz und Wiesbaden auf. In Köln war er Gast bei der Familie des Weinhändlers und Ratsherrn Johann Theodor

23 Weiß, Salzburger Medizin, 108.

24 Christiane Gärtner, Operationen zum Nulltarif. Kostenlose Staroperationen im St. Johannis-Spital zu Ende des 18. Jahrhunderts, in: Friederike Zaisberger (Hg.), Neues aus dem Salzburger Landesarchiv (= Schriftenreihe des Salzburger Landesarchivs 8), Salzburg 1990, 109–112; Weiß, Salzburger Medizin, 111. Hartenkeil, der auch habsburgische Untertanen am Auge operierte, wurde dafür im Sommer 1793 von Kaiser Franz II. mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet. Brief Hartenkeils, 8. September 1793, Staatsarchiv Sigmaringen, Depositum 39, Fürstl. Hohenzollernsches Haus- und Domänenarchiv HO 80 A, Allg. Teil T 2, Nr. 1124.

25 Oberdeutsche Literaturzeitung 1788, St. 35, 279; Virgil Redlich, Aus der Geistesgeschichte der Salzburger Universität, in: Zeitschrift für deutsche Geistesgeschichte 1 (1935), 40–49, hier 44; L[epold] S[patzenegger], Zur Geschichte der Medizin in Salzburg, Salzburg 1870, 18.

26 Hans Schadewaldt, Franz Xaver Mezler (1756–1812). Fürstlich Hohenzollerisch-Sigmaringischer Geheimer Medizinalrath. Leben und Leistung eines bedeutenden Arztes der Aufklärung, in: Hohenzollerische Jahreshefte 13 (1953), 3–44; Hans-Burkhard Hess (Hg.), Im Ganzen gesehen. Mensch, Medizin und Umwelt um 1800. Franz Xaver Mezlers Medizinische Topographie von Sigmaringen, Tübingen 1996, 40–51; Franz Joseph von Mezler, Franz Xaver Mezler, der Heilkunst Doktor [...] nach seinem Leben und Wirken geschildert. Nebst einigen Notizen über die Mezler'sche Familie, Prag 1835; Weiß, Salzburger Medizin, 121 mit weiteren Literaturhinweisen.

27 Brief Hartenkeils, 10. Dezember 1789, Staatsarchiv Sigmaringen, Depositum 39, Fürstl. Hohenzollernsches Haus- und Domänenarchiv HO 80 A, Allg. Teil T 2, Nr. 1124; Weiß, Salzburger Medizin, 110.

28 Die Wohnung des Ehepaares Hartenkeil lag im zweiten Stock mit Blick auf den heutigen Universitätsplatz und kostete jährlich immerhin die erhebliche Summe von 130 fl. Hofgerichtliches Sperrprotokoll, 8. Juni 1808, Salzburger Landesarchiv, Verlassenschaften Stadtgericht 1818 F 6, Nr. 150; Weiß, Salzburger Medizin, 137 Anm. 33 und 34 mit weiteren Quellenhinweisen und Literaturangaben.

Kramer, wo er sich in dessen Tochter Margaretha (Gretchen) verliebte. Die junge Frau, der er vom „Feuer der Liebe“ vorschwärmte²⁹, sollte sich vor der geplanten Heirat noch in Lüttich weiterbilden. Seine standesgemäße Haushaltung in Salzburg veranschlagte der aufstrebende Mediziner immerhin mit 1.400 fl. jährlich, die er erst aufbringen musste. Seinem künftigen Schwager Johann Peter Kramer „versprach“ er bereits im Vorhinein eine der zahlreichen Töchter des Leibarztes Colledos, Dr. Silvester Barisani.³⁰ Der nach Selbsteinschätzung „kreuzbrave“ Hartenkeil erhielt sehr rasch nach seiner Ankunft in Salzburg das Angebot, eine Apothekerstochter zu heiraten, doch lehnte er dieses Ansinnen ab, was in der Honoratiorengesellschaft für Aufsehen sorgte. Um sich vor weiteren einschlägigen Angeboten zu „schützen“, gab der junge Mann vor, dass er in London eine Verlobte hätte.³¹ Obwohl sich Hartenkeil in einem Brief an „Gretchen“, sein „Herzenswürmchen“, bereits als „ewiger Gatte und Freund“ bezeichnete, scheiterte diese (Fern-)Beziehung letztendlich, ohne dass wir die Gründe dafür kennen.³²

Über mögliche Affären Hartenkeils in Salzburg wissen wir nicht Bescheid, allerdings lernte er im Nachbarhaus (sogenanntes Ritzerbogenhaus, Sigmund-Haffner-Gasse Nr. 10) seine spätere Ehefrau, Anna Walburga Aulinger (1760–1820)³³, die Tochter eines bayerischen Beamten aus Taufkirchen (heute Landkreis Mühldorf am Inn) kurz nach seiner Ankunft kennen. Sie wohnte beim berühmten Aufklärer und Publizisten Dr. Lorenz Hübner (1757–1807)³⁴ – vermutlich dürfte sie mit dem Ex-Jesuiten und Weltgeistlichen verwandt gewesen sein. Die junge Dame war allerdings bereits dem aus dem Hochstift Speyer stammenden Philipp Gäng (1760–1805), seit Juni 1789 Hofrat, wenige Jahre später trotz mangelnder Ausbildung und akademischer Abschlüsse äußerst umstrittener Ordinarius an der Juridischen Fakultät, versprochen worden.³⁵ Dieser galt als „feuriger Verehrer des schönen Geschlechts“ und verbrachte viel Zeit mit Anna Maria Aulinger, die er auch in seine Wohnung am Alten Markt Nr. 3 aufnahm. Die Zeit von 15.00 bis 17.00 Uhr verbrachte der Jurist in der Regel mit Sitzungen beim Hofrat, sodass sich in

29 Brief Hartenkeils an Margaretha Kramer, 14. März 1788 (Privatbesitz Friedhelm Berger, Kempen) – die Autorin und der Autor danken Herrn Friedrich Berger aus Kempen für die Überlassung der entsprechenden Transkriptionen.

30 Brief Hartenkeils an Johann Peter Kramer, 30. August 1787 (Privatbesitz Friedhelm Berger, Kempen). Zur Familie Barisani siehe Alfred Stefan Weiß, Barisani, Familie, in: Ammerer/Angermüller, Salzburger Mozart Lexikon, 30–32.

31 Brief Hartenkeils an Margaretha Kramer, 1. Dezember 1787 (Privatbesitz Friedhelm Berger, Kempen).

32 Briefe Hartenkeils an Margaretha Kramer, 24. November 1788 und 9. Dezember 1788 (Privatbesitz Friedhelm Berger, Kempen). Die Hochzeit war für Mai 1789 geplant.

33 L[eopold] L[adislaus] Pfest, Dr. Johann Jakob Hartenkeil, in: Intelligenzblatt von Salzburg 1808, St. 31, 559–564, hier 562f.; Alois Proschko, Johann Jakob Hartenkeil, in: Salzburger Chronik 69 (1933), Nr. 273, 4. Bestattet am St.-Sebastians-Friedhof. Archiv der Erzdiözese Salzburg, Pfarre Salzburg-St. Blasius, Sterbebuch 1 (1783–1834), p. 206 (gestorben am 14. Januar 1820, 21.30 Uhr). Freundlicher Hinweis von Frau Mag. Christine Gigler MA MAS, Archiv der Erzdiözese Salzburg.

34 Zur Person und zum Wohnort siehe Alfred Stefan Weiß, Hübner, Lorenz, in: Ammerer/Angermüller, Salzburger Mozart Lexikon, 190f. mit weiterer Literatur.

35 Zur Person siehe Hammermayer, Aufklärung, 413; P. Magnus Sattler, Collectaneen-Blätter zur Geschichte der ehemaligen Benedictiner-Universität Salzburg, Kempten 1890, 614–625; Judas Thaddäus Zauner, Nachtrag zu den biographischen Nachrichten von den Salzburger Rechtslehrern von der Stiftung der Universität an bis auf gegenwärtige Zeiten, Salzburg 1797, 29–33.

diesen Stunden Hartenkeil und Frau Aulinger in aller Heimlichkeit näherkommen konnten.³⁶ Ende Oktober 1791 eskalierte jedoch die Situation, sodass sogar ein Eingreifen des Landesherrn notwendig wurde. Am 31. dieses Monats teilte Hartenkeil um ein Uhr morgens seinem Freund Mezler mit melodramatischen Worten brieflich mit: „Noch lebt Ihr Freund Hartenkeil, allein er war nahe – sehr nahe am Rande des Grabes. [...] Denn es war eben $\frac{3}{4}$ auf $\frac{1}{4}$, eben lag das Mädchen schwimmend in Thränen zu meinen Füßen, als plötzlich Gäng zur Thür herein trat. – Ums Himmelswillen was gibt's, donnerte er mir entgegen. Eine Kleinigkeit, versetzte ich ruhig, das Mädchen mag, wird, und soll sie nicht heyrathen. – Nun wurden unsere Köpfe hitziger, das Mädchen, wie rasend, lief im heftigsten Regen, zerstreut wie eine Furie auf die Strasse, sank ohnmächtig nieder, und ward eben zurückgebracht, als ich Lust hatte, den Hofr. Gäng zum Fenster hinaus fliegen zu lassen. Es gab einen entsetzlichen Lärmen [sic!], – ich weis selbst nicht mehr, was alles vorging. Genug – mein letztes Wort, daß sein Leben für das Ihrige mir Bürge seyn sollte, mag ziemlich ernsthaft gewesen sein.“³⁷ Gemeinsame Freunde schritten schließlich ein, um die beiden Kontrahenten, die sich gegenseitig die Allonge-Perücken von den Köpfen rissen, zu trennen.³⁸ Die beiden Männer, deren Auseinandersetzung in der Stadt Salzburg mit spöttischen Bemerkungen bedacht wurde, mussten schließlich von Fürsterzbischof Colloredo zur Raison gebracht werden. Gäng wurde gezwungen, einen „Verzichtsrevers“ auf Fräulein Aulinger zu unterfertigen und hatte bereits am folgenden Morgen die Stadt in beruflicher Mission zu verlassen. Hartenkeil hingegen erhielt die Erlaubnis, bereits am 6. November 1791 seine Geliebte ohne Aufsehen in der kleinen Kirche St. Johann am Imberg heiraten zu dürfen. Als Trauzeugen fungierten neben einem hochfürstlichen Kammerdiener der Arzt Dr. Franz Michael Steinhauser (1754–1814).³⁹

36 Der erklärte Feind der Salzburger Universität und Regens des Priesterhauses, Matthäus Fingerlos (1748–1817) machte in seinem Pamphlet „Ueber öffentliche Lehranstalten, insbesondere über Lektionskataloge [sic!] auf Universitäten“ diese Auseinandersetzung bekannt (Band 1, Germanien = Nürnberg 1798, 92–102, bes. 93f.). Fingerlos dürfte Hartenkeil vermutlich geschätzt haben, da er diesen zumindest nicht namentlich nannte. Heinz Marquart, Matthäus Fingerlos (1748–1817). Leben und Wirken eines Pastoraltheologen und Seminarregenten in der Aufklärungszeit (= Studien zur Theologie und Geistesgeschichte des Neunzehnten Jahrhunderts 22), Göttingen 1977, 48. Herr SR Mag. Thomas Weidenholzer, Stadtarchiv Salzburg, hat uns auf diese Auseinandersetzung aufmerksam gemacht, wofür wir uns sehr herzlich bedanken möchten.

37 Brief Hartenkeils, 31. Oktober 1791 (Zitate), Staatsarchiv Sigmaringen, Depositum 39, Fürstl. Hohenzollernsches Haus- und Domänenarchiv HO 80 A, Allg. Teil T 2, Nr. 1124; Weiß, Salzburger Medizin, 114.

38 Weiß, Salzburger Medizin, 114; Fingerlos, Lehranstalten, 95.

39 Archiv der Erzdiözese Salzburg, Pfarre Salzburg-St. Blasius, Trauungsbuch 1 (1783–1844), p. 327 (freundlicher Hinweis von Frau Mag. Christine Gigler MA MAS, Archiv der Erzdiözese Salzburg). Zur Person Steinhausers siehe Heinz Schuler, Nachrichten über Salzburger Ärzte, Bader und Apotheker des 18. Jahrhunderts, in: Jahrbuch der Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft „Adler“ [Folge 3] 13 (1986/87), 161–173, hier 173. Hofrat Gäng heiratete am 1. Mai 1793 die adelige Regina von Weyrother (1766/1767–1844) in der Wallfahrtskirche Maria Plain. Weiß, Salzburger Medizin, 115.

Das Wirken des Mainzer Arztes in der Stadt und für das Land Salzburg

Als der Mediziner Hartenkeil in Salzburg eintraf, ließen sich zunächst seine Gehaltsvorstellungen nicht realisieren, denn der äußerst sparsame Landesherr wollte ihm lediglich 600 fl. als Jahressumme bezahlen lassen. Vermutlich wird Colloredo, ähnlich wie bei vergleichbaren Gehaltsverhandlungen anderer aus dem Ausland kommender Mitarbeiter, auf die generell schlechte Besoldungssituation des relativ kleinen Salzburger Hofes hingewiesen haben. Allzu große Bevorzugungen hätten sicherlich zu Missstimmungen geführt.⁴⁰ Die Ernennung zum hochfürstlichen Rat am 9. August 1787 tröstete den „Leibwundarzt“ wenig, sodass er sich sogar weigerte, sein Dienstdekret anzunehmen. Der Landesherr machte daher Zugeständnisse und stellte ihn zusätzlich als Lehrer der Anatomie, der Chirurgie und Geburtshilfe mit einer Zulage in der Höhe von 400 fl. an. Vom Frühjahr 1788 bis zur endgültigen Auflösung der nur kurzfristig existierenden und agierenden medizinischen Fakultät der Universität Salzburg im Jahr 1807 fungierte Hartenkeil als Professor und hielt kontinuierlich Vorlesungen in den erwähnten Fächern. So hielt der „vielversprechende Mann“⁴¹ zu Beginn seiner Lehrtätigkeit immer montags, donnerstags und freitags von zwei bis drei Uhr anatomisch-chirurgische Vorlesungen. Bereits in seinem ersten Jahr hatte er 27 Zuhörer, das Honorar bzw. die Taxe betrug 6 fl. pro Jahr. Seit dem Jahr 1796 erhielten die künftigen Chirurgen ihren praktischen Unterricht direkt am Krankenbett im St.-Johanns-Spital, wobei der Leiter der Anstalt und Freund Hartenkeils, Dr. Franz Michael Steinhauser, als ihr Lehrer wirkte.⁴² Um die endgültige Trennung von Medizin und Chirurgie zu bewirken, bemühte sich Hartenkeil bereits im Jahr 1787 um eine Oberwundarztstelle im Salzburger Krankenhaus. Er kritisierte vehement die seiner Meinung nach katastrophalen Zustände in diesem Fach und wollte für ein Gehalt von 200 fl. „seine Pflicht erfüllen“. Der mit ihm konkurrierende Leibarzt Colloredos, Dr. Sylvester Barisani, lehnte dieses Ansinnen jedoch ab und konnte dessen Realisierung jahrelang verhindern, sodass die chirurgische Abteilung mit zwölf Betten erst 1796 Realität wurde.⁴³

Der junge Mediziner und Hofrat stattete üblicherweise dem Landesherrn beim Frühstück einen kürzeren Besuch ab, um sich über dessen Gesundheitszustand zu

40 Vgl. Elisabeth Lobenwein, Ein Fürstenleben in Zeiten des Aufbruchs. Die französische Privatkorrespondenz des letzten Salzburger Fürsterzbischofs Hieronymus Colloredo (1732–1812) mit seinem Bruder Gundaker Colloredo. Eine historisch-kritische Edition, Wien [erscheint 2021], z. B. Brief Nr. 13 (19. November 1772), Nr. 14 (27. November 1772), Nr. 181 (10. April 1792), Nr. 366 (30. April 1796), Nr. 417 (30. November 1796), Nr. 439 (15. Februar 1797), Nr. 446 (10. März 1797).

41 Allgemeine Literatur-Zeitung, Nr. 39, 14 Februar 1788, 423.

42 Salzburger Landesarchiv, Nachlass Felner 16/2, Denkschrift über die churfürstliche Regierung 1803–1806 2, fol. 396r; Weiß, Salzburger Medizin, 110; Carl Ozlberger, Die medicinisch-chirurgische Lehranstalt zu Salzburg, Salzburg 1864, 18.

43 Undatierte Gutachten Hartenkeils, vermutlich 1787/88, Archiv der Erzdiözese Salzburg 5/49, Fasz. 17; Friedrich R. Besl, Die Entwicklung des handwerklichen Medizinalwesens im Land Salzburg vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, Salzburg 1998, 237–240; Harald Waitzbauer, Im Dienst der Menschlichkeit. Die Tradition der Medizinischen Lehre und Forschung in Salzburg (= Schriftenreihe des Landespressebüros, Serie *Sonderpublikationen* 166), Salzburg 2000, 22, 24. Hartenkeil verwies darauf, dass die alten Mediziner ihm nicht den Gefallen täten, sterben zu wollen. Brief Hartenkeils an Johann Peter Kramer, 27. Dezember 1787 (Privatbesitz Friedhelm Berger, Kempen).

informieren.⁴⁴ Neben seiner Vorlesungstätigkeit hatte er daher noch genügend Zeit, eine Privatpraxis für den begüterten Bürgerstand zu führen. Immerhin brachte auch diese Tätigkeit bereits anfangs ca. 800 fl. jährlich ein.⁴⁵ Daneben hatte er noch die Möglichkeit, weitere berufliche Pläne auszuarbeiten, so u. a. die Absicht, eine neue medizinische Fachzeitschrift mit seinem Kollegen Dr. Franz Xaver Mezler zu begründen. Diesen wollte er auch nach Salzburg holen und sogar mit seiner Mainzer Nichte verheiraten, doch zeigte Colloredo kein Engagement, einen weiteren persönlichen Leibarzt oder weiteren Landschaftsphysikus anstellen zu wollen.⁴⁶ Wie Hartenkeil mitteilte, arbeiteten in der Stadt Salzburg sieben und auf dem Land weitere vier Ärzte, wobei er dem gutbezahlten Leibarzt Dr. Sylvester Barisani, auf dessen Ableben er bisweilen anspielte, sein Gehalt neidete, und den Landschaftsphysikus Dr. Johann Prex als „elendesten Geburtshelfer“ und „Kindermörder“ diffamierte. Da auch Patient*innen mit ihren wenig erfolgreichen Ärzten Unzufriedenheit zeigten, behandelte Hartenkeil vor allem die „Deserteurs“, die ihr Glück bei einem jungen Mediziner suchten. Er war auch nicht zimperlich in der Wortwahl, sobald er sich über die sogenannten „Bartscherer“ und das niedere Sanitätspersonal äußerte, denen er in Stadt und Land Salzburg jegliche Kompetenz absprach. Den Hauptgrund hinsichtlich der misslichen Lage fand er in der fehlenden Medizinalordnung, die sich erst unter der kurfürstlichen Regierung verwirklichen ließ.⁴⁷

Viele Pläne Hartenkeils blieben im Ansatz stecken, so auch die Absicht, in Salzburg ein Gebärdhaus nach Wiener Vorbild zu errichten. Obwohl der reiche und früh verstorbene Erbe eines großen Salzburger Handelshauses, Sigmund Haffner, im Jahr 1787 ein Legat in der Höhe von 12.000 fl. für diesen Zweck hinterließ, gelang es vorerst nur, im sogenannten Tollhaus in der Linzergasse eine Hebammenschule einzurichten (ab 1797 in den Räumen der Universität).⁴⁸ In den Jahren 1792 bis 1802 wurden immerhin 340 „Lehrgeburten“ vorgenommen, lediglich eine Mutter starb und zwölf Kinder wurden bereits tot entbunden.⁴⁹ Hartenkeil, der das Geburtsfach

44 Brief Hartenkeils an Johann Peter Kramer, 27. Dezember 1787 (Privatbesitz Friedhelm Berger, Kempen).

45 Weiß, Salzburger Medizin, 110f.; Brief Hartenkeils, 25. Juli 1789, Staatsarchiv Sigmaringen, Depositum 39, Fürstl. Hohenzollernsches Haus- und Domänenarchiv HO 80, Allg. Teil T 2, Nr. 1124; Brief Hartenkeils, 30. August 1787 (Privatbesitz Friedhelm Berger, Kempen).

46 Schadewaldt, Mezler, 8.

47 Weiß, Salzburger Medizin, 112f. mit weiterer Literatur; Briefe Hartenkeils, 25. Juli 1789, 10. August 1789, 28. September 1789, 26. Juli 1790, Staatsarchiv Sigmaringen, Depositum 39, Fürstl. Hohenzollernsches Haus- und Domänenarchiv HO 80, Allg. Teil T 2, Nr. 1124; Magdalena Sachsperger, Medizinische Versorgung der Stadt Salzburg im 17. und 18. Jahrhundert. Dipl., Salzburg 2017, 40–43. Zur Salzburger Medizinalordnung siehe Salzburgerische Medizinische Annalen 1 (1804), 24–57 („Instruction für den Kurfürstlich=Salzburgischen Medizinal=Rath“). Zur Person des Dr. Prex siehe Schuler, Nachrichten, 172.

48 Salzburger Intelligenzblatt 1791, St. 49, 780f.; Medicinisch-chirurgische Zeitung 1 (1792), Nr. 3, 9. Januar 1792, 48; Weiß, Salzburger Medizin, 115.

49 Medizinal=Rath, 15f.; ausführlich zur Thematik Gunda Barth, Die Reform des Hebammenwesens in Salzburg zwischen 1760 und 1815, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 134 (1994), 365–398; Weiß, Providum imperium felix, 152–158; ders., „Zur Rettung einer verläumdeten Hebamme und zur Bekehrung eines medizinischen Sünders“. Ein öffentlicher Streit mit Druckschriften in der Stadt Salzburg zu Ende des 18. Jahrhunderts, in: Gerhard Ammerer/Christian Rohr/Alfred Stefan Weiß (Hgg.), Tradition und Wandel. Beiträge zur Kirchen-, Gesellschafts- und Kulturgeschichte. Festschrift für Heinz Dopsch, Wien 2001, 334–349, bes. 337–340; Reisp, Medizin, 15–20; Carl Ozlberger, Die Landesfürstlichen Stiftungen zu Salzburg. Nach urkundlichen und amtlichen Quellen, Salzburg 1861, 26–30; L[orenz] Hübner, Beschreibung

zumindest theoretisch studiert hatte und auch ein Lehrbuch für seine von ihm ausgebildeten Hebammen herausgab⁵⁰, versuchte vor den Realgeburten mit sogenannten „Phantomen“, ledernen Nachbildungen des weiblichen Unterleibs und der diversen Lagen der Föten, vor allem für Geburten ohne jegliche medizinische Problematiken Hilfestellung zu geben. Typisch für seine Zeit erachtete er die Geburtshilfe eindeutig als „Männersache“ und bei einem Notfall in Zusammenhang mit einer Entbindung sollte auf jeden Fall ein Arzt gerufen werden, um den möglichen Tod von Mutter und Kind zu vermeiden.⁵¹ Trotz seiner wissenschaftlichen Ausbildung versagte aber auch er gelegentlich in seinem Fach. Wie der bissige Chronist und Feind der Aufklärung, Felix Adauktus Haslberger (1731–1809), Pfarrvikar in Thalgau, festhielt, soll Hartenkeil dem ungeborenen Kind einer Bäuerin aus Grödig, in der Nähe des Untersberges gelegen, den Kopf – vermutlich mit der Geburtszange – abgerissen haben, sodass der Tod der Frau und des Kindes zu beklagen waren.⁵²

Eine ärztliche Arroganz kann Hartenkeil ebenfalls bei der Durchführung der Inokulation angekreidet werden. Denn obwohl bereits die Forschungsergebnisse Edward Jenners (1749–1823), des Entdeckers der sogenannten Vakzination oder Kuhpockenimpfung, bekannt waren und seit dem Jahr 1799 der Arzt und Geburtshelfer Dr. Joseph Servatius d’Outrepoint in Salzburg wirkte und vakzinierte, impfte er um die Jahrhundertwende zwei Kinder des Postverwalters Johann Georg Gänslner nach der veralteten Methode. Beide erkrankten sodann an den Pocken und starben auch an dieser epidemisch auftretenden Krankheit.⁵³ Wie Abt Dominikus Hagenauer, der Hartenkeil wohlgesonnen war, in seinem Tagebuch festhielt, hatte Hartenkeil auch den Tod des Seewalchener Pfarrers, der aufgrund einer schweren Erkrankung zu verhungern drohte, mit zu verantworten. Obwohl er sofort seine Kollegen konsultierte, konnte dem 43-jährigen Patienten auch nach einem chirurgischen Eingriff nicht mehr geholfen werden, da die Wunde zu faulen begann.⁵⁴ Vorzuwerfen bleibt Hartenkeil auch der unkommentierte Broschürenstreit um den angeblichen Kunstfehler einer städtischen Lehrhebamme im Frühjahr 1798, da er sich damit in eine Auseinandersetzung seiner ärztlichen Kollegen und Freunde einmischen hätte

der hochfürstlich=erzbischöflichen Haupt- und Residenzstadt Salzburg und ihrer Gegenden [...], 2, Salzburg 1793, Nachdruck Salzburg 1982, 476.

50 [Johann Jakob Hartenkeil], Unterricht für die Hebammen des Erzstifts Salzburg, Salzburg 1797. Zum Verzeichnis der weiteren wissenschaftlichen Arbeiten Hartenkeils siehe Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 7, Wien 1861, 389–391, hier 391; Pfest, Hartenkeil, 564.

51 Weiß, *Providum imperium felix*, 40; Gabriele Danninger, „... daß sie auch vor den Krancken=Betten müsten das Maul halten ...“. Frauen zwischen „traditioneller Heiltätigkeit“ und „gelehrter Medizin“ um 1800 anhand Salzburger Quellen (= Kulturgeschichte der namenlosen Mehrheit 2), Wien 1998, 165–168.

52 Franz Martin, Die Salzburger Chronik des Felix Adauktus Haslberger (Nachtrag), in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 74 (1934), 159–168, hier 168.

53 Weiß, *Salzburger Medizin*, 117; ders., Joseph Servatius d’Outrepoint (1776–1845). Zum 150. Geburtstag eines bedeutenden Salzburger und Würzburger Arztes, in: *Salzburg Archiv* 20 (1995), 169–184, hier 172–176; Sabine Veits-Falk/Alfred Stefan Weiß, „Hier sind die Blattern“. Der Kampf von Staat und Kirche für die Durchsetzung der (Kinder-)Schutzpockenimpfung [sic!] in Stadt und Land Salzburg (Ende des 18. Jahrhunderts bis ca. 1820), in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 131 (1991), 163–186, hier 166–172.

54 Hahn/Angermüller/Angermüller, Hagenauer Tagebücher 1, 659f.; zu Behandlungserfolgen bzw. -misserfolgen siehe Brief Hartenkeils, 1. Dezember 1787 (Privatbesitz Friedhelm Berger, Kempen).

müssen. Der Schutz der beschuldigten Frau war ihm vermutlich diesen Aufwand nicht wert.⁵⁵

Beim kränklichen Erzbischof Colloredo zeigte er mehr Geschick. Dieser litt nämlich, wie aus seiner privaten Korrespondenz mit seinem Bruder, dem Reichsvizekanzler Gundaker Colloredo, hervorgeht, wiederholt an Magenkrämpfen, Schwindelanfällen, Kopfschmerzen, Migräne, Rheuma und Hämorrhoiden. Zudem scheint Colloredo auch das Salzburger Klima mit seinen häufigen Wetterumschwüngen zu schaffen gemacht haben, entsprechend häufig hatte er gegen Erkältungen zu kämpfen. Aderlässe, Schwitzkuren, Blasenpflaster sowie Badekuren in Gastein waren die häufigsten bei ihm angewandten Therapien.⁵⁶ Im Februar 1798 erkrankte der Erzbischof „an einem sehr bedenklichen Kartarieber“⁵⁷, das mit Aderlass und Blasenpflastern zu therapieren versucht wurde. Der Landesherr erholte sich nur äußerst langsam, sodass die Hoftafel aufgehoben und sogar die Regierungskonferenz einberufen werden musste. Erst im März d. J. galt Colloredo wieder als gesund und die behandelnden Mediziner erhielten Geldgeschenke in der Höhe von 50 bzw. 25 Dukaten. Abt Hagenauer resümierte: „Die Krankheit war sehr bedenklich, und hätte bei einer kleinen Übersehung tödtlich werden können.“⁵⁸ Da Colloredo auf seinen Reisen ärztlichen Beistand wünschte, hatte der junge Chirurg daher die Verpflichtung, den Landesherrn zu begleiten, so z. B. bei einem Aufenthalt in München, der Colloredo bereits auf der Reise in die bayerische Metropole ermüden ließ.⁵⁹ Hartenkeils Zugang zum Fürsterzbischof ermöglichte es ihm ferner, den berühmten Mediziner, Protomedikus und Professor Johann Peter Frank (1745–1821) aus Pavia mit Colloredo im Sommer 1790 persönlich bekannt zu machen. Frank hatte die erst seit kurzem erscheinende *Medicinisch-chirurgische Zeitung* bereits rezipiert und kam aus diesem Grund nach Salzburg.⁶⁰

55 Ausführlich dazu: Weiß, *Rettung*, 334–349.

56 Vgl. Lobenwein, *Fürstenleben*, Sachregistereinträge zu Krankheit–Gesundheit.

57 Hahn/Angermüller/Angermüller, *Hagenauer Tagebücher* 1, 633.

58 Ebd., 1, 635. Bereits im März 1788 hatte Hartenkeil beinahe Tag und Nacht am Bett Colloredos verbracht, der an einer problematischen Form einer Halsentzündung litt. Brief Hartenkeils an Margaretha Kramer, 14. März 1788 (Privatbesitz Friedhelm Berger, Kempen).

59 Hahn/Angermüller/Angermüller, *Hagenauer Tagebücher* 2, 685.

60 Brief Hartenkeils, 25. Juli 1790, Staatsarchiv Sigmaringen, Depositum 39, Fürstl. Hohenzollernsches Haus- und Domänenarchiv HO 80, Allg. Teil T 2, Nr. 1124; Weiß, *Salzburger Medizin*, 111f.; Johann Peter Frank, *Biographie des D. Johann Peter Frank*, Wien 1802, 135; Norbert Wölkart, *Zur Geschichte der Medizin in Salzburg*, in: Hans Wagner/Barbara Wicha (Hgg.), *Festschrift Universität Salzburg 1622–1962–1972*, Salzburg 1972, 165–171, hier 167.

Die *Medicinish-chirurgische Zeitung*

Die erwähnte Fachzeitschrift⁶¹, die einer jahrelangen Planung bedurfte und 1790 das erste Mal in einem Rhythmus von zwei 16-seitigen Ausgaben pro Woche erschien, unterlag aufgrund der Tätigkeit Hartenkeils an der Universität Salzburg nicht der üblichen Zensur⁶² und konnte damit einen – beinahe uneingeschränkten – Weg in Richtung (volks-)medizinische Aufklärung in Angriff nehmen. Schwierigkeiten hingegen bereitete bisweilen die Wiener Zensur. Anders verhielt es sich in Salzburg während der Belagerung durch die Franzosen im Jahr 1800. Der französische Oberkommandant Moreau ließ einen Befehl ausfertigen, der garantierte, dass die Produktion dieser wissenschaftlichen Zeitung unbehelligt weiter durchgeführt werden dürfe.⁶³ Eine große Herausforderung stellte in den 1790er-Jahren die Anschaffung französischer Fachbücher dar, da diese aufgrund der kriegerischen Auseinandersetzungen schwer bis überhaupt nicht erhältlich waren.⁶⁴ Dennoch gelang es der *Medicinish-chirurgischen Zeitung*⁶⁵ ein „einigendes Band für die deutschsprechenden Ärzte“ zu bilden. Inhaltlich legte die Zeitschrift laut Ankündigung, die in diversen Zeitungen inseriert war, folgende Schwerpunkte: „1) Kurze, kernhafte Auszüge der merkwürdigsten Stellen aus allen sowohl deutschen als fremden medizinischen und chyrurgischen Bibliotheken, gelehrten Anzeigen, Journalen etc. 2) Rezensionen und Anzeigen aller herauskommenden sowohl in als ausländ. mediz. u. chyrurg. Schriften. 3) Seltene Beobachtungen, treue Erzählungen mißlungener Kuren, oder aufrichtige Geständnisse irriger Krankheitsbeurtheilungen. 4) Zustand des Medizinalwesens in einzelnen Staaten. 5) Neue Anstalten, Erfindungen, Vorschläge, Verbesserungen und Verordnungen. 6) Spitalisten, aus denen die Zahl der Aufgenommenen, Entlassenen, Gestorbenen, und der herrschend gewesenen Krankheiten zu sehen ist. 7) Preisfragen und Ankündigungen. 8) Kurze Biographien lebender oder verstorbener Aerzte und Wundärzte. 9) Beförderungen und Todesfälle. 10) Anekdoten.“⁶⁶

Es darf allerdings nicht unerwähnt bleiben, dass vermutlich nur jeder fünfzehnte Mediziner ein einschlägiges Journal periodisch ankaufte – die Kosten für ein Jahresabonnement der *Medicinish-chirurgischen Zeitung* beliefen sich auf 12 fl. –, die meisten sich jedoch auf das Angebot der um 1800 in Mode geratenen Leseanstalten verließen. Die *Medicinish-chirurgische Zeitung* dürfte daher auch in den größeren

61 Ausführlich dazu Weiß, *Salzburger Medizin*, 123–135; ders., *Medizinische Wissensvermittlung*, 391–401; Joachim Kirchner, *Das Deutsche Zeitschriftenwesen. Seine Geschichte und seine Probleme*, Wiesbaden 1958, 1, 163; 2, 119; nach dem Tod Hartenkeils gab Dr. Johann Nepomuk von Ehrhart, der Schwager Hartenkeils, die *Medicinish-chirurgische Zeitung* (immerhin bis zum Jahr 1842) heraus. Johann Nepomuk von Ehrhart [Nekrolog], Innsbruck 1861, 5–8.

62 Alfred Stefan Weiß, *Zensur*, in: Ammerer/Angermüller, *Salzburger Mozart Lexikon*, 543 mit weiterer Literatur.

63 [Johann] Riedl, *Salzburg's Zeitungswesen*, in: *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburg Landeskunde* 3 (1863), 289–326, hier 317.

64 Weissenbach, *Biographische Skizze*, 18; Susanne Lachenicht, „(...) warum erstaunliche Mengen derley gefährlichen Zeitungen des bestehenden Verbots ungeachtet verschickt werden“. *Zeitungen und Zeitschriften im Zeitalter der Französischen Revolution und das Scheitern kaiserlicher Presszensur im Alten Reich nach 1790*, in: *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich* 2 (2005), 7–22, hier 13, 21f.

65 Wölkart, *Geschichte der Medizin*, 167.

66 *Medizinisch chyrurgische Zeitung*, in: *Wiener Zeitung*, Nr. 36, 5. Mai 1790, 1180.

Städten des Habsburgerreiches von der gebildeten Bürgerschicht gelesen worden sein.⁶⁷ Trotz anfänglicher Finanzierungsprobleme und Verluste konnte schon in den Folgejahren eine Auflage von 2.000 bis 2.500 Stück erzielt werden, die unter anderem durch Geschäftsstellen in Salzburg, Wien und Jena erfolgreich vertrieben wurden.⁶⁸ Hartenkeil, der ab dem Jahr 1794 die Fachzeitschrift alleine redigierte und herausgab – mit seinem Freund und Kollegen Mezler hatte es wiederholt briefliche Auseinandersetzungen gegeben und auch Johann Peter Frank hatte vom Sigmaringer Leibarzt mehr „Ernsthaftigkeit“ eingefordert⁶⁹ –, nützte sein europäisches Netzwerk, das er sich bereits während seiner Studienzeit und auch noch von Salzburg aus aufgebaut hatte. Im Mai 1789 erstellte er eine Liste mit möglichen Mitarbeitern und Korrespondenten, die in den größeren Städten des heutigen Österreich, Deutschland, Großbritannien, Italien und Frankreich wirkten, und mit den Jahren und dank seines guten Rufs konnte er sich die Mitarbeit von fast 50 Männern, Großteils im Ausland lehrende Professoren aus unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen, sichern. Die Wahrung der Anonymität der Rezensenten war dem Herausgeber des Rezensionsorgans ein besonderes Anliegen. Diese sollten so vor Angriffen geschützt und die angebliche Unparteilichkeit der Zeitschrift gewahrt werden. Mit Vehemenz lehnte er es ab, die *Medicinish-chirurgische Zeitung* zum Austragungsort von „Federkriegen“ werden zu lassen und es war möglich, Antikritiken zu veröffentlichen – wenn auch nur gegen Bezahlung von 4 xr. pro Zeile.⁷⁰

Das bekannte Salzburger Rezensionsorgan⁷¹ klärte über Neuerungen in den Fächern Medizin und Chirurgie auf, behandelte aber auch Fragen aus den Disziplinen Tierheilkunde, Botanik, Physik und Chemie, sofern diese Relevanz für medizinische Belange hatten. Zu den regelmäßig wiederkehrenden Themen zählten Gesundheitsregeln für die (Land-)Bevölkerung, Fragen der sogenannten „Medizinischen Polizey“, die Pockenimpfung, die Reformierung der Geburtshilfe, die notwendige Tätigkeit von Ärzten, die Vorteile der noch neuen Krankenhäuser, besondere Fallgeschichten sowie die menschliche Sexualität.⁷²

67 Vgl. Marforius Vindobonensis S[alutem] p[lurina]m d[icit] Pasquino Salisburgensi [= Hartenkeil] Ambrosia I, Wien 1794, 2.

68 Reisp, *Medizin*, 43; Vierthaler, *Reisen*, 177.

69 Schadewaldt, *Mezler*, 13, 23.

70 Weiß, *Medizinische Wissensvermittlung*, 392f.; ders., *Salzburger Medizin*, 123, 126; Weissenbach, *Biographische Skizze*, 20; Reisp, *Medizin*, 43; *Medicinish-chirurgische Zeitung* 1 (1797), Vorrede. Zur Frage der geplanten Korrespondenten siehe Brief Hartenkeils, 14. Mai 1789, Staatsarchiv Sigmaringen, Depositem 39, Fürstl. Hohenzollernsches Haus- und Domänenarchiv HO 80, Allg. Teil T 2, Nr. 1124. Gedruckt wurde das Fachblatt in Salzburg; siehe dazu Hans Glaser sen., *Salzburgs Buchdrucker*, in: *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde* 98 (1958), 149–198, hier 169.

71 Zum Terminus „Rezensionszeitschrift“ vgl. Thomas Habel, *Gelehrte Journale und Zeitungen der Aufklärung. Zur Entstehung, Entwicklung und Erschließung deutschsprachiger Rezensionszeitschriften des 18. Jahrhunderts* (= *Presse und Geschichte – Neue Beiträge* 17), Bremen 2007, 17–25, 283–295.

72 Weiß, *Medizinische Wissensvermittlung*, 393; ders., *Salzburger Medizin*, 126f. mit Abb. 6. Zu besonderen Problemstellungen vgl. Christina Czipek, *Sexualität und Krankheit im wissenschaftlichen Diskurs der Frühen Neuzeit am Beispiel der „Medicinish-chirurgischen Zeitung“ zwischen 1709 und 1808*, Dipl., Salzburg 2012; Volker Oeckinghaus, *Zahnheilkundliches in medizinischen Zeitschriften vor 1800. Ernst Gottfried Baldinger und seine Zeitschriften „Magazin für Aerzte“ und „Medicinisches Journal“*. Johann Jakob Hartenkeil und seine „*Medicinish-chirurgische Zeitung*“, Diss., Göttingen 1971.

Kritik seitens der Rezensenten ergoss sich über Zeitschriften, Broschüren und Bücher, welche „für Leser aller Stände“ gedacht waren; als Beispiel sei der *Tirolische Arzt* genannt, der zwar auch lehrreichen Unterricht bot, jedoch gelernte Wundärzte und gelehrte Ärzte anzugreifen wagte.⁷³ Viele Journale waren daher in den Augen Hartenkeils „nicht dazu geeignet, den Leser auf eine Fortsetzung begierig zu machen“.⁷⁴ Das Wissen über die Arzneiwissenschaft sollte zwar popularisiert werden, aber dies bedeutete konkret, dass an mögliche Patient*innen auch das Verbot ausgesprochen wurde, für sich oder andere als „Heiler*in“ tätig zu werden. Die (medizinische) Behandlung konnte nach Ansicht Hartenkeils und seiner Mitarbeiter nur durch wissenschaftlich ausgebildetes Personal erfolgen.⁷⁵

Das Salzburger Journal kämpfte von Anfang an gegen Anfeindungen seitens der Wiener Ärzteschaft, da schon im Jahr 1789 der Leiter der militärärztlichen Schule (*Josephinum*), Dr. Giovanni Alessandro Brambilla (1728–1800)⁷⁶ die Herausgeberschaft Hartenkeils und Mezlers in Frage stellte.⁷⁷ Brambilla hatte nämlich einen ähnlichen Plan für eine Fachzeitschrift ausgearbeitet. Die in Wien erscheinende *Bibliothek der neuesten medicinisch-chirurgischen Literatur für die österreichischen Feldchirurgen*, von den Lehrern am *Josephinum* Johann Adam Schmidt und Johann Nepomuk Hunczowsky verantwortet, griff im März 1791 die in der *Medicinisch-chirurgischen Zeitung* publizierten Rezensionen als verkürzt und damit nicht wissenschaftlich an.⁷⁸ Hartenkeil reagierte mit einer pingeligen Analyse über die tödlich verlaufende Krankheit des österreichischen Feldherrn Ernst Gideon von Loudon (1716–1790)⁷⁹, der angeblich aufgrund falscher Behandlung gestorben war.⁸⁰

Die offene Feindschaft zwischen Wien und Salzburg vertiefte sich noch zusätzlich, als am 24. März 1794 eine Preisfrage Kaiser Franz II. zur Verbesserung der

73 Rezension von „Der Tirolische Arzt, eine medizinische Wochenschrift für seine Landsleute 1791“, in: *Medicinisch-chirurgische Zeitung* 1 (1792), Nr. 10, 2. Februar 1792, 163–169; Weiß, *Salzburger Medizin*, 129; ders., *Medizinische Wissensvermittlung*, 395.

74 Rezension von „Archiv für medizinische Länderkunde 1800 1/1“, in: *Medicinisch-chirurgische Zeitung* 3 (1800), Nr. 71, 8. September 1800, 350f.; Weiß, *Medizinische Wissensvermittlung*, 395.

75 Weiß, *Medizinische Wissensvermittlung*, 399; vgl. ders., *Salzburger Medizin*, 132.

76 Luigi Belloni, *Die Schriften von G. A. Brambilla. Über die Geschichte der österreichischen Chirurgie von 1750 bis 1800 (mit besonderer Berücksichtigung der Anfänge des Josephinums)*, in: Erna Lesky (Hg.), *Wien und die Weltmedizin*, Wien 1974, 32–48; Joachim Moerchel, *Das österreichische Militärsanitätswesen im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus (= Europäische Hochschulschriften Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 233)*, Frankfurt u. a. 1984, 406–410; Heinz Flamm, *Die Geschichte der Staatsarzneikunde, Hygiene, Medizinische Mikrobiologie, Sozialmedizin und Tierseuchenlehre in Österreich und ihrer Vertreter (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte der Naturwissenschaften, Mathematik und Medizin 66)*, Wien 2012, 41f.; Erna Lesky, *Österreichisches Gesundheitswesen im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus (= Archiv für österreichische Geschichte 122/1)*, Wien 1959, 211; Leopold Schönbauer, *Das Medizinische Wien*, Berlin/Wien 1944, 164.

77 Brief Hartenkeils, 7. Juni 1789, Brief Brambillas, 2. Juni 1789 (Kopie), Staatsarchiv Sigmaringen, Depositum 39, Fürstl. Hohenzollernsches Haus- und Domänenarchiv HO 80, Allg. Teil T 2, Nr. 1124.

78 Weiß, *Medizinische Wissensvermittlung*, 399f.

79 Zur Person: Franz Pesendorfer, *Feldmarschall Loudon. Der Sieg und sein Preis*, Wien 1989.

80 Weiß, *Salzburger Medizin*, 132f.; [Johann Jakob Hartenkeil], *Ueber Loudon's Krankheit, Deutschland [= Salzburg] 1792; Loudon starb nicht, wie die Wiener Mediziner und Hartenkeil vermuteten, an einer „Gedärmentzündung“, sondern an einer pathologisch vergrößerten Prostata*, siehe Pesendorfer, *Loudon*, 248.

Feld- und Militärapotheken ausgeschrieben wurde.⁸¹ Die öffentlich geführte Debatte über generelle Verbesserungen im Ausbildungssystem der Militärchirurgen richtete sich in erster Linie gegen Brambilla. Das in der *Medicinish-chirurgischen Zeitung* abgedruckte „Wort zu seiner Zeit“⁸² griff den Militärchirurgen vehement an. Der Schreiber dieser Kritik dürfte mit Widerstand gegen sein Schreiben gerechnet haben. In seinem an den Herausgeber adressierten Brief heißt es: „Meinen Nahmen dürfen Sie nennen, wenn man mich der Unwahrheit beschuldigen sollte. Ich scheue mich nicht, heftigen Widerbellern unter's Gesicht zu treten, und sie durch Thatsachen zum Schweigen zu bringen.“⁸³ Laut Ansicht des anonymen Autors sei es der größte Fehler des so ambitionierten Josephs II. gewesen, bei der Errichtung des *Josephinums* sein Vertrauen „in einen Mann [zu setzen], der unstreitig unter die verworrensten, und verwirrendsten Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts gehört“.⁸⁴ Dem namentlich mehrfach genannten Brambilla werden in dem über 30 Seiten umfassenden Text zudem mangelnde Kompetenz, Fahrlässigkeit, Despotismus und „Schlendrian“ vorgeworfen, der Studienplan Brambillas bis ins kleinste Detail „zerpflückt“. Wenngleich Hartenkeil als Herausgeber gewisse Stellen abgemildert und andere, seiner Meinung nach zu heftige und scharfe Äußerungen getilgt hatte, ließ eine entsprechende Reaktion nicht lange auf sich warten.

Ein Pasquillant aus dem Umfeld Brambillas wünschte Hartenkeil „eine gute Dosis von der Krätze, vom Flechten- oder Nesselausschlag, oder aber Frostbeulen“, sprach ihm jegliche Kenntnisse ab, bezeichnete ihn als Trinker und Wahnsinnigen, der „wohl gar aus dem runden Turm zu Wien [= Narrenturm] entsprungen“⁸⁵ sei. Prompt folgte in der *Medicinish-chirurgischen Zeitung* eine Rezension der publizierten Schmähschrift. Das Schreiben würde „ein fortlaufendes, ununterbrochenes Gewebe der niedrigsten, pöbelhaftesten Schimpfwörter“ enthalten, weshalb es „unter der Würde eines Mannes von Gefühl [sei], sich im Ernste mit einer Widerlegung des Wustes von Grobheiten und Unwahrheiten zu befassen“. In der abschließenden Fußnote behielt es sich Hartenkeil vor, mit „Brambilla, als dem Urheber dergleichen Schriftchen, in der Folge noch ein Paar Worte im Ernste zu sprechen, wenn es erforderlich seyn sollte“.⁸⁶ Wenige Wochen später, nachdem zwei weitere Pasquillen veröffentlicht worden waren, wandte sich auch Hartenkeil an das Publikum seiner Zeitung. Zu seiner persönlichen Verteidigung gegen die Broschüren brauche er lediglich zu erwähnen, dass diese das Werk Brambillas seien, denn „Wer ein Mahl beym sachkundigen Publicum in so tiefer Verachtung steht, als Brambilla, dessen Pasquille machen keinen Eindruck mehr.“ Er sei auch nicht gekränkt, da er von einem „Stümper“ nicht als gelehrter

81 *Medicinish-chirurgische Zeitung* 2 (1794), Nr. 27, 3. April 1794, 13–16.

82 Ein Wort zu seiner Zeit, die k. k. medic. chirurg. Josephinische Akademie zu Wien betreffend, in: *Medicinish-chirurgische Zeitung* 2 (1794), Nr. 45, 5. Juni 1794, 321–334 und 3 (1794), Nr. 56, 14. Juli 1794, 49–75; vgl. Weissenbach, Biographische Skizze, 20f.

83 Ein Wort zu seiner Zeit, 322.

84 Ebd.

85 Marforius Vindobonensis, bes. Ambrosia I, VIII–10 und Ambrosia II, 18, 24; Zur Auseinandersetzung vgl. Briefe Hartenkeils, 9. Oktober und 15. Dezember 1794, Staatsarchiv Sigmaringen, Depositum 39, Fürstl. Hohenzollernsches Haus- und Domänenarchiv HO 80, Allg. Teil T 2, Nr. 1124.

86 Rezension von „Marforius Vindobonensis S. P. D. Pasquino Salisburgensi Ambrosia I, Wien 1794“, in: *Medicinish-chirurgische Zeitung* 4 (1794), Nr. 83, 16. Oktober 1794, 79f.

Mann bezeichnet werden wolle. Es sei sogar „eine kräftige Empfehlung, von solchen Menschen mit Koth beworfen zu werden“. Hartenkeil ging es allerdings weniger um die Verteidigung seiner Person, sondern vielmehr um jene seiner Zeitung, die u. a. als „elende[r] Wisch“ bezeichnet worden war. Verdienstvolle Männer würden an der *Medicinish-chirurgischen Zeitung* mitarbeiten, die nicht nur in allen deutschsprachigen Ländern, sondern auch in Nordamerika, England, Schweden, Russland, Polen, Böhmen, Ungarn und in Italien positiv rezipiert werde. „Was vermag dagegen die mißtönende Stimme eines Mannes, der von der wissenschaftlichen Seite betrachtet in der gelehrten Welt eine Nulle ist [...]!“⁸⁷

In die sich fast ein halbes Jahr hinziehende und aus dem Ruder geratene Auseinandersetzung wurde sogar der Salzburger Landesherr Colloredo involviert. Von seinem Bruder Gundaker darauf angesprochen, antwortete er, dass er sich zwar erkundigen werde, was es mit dem Konflikt zwischen Brambilla und Hartenkeil auf sich habe, doch meinte er, sich in die „querelle“ und damit in gelehrte Dispute, „die meistens von eigennutz und leydenschaften geleitet werden“, nicht einmischen zu wollen. „[Ä]rgerliche[m] feder krieg“ solle man ohnedies immer ausweichen, so seine Ansicht.⁸⁸ Dennoch hatte sich Hartenkeil zu rechtfertigen und eine Verantwortung zu verfassen, die Colloredo an seinen Bruder sandte, verbunden mit der Bitte, diese an Brambilla weiterzuleiten. Hartenkeil war sich jedoch des Niedergangs seines Wiener Kontrahenten ziemlich sicher und konnte daher durchaus forsch antworten. Er berief sich auf seine Unparteilichkeit und die Möglichkeit, eine Widerlegung des Aufsatzes einzureichen. „Kann sich herr Brambilla mit dieser erklärang nicht beruhigen, so werde ich das thun, was die ehre meiner medicinisch-chirurgischen zeitung weiter erfordert.“⁸⁹ Nichtsdestotrotz musste Hartenkeil auf Befehl Colloredos hin den Namen des Autors offenlegen.⁹⁰ Autor des „Wort[s] zu seiner Zeit“ soll ein gewisser Dr. Erdmann Gottlieb Utz gewesen sein. Da allerdings kein Arzt mit einem solchen Namen ausfindig gemacht werden konnte, kam es zu wilden Spekulationen, die schließlich Johann Adam Schmidt und Johann Nepomuk Hunczowsky, Lehrer am *Josephinum* in Wien, als etwaige Autoren des Schreibens zu identifizieren glaubten. Da diese mit entsprechenden Anfeindungen zu kämpfen hatten, sahen sie sich schließlich genötigt, in der Wiener Zeitung eine „Öffentliche und bittliche Aufforderung an Herrn Hofrath und Professor Hartenkeil in Salzburg“ abdrucken zu lassen. Sie stellten öffentlich klar, weder Verfasser, Teilhaber oder Mitwisser des genannten Schreibens zu sein und baten Hartenkeil um entsprechende Klarstellung, der dieser Bitte unverzüglich nachkam.⁹¹

87 J[ohann] J[akob] Hartenkeil, Rezension von „Marforius Vindobonensis S. P. D. Pasquino Saliburgensi. Ambrosii II. 1794“, in: *Medicinish-chirurgische Zeitung* 4 (1794), Nr. 94, 24. November 1794, 273–282.

88 Lobenwein, *Fürstenleben*, Nr. 276 (29. Juli 1794), Nr. 278 (4. August 1794).

89 Ebd., Nr. 278a (4. August 1794). Colloredo hatte zwar geplant, Brambilla persönlich zu schreiben, aus Angst, dass dieses Schreiben an die Öffentlichkeit geraten oder in einer Zeitschrift abgedruckt werden könnte, nahm er allerdings davon Abstand.

90 Ebd. Nr. 282 (3. September 1794). *Medicinish-chirurgische Zeitung* 3 (1794), Nr. 97, 4. Dezember 1794, 336.

91 Johann Hunczovksy, Johann Adam Schmidt, Oeffentliche und bittliche Aufforderung an Herrn Hofrath und Professor Hartenkeil in Salzburg, in: *Wiener Zeitung*, Nr. 97, 3. Dezember 1794, 3459–3461; J[ohann]

In diesem „Gelehrtenhandel“ mischte auch Hartenkeils Freund und Wohnungsnachbar, der Jurist Dr. Judas Thaddäus Zauner, mit. Auf die an Hartenkeil adressierten Schmähchriften reagierte er mit einer 15-seitigen lateinischen, anonym verfassten Verteidigungsschrift, die heute als absolute Rarität gilt, da höchstwahrscheinlich nur mehr ein Exemplar davon existiert.⁹² Auch in Gotha wurde Kritik an den „Abentheuern“ Brambilla und den Gebrechen der Josephs-Akademie laut.⁹³ Der Versuch, die *Medicinish-chirurgische Zeitung* in Salzburg durch Colloredo und in Wien durch Kaiser Franz II. unterdrücken zu lassen, scheiterte. Letztendlich wurde Brambilla im Jahr 1795 von einer eigens eingesetzten Kommission zur Aufgabe seines Amtes und zum Übertritt in die Pension gezwungen. Nach dem Tod des äußerst umstrittenen und streitsüchtigen Wiener Chirurgen im Jahr 1800 wurde Hartenkeil sogar als Ehrenmitglied in die Josephs-Akademie aufgenommen.⁹⁴

Nachdem Colloredo am 10. Dezember 1800 aus begründeter Furcht, von den anstürmenden Franzosen als wertvolle Geisel genommen zu werden, endgültig Stadt und Land Salzburg verlassen hatte⁹⁵, konnte Hartenkeil beim Nachfolgerscher, Ferdinand von Toskana (1803–1805), die Verwirklichung seines Lebenstraumes, die Errichtung einer medizinischen Fakultät an der Universität Salzburg erreichen.⁹⁶ Diese war mit sechs Lehrstühlen, die von prominenten Mitarbeitern des neuen Medizinalrats vertreten wurden, ausgestattet und Hartenkeil fungierte als Professor für die Geschichte der Medizin und Chirurgie, gerichtliche Arzneikunst sowie medizinische Polizei. Was schon Zeitgenossen befürchteten, trat am 13. August 1807 ein. Da Salzburg nach neuerlichem Kriegsausbruch erstmals zur Habsburgermonarchie gehörte, löste Kaiser Franz I. trotz Salzburger Protesten die noch junge Fakultät, an der nur drei Kandidaten promoviert worden waren, wieder auf.⁹⁷ Zumindest durfte der Medizinalrat, eine unabhängige staatliche Behörde, welche das personell völlig überalterte *Collegium Medicum* 1804 ablöste, weiterhin bestehen. Hartenkeil fungierte

J[akob] Hartenkeil, Antwort auf die Aufforderung der Herren Professoren Hunczowsky und Schmidt, in: Wiener Zeitung, Nr. 100, 13. Dezember 1794, 3557.

- 92 [Judas Thaddäus Zauner], Marforius Romanus Pseudomarforio Vindobonensi, Romae [= Salzburg] 1795; zur Frage der Autorschaft siehe ders. (Hg.), Verzeichniß aller akademischen Professoren zu Salzburg vom Jahre 1728 bis zur Auflösung der Universität, Salzburg 1813, 133f.; Weiß, Salzburger Medizin, 134.
- 93 Thaten, Meinungen und Abentheuer des großen Chiriaters [= Chirurgen] und Ritters von Brambilla, in: Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Natur- und Arzneiwissenschaft 2 (1794), Nr. VIII, 81–108, bes. 91f.
- 94 Weiß, Medizinische Wissensvermittlung, 400f.; ders., Salzburger Medizin, 134; Belloni, Brambilla, 37–40; Moerchel, Österreichisches Militär-sanitätswesen, 406–411.
- 95 Alfred Stefan Weiß, Der Tod des (einst) Mächtigen – Fürsterzbischof Hieronymus Graf Colloredo 1732–1812, in: Salzburg Archiv 35 (2014), 141–156, hier 148 mit der wesentlichen Literatur.
- 96 Weiß, Salzburger Medizin, 117–119; Karl Friedrich Hermann, Zepter im Trauerflor. Die letzten Jahre der alten Salzburger Benediktineruniversität und ihr Ende 1810, in: Wagner/Wicha, Universität Salzburg, 35–56, hier 47f.
- 97 Redlich, Geistesgeschichte, 45–47; Kurt Ganzinger, J. J. Hartenkeil und die Begründung einer Medizinischen Fakultät an der Salzburger Universität im Jahr 1804, in: Münchener Medizinische Wochenschrift 107 (1965) Heft 15, 731–738; Wölkart, Geschichte der Medizin, 168–170; Ozlberger, Lehranstalt, 19–21; Medizinal=Rath, 7–16.

als Protomedikus des Landes Salzburg, musste sich nun allerdings als weisungsgebundener Mediziner den Wiener Regierungsstellen unterordnen.⁹⁸

Fazit und Ausblick

Johann Jakob Hartenkeil war ein junger aufstrebender Mediziner und Anhänger der volksmedizinischen Aufklärung, der im Salzburger Landesherrn Hieronymus Colloredo einen Förderer fand. Neben seiner Tätigkeit als Leibchirurg Colloredos betrieb er in der Stadt Salzburg eine Privatpraxis und lehrte als außerordentlicher Professor Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe. Ein bleibendes Denkmal hat sich Hartenkeil mit der Gründung und Herausgabe der *Medizinisch-chirurgischen Zeitung* gesetzt. Von 1790 bis zu seinem frühen Tod im Jahr 1808 redigierte er annähernd 8.000 Rezensionen, die in 71 regulären Vierteljahresbänden und elf Ergänzungsbänden erschienen – eine beeindruckende Leistung. Die Sonderbände waren der stetig steigenden Menge an Neuerscheinungen geschuldet. Er vertrat die Ansicht, dass die Zeitschrift „schnell liefern muß, wenn sie fortbestehen soll“⁹⁹, da sich Meinungen über medizinisch-chirurgische Theorien rasch ändern würden. Nach Hartenkeils Tod versah sein Schwager Dr. Johann Nepomuk von Ehrhart (1779–1860), Professor für theoretische Medizin, bis 1839 alleinverantwortlich die Herausgeberschaft der *Medicinisch-chirurgischen Zeitung*, von 1840 bis 1842 gemeinsam mit Professor Dr. Laschan. 1820 war Ehrhart von Salzburg nach Tirol gewechselt, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1849 als Gubernialrat und Sanitätsreferent beim Tiroler Landesgubernium und als Landesprotomedicus und Direktor des medizinisch-chirurgischen Studiums in Innsbruck tätig war.¹⁰⁰ In den Jahren 1843 bis 1856 wurde die *Neue medizinisch-chirurgische Zeitung* von Georg Ludwig Dieterich (1804–1873) in Augsburg redigiert. Im Jahr 1864 wurde schließlich das langlebige, aber vermutlich nicht mehr zeitgemäße Journal endgültig eingestellt.¹⁰¹

98 Weiß, *Salzburger Medizin*, 118f.; Hahn/Angermüller/Angermüller, *Hagenauer Tagebücher* 2, 991f.; vgl. Cornelia Désirée Sonntag, *Das Salzburger Collegium Medicum und seine Entwicklung bis zur Errichtung des Kurfürstlichen Medizinalrats (1680–1804)*, in: *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde* 125 (1985), 469–488.

99 Riedl, *Salzburg's Zeitungswesen*, 317; Schreiben Hartenkeils an Kaiser Franz II., 11. Oktober 1807.

100 Ehrhart [Nekrolog], Innsbruck 1861.

101 Weiß, *Salzburger Medizin*, 128.

Leibarzt und Mitglied der *Leopoldina* – Drei Beispiele zwischen Naturforschung, Standesinteressen und medizinischer Praxis

von Julia Carina Böttcher

Abstract

Focusing on 17th and 18th century physicians in the Holy Roman Empire, the paper deals with their involvement in different fields of action. This involvement is particularly evident in the members of the *Academia Naturae Curiosorum*, the later *Leopoldina*, who acted in various spheres of collective character (town, academy, court, university). How can a position as a court physician be set in relation to other fields of action? In order to show the different ways in which the various fields of action interact the paper considers three physicians as case studies, who were court physicians, members of the *Leopoldina* and each had other fields of action, e.g. as a professor or town physician: Johann Daniel Horstius (1616–1685), Georg Franck von Franckenau (1644–1704) und Christoph Jacob Trew (1695–1769).

Ärztliches Handeln in Personengruppen

Das Handlungsmuster von Ärzten im Alten Reich und ihre vielfältigen Aktivitäten im Spannungsfeld zwischen Naturforschung und Politik sind bis dato noch kaum systematisch beforscht worden.¹ Zusammenfassende Aussagen darüber, was ihre verschiedenen Tätigkeiten in Positionen als Leib- und Hofärzte, aber auch als Stadtphysici, Ärzte in Städten und Medizinprofessoren charakterisierte und in welchem Verhältnis diese Positionen zueinander standen, geschweige denn, wie sie im Selbstverständnis der Akteure gewichtet waren, sind daher bislang kaum möglich.² In den vergangenen Jahren begonnene Arbeiten zur Erweiterung des Überblicks und der Zugänglichkeit von Quellenmaterial³ lassen jedoch erwarten, dass in den nächsten

- 1 Siehe dazu Julia Carina Böttcher, *Wissenschaft – Praxis – Politik. Zum Handlungsmuster naturforschender Ärzte im 17. und 18. Jahrhundert*, in: Michael Jungert/Andreas Frewer/Erasmus Mayr (Hgg.), *Wissenschaftsreflexion. Interdisziplinäre Perspektiven zwischen Philosophie und Praxis*, Paderborn 2020, 199–229, mit ausführlichem Blick auf den Forschungsstand.
- 2 So auch Ulrich Schlegelmilch für die Situation im Reich bei seinem Vortrag ‚Räte, Erzieher, Informanten – und Leibärzte: Gelehrte Karrieren in Anhalt im 16. Jahrhundert‘. Gerade wenn man von politisch aktiven Leibärzten sprechen wolle, sei „Differenzierung nötig“. Vgl. dazu den Beitrag von Ulrich Schlegelmilch in diesem Band.
- 3 Hier ist insbesondere das im Rahmen des Akademienprogramms der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften geförderte, von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften betreute Langzeitvorhaben ‚Frühneuzeitliche Ärztenbriefe‘ zu nennen: Darin werden „die Briefwechsel akademisch gebildeter Ärzte des (historischen) deutschen Sprachraums aus der Zeit zwischen 1500 und 1700 möglichst umfassend über eine

Jahren die Studien zu einzelnen Akteuren⁴ und zum Medizinalwesen verschiedener Städte⁵ um Perspektiven auf die Vernetzung und den (über-)regionalen Austausch untereinander erweitert werden und Fragen nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden sowie typischen Kennzeichen medizinischer Tätigkeit im Alten Reich systematisch bearbeitet werden.⁶

Die Möglichkeiten zur Bearbeitung dieser Themen machte auch die Innsbrucker Tagung im September 2019 eindrucksvoll deutlich. Der nun vorliegende Tagungsband zeigt, dass die zeitgenössischen Positions- und Aufgabenbezeichnungen wie ‚Leibarzt‘ / ‚Leibmedicus‘, ‚Hofarzt‘/ ‚Hofmedicus‘, ‚Archiater‘, oder ‚Physicus‘ für sich genommen wenig Aufschluss über den Charakter der Tätigkeiten der damit bezeichneten Personen geben.⁷ Hinsichtlich der Frage, auf welchem Wege eine Untersuchung dieser Personengruppe mit dem Ziel übergreifender, systematischer Aussagen gelingen kann, hat sich ein möglicher Ansatz meines Erachtens besonders hervorgehoben: Die Frage nach dem konkreten Handeln der historischen Akteure. Dieses Handeln kann dabei als eingebunden in verschiedene Kollektive gesehen werden, gerade auch, um der für die Menschen der Frühen Neuzeit als existenziell beschriebenen Bedeutung von Gruppenzugehörigkeiten Rechnung zu tragen.⁸ Die

Datenbank erschlossen“ und über das Internet frei zugänglich gemacht. Siehe die Homepage des Projekts unter <http://www.aerztebriefe.de/> (Zugriff: 30.6.2020).

- 4 Siehe zum Beispiel für hier besprochene Akteure Sybill Patan, Johann Daniel Horstius (1616–1685). Sein Leben und Wirken sowie seine Bedeutung für die Balneologie des 17. Jahrhunderts (= Arbeiten zur Geschichte der Medizin in Gießen 15), Gießen 1989; Axel Bauer, Georg Franck von Franckenau. Repräsentant einer empirischen Heilkunde im Zeitalter des Barock, in: Wilhelm Doerr (Hg.), *Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. 1386–1986*, Festschrift in sechs Bänden, Bd. 1: Mittelalter und Frühe Neuzeit, Berlin/Heidelberg 1985, 440–462; Thomas Schnalke, *Medizin im Brief. Der städtische Arzt des 18. Jahrhunderts im Spiegel seiner Korrespondenz* (= Sudhoffs Archiv Beihefte 37), Stuttgart 1997; Andreas Lesser, *Die albertinischen Leibärzte vor 1700 und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu Ärzten und Apothekern*, Petersberg 2015; jüngst außerdem: Sabine Schlegelmilch, *Ärztliche Praxis und sozialer Raum im 17. Jahrhundert. Johannes Magirus (1615–1697)*, Köln 2018.
- 5 Vgl. etwa für Köln: Robert Jütte, *Ärzte, Heiler und Patienten. Medizinischer Alltag in der frühen Neuzeit, München/Zürich 1991*; mehrere Mikrostudien in Bernhard Kirchgässner/Jürgen Sydow (Hgg.), *Stadt und Gesundheitspflege* (= Stadt in der Geschichte 9), Sigmaringen 1982; Peter Johanek (Hg.), *Gesundheits- und Fürsorgewesen vor 1800* (= Städteforschungen: Darstellungen 50), Köln u. a. 2000.
- 6 Siehe zur Vernetzung von Ärzten innerhalb der *Leopoldina* bereits Marion Mücke/Thomas Schnalke, *Briefnetz Leopoldina. Die Korrespondenz der Deutschen Akademie der Naturforscher um 1750*, Berlin 2009. Für ein prosopografisches Projekt zu Medizinerbiografien in der *Leopoldina* siehe das Projekt „Wissenschaft aus dem Pfarrhaus. Prosopographische Studien zur Mitgliedschaft in der *Leopoldina* (1652–1800)“ am Zentrum für Wissenschaftsforschung der Leopoldina, Nationale Akademie der Wissenschaften, Halle (Saale): <https://www.leopoldina.org/ueber-uns/zentrum-fuer-wissenschaftsforschung/projekte/wissenschaft-aus-dem-pfarrhaus/> (Zugriff: 22.8.2020).
- 7 Vgl. dazu die Einleitung dieses Bandes. Neuere Studien versuchen dem Problem beispielsweise mit Glossaren Herr zu werden, siehe etwa Lesser, *Leibärzte*, 12–14, der anhand von Quellenbeispielen den Gebrauch der verschiedenen Aufgabenbezeichnungen für den sächsischen Hof darstellt.
- 8 Vgl. Schlegelmilch, *Praxis*, 29f. Demzufolge werden frühneuzeitliche Akteure erst fassbar, wenn dem Umstand Rechnung getragen wird, dass diese weder in ihrer Selbst- noch in der Fremdwahrnehmung unabhängig von ihrer Gruppenzugehörigkeit begriffen wurden. „Wenn also für das frühneuzeitliche Individuum seine soziale Umwelt den dominierenden Faktor für die Definition des eigenen Ich darstellt, kommt man ihm wohl am nächsten, wenn man ernst nimmt, als was es gegenüber dieser Umwelt erscheinen möchte (und als was nicht).“ Ebd., 29.

Kollegialität des Handelns dieser Ärzte rückt damit in den Fokus⁹, ebenso wie ihr in besonderer Weise auf die Verortung in Personengruppen bezogenes Handeln. Damit weitet sich der Blick für die Vielfalt ihrer Tätigkeiten: An dem Hof, dem sie als Leib- oder Hofarzt auf unterschiedliche Weise zugeordnet waren, in der Stadt und im sozialen Umfeld, in dem sie lebten und praktizierten, an den Universitäten, an denen sie lehrten, kurz: in den Personengruppen, mit denen sie auf vielfältige Weise in Interaktion standen.

In meinem Beitrag möchte ich den Blick auf Ärzte des 17. und 18. Jahrhunderts im Alten Reich richten und ihre soziale Verankerung in ganz verschiedenen Aktivitätsfeldern beleuchten. Durch ihre vielfach kumulierten Ämter und Funktionen als praktizierende Ärzte und gelehrte, naturforschende Mediziner in Städten, bei Hofe und an Universitäten, wodurch sie zudem Aufsichts-, Regulierungs- und Ausbildungsaufgaben innehatten, besetzten sie die neuralgischen Punkte der frühneuzeitlichen Personenverbände, wo in komplexen Loyalitätsbeziehungen Deutungsansprüche über Konzepte gesellschaftlicher Ordnung, Natur, Gesundheit und Krankheit ausgehandelt wurden.¹⁰ Ärzte des 17. und 18. Jahrhunderts waren insofern an der Gestaltung der frühneuzeitlichen Gesellschaft aktiv beteiligt und hatten in einer Phase der Umgestaltung des Verhältnisses von Wissenschaft und Staat eine Schlüsselrolle inne.

Ein solches Feld gemeinschaftsbezogenen Handelns von Medizinern im Alten Reich war die *Academia Naturae Curiosorum*, die spätere *Leopoldina*, die 1652 als Privatinitiative von vier Schweinfurter Ärzten gegründet worden war und sich innerhalb weniger Jahrzehnte als eine stabile, unabhängige und privilegierte Einrichtung für Naturforschung etablieren konnte. Im Gründungsstatut (*Leges*) wurde festgelegt, die Akademie solle der weiteren „Erhellung der medizinischen Wissenschaft“ und dem sich daraus ergebenden „Nutzen für den Nächsten“¹¹ gewidmet sein; ihre Mitglieder waren ganz überwiegend medizinische Praktiker. Die Festlegung auf medizinisch orientierte Naturforschung ist für die Zeit ungewöhnlich und unterscheidet die *Academia Naturae Curiosorum* von den bekannteren und deutlich besser erforschten

9 So betont beispielsweise Marion Mücke in ihrem Beitrag über Johann Sigismund Elsholtz für den kurbrandenburgischen Hof der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, dass Ärzte hier als kollegial agierende Berufsgruppe zu beobachten seien. Vgl. dazu Marion Mückes Beitrag in diesem Band.

10 Vgl. z. B. Lorraine Daston/Fernando Vidal (Hgg.), *The Moral Authority of Nature*, Chicago 2004; Gerhard Oestreich, *Policey und Prudentia civilis in der barocken Gesellschaft von Stadt und Staat*, in: Brigitta Oestreich (Hg.), *Strukturprobleme der frühen Neuzeit. Ausgewählte Aufsätze*, Berlin 1980, 367–379.

11 Uwe Müller, *Die Leges der Academia Naturae Curiosorum 1652–1872*, in: Richard Toellner/Uwe Müller/Benno Parthier/Wieland Berg (Hgg.), *Die Gründung der Leopoldina – Academia Naturae Curiosorum – im historischen Kontext. Johann Laurentius Bausch zum 400. Geburtstag (= Acta Historica Leopoldina 49)*, Halle (Saale) 2008, 243–264, hier 248.

Institutionen in London (*Royal Society*, gegründet 1660), Paris (*Académie des Sciences*, gegründet 1666) und Berlin (*Societät der Wissenschaften*, gegründet 1700).¹²

Unterschiedliche Formen des Zusammenschlusses von Medizinern mit verschiedenen Zielsetzungen waren dabei zwar auch zuvor vorhanden, allerdings in der Regel auf lokaler Ebene, etwa in Form von *collegia medica* zum fachlichen Austausch, zur Abgrenzung gegenüber anderen Heilberufen oder um die Arbeit von Medizinern vor Ort zu koordinieren.¹³ Die *Academia Naturae Curiosorum* dagegen war dezentral organisiert und operierte primär als Netzwerk praktizierender Ärzte, die über das Reichsgebiet verstreut wohnten. ‚Sitz‘ der Gesellschaft war der jeweilige Wohnort des Präsidenten, erst 1878 wurde Halle an der Saale als fester Standort institutionalisiert. Der akademische Austausch erfolgte daher statt über regelmäßige Treffen einerseits über ein dichtes Korrespondenznetz und andererseits über Veröffentlichungen. In der Anfangsphase der *Academia Naturae Curiosorum* machte jedes neugewählte Mitglied die Zusage, binnen eines halben Jahres ein enzyklopädisches Werk zu einem Element der *materia medica* für die Monografienserie der Gesellschaft zu verfassen; vor der Publikation sollte das Werk in einer frühen Form des Peer-Review von mindestens einem weiteren Mitglied kommentiert werden. Ab 1670 erschien die Akademiezeitschrift unter dem Titel *Miscellanea curiosa medico-physica Academiae Naturae Curiosorum sive Ephemeridum medicophysicarum Germanicarum curiosarum*, kurz: *Ephemeriden*. Ziel war es, im jährlichen Rhythmus Beobachtungen aus der medizinischen Praxis der Mitglieder und anderer Ärzte zu sammeln.¹⁴

12 Vgl. Michael Hunter, *The Royal Society and its Fellows: 1660–1700. The morphology of an Early Scientific Institution*, Oxford 21994; Michael Hunter, *Establishing the New Science: The Experience of the Early Royal Society*, Woodbridge 1989; Roger Hahn, *The Anatomy of a Scientific Institution: The Paris Academy of Sciences 1666–1803*, Berkeley 1971; David J. Sturdy, *Science and Social Status: The Members of the Académie des Sciences, 1666–1750*, Woodbridge 1995; Eric Brian/Christiane Demeulenaere-Douyère (Hgg.), *Histoire et mémoire de l'Académie des sciences*, Paris 1996; Conrad Grau, *Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrten-gesellschaft in drei Jahrhunderten*, Heidelberg/Berlin/Oxford 1993; Werner Hartkopf, *Die Berliner Akademie der Wissenschaften: Ihre Mitglieder und Preisträger 1700–1990*, Berlin 1992; vergleichend zu allen dreien: Sebastian Kühn, *Wissen, Arbeit, Freundschaft: Ökonomien und soziale Beziehungen an den Akademien in London, Paris und Berlin um 1700*, Göttingen 2011.

13 Siehe etwa für das Beispiel Ulm: Alexa Grob/Hans Joachim Winckelmann, *Das Collegium Medicum zu Ulm*, in: *Sudhoffs Archiv* 98 (2014), 109–123.

14 Die organisatorische Struktur der Akademie ist in der Historiografie dargestellt worden; erste Beiträge zur Geschichte der Akademie wurden im 18. und 19. Jahrhundert von den Mitgliedern selbst verfasst: Andreas Elias Büchner, *Academiae Sacri Romani Imperii Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum Historia*, Halle/Magdeburg 1755; Johann Daniel Ferdinand Neugebauer, *Geschichte der Kaiserlichen Leopoldino-Carolinischen Akademie der Naturforscher*, Jena 1860; Willi Ule, *Geschichte der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher während der Jahre 1852–1887. Mit einem Rückblick auf die frühere Zeit ihres Bestehens*, Halle (Saale) 1889; Oscar Grulich, *Geschichte der Bibliothek und Naturaliensammlung der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher*, Halle (Saale) 1894. Das 20. Jahrhundert hindurch war die *Academia Naturae Curiosorum* Gegenstand einer Reihe von Aufsätzen, vgl. etwa Helmut Minkowski, *Die Stellung der Academia Naturae Curiosorum in der Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für die Ausbildung exakt-wissenschaftlicher Forschungsmethoden*, in: Emil Abderhalden (Hg.), *Festgabe aus Anlass der 250. Wiederkehr des Tages der Erhebung der am 1. Januar 1652 gegründeten privaten Akademie zur Sacri Romani Imperii Academia Caesareo-Leopoldina Naturae Curiosorum durch Leopold I (7. August 1687)*, Halle (Saale) 1937, 29–49; Rolf Winau, *Zur Frühgeschichte der Academia Naturae Curiosorum*, in: Fritz Hartmann/Rudolf Vierhaus (Hgg.), *Der Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert (= Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 3)*, Bremen/Wolfenbüttel 1977, 117–137; Georg Uschmann, *Kurze Geschichte der Akademie, Zeittafel zur Akademiegeschichte*, in: *Deutsche Akademie*

Das Netzwerk der *Academia Naturae Curiosorum* war von Beginn an sowohl naturkundliches Unternehmen als auch Werkzeug zur Verwirklichung persönlicher wie standespolitischer Interessen. Es verknüpfte das Anliegen des intellektuellen Austauschs mit dem Aufbau einer überregionalen Standesorganisation. Ihre Anerkennung als Reichsakademie mit entsprechenden Privilegien durch Kaiser Leopold I. (daher: *Leopoldina*) im Jahr 1687 zeichnet die *Academia Naturae Curiosorum* dabei gegenüber anderen Akademien der Zeit aus. Die Existenz der Akademie wurde so dauerhaft gesichert. Zudem bedeutete die Anerkennung eine enorme Statusaufwertung der Akademie und erweiterte die politischen Einflussmöglichkeiten der Funktionsträger. Auch Paragraph 14 der *Leges* der Gesellschaft zeigt das Streben nach Interessenvertretung: Wenn Mitglieder von einer bevorstehenden Amtsvakanz erführen, sollten sie dies dem Präsidenten mitteilen, der dann infrage kommende Mitglieder benachrichtigen konnte und gegebenenfalls ein Empfehlungsschreiben abfasste.¹⁵ Die Akademie sollte also neben inhaltlichem Austausch auch Karriereförderung forcieren.

An den überregional vernetzten Mitgliedern der *Leopoldina* ist die Einbindung von Ärzten im Alten Reich in verschiedene Handlungsfelder besonders gut erkennbar: Die Haupttätigkeit der meisten Mitglieder war die (stadt-)ärztliche Tätigkeit an ihrem Wohnort, oftmals ergänzt durch eine Funktion als Leib- oder Hofarzt und / oder eine Tätigkeit als Professor an der Universität. Der vorliegende Beitrag fragt, inwiefern diese vielseitigen Personen für die in diesem Band besprochene Gruppe

der Naturforscher Leopoldina. Geschichte und Gegenwart 1652–1977 (= Acta Historica Leopoldina, Suppl. 1), 9–61; Wieland Berg, Die frühen Schriften der Leopoldina. Spiegel zeitgenössischer Medizin und ihrer Anverwandten, in: Schriftenreihe für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin 22 (1987), 67–76; Christoph Scriba, Auf der Suche nach neuen Wegen: Die Selbstdarstellung der Leopoldina und der Royal Society in London in ihrer Korrespondenz der ersten Jahre (1664–1669), in: Uwe Müller (Hg.), *Salve Academicum*. 1. Festschrift der Stadt Schweinfurt anlässlich des 300. Jahrestages der Privilegierung der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina durch Kaiser Leopold I. vom 7. August 1687 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt 1), 69–82; Georg Uschmann, Das kaiserliche Privileg der Leopoldina vom 7. August 1687. Ins Deutsche übertr. von Siegfried Kratzsch und eingel. von Georg Uschmann (= Acta Historica Leopoldina 17), Halle (Saale) 1987; außerdem zum 300. Gründungsjubiläum Leo Stern, Zur Geschichte und wissenschaftlichen Leistung der Deutschen Akademie der Naturforscher „Leopoldina“, Berlin 1952. Seit den 1990er-Jahren wächst das Interesse an ihrer Geschichte – in erster Linie gefördert durch die Leopoldina selbst, vgl. Benno Parthier, Die Leopoldina. Bestand und Wandel der ältesten deutschen Akademie. Festschrift des Präsidiums der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina zum 300. Jahrestag der Gründung der heutigen Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale) 1994; Uwe Müller, „die Natur zu erforschen zum Wohle der Menschen“. Idee und Gestalt der Leopoldina im 17. Jahrhundert, Festschrift und Ausstellung der Stadt Schweinfurt anlässlich des 350. Jahrestages der Gründung der Deutschen Akademie der Naturforscher in Schweinfurt am 1. Januar 1652 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt 16), Schweinfurt 2002 (zum 350. Gründungsjubiläum); Lorraine Daston, Die Akademien und die Neuerfindung der Erfahrung im 17. Jahrhundert, in: Benno Parthier (Hg.), *Academia 350*. Die Leopoldina-Feiern in Schweinfurt und Halle 2002 (= Nova Acta Leopoldina 87, Nr. 325), Halle (Saale) 2003, 15–33 und ebenda: Richard Toellner, Im Hain des Akademos auf die Natur wißbegierig sein. Vier Ärzte der Freien Reichsstadt Schweinfurt begründen vor 350 Jahren eine Naturforscherunternehmung, 35–59; sowie die Sammelbände Benno Parthier/Dietrich von Engelhardt (Hgg.), *350 Jahre Leopoldina – Anspruch und Wirklichkeit*. Festschrift der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina 1652–2002, Halle (Saale) 2002; Richard Toellner/Uwe Müller/Benno Parthier/Wieland Berg (Hgg.), *Die Gründung der Leopoldina – Academia Naturae Curiosorum – im historischen Kontext*. Johann Laurentius Bausch zum 400. Geburtstag (= Acta Historica Leopoldina 49), Halle (Saale) 2008.

15 Müller, *Leges*, 252.

der Leib- und Hofärzte von Interesse sind. Wie kann eine ärztliche Tätigkeit mit dem Gruppenbezugsfeld ‚Hof‘ vor diesem Hintergrund ins Verhältnis zu weiteren ärztlichen Handlungsfeldern gesetzt werden?

Im Folgenden werden drei Personen in biografischen Skizzen vorgestellt, die jeweils über eine Mitgliedschaft in der *Leopoldina*, eine Tätigkeit mit Bezeichnung ‚Leibarzt‘ sowie weitere gruppenbezogene Aktivitätsfelder als Mediziner, z. B. innerhalb einer Stadt, verfügten: Johann Daniel Horstius (1616–1685), Georg Franck von Franckenau (1644–1704) und Christoph Jacob Trew (1695–1769).¹⁶ Anhand dieser Fallbeispiele soll die Einbindung von Medizinerinnen in das Bezugsfeld ‚Hof‘ im Zusammenhang mit ihren weiteren Aktivitätsfeldern untersucht werden und die Attraktivität dieses Umfelds eruiert werden.

Leibarzt, Professor, Stadtarzt: Johann Daniel Horstius (1616–1685)

Johann Daniel Horstius wurde 1616 in Gießen geboren.¹⁷ Sein Vater, Gregor Horst (1578–1636), war promovierter Mediziner, hatte Professuren in Wittenberg und Gießen inne, zudem eine Position als hessischer Leibarzt und war ab 1622 bis zu seinem Tod Stadtarzt in Ulm. Johann Daniel Horst besuchte in Ulm Schule und Gymnasium, studierte in Rostock Philosophie und Medizin, erhielt 1635 den philosophischen Magistergrad und ging anschließend zur *peregrinatio* nach Dänemark; die medizinische Promotion erfolgte 1636 in Tübingen. Ein Jahr später trat Horstius eine Professur an der medizinischen Fakultät Gießen an, die damals, wie die übrigen Fakultäten der Ludoviciana, vereint mit der Marburger Universität ihren Sitz in Marburg hatte¹⁸, und wurde gleichzeitig mit seiner Berufung auf die Professur zum

16 Die Personen stammen aus drei verschiedenen Generationen, je eine Person tätig um die Mitte des 17. Jahrhunderts, um die Jahrhundertwende und um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Ihre Auswahl ergibt sich aus der Überlegung, die Aktivitäten frühneuzeitlicher Mediziner zu verschiedenen Zeitschnitten zu sondieren und so den Zugriff auf das für frühneuzeitliche gelehrte Ärzte im Reich charakteristische Handlungsmuster vorzubereiten. Als eine Art ‚kollektive Verabredung‘ darüber, was einen Arzt ausmachte und was er tat, soll es als der Rahmen für das Handeln historischer Akteure herausgearbeitet werden, den diese in konkreten Handlungen mit Leben füllten. So kann erhellt werden, was für die Personengruppe ‚gelehrter Arzt‘ erwartbar ist, auch wenn dies nicht zwingend bei jeder Person der Gruppe in gleicher Form ausgeprägt war. Die Erschließung der Merkmale dieses Handlungsmusters ist Anliegen meines laufenden Forschungsprojekts ‚Die Politik der Vernetzung: Interessenvertretung und Naturforschung in der frühen Leopoldina (1652–1769)‘ an der FAU Erlangen-Nürnberg. In dem Projekt werden Leopoldinamitglieder auf ihre Praktiken hinsichtlich Kommunikation, Wissensproduktion, Gemeinschaftsbildung und Vernetzung sowie auf ihre Deutungsansprüche und statusbildenden bzw. -währenden Aktivitäten untersucht. Vgl. zu diesen Analysezugängen und zum Konzept ‚Handlungsmuster‘: Böttcher, *Wissenschaft*, 205–207, 211–213.

17 Siehe zu seiner Biografie und im Folgenden, soweit nicht anders angegeben: Patan, Horstius.

18 1605 wurde die Universität Marburg, die nach der Teilung Hessens zunächst Universität für beide Teile gewesen war, kalvinistisch. Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt gründete daraufhin in Gießen eine lutherische Anstalt, die 1607 ihren Betrieb aufnahm. Nachdem Hessen-Darmstadt die Stadt Marburg während des Dreißigjährigen Krieges vorübergehend in Besitz genommen hatte, wurde die Gießener Universität 1624/1625 nach Marburg verlegt und mit der dortigen zusammengeführt. Der Westfälische Friede wies Marburg Hessen-Kassel zu, woraufhin Georg II. von Hessen-Darmstadt 1650 die Ludwigsuniversität in Gießen wiedereröffnete. Vgl. Patan, Horstius, 25–29, 52–55, 209.

Leibarzt des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt (1605–1661) ernannt.¹⁹ In dieser Funktion reiste er öfter an die Residenzorte Darmstadt und Gießen.²⁰ Von 1642 bis 1650 bestand das medizinische Professorenkollegium in Marburg nur aus Horstius und seinem Kollegen Johannes Tilemann (gest. 1661); 1639, 1641, 1643 und 1645 war Horstius Dekan der medizinischen Fakultät, 1642 Rektor der Universität in Marburg.²¹

In Streitigkeiten zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt um die Universitätsstadt wurde Marburg 1646 durch Truppen Hessen-Kassels besetzt. Landgräfin Amalie von Hessen-Kassel versuchte, die Professoren der Universität zu Dienstverpflichtung und Bruch ihres Treueids gegenüber Georg II. von Hessen-Darmstadt, der sie eingesetzt hatte, zu zwingen. Horstius konnte mit einigen anderen Professoren, die sich ebenfalls an Georg II. gebunden sahen, aus der Stadt entkommen. Nach dem Westfälischen Frieden gewann Georg II. einen Teil der Professorenschaft aus Marburg für die Wiedereröffnung der Gießener Ludwigsuniversität, darunter Horstius. Dieser blieb weiterhin als Leibarzt tätig und war von 1650 bis 1662 Professor der Medizin in Gießen und Professor primarius seiner Fakultät. Seinen Wohnsitz hatte er jedoch in Darmstadt und war dort „fast ständig“²² am Hofe des Landgrafen. Sybill Patans Analysen der Vorlesungsverzeichnisse ab dem Sommersemester 1654 zeigen, dass Horstius „seinen Lehrverpflichtungen immer weniger nachkommen konnte, weil ihn seine Aufgaben bei Hof in Darmstadt immer stärker in Anspruch nahmen“.²³ Da allerdings die Zahl der immatrikulierten Medizinstudenten zeitweise sehr gering war (zwei im März 1657), „kann die Abwesenheit von Horstius nicht eben spürbar gewesen sein“.²⁴ In seinen Briefen aus der Gießener Professurzeit erwähnt Horstius selbst seine Beanspruchung durch seine Aufgaben bei Hofe, die ihn von wissenschaftlichen Belangen abhielten.²⁵

Als nach dem Tod von Georg II. der Nachfolger Ludwig VI. (1630–1678) seinen langjährigen Leibarzt und zweiten Leibarzt Georgs II., Johann Tackius (1617–1676), Horstius' Kollegen an der Gießener Fakultät, bevorzugte, wurde Horstius 1662 als Leibarzt und Professor der medizinischen Fakultät in Gießen unter Zusicherung aller Titel und Privilegien entlassen (in den Vorlesungsverzeichnissen bis zum Winter

19 Ebd., 25.

20 Ebd., 53.

21 Vgl. ebd., 20–44.

22 Ebd., 58.

23 Ebd., 57.

24 Ebd., 58.

25 So schreibt er am 22.08.1652 aus Darmstadt an den Theologen Georg Calixt in Helmstedt, zur Wissenschaft komme er „über den Aufgaben bei Hofe“ kaum, Zitat aus dem Regest zu diesem Schreiben (Johann Daniel Horstius an Georg Calixt, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 2 Cod. Ms. philos. 111, Nr. 2, Bl. 2–3) unter www.aerztebriefe.de/id/00024384 (Zugriff: 2.7.2020). Am 24.05.1655 schreibt er aus Darmstadt an den Mediziner Thomas Reinesius, die Betreuung des an Wassersucht leidenden Fürstenenkels halte ihn so beschäftigt, dass er „seit seiner Ankunft noch nicht ein einziges Mal in sein Landhause gelangt sei. Die Kopien römischer Inschriften (scripturae) könne er deswegen noch nicht schicken.“ Zitat aus dem Regest von Ulrich Schlegelmilch zu diesem Schreiben (Johann Daniel Horstius an Thomas Reinesius, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8 Cod. ms. philos. 119, Bl. 158) unter www.aerztebriefe.de/id/00047559 (Zugriff: 2.7.2020).

1664/1665 wird er allerdings weiter genannt²⁶), sollte dem Landgraf aber weiterhin für medizinische Betreuung, von Hauß aus²⁷ bereitstehen.²⁸

Als Leibarzt erfüllte Horstius vielfältige Aufgaben, und wie seine Korrespondenz mit Mitgliedern der Familie des Landgrafen erkennen lässt, kontaktierten diese ihn auch nach dem offiziellen Ende seiner Leibarztstätigkeit. Briefe der Landgräfin Sophie Eleonore (1609–1671) aus der Zeit von 1639 bis 1668, zeigen, dass sie ihn bei Fragen zu ihrer eigenen Gesundheit und seelischen Verfassung wie auch der ihrer Kinder, Enkelkinder, Verwandten oder befreundeten Adelligen konsultierte und auch mit organisatorischen Aufgaben (Besorgung von Lektüre für die Kinder) betraute oder um die Besorgung von Medikamenten bat.²⁹ Der Briefwechsel mit den regierenden Fürsten Ludwig VI. und Ludwig VII. (1658–1678) belegt, dass Horstius über die medizinische Betreuung hinaus vertrauliche diplomatische Aufgaben erfüllte. So fungierte er beispielsweise 1675 als Vermittler zur Wiederherstellung einer gestörten Freundschaft zu einem Landgraf „Georg Christen“³⁰, möglicherweise Georg Christian von Hessen-Homburg (1626–1677), dessen verpfändetes Stammgut Ludwig VI. 1673 für Hessen-Darmstadt erworben hatte.³¹ Horstius überbrachte den Versöhnungsvorschlag und bereitete ein Treffen der beiden Parteien vor.³²

Nach seiner Entlassung in Darmstadt ging Horstius nach Frankfurt, wo er 1663 in das Ärztekollegium aufgenommen wurde und als Arzt zu praktizieren begann. 1665 wurde er Bürger der Stadt und als *Physicus ordinarius* (Stadtarzt) bestellt.³³ Als Stadtarzt gehörten neben der ärztlichen Versorgung der Bevölkerung die Seuchenprävention, die Aufsicht über sämtliche Heilberufe und die Apothekenvisitation zu seinen Aufgaben. 1667 folgte die Ernennung zum *Physicus primarius*, wodurch er den anderen *Physici ordinarii* übergeordnet war. 1667 gab es in Frank-

26 Patan, Horstius, 57, 65.

27 So formuliert es das fürstliche Dekret vom 18.1.1662 (Universitätsarchiv Gießen, Personalakte Johann Daniel Horstius), hier zit. n. Patan, Horstius, 65. Welche Tätigkeiten damit bei Horstius genau gemeint waren, ließ sich bislang nicht ermitteln. Ein knapper Eintrag in Zedlers Lexikon vermerkt: „Von Haus aus, Lat. Minister de Domo, ist ein Zunahme, so denen gegeben wird, die den Titel einer Fürstlichen Bedienung führen, aber dieselbe würcklich nicht versehen, auch an dem Orte nicht wohnen, wohin sie gehören würden, wenn sie in würcklichen Diensten stünden. Die Rechtsgelehrten fragen daher nicht unbillig, ob eine Raths- oder andere Bedienung von Hause aus den, der sich davon schreibt, wahrhaftig zu einem Fürstlichen Bedienten, und derer auf solchen Fall ihm zukommenden Befreyungen fähig mache? welches aber auch von den mehresten verneinet, und von ihnen nicht unbillig zwischen bestellten Dienern von Haus aus, und zwischen würcklichen Räthen oder Bedienten ein Unterschied gemacht wird.“ Art. Von Haus aus, lat. Minister de Domo, in: Johann Heinrich Zedlers Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden, 50 (1746), Sp. 697.

28 Patan, Horstius, 65, 85.

29 Vgl. ebd., 73–78; sowie das Regest von Michael Stolberg zu dem Schreiben Sophie Eleonore an Johann Daniel Horstius, 18.09.1662, Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, Bestand D 4, Nr. 197/1 unter www.aerztebriefe.de/id/00005762 (Zugriff: 2.7.2020).

30 Dieser Name wird nur in einem von zwei Schreiben Horsts zu dieser Angelegenheit genannt, siehe Patan, Horstius, 81, vgl. 78–85.

31 Vgl. Barbara Dölemeyer, Hessen-Homburg, Georg Christian Landgraf von, in: Hessische Biografie <https://www.lagis-hessen.de/pnd/11874657X> (Stand: 10.4.2020, Zugriff: 22.8.2020); Margarete Hintereicher, Georg Christian von Hessen-Homburg (1626–1677). Offizier, Diplomat und Regent in den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg (= Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 58), Darmstadt 1985.

32 Patan, Horstius, 81.

33 Damit schied er endgültig aus der Gießener Universität aus, vgl. ebd., 65, 85–91.

furt mit Horstius drei *Physici ordinarii*, acht *Practici ordinarii* (solchen Ärzten war ab der Neufassung der Medizinalordnung 1668 vorgeschrieben, für ihre Tätigkeit die Genehmigung der Stadtärzte einzuholen) und dreizehn Wundärzte und Barbieri, die chirurgisch tätig waren.³⁴ Horstius blieb bis zu seinem Tod 1685 in der Position des *Physicus primarius*. Gleichzeitig zu seiner Tätigkeit als Leib- wie auch als Stadtarzt war Horstius außerdem noch Brunnenarzt in Bad Schwalbach: Vom Darmstädter Hof Georgs II. aus begleitete er die landgräfliche Familie zur Kur und hatte dort gemeinsam mit einem Kollegen die medizinische Leitung des Badewesens inne. Letzteres wurde Horstius 1662 per Dekret auch von Georgs Nachfolger in dem Hoheitsgebiet, zu dem Bad Schwalbach gehörte, Ernst von Hessen-Rothenburg, übertragen.³⁵

In allen Phasen seiner Karriere hat Horstius zu medizinischen Themen publiziert: Anatomische Arbeiten, chemische Arzneimitteltherapie und balneologische Schriften bildeten dabei seine Schwerpunkte. In seiner Frankfurter Zeit betätigte er sich außerdem als Herausgeber medizinischer Arbeiten von Kollegen, z. T. auch als Überarbeitungen.³⁶ 1661 setzt Johannes Magirus (1615–1697), zu dieser Zeit Professor in Marburg, ein Postscriptum an sein Schreiben an Horstius, in dem er ihn auffordert, doch wie sein Vater Gregor Horst seine *Observationes* herauszugeben, „die Medizin würde [hierdurch] täglich bereichert, wie H.s bisherige Veröffentlichungen zeigten.“³⁷

Als Mitglied der noch jungen und nach der Gründung zunächst nur spärliche Aktivität entfaltenden *Academia Naturae Curiosorum* wurde Johann Daniel Horstius 1655 als Fünfzehnter aufgenommen; einer der vier Gründer der Gesellschaft, Georg Balthasar Metzger (1621–1687), war zu dieser Zeit sein Kollege an der Universität Gießen und Dekan der Medizinischen Fakultät.³⁸ In dem ab 1694 unter der Präsidentschaft von Lucas Schroeck (1646–1730) von diesem begonnenen *Protocollum* der Gesellschaft wird er bei der Erwähnung seiner Aufnahme als „Archiater Darm-

34 Die Zahlen ergeben sich aus einer auf Anfrage des Rates der Stadt Frankfurt erstellten Erklärung der Ärzte im Jahr 1667, dass sie keine Seuchenkranken mehr unter ihren Patienten hätten: Gedruckter Bericht vom 28.01.1667, Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main, Sanitätsamt: Akten des Rats (Medicinalia) 214, www.aerztebriefe.de/id/00003348 (Zugriff: 22.8.2020), Abdruck in: Achilles August von Lersner, Der weit-berühmten Freyen Reichs- Wahl- und Handels-Stadt Franckfurt am Mayn Chronica, oder ordentliche Beschreibung der Stadt Franckfurt Herkunft und Auffnehmen [...], Zweyter Theil, Frankfurt 1734, Zweytes Buch, 40. Darüber hinaus sind weitere Heilberufe vorhanden gewesen, die Medizinalordnung von 1668 behandelt zusätzlich noch Oculisten, Bruch- und Steinschneider, vgl. Wilhelm Friedrich Karl Stricker, Die Geschichte der Heilkunde und der verwandten Wissenschaften in der Stadt Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1847, S. 32–40; außerdem Patan, Horstius, 91f.

35 Patan, Horstius, 95f.

36 Ebd., 31–36, 65–72, 99–108.

37 Zitat aus dem Regest von Sabine Schlegelmilch zu dem Schreiben des Mediziners Johannes Magirus an Johann Daniel Horstius, 15.03.1661, Schreiben Johannes Magirus an Johann Daniel Horst, 15.03.1661, Universitätsbibliothek J. C. Senckenberg, Frankfurt am Main, Senckenbergarchiv, Ms. 332, www.aerztebriefe.de/id/00018127 (Zugriff: 2.7.2020).

38 Vgl. zu dieser Phase der Akademieggeschichte Uwe Müller, Johann Laurentius Bausch und Philipp Sachs von Lewenhaimb. Von der Gründung der *Academiae Naturae Curiosorum* zur Reichsakademie, in: Toellner/Müller/Parthier/Berg, Die Gründung der Leopoldina, 13–41, bes. 30f.

stadiensis“ bezeichnet.³⁹ Bislang gibt es keine Hinweise darauf, dass Horstius sich an den Publikationsprojekten der Gesellschaft mit einer Monografie oder mit Beiträgen zur ab 1670 erscheinenden Zeitschrift beteiligt hätte.⁴⁰

Hof und Universität: Georg Franck von Franckenau (1643–1704)

Im Leben Georg Francks von Franckenau stechen die Aktivitätsfelder ‚Universität‘ und ‚Hof‘ besonders hervor. 1643 in Naumburg geboren (sein Vater war dort „ehrbarer Bürger und Kirch-Vater“⁴¹), erhielt er seine Schulbildung dort und in Merseburg, wurde im Sommersemester 1656 in Leipzig eingeschrieben⁴² und studierte später in Jena, wo er als Achtzehnjähriger zum Dichter gekrönt wurde. Sein Medizinstudium schloss er mit der Promotion an der Universität Straßburg 1666 ab.⁴³ 1672 erhielt er eine Professur an der Universität Heidelberg und wurde Leibarzt des pfälzischen Kurfürsten Karl Ludwig (1617–1680). Zedlers Universal-Lexikon berichtet, Franck von Franckenau erhielt vom Kurfürst

„eine Profession zu Heidelberg, die er mit einer Oration de Fabulis Medicis⁴⁴ antrat, und legte ihm selbst zu einer Disputation die Materie von denen Haemorrhoidibus vor, die er in Gegenwart des Churfürsten, des Chur-Prinzen, und derer Rau-Grafen mit grossem Ruhm defendirte, und nach gendiger Disputation von dem Churfürsten selbst eine Gratulation erhielt, auch von demselben nebst Erhöhung seiner bisherigen Besoldung, zum Leib-Medico gemacht ward.“⁴⁵

Dem Zedler zufolge blieb Franck von Franckenau dort in Gnaden bis zum Tod des Kurfürsten. Er wechselte erfolgreich zu dessen Nachfolger Karl II. (1651–1685), wengleich er dessen Gnade „Anfangs verlohren zu haben schien, dennoch in so

39 Uwe Müller/Danny Weber/Wieland Berg, (Bearb.), *Protocollum Academiae Caesareo-Leopoldinae Naturae Curiosorum*. Edition der Chronik der Kaiserlich-Leopoldinischen Akademie der Naturforscher (= *Acta Historica Leopoldina* 60), Halle (Saale) 2013, 38; vgl. Patan, Horstius, 64.

40 Kein Beitrag von Horstius in der ‚Bibliographie der gemäß dem Gründungsprogramm der Akademie erschienenen Monographien ‚ad normam et formam Academiae Naturae Curiosorum‘ (1661–1715)‘, in: Müller/Weber/Berg, *Protocollum*, 21–23. Kein Treffer zu Horstius in den online durchsuchbaren Jahrgängen der Ephemeriden unter https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpjournal_00001406 (Zugriff: 22.8.2020).

41 Vgl. den Artikel Franck von Franckenau, Georg, in: Johann Heinrich Zedlers *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden*, 9 (1735), Sp. 1669–1671, hier 1669.

42 Lesser, *Leibärzte*, 264.

43 Nach Analyse Bauers hat Francke unter seinen Lehrern Gottfried Möbius (1611–1664), Werner Rolfinck (1599–1673), Johann Theodor Schenck (1619–1671) und Caspar Posner (1626–1700) eine „im wesentlichen traditionelle medizinische Ausbildung“ durchlaufen, die von Seiten Rolfincks durch neuere iatrochemische Konzepte geprägt war, Bauer, Franck von Franckenau, 446.

44 *De fabulis medicis seu erroribus, anilibusque in medicinam ab imperitis sparsis figmentis* (dt. etwa: ‚Medizinische Posen oder Irrtümer und Ammenmärchen, die von Laien mit wilder Phantasie in der Medizin ausgestreut worden sind‘, Übertragung des Titels: Bauer, Franck von Franckenau, 448), vgl. zur Antrittsvorlesung Bauer, Franck von Franckenau, 443, 448f.

45 Zedler, Franck von Franckenau, 1670.

weit wieder erhalten, daß der Churfürst kurz vor seinem Tode keinen andern Arzt als diesen vertragen wollte.“⁴⁶ Dies galt auch noch für dessen Nachfolger: Bei drei pfälzischen Kurfürsten insgesamt, sei Franck von Franckenau „einzigartig beliebt“⁴⁷ gewesen, wird in einem biografischen Abriss über ihn zum Heidelberger Universitätsjubiläum 1796 angeführt, so schließlich auch bei Philipp Wilhelm (1615–1690), „der ihn als Leibarzt und Protomedikus der ganzen kurfürstlichen Familie in Anspruch nahm.“⁴⁸

Die Professur an der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg hatte Franck von Franckenau von 1672 bis 1689 inne. Der medizinische Lehrbetrieb dort hatte einen „personell und materiell bescheidenen Rahmen“⁴⁹ und gemeinsam mit Franck von Franckenau lehrte nur ein, ab 1686 noch ein zweiter weiterer Kollege.⁵⁰ Über die Lehrtätigkeit hinaus beschäftigte ihn die Organisation und Verwaltung der Universität: 1678 war er Rektor, 1686 Prorektor und in den Jahren 1673, 1674–1678, 1680, 1682, 1684 und 1686 war er Dekan der Medizinischen Fakultät, wobei er diese von 1674 bis 1678 allein vertrat.⁵¹

Nach Beginn des Pfälzischen Erbfolgekrieges (1688–1697) verließ Franck von Franckenau, der zunächst in Heidelberg geblieben war, die Stadt und siedelte nach Frankfurt am Main über.⁵² Der sächsische Kurfürst Johann Georg III. (1647–1691), der Franck von Franckenau „schon als Chur-Prinz gekennet, und in dem Lager am Rheine [...] sich seiner Arzneyen bey der rothen Ruhr bedienet,“⁵³ nahm ihn daraufhin in Dienst und machte ihn zum Leibarzt. Noch im Jahr 1689 erhielt er eine Medizinprofessur an der Universität Wittenberg, an der er 1691 auch als Rektor fungierte.⁵⁴ Die Leibarztstätigkeit für den sächsischen Kurfürsten wurde Franck von Franckenau mit der Begründung, dass er „als Fremder weniger andere Patienten haben würde“⁵⁵ (man ging also davon aus, dass er neben seiner Leibarztstätigkeit praktizieren würde) mit 800 fl. statt mit den üblichen 500 fl. bezahlt.⁵⁶ Und obwohl er wegen der Wittenberger Professur vom Dresdner Hof abwesend war, erhielt er das volle Gehalt eines Leibarztes.⁵⁷ Zedlers Lexikon berichtet darüber hinaus von

46 Ebd.

47 Johannes Schwab, *Quatuor seculorum syllabus rectorum, qui ab anno 1386 ad annum 1786 in alma et antiquissima Academia Heidelbergensi magistratum academicum gesserunt ...*, Pars I, Heidelbergae 1786, 74–80, hier zit. nach der Übersetzung von Bauer, Franck von Franckenau, 443.

48 Schwab, *Syllabus* 74–80, hier zit. nach der Übersetzung von Bauer, Franck von Franckenau, 444. Vgl. Zedler, Franck von Franckenau, 1670.

49 Bauer, Franck von Franckenau, 442.

50 Ebd., 441f.

51 Vgl. ebd., 446; außerdem Hermann Weisert, *Die Rektoren der Ruperto Carola zu Heidelberg und die Dekane ihrer Fakultäten 1386–1968*, Anlage zu ‚Ruperto-Carola‘ 43 (1968), Heidelberg 1968, 63. Bis 1674 war Jakob Israel (1621–1674) Kollege von Franck von Franckenau, ab 1678 Friedrich Christian Winckler.

52 Vgl. Bauer, Franck von Franckenau, 446.

53 Zedler, Franck von Franckenau, 1670.

54 Lesser, *Leibärzte*, 266.

55 Ebd., 265.

56 Vgl. dazu ebd., 265f. Das Gehalt wurde 1691 auf nur 300 fl. gekürzt, was jedoch 1692 in einer erneuten Bestallung aufgehoben wurde – mit derselben Begründung, dass Francke „als ‚fremder und diesem Lande unbekannt, dannenhero mit Praxi wenig erwerben könne“. Diese Begründung lässt sich aufgrund von Franckes Abstammung aus dem nahen Naumburg schwer nachvollziehen, so Lesser, *Leibärzte*, 266.

57 Vgl. dazu ebd., 265.

kurfürstlichen Geschenken, weswegen Franck von Franckenuau auch das Angebot, auf die oberste Medizinprofessur in Leipzig zu wechseln, ausgeschlagen habe, „dagegen aber von dem Churfürsten davor mit einem schönen Hause und etlichen Aekern und Gütern beschenket worden“. Solche „Gnaden-Bezeugungen“ setzten sich unter Johann Georg IV. (1668–1694, Kurfürst seit 1691) und Friedrich August I. (1670–1733, Kurfürst seit 1694, gen. „der Starke“) fort.⁵⁸

Die enge Annäherung an das Bezugsfeld Hof zeigt sich bei Franck von Franckenuau in dieser Zeit auch in einer Nobilitierung: Er wurde 1692 unter Verweis auf einen älteren Adel seiner Familie von Kaiser Leopold I. nobilitiert und im Jahr darauf zum *Comes palatinus*, Hofpfalzgrafen, ernannt.⁵⁹ Bei einem mehrmonatigen Aufenthalt in Wien im selben Jahr bedankte er sich persönlich und nutzte die

„Gelegenheit, an verschiedenen Sitzungen teilzunehmen, mit allen oder mit einzelnen Hof- und Leibärzten des Kaisers, Professoren und anderen berühmten Praktikern – nicht ohne deren Mißgunst; doch ließ mir die Kaiserin [Eleonore (1655–1720)] durch den Fürsten Schwarzenberg ausrichten, ich könne deswegen ohne Sorge sein.“⁶⁰

Im Akt zu seiner Erhebung werden zur Begründung auch Franck von Franckenaus Tätigkeit für mehrere Fürsten genannt sowie sein Einsatz bei Feldzügen, nämlich, dass er

„sowohl dem anno 1674 zwischen Uns und Unseren allyrten und mit der Cron Frankreich bey Sinzheim im Reich vorbeýgegangenen blutigen treffen beygewohnt, als auch bey denen anno 1676 und 1688 belagerten Festungen Philipsburg und Mainz consultirt und in anordnung und visitierung der Feldapotecken und examinierung der Feldscherer gebraucht worden, wie nit weniger in dem ... 1691 gethanen Feldzug im Reich, bey viel 1000 der Unserigen und allyrten krancken Soldaten in curirung derselben mit unverdrosenem gemüth, auch mit der setzung seines Lebens, sein underthenigster und sorgfältigster fleys tag und nacht erzeugt.“⁶¹

58 Zedler, Franck von Franckenuau, 1670.

59 Jacob Schilling, der die Nobilitierungen einer Reihe von Professoren in Jena, Wittenberg und Halle untersucht, merkt zu Francks „Berufung eines älteren Adels seiner Familie“ an: „Der Hinweis auf einen älteren Adel bei Franck, der mutatis mutandis so auch bei [dem Jenaer Juraprofessor Nicolaus Christoph] Lyncker begegnet, wo von einer ‚sehr alten‘ Familie die Rede ist, begegnet häufig als Topos in den Ausstellungsurkunden.“ Jacob Schilling, Vom Adel des Professors. Nobilitierungen an mitteleuropäischen Universitäten im 18. Jahrhundert, in: Paul Beckus/Thomas Grunewald/Michael Rocher (Hgg.), Niederadel im mitteleuropäischen Raum (um 1700–1806) (= Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsen-Anhalts 17), Halle (Saale) 2019, 47–70, hier 52. In Franck von Franckenaus Lebensbeschreibung im Zedler wird auf adlige Vorfahren hingewiesen: „Seine [Georg Franck von Franckenaus] Vorfahren waren adlichen Herkommens, sein Vater aber nur ein ehrbarer Bürger und Kirchvater“ in Naumburg. Zedler, Franck von Franckenuau, 1669.

60 So berichtet Franck von Franckenuau in einem Brief an Schroedter vom 18. März 1693, British Library, London, Sloane Manuscripts 2876, Medical Correspondence, Bl. 1, Übersetzung hier zit. nach Bauer, Franck von Franckenuau, 447.

61 Adelsakt V.B. 2965. Rittermäßiger Adelstand mit dem nebenstehenden Prädikate und Wappenbesserung, Wien, 18. Juli 1692. Franck von Franckenuau, Georg M.Dr. und Rector Magnificus zu Wittenberg, Österreichisches

In seiner visuellen Repräsentation dieses Adelstitels wies Franck von Franckenau auf seine Ausbildung und Tätigkeit als gelehrter Mediziner hin: Er gestaltete dafür ein neues Wappen, das neben dem Reichsadler auch Insignien der Gelehrsamkeit (Doktorhut und einen mit zwei Schlangen umwundenen Stab) präsentiert.⁶²

1695 beendete Franck von Franckenau seine Leibarztstätigkeit für den sächsischen Kurfürsten und ging nach Kopenhagen, wo er beim dänischen König Christian V. Leibarzt, Hof- und Justizrat wurde und nach dessen Tod auch bei dessen Nachfolger in Diensten stand, bis er 1704 in Kopenhagen starb. In den Lebensbeschreibungen im Zedler sowie in derjenigen, die anlässlich des Heidelberger Universitätsjubiläums 1786 abgefasst wurde, herrscht neben seinen verschiedenen Tätigkeiten an der Universität die Aufmerksamkeit auf die Vielzahl seiner Leibarztpositionen vor, laut Zedler

„ist er bey vielen Fürsten und andern hohen Personen, als Rath und Leib-Medicus in Diensten gestanden, worunter sonderlich die Herzöge Friedrich, und Friedrich August von Würtemberg, der MargGraf von Baden-Durlach Friedrich Magnus, der Probst von Elwangen, der Churfürst Joannes Hugo von Trier, der Bischoff von Eichstädt und andere, anzuführen sind.“⁶³

Zum Mitglied der *Academia Naturae Curiosorum* wurde Franck von Franckenau 1672 auf Betreiben des in der Gewinnung von neuen Akademiemitgliedern sehr umtriebigen Mediziners Georg Wolfgang Wedel (1645–1721).⁶⁴ Nach seiner Aufnahme beteiligte sich Franck von Franckenau rege als Beiträger von *Observationes* an der Akademiezeitschrift und trug durch Mitgliedervorschläge zur Vergrößerung der Gesellschaft bei.⁶⁵ Außerdem bemühte er sich, die Gesellschaft im universitären Umfeld sichtbar zu machen und lud die Akademie zum 300-jährigen Heidelberger Universitätsjubiläum 1686 ein, für das er als Prorektor die Feierlichkeiten organisierte. Präsident Lucas Schroeck schreibt im *Protocollum* der Gesellschaft über diesen Vorgang:

„Es sollte nach meiner Meinung auch nicht unerwähnt bleiben, dass im September der erlauchte Herr Dr. Georg Franck die Akademie zum Jubiläum der Heidelberger Hochschule freundlichst eingeladen hatte. Der Herr Präsident erwog, im Namen der Akademie Celsus [Lucas Schroeck] zu diesen

Staatsarchiv Wien, Allgemeines Verwaltungsarchiv, hier zit. nach dem Auszug bei Bauer, Franck von Franckenau, 446.

62 Vgl. Schilling, Adel, 52f.

63 Zedler, Franck von Franckenau, 1670; vgl. Schwab, Syllabus 74–80, hier zit. nach der Übersetzung von Bauer, Franck von Franckenau, 444.

64 Georg Wolfgang Wedel studierte Medizin in Jena, wurde dort 1667 promoviert und erhielt 1673 eine Medizinprofessur in Jena. 1679 zusätzlich Leibmedicus von Johann Ernst II. von Sachsen-Weimar, 1685 außerdem Leibmedicus und Rat bei mehreren sächsischen Herzögen. Vgl. den Artikel Wedel, George Wolfgang, in: Johann Heinrich Zedlers Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden, 53, Sp. 1804–1825.

65 Zwischen 1681 und 1693 wurden auf Franck von Franckenaus Vorschlag hin 18 neue Mitglieder aufgenommen. Siehe Müller/Weber/Berg, *Protocollum*, 384.

Feierlichkeiten zu entsenden. Da aber die Einladung nicht offiziell von der Heidelberger Hochschule selbst ergangen war, und da keine Fakultät unserem Abgesandten dort einen Vorzugsplatz einräumen würde, riet Herr Hercules [Georg Wolfgang Wedel] davon ab und empfahl stattdessen, mit einem höflichen Brief für die Ehre zu danken. So unterließ man es denn, eine Abordnung zu entsenden, zumal auch Celsus wegen dringender Gründe gebeten hatte, ihn davon zu entbinden. Doch wurde für gut befunden, mit einem Glückwunschgedicht in Erscheinung zu treten und Herrn Franck selbst zum Abgesandten zu bestellen.“⁶⁶

Schroeck und Wedel rechneten demnach trotz der mittlerweile erfolgten kaiserlichen Privilegierung der Akademie nicht mit einer dem Selbstverständnis der Gesellschaft entsprechenden Platzierung bei universitären Festlichkeiten. Franck von Franckenau zum Abgesandten zu bestellen machte ihn zwar mit zwei seiner Gruppenzugehörigkeiten (Universität, Akademie) bei der Feier präsent, für seine Platzierung dürfte gleichwohl seine Stellung als Prorektor ausschlaggebend gewesen sein. Die Akademie blieb bei dem Ereignis insofern unsichtbar.

Ende 1694 gehörte Franck von Franckenau zu der Gruppe von Mitgliedern, die der Präsident Schroeck einlud, sich an einer Sammlung von Informationen für einen epidemiologischen Bericht über Deutschland zu beteiligen, um darüber jedes Jahr in den *Ephemeriden* Bericht erstatten zu können.⁶⁷ Neben der *Leopoldina* war Franck von Franckenau auch Mitglied der *Royal Society* (ab 1693) sowie der *Accademia dei Ricovrati* (Padua). Von Franck von Franckenau erschienen zahlreiche Veröffentlichungen, überwiegend zu medizinischen und botanischen Themen, darunter beispielsweise eine Synopse der Medizin und eine auch nach seinem Tod mehrfach wiederaufgelegte Pflanzenkunde.⁶⁸ Ein von seinem Sohn Georg Friedrich Franck von Franckenau (1669–1732) erstelltes Verzeichnis listet 140 Arbeiten und in einer separaten Liste noch 39 in der Zeitschrift der *Leopoldina* erschienene *Observationen*, und verweist zusätzlich auf Briefe sowie Gedichte in lateinischer und deutscher Sprache.⁶⁹

Stadt und Kollegen: Christoph Jacob Trew (1695–1769)

Zentrum des Wirkens von Christoph Jacob Trew war die Reichsstadt Nürnberg. Als prominenter „Exponent der bürgerlich-städtischen Medizin des 18. Jahrhunderts, der jenseits der Universitäten in seinem beruflichen Leben ärztliche Praxis

66 Ebd., 91.

67 Ebd., 139.

68 *Institutionum medicarum synopsis. Annectitur methodus discendi medicinam*, Heidelberg 1672; *Lexicon Vegetabilium Usualium*, Heidelberg 1672, später unter dem Titel ‚Flora Francica‘ mehrfach neu aufgelegt und ins Deutsche übersetzt, vgl. zu beiden Bauer, Franck von Franckenau, 448–461.

69 *Georgi Franci Catalogus Variorum Tractatum, Programmatum ac Disputationum sub Ejus Praesidio habitatum, Quae omnia olim in lucem prodierunt publicam, Collectus atq[ue] editus ab Auctoris Filio Georgio Friderico Franco*, Dresden 1692.

und wissenschaftliche Neigung produktiv integrieren konnte⁷⁰, zeigt er von allen drei hier betrachteten Leibärzten die größte Distanz zum Hof. Sein Handeln war eng in das Bezugsfeld des Ärztekollegiums der Stadt Nürnberg eingebunden. Trew entstammte als Sohn eines Apothekers in Lauf an der Pegnitz dem Nürnberger Territorium und studierte Medizin in Altdorf. Nach einer dreijährigen *peregrinatio* mit längeren Aufenthalten in Paris und Danzig⁷¹ und einer gescheiterten Bewerbung um eine Professur in Altdorf wurde er nach seiner Rückkehr nach Lauf 1720 ins Nürnberger *Collegium medicum* aufgenommen. Er zog nach Nürnberg, wo er praktizierte und vom *Collegium medicum* die Aufsicht über das *Theatrum anatomicum* und den *Hortus medicus* übertragen bekam. In beiden hielt er in den 1720er-Jahren Unterrichtsveranstaltungen wie anatomische Lehrsektionen, Botanisierübungen, systematische Vorlesungen gerichtet an angehende Wundärzte, Hebammen, Medizinstudenten und einschlägig interessierte Künstler.⁷² Trew publizierte nicht nur selbst – über naturkundliche Beobachtungen, vorwiegend zu anatomischen und botanischen Themen sowie zu Krankheitsverläufen und therapeutischen Verfahren, und nach seiner Aufnahme in die *Leopoldina* 1727 auch in der Akademiezeitschrift – er war außerdem vielfältig als Herausgeber, Organisator und Wissensvermittler tätig, wofür er seine Vernetzung innerhalb der Gelehrtenwelt nutzte. Er bemühte sich, Informationen, die er über seine umfangreiche Korrespondenz bezog, weiterzubreiten, indem er sie in gedruckter Form zugänglich machte.⁷³ Ab 1730 brachte er in einer eigens dafür gegründeten *Societät* zusammen mit den drei Nürnberger Ärzten Johann Christoph Götz (1688–1733), Johann Christoph Homann (1703–1730) und Christoph Wilhelm Preißler (1702–1734) sowie dem Altdorfer Medizinprofessor Johann Heinrich Schulze (1687–1744) eine medizinische Wochenschrift heraus, das *Commercium Litterarium ad rei medicae et scientiae naturalis incrementum institutum*.⁷⁴ Auf Basis der Korrespondenz der Herausgeber sollte damit erstmals rasche Fachinformation über Neuigkeiten und Veröffentlichungen, Beobachtungen und

70 Mücke/Schnalke, Briefnetz, 60. Zu Trew vgl. Mücke/Schnalke, Briefnetz, 49–60, mit weiterer Literatur. Zu Trews Biografie vgl. Eleonore Schmidt-Herrling, Die Bibliothek des Arztes Christoph Jacob Trew, in: Gunda Werner/Eleonore Schmidt-Herrling (Hgg.), Die Bibliotheken der Stadt Altdorf, Leipzig 1937, 8–138; Julius Pirson, Der Nürnberger Arzt und Naturforscher Christoph Jacob Trew (1695–1769), in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 44 (1953), 448–575; Dieter Schug, Christoph Jacob Trew, in: Fränkische Lebensbilder 8 (1978), 130–146; Schnalke, Medizin; sowie Tilman T. R. Rau, Trew, Christoph Jacob, in: Neue Deutsche Biographie 26 (2017), 410–412.

71 Trew besuchte Würzburg, Frankfurt am Main, Straßburg, Basel, Zürich, Bern, Genf und Lyon, blieb 13 Monate in Paris, reiste weiter über Brüssel, Löwen, Antwerpen, Amsterdam, Hamburg und Lübeck und hielt sich 15 Monate in Danzig auf. Siehe dazu Rau, Trew.

72 Vgl. Mücke/Schnalke, Briefnetz, 50.

73 Vgl. Thomas Schnalke, Wissensorganisation und Wissenskommunikation im 18. Jahrhundert: Christoph Jacob Trew, in: Europäische Geschichte Online (EGO), Mainz 2012-01-16, <http://www.ieg-ego.eu/schnalke-2012-de> (Zugriff: 14.7.2020); zu Trews Briefwechsel siehe das Verzeichnis von Schmidt-Herrling, Briefsammlung; sowie zur Briefsammlung (Universitätsbibliothek Erlangen) und ihrer Onlineedition siehe <https://www.haraldfischerverlag.de/hfv/sammlungen/trew.php> (Zugriff: 14.7.2020).

74 Zum *Commercium Litterarium* vgl. Tilman Rau, Das *Commercium Litterarium*. Die erste medizinische Wochenschrift in Deutschland und die Anfänge des medizinischen Journalismus (= Presse und Geschichte 42), Bremen 2009.

Experimente organisiert werden.⁷⁵ Das erste Heft erschien 1731; die Zeitschrift wurde in 15 Jahrgängen bis 1745 fortgesetzt und fand europaweit Verbreitung.⁷⁶ 1744 erhielt Trew zusätzlich das Amt des *Director Ephemeridum*, des Schriftleiters für die *Ephemeriden* der *Leopoldina*, womit er dasjenige Element der Akademie verantwortete, mit dem ein regelmäßiges Identifikationsangebot für die Mitglieder bestand: In der Zeitschrift erschien ein Verzeichnis der Beiträger, sodass der Einzelne sich hier seiner Zugehörigkeit zur Kommunikationsstruktur der *Leopoldina* vergewissern konnte.⁷⁷ Bekannt ist sein Name bis heute außerdem für seine Herausgabe von naturkundlichen Abbildungen: Trew gab über Jahre hinweg und mit großem persönlichen (auch finanziellen) Einsatz Tafelwerke von herausragender Qualität heraus, insbesondere auf dem Gebiet der Botanik, wofür er in Nürnberg und darüber hinaus mit einem Kreis von Gelehrten, Zeichnern, Malern, Kupferstechern und Illuminatoren zusammenarbeitete.⁷⁸

Die erreichte Position in Nürnberg mit gutgehender, einträglicher Praxis gab er nicht mehr auf: Möglichkeiten einer Universitätslaufbahn, die sich ihm im Laufe seines Lebens mehrfach boten, nahm er nicht wahr.⁷⁹ Stattdessen forschte er neben seiner ärztlichen Tätigkeit und baute über Jahrzehnte eine reichhaltige Sammlung von Büchern, Naturalien und Abbildungen auf. Er publizierte und wirkte im Medizinalwesen der Stadt als Mitglied des *Collegium medicum*, wo er ab 1744 zunächst zum fünfköpfigen Seniorat gehörte, 1761 zum *Senior primarius* gewählt wurde und u. a. dreimal die Position des Apothekensvisitors innehatte.⁸⁰

1736 war er nicht bereit, die Stadt für eine Position als Leibarzt am Ansbachischen Hof zu verlassen: Trew handelte aus, dass er diese Tätigkeit überwiegend über briefliche Konsultationen abwickeln durfte.⁸¹ Sein Ansehen in der Region als Nürnberger Arzt ermöglichte es ihm, sich dem ansbachischen Drängen auf einen Umzug und dem Leben am Hof zu entziehen und nur gelegentlich Reisen dorthin unter-

75 Vgl. Mücke/Schnalke, Briefnetz, 50. Zu Trews umfangreicher Korrespondenz und ihrer Funktion in der Wissensorganisation vgl. Schnalke, Wissensorganisation.

76 Vgl. Rau, *Commercium*, 57–69; Susanne Grosser, *Ärztekorrespondenz in der Frühen Neuzeit. Der Briefwechsel zwischen Peter Christian Wagner und Christoph Jacob Trew*, Analyse und kommentierte Edition, Berlin/Boston 2015, 55–57.

77 Beiträge kamen von Mitgliedern wie von Nicht-Mitgliedern; entscheidende Kontrolle über die Aufnahme von Beiträgen übten seit der Herausgeberschaft Philipp Jacob Sachs von Lewenhaimbs der *Director Ephemeridum* und der Präsident der Akademie aus. Vgl. dazu und zur Funktion der Akademiezeitschrift in Bezug auf Wissen, Kommunikation und Autorität Simon Rebohm, *Knowledge, Community and Authority at the Academia Naturae Curiosorum*, in: Pietro Daniel Omodeo/Volkhard Wels (Hgg.), *Natural Knowledge and Aristotelianism at Early Modern Protestant Universities*, Wiesbaden 2019, 299–314, bes. 307, 311f.; Böttcher, *Wissenschaft*, 216f.

78 Vgl. dazu bes. Thomas Schnalke, *Das genaue Bild. Das schöne Bild. Trew und die botanische Illustration*, in: ders. (Hg.), *Natur im Bild. Anatomie und Botanik in der Sammlung des Nürnberger Arztes Christoph Jacob Trew*, Ausstellungskatalog Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg (= Schriften der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg 27), Erlangen 1995, 99–129.

79 Vgl. Mücke/Schnalke, Briefnetz, 49–60; Grosser, *Ärztekorrespondenz*, 53f.

80 Vgl. ebd., 60.

81 Vgl. ebd., 49–60, bes. 59f.; Elisabeth Engl/Susanne Weickert, *Die Markgräfin Friederike Louise von Brandenburg-Ansbach als Büchersammlerin und Leserin: zu ihrer Privatbibliothek und zu Praktiken der Beschaffung von Büchern und Lektüren*, in: Christina Hofmann-Randall (Hg.), *Die Hohenzollern und die FAU. Vergangenheit und Gegenwart*, Erlangen 2018, 81–91, hier 84f., 90.

nehmen zu müssen. Es gelang ihm, „dem Hof seine Bedingungen zu diktieren“⁸², und doch bekleidete er die Position dauerhaft. Beim Antritt wurde Trew zum Hofrat ernannt; auf das anhaltende Wohlwollen der markgräflichen Herrschaft lässt seine spätere Ernennung zum Geheimen Rat noch kurz vor seinem Tod schließen.⁸³ Trew stand dem Ansbacher Hof vorwiegend über seine Korrespondenz mit dem Hofarzt und -rat Lorenz Ludwig Loelius zur Verfügung, wurde auf diesem Wege über den Gesundheitszustand der Herrschaften auf dem Laufenden gehalten. Der Umstand, dass Trew in Nürnberg wohnte, wurde dabei von den Akteur*innen am Ansbachischen Hof durchaus genutzt: Insbesondere Markgräfin Friederike Louise von Brandenburg-Ansbach ließ sich von Trew per brieflicher Bestellung in Nürnberg Bücher zum Kauf oder zur Ausleihe besorgen.⁸⁴

Aktivitätsfeld ‚Hof‘

Die Übersicht über die drei Biografien hat – wenn auch nur skizzenhaft – die Bandbreite dessen, was sich mit der Bezeichnung ‚Leibarzt‘ verbinden konnte, beleuchtet. Abschließend lassen sich einige Beobachtungen zu den Leibarzt-Positionen von Johann Daniel Horstius, Georg Franck von Franckenau und Christoph Jacob Trew zusammenführen, die – trotz der Verteilung der Tätigkeiten als Leibarzt auf rund einhundert Jahre – Gemeinsamkeiten erkennen lassen.

Zunächst bekundeten alle drei Akteure durch ihre Mitgliedschaft in der *Academia Naturae Curiosorum* das Interesse am Austausch unter Kollegen, wenn auch bei unterschiedlich starkem persönlichen Engagement in der Gesellschaft, was nicht zuletzt in der zu den betrachteten Zeitabschnitten jeweils unterschiedlichen personellen Aufstellung und Aktivität der Akademie begründet war. Dieser Austausch mit Kollegen war auch in ihren anderen Aktivitätsfeldern Teil ihres Alltags. Auf ihren Positionen als Leibärzte, aber ebenso als Professoren oder Stadtärzte hatten Horstius, Franck von Franckenau und Trew fast immer mit Fachkollegen zu tun (denen sie z. T. übergeordnet waren), mit denen sie in Aushandlungsprozessen an der Einordnung und Bewertung von Beobachtungen, Therapiefragen, organisatorischen Fragen des Medizinalwesens oder der Organisation des Universitätsbetriebs zusammen agierten. Wichtige Grundlage dafür, dies in allen Aktivitätsfeldern in ähnlicher Weise tun zu können, dürfte dabei die wenigstens einigermaßen vergleichbare Ausbildung im Medizinstudium gewesen sein. Treffen und Zusammenarbeit unter Kollegen verliefen dabei zweifellos nicht immer spannungsfrei; Francks Bericht von seinem Besuch am Wiener Hof lässt die Bedeutung des Wohlwollens der Herrschaftsträger erahnen, welches die Gewichte hinsichtlich Status und Rangfolge unter Angehörigen derselben Berufsgruppe deutlich verschieben konnte. Sowohl bei Horstius’ als auch bei Franck von Franckenaus Biografie wird gut sichtbar, dass ein Wechsel der Herrschaft

82 Schnalke, *Medizin*, 144, vgl. Grosser, *Ärztekorrespondenz*, 58f.

83 Grosser, *Ärztekorrespondenz*, 58f., Schnalke, *Medizin*, 33f.

84 Zu Trews Korrespondenz mit Loelius und seinen Diensten bei der Bücherbeschaffung vgl. Engl/Weickert, *Markgräfin*, 84–91.

für die Handlungsmöglichkeiten eines Arztes im Bezugfeld Hof eine Destabilisierung bedeuten konnte.

Alle drei Personen standen über Briefe mit ihrem sozialen Umfeld über räumliche Distanz hinweg in Kontakt. Die erhaltene Korrespondenz lässt ihre Aktivität sowohl zu medizinischen Fragen, oder zu Themen der Naturforschung, als auch in organisatorischen oder politischen Belangen erkennen. Für ihre Einbindung in die Handlungsfelder, innerhalb derer sie agierten, spielte die briefliche Kommunikation eine entscheidende Rolle, denn nicht immer waren die Akteure vor Ort präsent, wie etwa Horstius oder Trew, deren Tätigkeitsfelder Universität und Hof bzw. Stadt und Hof jeweils räumlich voneinander getrennt lagen. Die darüber hinaus von den Akteuren betriebene non-verbale Kommunikation, zu der auch ihre symbolische Kommunikation gehört, verdient eine genauere Betrachtung; darauf verweist Franck von Franckenaus Neugestaltung eines Wappens im Zuge seiner Nobilitierung, in dem er die visuelle Repräsentation seines Adelstitels mit Insignien von Medizin und Gelehrsamkeit verband.

Die Distanz zwischen den verschiedenen Aktivitätsfeldern ließ sich nicht ohne Weiteres verringern. Franck von Franckenaus Einladung zum Heidelberger Universitätsjubiläum, die von den Vertretern der *Leopoldina* abgelehnt wurde, zeigt eindrücklich, dass die Zugehörigkeit zur weitgehend über schriftliche Kontakte organisierten Akademie nicht ohne weiteres in den Kommunikationszusammenhang der sich in Präsenz manifestierenden Universität eingebracht werden konnte. Während sich auf der Ebene der Einzelperson Franck von Franckenaus medizinische Gelehrsamkeit und adelige Repräsentation leicht verbanden, konnten auf der Ebene der Personengruppen medizinisches Interesse und Repräsentationsbedürfnis von Universität und Akademie nicht problemlos in Einklang gebracht werden.

Die Leibarztstätigkeit brachte Möglichkeiten für Einkommen, Prestige und Karriere bzw. Annäherung ans höfische Umfeld mit sich. Die Tatsache, dass die Akteure mit dieser Position bezeichnet wurden und selbst damit auch unterzeichneten, verweist auf den Stellenwert, den sie und andere derartigen Positionen beimaßen. Horstius etwa zeichnete ein Schreiben an den Juristen Nicolaus Rittershausen 1661 mit „Prof. med. et Archiat. Hass. Darmst. Pr[incipum].“⁸⁵, nannte also sowohl seine universitäre als auch seine Leibarztposition, im Protocollum der *Leopoldina* hingegen wird er nur als Archiater erwähnt. Für Franck von Franckenaus, der mehrere Leibarztpositionen innehatte, besaß dieses Tätigkeitsfeld Vorrang vor anderen und er konnte die damit verbundenen Karrieremöglichkeiten nutzen, die er bis auf Reichsebene und an den dänischen Königshof verfolgte.

Bei Horstius und Franck von Franckenaus sind die Leibarztpositionen jeweils eng mit Professuren an Universitäten verbunden. Beide übernahmen auf ihren Professuren auch Funktionen in der Organisation und Leitung der Universitäten, wobei diese nur begrenzt mit viel persönlicher Präsenz beim andernorts befindlichen Hof vereinbar waren. Obwohl zumindest Horstius' Professorentätigkeit in Marburg und

85 Zitat aus dem Regest von Ulrich Schlegelmilch zu diesem Schreiben (Johann Daniel Horst an Nicolaus Rittershausen, 18.05.1661, Universitätsbibliothek Uppsala, Waller Collection, Waller Ms de-02439) unter www.aerztebriefe.de/id/00016284 (Zugriff: 17.7.2020).

Gießen in engem Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen Hessen-Darmstadts und Hessen-Kassels um die Universität steht, zeigt seine häufige Abwesenheit von den Universitätsorten den Vorrang, den seine Aufgaben bei Hofe für ihn besaßen. Bei Trew konkurriert keine universitäre Position mit der Leibarztstätigkeit, vielmehr besitzt seine in Nürnberg erreichte Stellung als etablierter Arzt, Herausgeber und Wissenschaftsorganisator ein solches Gewicht, dass das Bezugsfeld ‚Hof‘ bei ihm nicht in vergleichbarer Weise vorherrschend ist.

Schließlich wird schon anhand der wenigen näher betrachteten Beispiele deutlich, dass die Erfüllung von vielfältigen nicht-medizinischen Aufgaben (diplomatische Aufgaben, Besorgungen, Verwaltungsaufgaben) vor Ort und auch anderswo selbstverständlicher Bestandteil ihrer Leibarztposition war. Es deutet nichts darauf hin, dass das nicht von Seiten der jeweiligen Herrschaft sowie der Mediziner gleichermaßen so gesehen worden wäre. Die Bedeutung eines Vertrauensverhältnisses, einer vom Ausdruck von Wohlwollen geprägten Beziehung zur fürstlichen Familie oder zeitgenössisch ausgedrückt, der Umstand, ‚in Gnaden zu stehen‘ war für die Zugehörigkeit zum Hof für die Mediziner ebenso wie für andere Akteure dieses Bezugsfelds existentiell, wie Schilderungen der Indienstnahme oder von Schwierigkeiten bei einem Herrschaftswechsel etwa in Horstius’ oder Franck von Franckenaus Biografie deutlich machen. Zusätzlich konnte die Leibarztfunktion über die eigentliche Dauer der Bestallung hinausgehen, wie etwa bei Horstius.

So lässt sich festhalten: Die Akteure begriffen ihre Leibarztstätigkeit im Zusammenhang mit den weiteren Tätigkeitsbereichen, in die sie eingebunden waren. Dabei ergaben sich Gewichtungen, die sich mit der Zeit verschieben konnten, doch die wechselseitige Beeinflussung der verschiedenen Felder blieb bestehen – sowohl bei zeitgleichen Ansprüchen in verschiedenen Feldern (etwa wissenschaftlicher Austausch / Leibarztstätigkeit) als auch bei aufeinanderfolgenden Tätigkeiten (Universitätszugehörigkeit / Stadtarzt). Mehrere Aktivitätsfelder zu haben, die einander wechselseitig beeinflussten, prägte insofern ganz unmittelbar die persönliche Wahrnehmung der eigenen Handlungsmöglichkeiten der Akteure. Die konkrete Ausgestaltung des Verhältnisses der verschiedenen Aktivitätsfelder zueinander war sehr variabel; bei Horstius beispielsweise sehen wir, wie die Leibarztstätigkeit sich in den Vordergrund drängt, sodass wissenschaftliche Arbeit und Gelehrtenkorrespondenz zurücktreten mussten. Aus den drei Beispielen kann geschlossen werden, dass die historischen Akteure die Position als Leibarzt als etwas verstanden, das den täglichen Arbeitsablauf und den Aufenthaltsort bestimmen und beispielsweise die Möglichkeiten für Forschung oder auch räumliche Präsenz an anderen Wirkungsstätten (z. B. die Universität Gießen für Horstius) erheblich mindern konnte. Diesem möglichen Problem entzog sich Trew erfolgreich, indem er eine Tätigkeit von Nürnberg aus aushandelte. Bei ihm zeigt sich ein hoher Grad an Unabhängigkeit gegenüber dem Aktivitätsfeld ‚Hof‘, resultierend aus seiner mit hohem Ansehen und weitläufiger Vernetzung verbundenen Position in Nürnberg, für die man ihm in Ansbach nichts Vergleichbares bot. Für alle drei Akteure ergibt sich somit der Eindruck, dass ihre Präsenz oder Nicht-Präsenz bei Hofe auch dem Stellenwert entsprachen, den die Leibarztfunktion in ihrer individuellen Kombination von Aktivitätsfeldern für sie besaß.

Rezensionen

Walter Koch unter Mitwirkung von Klaus Höflinger, Joachim Spiegel, Christian Friedl und Katharina Gutermuth (Hg.), *Die Urkunden Friedrichs II. 1222–1226. Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser. Band 14, Teil 5 1 und 2* (= MGH *Diplomata regum et imperatorum Germaniae*, Tomus 14, pars 5, 1+2), Harrassowitz Verlag Wiesbaden 2017, LXXXVIII, VI und 1084 Seiten sowie 32 Seiten Abb. in zwei Teilen, ISBN 978-3-447-10753-2.

Mit dem hier zu besprechenden Werk liegt der fünfte Teilband der Urkunden Kaiser Friedrichs II. vor, der an den vierten Teilband anschließend mit diesem gemeinsamen Modul drei des gesamten Editionsunternehmens bildet (VII). Dieses behandelt die Zeit von Mitte September 1220, als Friedrich II. auf seinem Romzug „italienischen Boden betrat“, bis Juni 1226, der Zeit des von der neuen Lombardischen Liga unterbundenen Hoftags in Cremona (XI). Insgesamt umfassen diese Bände 544 Urkunden, wenn man auch die mittelalterlichen Fälschungen mitzählt. Allein im fünften Band sind rund 270 Urkunden ediert, sodass nun die Edition der Urkunden Friedrichs II. mit 1199 Nummern und drei Nachträgen das bisher größte fertiggestellte Editionsunternehmen, jenes von Friedrich I. Barbarossa, übertrifft. Neben Walter Koch treten mit diesem Band besonders seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Klaus Höflinger, Christian Friedl, Joachim Spiegel und Katharina Gutermuth federführend hervor.

Abgesehen von den Texteditionen umfasst der fünfte Band in Teil 1 ein Vorwort sowie eine ausführliche Einleitung mit kanzeleischichtlichen Informationen. Gegenüber den vorangegangenen Bänden – zur sizilischen und deutschen Königszeit – lassen sich einige wesentliche Änderungen beobachten. Zunächst ist eine deutliche Zunahme der italienischen Empfänger zu vermerken, die „nunmehr kanzeleiüblicher Alltag werden“ (XI), und aufgrund der schlechteren Überlieferungssituation eine deutlich geringere originale Überlieferung, auch bedingt durch die Verluste im Zweiten Weltkrieg. Die rund 163 Originale verteilen sich dabei auf 79 Archive und Bibliotheken in Italien, Deutschland, Frankreich, der Schweiz, Österreich, Spanien, den Niederlanden und Schweden. Mit 72% ist die kopiale Überlieferung von besonderer Wichtigkeit. Sie setzt sich vor allem (47%) aus zeitgenössischem Material des 13. Jahrhunderts in Form von notariell beglaubigten Abschriften, Transsumpten in Notariatsinstrumenten oder Inquisitionsurkunden und Ähnlichem (XIII) zusammen, was insofern ein glücklicher Umstand ist, als dabei vielfach das Original als Vorlage diente, wodurch sich die Zuverlässigkeit der Textzeugen erhöht. 22 Urkunden (5%) konnten nur ohne handschriftliche Vorlage anhand von Drucken erschlossen werden. Dabei ist insgesamt mit erheblichen Verlusten zu rechnen, wie etwa das Fallbeispiel der neun Privilegien für das kalabresische Zisterzienserkloster S. Maria di Corazzo belegt, von denen heute lediglich zwei bekannt sind. Die Zahl der Fälschungen und zweifelhaften Urkunden hat sich gegenüber der sizilischen und deutschen Königszeit erhöht. Eine Reihe der hier edierten Urkunden wur-

de bislang nur an entlegenen Orten oder überhaupt nicht gedruckt; manche sind auch nicht in den Regesta Imperii und den „Ergänzungen und Nachträgen“ von Zinsmaier erfasst.

Ein Ereignis hat mit einer besonderen Fülle an Urkundenausstellungen Niederschlag gefunden: die Ende Dezember 1220 in Capua erlassenen Assisen, aufgrund derer die Untertanen des Königreichs Siziliens aufgefordert waren, alle Privilegien, die von Friedrich II. oder seinen Eltern erstellt wurden, bis Ostern bzw. Pfingsten 1221 am Hof zur Prüfung vorzuweisen. Ein großer Teil der anderen Privilegien bestätigt wiederum Urkunden, die durch das Alter verderbt wurden und daher eine Erneuerung benötigten. Was die geographische Verteilung der Empfänger angeht, so zeichnen sich nun verstärkt die Regionen Nord- und Mittelitaliens ab und dokumentieren Friedrichs Bemühen, hier die Reichsherrschaft wieder zu festigen. Rund 40 % der Urkunden insgesamt sind an Klöster adressiert.

Bezüglich der Kanzleigeschichte lassen sich am Urkundenwesen aus der Zeit von Friedrichs Herrschaft als Kaiser deutliche Unterschiede zur sizilischen und deutschen Königszeit erkennen, sowohl was die Struktur der Kanzlei als auch die Urkunden selbst angeht. So konsolidiert sich zunehmend das Bild des Privilegs, das als Resultat des Zusammentreffens sizilisch-normannischer und salisch-staufischer Elemente anzusehen ist, deren Genese im Detail nach äußeren und inneren Merkmalen dargestellt wird. Dabei zeigt sich bei den feierlichen oder gehobenen Privilegien noch die Entwicklung hin zu dem, was schließlich als die typische Kaiserurkunde Friedrichs II. gelten soll.

Die Verhältnisse in der Kanzlei, vor allem die Struktur und die leitenden Personen, lassen sich in dieser Zeit schwerer erkennen als in der deutschen Königszeit. An der Spitze der Kanzlei steht als Kanzler seit Oktober 1212 Konrad von Scharfenberg, seit Juli 1220 Reichslegat in Italien, der allerdings im Februar 1221 aus Italien weggeht, womit auch die Rekognitionszeile als Teil der Urkunde verschwindet. Das Amt des Kanzlers scheint danach nicht mehr besetzt worden zu sein; zumindest finden sich bis 1226 keine Belege. Als leitende Funktionäre sind dagegen der Siegelbewahrer genannt, namentlich der Abt Johannes von Casamari, und der Protonotar, Heinrich von Tanne. In 94 Privilegien sind die Notare bzw. Schreiber bekannt, da sie in der Corroboratio explizit erwähnt sind – eine sizilisch-normannische Tradition. So gelingt es 24 namentlich fassbare Notare neben 17 Anonymi festzumachen, die ebenfalls in Kurzprofilen vorgestellt werden. Die Herkunft der Notare lässt sich auf Deutschland, Norditalien und das Königreich Sizilien eingrenzen. Abschließend erfolgt noch eine Untersuchung zur Verwendung des Cursus in Friedrichs Kanzlei.

Auf die Einleitung folgen die Urkunden Friedrichs II. DF. II. 930 bis DF. II. 1199 sowie ein Nachtrag zu Band 1 (DF. II. 164a). Teil 2 des fünften Bandes umfasst die umfangreichen Register bestehend aus Namenregister, Wort- und Sachregister, Stellenregister, ein Verzeichnis der Überlieferung nach Empfängern, ein Verzeichnis der Überlieferung nach Lagerorten, ein Quellen- und Literaturverzeichnis, Addenda et Corrigenda, Konkordanzen und Tafeln mit Faksimiles.

Insgesamt bietet dieser Band eine dringend notwendige, solide Erschließung von Quellen zu Friedrich II. durch das bewährte Team an Editorinnen und Editoren. Viele Urkunden liegen nun erstmals in gedruckter bzw. leichter zugänglicher Form

vor, sodass mit diesem Werk eine erheblich verbesserte Quellengrundlage für die Forschungen zu Friedrich II. geboten wird.

Christina Antenhofer, Salzburg

Alexander Patschovsky, Ein kurialer Ketzerprozeß in Avignon (1354). Die Verurteilung der Franziskanerspiritualen Giovanni di Castiglione und Francesco d'Arquata (= MGH. Studien und Texte 64), Harrassowitz Verlag Wiesbaden 2018, XVIII, 136 Seiten, 1 Tabelle, ISBN 978-3-447-10968-0.

Die Edition der in acht Handschriften – nicht immer vollständig – überlieferten Prozessakten eines Ketzerprozesses gegen zwei Franziskanerspiritualen war seit vielen Jahren Anliegen des Doyens der Ketzer- und Inquisitionsforschung Alexander Patschovsky, der sie in den 1970er-Jahren entdeckt und ihren Wert erkannt hatte. Der Text liegt nun in der MGH-Reihe Studien und Texte in einer sehr sorgfältigen und professionellen kritischen Ausgabe vor. Die Edition bereichert in erster Linie die spätmittelalterliche Häresieforschung, ermöglicht außerdem neue Sichtweisen auf Ziele und Abläufe der kurialen Prozessführung – die in der Regel Ketzerprozesse nicht selbst abwickelte, sondern an bestellte und sozusagen „sprengelweise“ zuständige Inquisitoren delegierte – und gibt Einblick in die Situation der Franziskanerspiritualen, ihre Vernetzung und Kommunikation. Die kompromisslose Einstellung zum Armutsgebot und die kritische Haltung zu Amtskirche und Papst ließen diese zunehmend der Verketzerung anheimfallen. Ungewöhnlich an diesem Ketzerprozess sind nun aber nicht die Opfer – zwei aus der Toskana stammende Jakobspilger, ein Priester und ein Laienbruder, die dieser radikalen Richtung des Franziskanerordens angehörten –, sondern die Übernahme des an sich in Carcassonne, wo die beiden inhaftiert waren, von dem zuständigen Ketzerrichter geführten Prozesses durch die Kurie in Avignon. Die Prozessleitung wurde von Papst Innozenz VI. im April 1354 Kardinal Guillaume de Court, dem wichtigsten Mann im Kardinalskolleg, interessanterweise in der Schlafkammer des Papstes übertragen. Auffallend ist auch der Raum, der für die Verhöre gewählt wurde; sie fanden in der Paramentenkammer im Palast des Kardinals statt. Diese fast privaten Räumlichkeiten sprechen für den Wunsch nach einem wenig publikumswirksamen Verlauf des Prozesses. Es scheint, so Patschovsky, dass die Kurie an einer Entspannung in der Beziehung zu den Spiritualen und ihren Anhängern interessiert war oder auf politischen Druck mächtiger Fürsprecher handelte und daher zumindest versuchte, den beiden Delinquenten, deren Schicksal eigentlich schon in Carcassonne entschieden war, noch eine Chance zu geben. Das entgegenkommende Verhalten des Prozessführers führte aber nicht zum Erfolg, denn weder Giovanni de Castiglione noch Francesco d'Arquata waren bereit, ihren Glaubensüberzeugungen abzuschwören. Letzterer hatte zwar in Caracassone den „Irrlehren“ widersagt, sein Zugeständnis aber zurückgezogen, was in Folge als Meineid erschwerend hinzukam. Jedenfalls endeten beide am Scheiterhaufen. Die Verkündung des Schuldspruchs wurde entgegen des im intimen Rahmen geführten

Prozesses öffentlichkeitswirksamer inszeniert. Sehr gesprächig waren beide Delinquenten nicht, sie beriefen sich vielmehr auf die Prozessakten aus Carcassonne und ein *parvus libellus* genanntes Buch, das Francesco d'Arquata mitführte und das die wesentlichen Glaubenssätze der radikalen Spiritualen plus ein 113 Namen umfassendes Martyrologium der für ihren Glauben hingerichteten Franziskanerspiritualen enthielt, zu denen die zwei Pilger offenbar auch gehören wollten.

Schon dieser geraffte Überblick über den Inhalt dieses Protokolls verdeutlicht den vielschichtigen Informationsgehalt, den Patschovsky in der Einleitung gemeinsam mit der Überlieferungssituation und den Editionsrichtlinien detailliert vorstellt. Die Edition selbst ist mit einem üppigen Kommentarteil und einem Register ausgestattet, die die Benützbarkeit dieses ungewöhnlichen Zeugnisses der religionspolitischen Spannungssituation des 14. Jahrhunderts erheblich erleichtert.

Julia Hörmann-Thurn und Taxis, Innsbruck

Ulrike Hohensee/Mathias Lawo/Michael Lindner/Olaf B. Raser (Bearb.), Dokumente zur Geschichte des Deutschen Reiches und seiner Verfassung 1360 (MGH Const. 13/1), Harrassowitz Verlag Wiesbaden 2016, 414 Seiten, ISBN 978-3-447-10748-8.

Ulrike Hohensee/Mathias Lawo/Michael Lindner/Olaf B. Raser (Bearb.), Dokumente zur Geschichte des Deutschen Reiches und seiner Verfassung 1361 (MGH Const. 13/2), Harrassowitz Verlag Wiesbaden 2017, 538 Seiten, ISBN 978-3-447-10835-5.

Dem 2016 erschienenen ersten Teil des 13. Bandes der MGH Reihe *Constitutiones et acta publica imperatorum et regum* zu den Urkunden Kaiser Karls IV. der Jahre 1360 und 1361 folgt nur ein Jahr später die Publikation des zweiten Teiles. Dieser 13. Band zeichnet sich im Vergleich zu den älteren Bänden durch eine höhere Quantität an verzeichneten Stücken im Jahresschnitt aus. Grund dafür ist die Einarbeitung eines Registers mit Urkundenabschriften der kaiserlichen Kanzlei vom 10. Jänner 1360 bis 22. April 1361 und einigen älteren bzw. jüngeren Stücken. Die als Dresdner Reichsregister bekannte Handschrift enthält über 500 Eintragungen und ist daher für die urkundliche Überlieferung zu Karl IV. ausgesprochen ergiebig. Sie werden im vorliegenden *Constitutiones*-band aber nicht eigens gekennzeichnet. Die Urkunden folgen wie gewohnt der chronologischen Reihe, weshalb die Register-einträge nicht zwangsläufig der Abfolge im Register entsprechen und auch nicht vollständig verzeichnet sind, da die Edition auf die beste Überlieferung zurückgreift, das heißt Originale haben vor Abschriften immer Vorrang. Jedoch ist eine beachtliche Zahl an Urkunden nur aus diesem Register bekannt: 200 von 463 Nummern im ersten Teil. Um der Bedeutung der Handschrift trotz der „Unterordnung“ in die Editionsprinzipien gerecht zu werden, findet sich am Ende des zweiten Teils eine Konkordanztafel der Register-eintragen in ihrer Reihenfolge in der Handschrift

mit den entsprechenden Regesta Imperii-Nummern und mit den Nummern in den zwei Constitutionesbänden sowie jenen in den Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae (RBM), sofern sie dort berücksichtigt sind.

Insgesamt fanden 835 Texte, darunter überaus umfangreiche Urkunden, Eingang in diesen 13. Band der Constitutiones, was für eine praktikable Benützbarkeit eine Teilung in zwei Teilbände erforderlich machte. Diese sind aber nur zusammen zu verwenden, da die Einleitung und die Literatur im ersten, Konkordanztabelle und Register nur im zweiten Teil (für beide Teile) enthalten sind. Das Bearbeiterteam hat nach Band 12 in erstaunlich kurzer Zeit erneut eine gewohnt sorgfältig erstellte Urkundenedition vorlegen können und damit einen weiteren wichtigen Baustein zur Erschließung der urkundlichen Überlieferung der langen Regierungszeit Karls IV. der Forschung zur Verfügung gestellt.

Julia Hörmann-Thurn und Taxis, Innsbruck

Gregor Metzig, Kommunikation und Konfrontation. Diplomatie und Gesandtschaftswesen Kaiser Maximilians I. (1486–1519) (= Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 130), de Gruyter Berlin 2016, X + 451 Seiten, 13 s/w-Abb., ISBN 978-3-11-044789-7.

Gregor Metzig legt mit der vorliegenden Druckfassung seiner Dissertation eine umfangreiche Untersuchung zur diplomatischen Praxis unter Kaiser Maximilian I. vor. Auf den ersten Blick drängt sich der Vergleich mit Gesa Wilangowskis 2017 erschienener Studie „Frieden Schreiben im Spätmittelalter“ auf. Beide beschäftigen sich mit der Diplomatie Maximilians, allerdings mit unterschiedlichen Schwerpunkten. Wilangowski wählt einen rechtsgeschichtlichen Zugang und analysiert vorrangig Vertragstexte; Metzigs Fokus liegt hingegen auf den Akteuren der konkreten diplomatischen Verhandlungen. Diese wiederum versteht er nicht nur als politische, sondern auch als soziale Vorgänge. Es geht ihm v.a. um die Interaktionen zwischen den Beteiligten, um die Frage, wie diplomatische Vereinbarungen ganz konkret ausgehandelt wurden. Auch der untersuchte Zeitraum unterscheidet sich: Wilangowskis Studie beginnt mit Maximilians burgundischer Zeit und endet mit den Verhandlungen von Blois 1504, die bei Metzig wiederum das zeitlich erste Fallbeispiel bilden.

Teil I enthält einen Aufriss der Problemstellung, einen Überblick über die Forschungs- und Quellenlage sowie theoretische Überlegungen. Metzig beweist hier seine umfassende Kenntnis der einschlägigen Literatur. Stellenweise entsteht allerdings der Eindruck, dass er die Verdienste der bisherigen Forschung im Bemühen, die Innovation seines akteurszentrierten Ansatzes hervorzuheben, gar zu sehr relativiert. Teil II befasst sich vor allem mit den praktischen Aspekten der Diplomatie um 1500 im Allgemeinen und jener Maximilians im Speziellen: Behandelt werden die Auswahl und nötige Qualifikationen des diplomatischen Personals, die einschlägigen schriftlichen Dokumente sowie Fragen der Finanzierung, des Rechts und der Übermittlung von Korrespondenz. Daneben geht Metzig auch ausgiebig auf die Bedeutung höfi-

schen Zeremoniells als Mittel der Politik ein. Ähnliche Schwerpunkte hat Christina Lutter in ihrer 1998 erschienenen Dissertation für die diplomatischen Beziehungen zwischen Maximilian und der Republik Venedig verfolgt. Metzsig knüpft hier an und bietet einen breiten, systematischen Überblick über die Praxis der Diplomatie im Auftrag Maximilians. Ein solcher hat in der Literatur bisher gefehlt. Das vorliegende Buch schließt also eine Lücke und wird ähnlich wie die Dissertation Lutters sowie jene Walter Höflechners und Hannes Naschenwengs in den kommenden Jahren wohl zu einem viel zitierten Quasi-Standardwerk für die maximilianische Diplomatie werden. Teil III ist das eigentliche Kernstück des Buches. Der Autor beschreibt drei ausgewählte Fallbeispiele: die Verhandlungen mit Ludwig XII. von Frankreich in Blois 1504, jene mit Venedig und dem Papst in Rom 1512–14 und jene mit den Jagiellonen im Vorfeld der Wiener Doppelhochzeit von 1515. Dabei konzentriert er sich weiter auf die konkreten Akteure der Verhandlungen.

Im Fall von Blois sind das Zyprian von Serntein, Philibert Naturelli und Andrea da Burgo. Metzsig geht ins Detail, schildert ausführlich die Hintergründe, die jeweiligen persönlichen Interessen der Beteiligten, die Netzwerke am Hof, die für ihre Entsendung sorgten, und den Verlauf der Gesandtschaft. Bei der Rekonstruktion der Ereignisse stützt er sich hauptsächlich auf da Burgos im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv überliefertes „diplomatisches Journal“ und kontextualisiert und interpretiert die Informationen, die es enthält, unter Zuhilfenahme weiterer Quellen. In den folgenden beiden Kapiteln steht v.a. Matthäus Lang, Maximilians „Kardinalminister“ und inoffizieller Chefdiplomat im Mittelpunkt. Im Abschnitt über die Verhandlungen mit der Republik Venedig und dem Papst in Rom zwischen 1512 und 1514 rücken außerdem die Besonderheiten der Kurie und ihres Zeremoniells stark ins Zentrum. Ein Exkurs widmet sich hier auch der Rolle von Musik in der Diplomatie, und zwar am Beispiel von Heinrich Isaacs Motette „Optime Pastor“, die als Auftragswerk im Kontext der römischen Verhandlungen entstanden ist. Der Text der Motette ist im Anhang im lateinischen Original und in deutscher Übersetzung abgedruckt.

Der Kaiser selbst tritt nur anlässlich der Wiener Doppelhochzeit von 1515 in den Fokus der Betrachtung. Den Beteiligten stellte sich zu diesem Anlass das Problem, die persönliche Begegnung zwischen Monarchen so zu gestalten, dass sie nicht zum zeremoniellen Konkurrenzkampf wurde. Auch hier betont Metzsig aber die Bedeutung der Verhandlungen im Vorfeld, die Matthäus Lang und Johannes Cuspinian geführt hatten. Er spricht außerdem das Thema der Finanzierung eines solchen Großereignisses an. Das Geld kam bekanntlich Großteils von den Fuggern und Metzsig vertritt sehr überzeugend die Position, dass diese durch ihr Engagement für den habsburgisch-jagiellonischen Ausgleich vor allem die eigenen geschäftlichen Interessen in Ungarn schützen wollten.

Im Anhang finden sich 13 Abbildungen in Schwarz-Weiß, vor allem aber die Kurzbiographien der wichtigsten Akteure von Maximilians Diplomatie. Diese füllen insgesamt 31 Seiten und sind eine sehr nützliche Ergänzung. Handwerklich leisten sich Autor und Verlag nur wenige kleine Schnitzer wie die falsche Schreibung „Entgeld“ (S. 56) und den fehlenden Eintrag im Literaturverzeichnis für Ioan-Aurel Pops Aufsatz „Dalla crociata alla pace“, der in den Fußnoten 31 und 176 zitiert wird.

Diese Fehler seien hier aber nur der Vollständigkeit halber genannt und können den sehr positiven Gesamteindruck nicht trüben. Insgesamt ist das Buch ein mehr als willkommener Beitrag zur Maximilianforschung, und das nicht nur wegen der neuen Perspektiven, die es eröffnet, sondern auch wegen der Art, wie es bereits Bekanntes systematisiert und präsentiert.

Markus Debertol, Innsbruck

Sebastian Conrad/Jürgen Osterhammel (Hg.), 1750-1870. Wege zur modernen Welt (= Geschichte der Welt), C.H. Beck München 2016, 1002 Seiten, 54 Abb. und 24 Karten, ISBN 978-3-40664104-6.

Wolfgang Reinhard, Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415-2015, C.H. Beck München 2016, 1648 Seiten, 122 Abb., ISBN 978-3-40668718-1.

Der umfangreiche Band der Reihe „Geschichte der Welt“, herausgegeben von Sebastian Conrad und Jürgen Osterhammel, befasst sich mit den verschiedenen Wegen zur modernen Welt. Die Autoren erklären in ihren Beiträgen aus verschiedenen Perspektiven, wie aus der Welt, die trotz zahlreicher Vernetzungen doch noch stark regional strukturiert war, im angeführten Zeitraum eine zunehmende Einheit wurde. Die Verbindungen betrafen nicht nur Kriege und Handel, sondern auch die Kulturen, die politischen Reformen und die sozialen Umbrüche. Im Einzelnen wird die langsam entstehende moderne Welt am Beispiel der Entwicklung der Regionen und Reiche (Cemil Aydin), am Welthandel und der Industrialisierung (R. Bin Wong), an der Kulturgeschichte globaler Transformationen (Sebastian Conrad) und an Aspekten einer globalen Sozialgeschichte (Jürgen Osterhammel) dargestellt. Umbruch und Übergang kennzeichnen diese Epoche, die einleitend von den beiden Herausgebern genauer beschrieben wird. Auch der Begriff „Moderne“ wird untersucht und als „Selbstverständigung“ in der Vorstellung der Akteure gesehen. „Modern“ als Zeitbegriff bedeutete aber auch, „die Welt zu ordnen und in eine zeitliche Abfolge zu überführen“ (S. 29). Die moderne Welt wurde zudem als Überwindung des Althergebrachten und Obsoleten charakterisiert, und sie galt als Aufbruch in die Zukunft. Der vorliegende Band verdeutlicht diese Wege in die Moderne und thematisiert auch deren globalen Charakter. Wie schon bei den bisher erschienenen Bänden dieser Reihe steht hier vor allem die Sichtbarmachung der „Querverstrebungen und Kontaktstellen“ im Zentrum der Darstellung.

Wolfgang Reinhard's Werk setzt sich mit der Globalgeschichte der europäischen Expansion im Zeitraum von 1415 bis 2015 auseinander und erschien in der Historischen Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung. Der Bogen der europäischen Expansion ist sehr weit gespannt. Er beginnt mit den frühen Anfängen in der Antike und im Mittelalter und endet mit den Dekolonisationen des 20. Jahrhunderts – eine

Geschichte von großen zeitlichen und räumlichen Dimensionen. Das Buch wurde deshalb auch sehr differenziert gegliedert. Es berichtet u.a. über die Handelssysteme in Asien, die künstliche Welt der Plantagen mit ihren Sklaven, über ökologische Auswirkungen und politische Konflikte, wobei Reinhard nicht nur die Interessen der Europäer, sondern auch jene der anderen Staaten und Kulturen berücksichtigt. Dabei fasst der Autor nicht nur die Kolonisatoren ins Auge, sondern auch die Kolonisierten und untersucht deren Lebensbedingungen. Das Werk setzt mit den Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion und den Anfängen des europäischen Atlantik ein, stellt die Europäer an Asiens Küsten dar, thematisiert den Indienhandel, den spanischen, niederländischen und jüdischen Atlantik, die Karibik und den afrikanischen, französischen und britischen Atlantik, behandelt des weiteren auch Reformen, Revolutionen und die Dekolonisation im atlantischen Kleinraum, die Wahrnehmung und Aneignung vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, geht u.a. auf die imperialen Expansionen und Kolonialherrschaften in Indien, Indonesien, auf den Philippinen und in Asien, im Pazifik und in Afrika genauer ein. Auch der Erste und Zweite Weltkrieg umfassen das breite Spektrum des Buches. Die letzten Abschnitte sind dem Spätkolonialismus und der Dekolonisation Afrikas gewidmet.

Das vorliegende Werk ist eine Neubearbeitung der vierbändigen Ausgabe des Verfassers, die im Zeitraum von 1983 bis 1990 erschien und die auf Grund des starken Interesses in das Zentrum des heutigen politischen und wissenschaftlichen Diskurses gerückt ist.

Helmut Reinalter, Innsbruck

Uwe Schirmer/Thomas T. Müller/Werner Greiling (Hg.), Reformation und Bauernkrieg (= Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation, Bd. 12), Böhlau Verlag Köln 2019, 474 Seiten, 54 Abb., ISBN 978-3-412-51167-8.

„Der Bauernkrieg ist untrennbar mit der Reformation verbunden“, stellen die Herausgeber gleich zu Beginn dieses Tagungsbandes fest. (S. 7) Damit ist auch der rote Faden des Bandes benannt. Die Reformation war ein nicht unwesentlicher Teil des Ursachenbündels für den Bauernkrieg im Jahre 1525. In allgemeinen Analysen der Bauernaufstände wurde eine Reihe von Faktoren herausgearbeitet, die ausschlaggebend für den Ausbruch der Unruhen des gemeinen Mannes im Reich waren: politische, rechtliche, soziale und freilich nicht zuletzt ökonomische Gründe. Allerdings wurde es in den letzten Jahrzehnten eher ruhig um den sogenannten Großen Bauernkrieg von 1525 wie auch um bäuerliche Aufstandsbewegungen im Laufe der Geschichte. Günter Vogler, ehemaliger Professor für Frühe Neuzeit, der sich bereits in der DDR intensiv mit dem Bauernkrieg beschäftigt hat und seinen Beitrag Peter Blickle widmet, stellt fest: „Die Historiographie der letzten Jahrzehnte vermittelt meines Erachtens nicht adäquat, dass über Jahrhunderte bäuerliches Leben und bäuerlicher Widerstand den größeren Teil der europäischen Gesellschaft prägten.“ (S. 397) Vogler gibt in Folge einen profunden und spannenden Einblick zur For-

schung und Rezeptionsgeschichte der Bauernkriege im 20. Jahrhundert – eine Forschung, die auch von ihm persönlich stark geprägt wurde. Voglers Beitrag darf ohne Zweifel als würdiger Abschluss des Bandes aus der bereits gut etablierten Reihe „Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation“ bezeichnet werden.

Thomas T. Müller beginnt den Band mit einem kurzen rezeptionsgeschichtlichen Überblick zur Geschichte des Bauernkrieges in Thüringen. Anschließend ist der Band in drei Sektionen aufgeteilt: „Gesellschaft, Kirche und Konflikt“, „Akteure“ und „Erinnerung und Rezeption“. In der ersten Sektion thematisiert der Herausgeber Uwe Schirmer die Relevanz der Reformation für den Ausbruch des Bauernkrieges in Thüringen und weist auch völlig zu Recht auf die von Region zu Region im Reich äußerst unterschiedlichen Konfliktfelder hin, zumal schon die rechtliche, soziale und ökonomische Lage der Bauern von Herrschaft zu Herrschaft stark differierte. Ausgehend von dem Befund, dass die Lage der Bauern in Thüringen als günstig angesehen werden kann, analysiert Schirmer auf Basis der neueren Forschungen die Agrarverfassung und die rechtliche Lage der Bauern. Ulrich Hahnemann stellt im nächsten Beitrag die Einwohner von Frankenhausen, die mehrheitlich an den Kämpfen beteiligt waren, vor. Thomas T. Müller berichtet über ikonoklastische Ausschreitungen im Krieg, die mehr als ein typisches Begleitprogramm der Reformation darstellen. Sie sind eine Ausprägung des Bauernkrieges. Johannes Mötsch stellt die Führungselite in Henneberg dar und Julia Mandrys Beitrag hat die Reflexionen der thüringischen, sächsischen und hessischen Fürsten über die Aufständischen zum Gegenstand.

In der Sektion „Akteure“ geht Andreas Dietmann auf die Prediger Jakob Strauß und Wolfgang Stein ein, Volkmar Joestel beleuchtet Andreas Karlstadt im Bauernkrieg, Martin Sladeczek widmet sich dem Bauernkrieg in der schwarzburgischen Oberherrschaft, Michael Beyer analysiert die drei Bauernkriegsschriften Martin Luthers, von denen eine (Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern, 1525) immer wieder herangezogen wird, um Luthers ablehnende, ja fast schon hasserfüllte Einstellung zum Bauernaufstand zu demonstrieren, und Antje Schloms berichtet vom Schicksal der Stadt Mühlhausen nach der Schlacht von Frankenhausen.

In der Sektion „Erinnerung und Rezeption“ betrachtet Jürgen von Ahn den Bauernkrieg in der zeitgenössischen Kunst, Werner Greiling den Bauernkrieg in der Volksaufklärung, Jan Scheunemann geht in einem rezeptionsgeschichtlichen Ansatz auf die Leitfigur der DDR, Thomas Müntzer, ein, Friedrich Staemmler beleuchtet die künstlerische Rezeption des Bauernkrieges in der DDR, Ulrike Eydinger stellt die Flugblätter und Druckgraphiken im bekannten Bauernkriegspanorama von Werner Tübke dar, und Günter Vogler schließt – wie schon erwähnt – den Band gekonnt ab. Neben Günter Vogler ist hier für den Rezensenten besonders der Aufsatz von Jan Scheunemann herausragend. Scheunemann, bestens vertraut mit der DDR-Geschichtsschreibung, gibt in seinem Beitrag interessante Einblicke in die Praxis der ostdeutschen Geschichtswissenschaft, berichtet über die beiden weltanschaulichen Deutungen der Bauernkriegsforschung in den 70er und 80er Jahren und stellt die beiden historischen Persönlichkeiten Müntzer und Luther in der Erinnerungskultur der DDR gegenüber.

Mit diesem Band liegen nun wertvolle regionalgeschichtliche Studien zum Bauernkrieg von 1525 vor, die aus verschiedenen Perspektiven und durch verschiedene wissenschaftliche Ansätze eine Reihe von aufschlussreichen Erkenntnissen bringen. Gerade in einer vergleichenden Betrachtung mit anderen Regionen des Bauernkrieges von 1525 kann dieser Band sehr gewinnbringend verwendet werden.

Robert Rebitsch, Innsbruck

Sabine Schlegelmilch, *Ärztliche Praxis und sozialer Raum im 17. Jahrhundert. Johannes Magirus (1615-1697)*, Böhlau Verlag Wien – Köln – Weimar 2018, 350 Seiten, 22 s/w und 8 Farbabb., ISBN 978-3-412-51119-7.

Die vorliegende Arbeit ist das Ergebnis eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes zur Bearbeitung der in der Universität Marburg aufbewahrten autoreferentiellen Aufzeichnungen des Arztes und Professorensohnes Johannes Magirus (1615-1697) aus Joachimsthal. Dieser war nach seiner vielseitigen Ausbildung in Medizin und Mathematik in Berlin, Zerbst und Marburg als Arzt, Professor für Mathematik, Professor für Geschichte und Professor für Medizin tätig. Wie zeitüblich definierte sich Magirus über mehrere Professionen, die ihm auch verschiedene Einkommensmöglichkeiten und gesellschaftliche Zugänge boten.

Die Arbeit zeichnet sich gegenüber anderen Biografien (früh)neuzeitlicher Ärzte durch den Versuch aus, entlang Magirus' Aufzeichnungen den Praxis-Alltag und die ärztliche Routine zu rekonstruieren. Der ärztliche Nachlass besteht aus einem Praxistagebuch (*Diarium* 1647-1656), einer Schrift über *Loci Communes*, vier Notizbüchern, einem Buchkatalog sowie der Korrespondenz und den Publikationen von Magirus. Diese Egodokumente sind eng mit den Quellen zu seinem städtischen, höfischen und universitären Umfeld verwoben, ebenso wie mit seinem publizierten Jahreskalender mit astronomischen Berechnungen, die mittlerweile digital vorliegen. Ausgehend von Praxis als handlungsorientierten Begriff will die Autorin das Handeln des Arztes „im Sinne einer Summe aller von ihm im Kontext einer Behandlung ausgeübten Praktiken“ (S. 17) erfassen. In den ersten beiden Kapiteln werden der soziale Raum des Arztes und die „Arztpraxis“, also der Ort ärztlichen Handelns, untersucht. Hierbei bettet die Autorin die nach Bourdieu definierten verschiedenen Arten des Kapitals des Arztes, so das soziale (bekannter Familienname), das kulturelle (Akademikerverhalten) und das symbolische Kapital (Standesehre), in die Untersuchung ein. Im dritten und vierten Teil versucht Sabine Schlegelmilch die Schaffung und Aneignung von Handlungswissen und seine Umsetzung in die ärztliche Routine so wie die praktische Handhabung von Instrumenten bei Magirus zu rekonstruieren (Abtasten, Harnschau). Als Iatromathematiker und Mediziner „mathematisierte [Magirus] die Medizin“ (S. 287), er versuchte den Körper mathematisch zu verstehen und war gleichzeitig vom Einfluss der Gestirne bei der Geburt und bei der Behandlung von Krankheiten überzeugt. Besonders viel Anklang fand die Kunst der Nativitäten, die Berechnung der Konstellationen bei der Geburt, am Hof

und unter seinen wohlhabenden PatientInnen. Hierfür hatte er in den Kalendern und mit Horoskopern am Hof Aufmerksamkeit erregt und seine Dienste beworben.

Ein zweiter bemerkenswerter Aspekt dieser Arbeit ist die Untersuchung von Magirus' Patientenschaft und die – wenn auch verständlicherweise arztlastige – Rekonstruktion des Patientengesprächs. Darüber hinaus versucht die Autorin die medizinische Fachliteratur, also den normativen Text, mit der alltäglichen Praxis, die entlang der Tagebücher rekonstruiert werden kann, abzugleichen. Schließlich gelingt es ihr Magirus' eigene Wissensaneignung (z.B. durch Selbstversuche mit seinen selbst hergestellten Arzneimitteln) und die durch ihn praktizierte Weitergabe von Wissen als Lehrer entlang der Unterlagen zur Unterweisung zu rekonstruieren.

Besonders hervorstreichen ist das stete Bemühen der Autorin Magirus mit anderen zeitgenössischen Ärzten und besonders mit dem zeitgleichen Johann Heinrich Bossen aus Helmstedt, der ebenfalls ein Praxistagebuch hinterlassen hat, zu vergleichen. In diesem Zusammenhang werden auch Magirus' soziale Bezugssysteme und Netzwerke (die Gelehrtenwelt, der Fürstenhof, die Gruppe der Kalendermacher) beleuchtet.

Der etwas zu knappe Schluss fokussiert fast ausschließlich auf den Astrologieschwerpunkt, wo hingegen – wie Schlegelmilch überzeugend zeigen konnte – Magirus' Leben so vielfältig gewesen ist. Hier wird z.B. die eingangs formulierte Forschungsfrage nach Raum und Praxis nicht wieder aufgegriffen. Ein weiterer Kritikpunkt betrifft den Umgang mit wörtlichen Zitaten. Größere Zitate werden durch Kleindruck aber ohne Anführungszeichen, kleinere im Text im Standarddruck mit Anführungszeichen angeführt. Diese zweideutige Handhabung so wie die Anwendung der alten Rechtschreibung sind der Lesbarkeit nicht zuträglich. Dass der Titel am Buch-Cover falsch geschrieben wurden (Ärtzliche) ist bedauerlicherweise dem Verlag zuzuschreiben.

Elena Taddei, Innsbruck

Barbara Stollberg-Rilinger, Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit. Eine Biographie, C.H.Beck Verlag München 2018, 1083 Seiten, 82 Abb., ISBN 978-3-406-69748-7.

Thomas Lau, Die Kaiserin. Maria Theresia, Böhlau Verlag Köln – Weimar – Wien 2016, 440 Seiten, 23 Abb., ISBN 978-3-205-79421-9.

Élisabeth Badinter, Maria Theresia. Die Macht der Frau, Paul Zsolnay Verlag Wien 2017, 2 s/w Abb., ISBN 978-3-552058224.

Sie war nie Kaiserin, weil sie ihre Krönung ablehnte – und doch wird sie bis heute so genannt: das ist nicht die einzige Ambivalenz im Bild der österreichischen Erzherzogin und ungarischen Königin. Im Jubiläumsjahr 2017 wurden zu Person und Epoche Maria Theresias zahlreiche Ausstellungen und Buchpublikationen veranstal-

tet, die die gewandelten Images der Herrscherin von den Zeitgenossen bis in die Gegenwart verfolgten und kritisch beleuchteten. Daran schließen sich auch die hier vorzustellenden Biographien an, freilich unterschiedlich in Form und Ausmaß. Am Bild der regierenden Fürstin, Ehegattin eines Kaisers, vielfacher Mutter und Landesverteidigerin kommen sie aber nicht vorbei und sprechen dies auch offen aus – letzteres sicher der größte Unterschied zur Historiographie des 19. Jahrhunderts, von deren Quellenschließung jedoch alle drei Biographien nach wie vor zehren.

Das umfangreiche Werk der Münsteraner Historikerin Stollberg-Rilinger, mittlerweile Leiterin des Wissenschaftskollegs in Berlin, ist Frucht intensiver Auseinandersetzung mit den Quellen und den Sichtweisen auf die Herrscherin. Die Verfasserin ist durch den methodischen Entwurf einer „Kulturgeschichte des Politischen“ berühmt geworden und daher haftet auch ihrer Maria Theresia-Biographie, die wohl länger ein Referenzwerk der biographischen Forschung bleiben wird, der Bezug auf die Fragen von Zeremoniell und Ritual als Kernelemente einer politischen Repräsentation von Herrschaft an. Die Verfasserin widmet sich besonders den zeitgenössischen Formen von Status und Rang im Alltag der Herrscherin, ohne die bewusst private Atmosphäre anderer Momente oder der Familienbeziehungen auszulassen. Sie beginnt mit Erziehung, Jugend, Hochzeit und Thronübernahme sowie dem sofort einsetzenden Österreichischen Erbfolgekrieg, der mit dem Verlust Schlesiens an Preußen endete. Dann folgen mehrere große Kapitel, die der Herrschaftspraxis und dem Siebenjährigen Krieg gewidmet sind. Dazwischen schiebt die Verf. Kapitel zur Körperpolitik und zur dynastischen Politik bei Erziehung und Verheiratung der Kinder. Auf weiteren dreihundert Seiten werden das Verhältnis der Mutter zum Sohn Joseph II., die Rolle der katholischen Konfession, die Politik der Kontrolle von Minderheiten und der Kommunikation mit den Untertanen dargestellt. Die letzten Regierungsjahre, treffend als „Herbst der Matriarchin“ überschrieben, sieht die Verf. als Jahre der Trauer nach dem Tod des geliebten Mannes und gekennzeichnet durch das Bewusstsein der Protagonistin, einem überlebten Zeitalter anzugehören.

Das Werk Stollberg-Rilingers besticht durch zwei entscheidende Gesichtspunkte, die die ältere Historiographie nicht berücksichtigte: Einmal durch die genaue Beschreibung und Bewertung des persönlichen Auftretens Maria Theresias am Hof und bei öffentlichen Anlässen, die die Selbstinszenierung der Herrscherin offenlegen. Jenseits des bekannten Bildes der Landesmutter, das Maria Theresia gegenüber den ungarischen Ständen durchaus zu nutzen wusste, hatte sie klare Vorstellungen von Disziplin und Konsequenz monarchischen Handelns, der sie in viele Konflikte mit ihren Töchtern brachte, die noch nach der Heirat der Dynastie zu gehorchen hatten. Die zweite Leistung der Verf. besteht in der Kritik der älteren Sicht auf die Weiblichkeit der Herrscherin, die zum Gegenstand zahlreicher romantischer oder biedermeierlicher Perspektiven (übrigens auch im Film!) geworden ist. Demgegenüber weist Stollberg-Rilinger nüchtern auf die paternalistische Grundeinstellung Maria Theresias hin, bei der sich ein hohes Pflichtbewusstsein und daraus resultierende Mitleidlosigkeit mit Standesdenken und Festhalten an einem einmal gewählten Beraterkreis paarten. Die ruinösen Kriege erforderten Strukturveränderungen in Staat und Gesellschaft, die dem Tugendverständnis der Monarchin zunehmend zuwiderliefen.

Der Fribourger Historiker Thomas Lau hingegen legt eine Biographie vor, die mit Hilfe von zeitgenössischen anekdotischen Quellen wesentlich stärker ein kritisches Zeitbild entwirft, in dem Maria Theresia als handelnde Akteurin in gesellschaftlichen und alltäglichen Verhältnissen dargestellt wird. Ihre Länder und die Residenzstadt Wien kommen so oft als Schauplätze der Selbst- und Fremddarstellung der Herrscherin in den Blick. Er gliedert eine Darstellung in dreizehn Kapitel, die verschiedenen Rollen Maria Theresias gewidmet sind: der Ehefrau, der Mutter, der Hof- und Kultur- und Wissenschaftsmäzenin, der Kriegerin oder der Witwe. Klug gewählte Quellenstücke, Schilderungen von Schauplätzen und Ereignissen geben Einblicke in das Panorama des Zeitalters und seiner Protagonistin.

Stärker als bei Stollberg-Rilinger geraten auch die militärischen Krisen Österreichs in den Blick, Lau versteht aber Politik und Hof ebenfalls als Bühne, auf der die Herrscherin souverän agierte und Inszenierungen zu eigenen Zwecken benutzte. Dem Heiligen Römischen Reich und dem kaiserlichen Amt des Gatten Franz Stephan spricht Lau durchaus Bedeutung zu. Klatsch und Tratsch der Hofquellen weist er zurück, fällt aber gerne deutliche Urteile über die Zeitgenossen, die solches verbreiteten. Einige dramatische Szenenschilderungen machen das Buch flüssig zu lesen, lässt jedoch LeserInnen gelegentlich mit dem Gefühl zurück, über die Herrschaftsstrukturen nicht alles zu erfahren oder die Chronologie zu verlieren. Sein Hauptziel ist der Aufweis der Selbst- und Fremddarstellungen der Herrscherin, die er dekonstruiert, so z.B. das Bild der Familienmutter durch die Darlegung der problematischen Verhältnisse zu den Kindern. Bildungs-, Kultur- und Wissenschaftspolitik sind durch Beschreibungen von Schulreformen, des Hoftheaters und der Gesundheitsreformen präsent, bei denen jedoch auch Schwächen und Scheitern zu verzeichnen sind. Der Aspekt der Verankerung des monarchischen Verständnisses Maria Theresias im katholischen Glauben kommt jedoch etwas zu kurz, obwohl der Verf. hier mit dem Jansenismus interessante Fragen aufwirft, die er aber nur kurz anreißt. Auf eine abschließende Gesamtwürdigung verzichtet er.

Die dritte Publikation aus der Feder der französischen Kultur- und Psychohistorikerin Élisabeth Badinter verzichtet im Gegensatz zu den beiden vorher genannten Bänden auf den Einbezug nichtedierter Quellen und setzt sich quasi zum Ziel, ein modernes Psychogramm der Kaiserin zu entwerfen. Von der These der „zwei Körper des Königs“ (E. Kantorowicz) ausgehend, betrachtet sie das Problem der weiblichen Herrschaft aus zeitgenössischer und moderner Perspektive. Das Besondere daran sei die Inszenierung als gebärender und damit dynastiesichernder Körper, die Maria Theresia meisterhaft benutzt habe. Anders als die beiden vorher besprochenen Bände ist Badinters Buch keine Biographie, sondern konzentriert sich auf die psychische Entwicklung der Herrscherin in Kindheit, Jugend und ersten Regierungsjahren. Badinter versteht diese Zeit als die Formationsperiode der Persönlichkeit, die durch besondere Erfahrungen einen Umgang mit ihrer Weiblichkeit als Machtfaktor erlernt habe. Diese Interpretation ist jedoch problematisch, haben wir doch aus den Kinder- und Jugendjahren Maria Theresias wenig Quellen. Die Verf. bewegt sich daher, trotz wichtiger methodischer Überlegungen, teilweise am Rand der Spekulation. Sie stützt sich vor allem auf Briefe, diplomatische Korrespondenzen und Augenzeugenberichte

vom Hof und kann von eigenen Quelleneditionen hochadliger Damenbriefwechsel profitieren. In Einzelheiten fehlt jedoch eine Kontextualisierung. Das Verhältnis zu ihrem Ehemann Franz Stephan beispielsweise sei, so die Verf., durch die Erkenntnis seines fehlenden militärischen Talents geprägt und geriet daher konfliktreich. Badinter übersieht hier jedoch die neuen Forschungen über den Kaiser, der als Finanzfachmann erheblich zu den Reformen seiner Gattin beitrug. Auf der anderen Seite liest man die Hinweise der Verf. zur Haltung der europäischen Mächte gegenüber Maria Theresia mit Gewinn. Inwieweit sich ihre Herrschaftspraxis von der männlicher Standesgenossen unterschied, wird von Badinter jedoch kaum systematisch beantwortet. Die Skepsis gegenüber einer Überbetonung von Körper und Gefühl als spezifisch weibliche Herrschaftsmittel, wie sie bei Stollberg-Rilinger zu finden ist, überzeugt mehr.

Die drei biographischen Zugriffe werfen – auch mit Hilfe von Abbildungen durchwegs guter Qualität – insgesamt ein der aktuellen Geschichtsforschung und ihren unterschiedlichen theoretischen Ansätzen adäquates Licht auf eine immer schon als außergewöhnlich beschriebene Herrscherin Mitteleuropas. Eine Reformerin mit konservativen Zügen, deren Ziel ein starkes, an den Traditionen orientiertes Imperium war und die sich den Gefahren der Zukunft für ihre Herrschaftsgebiete bewusst blieb. Eine Zukunft ohne Monarchie, Hochadel und kirchengebundener Bevölkerung hätte sie sich nicht vorstellen können. Ihr autokratischer Politikstil war jedoch den politischen Herausforderungen gewandelter Zeiten kaum gewachsen, wie sich gerade in der Zeit der Mitregentschaft ihres Sohnes zeigte. Dieses Urteil wird vermutlich Bestand haben, aber eine Leerstelle weisen alle drei Publikationen auf: die Herrschaft in Ungarn wird, abseits der berühmten Krönungsszene 1741, kaum einbezogen, das Verhältnis zum ungarischen Adel bleibt blass und lässt Raum für zukünftige Forschungen.

Stefan Ehrenpreis (Innsbruck)

Caroline Klausning/Verena von Wiczlinski (Hg.), *Die Napoleonischen Kriege in der europäischen Erinnerung* (= Mainzer Historische Kulturwissenschaften 30), transcript Verlag Bielefeld 2017, 330 Seiten, ISBN 978-3-8376-3351-1.

Die Johannes-Gutenberg-Universität Mainz und die Stiftung Kulturwerk Schlesien veranstalteten 2014 in Mainz gemeinsam eine Tagung, die sich den Napoleonischen Kriegen als europäischer Erinnerungsort widmete. Bewusst und mitten im laufenden öffentlichen ‚Erinnerungsreigen‘ zwischen den Jahren 2012 und 2015, also zwischen Borodino und dem Wiener Kongress, griff man von wissenschaftlicher Seite diese Facette auf. Nunmehr liegt dafür der Tagungsband vor.

Die Herausgeberinnen Caroline Klausning und Verena v. Wiczlinski, beide vom Historischen Seminar in Mainz, wie auch schon die Konferenz selbst, setzten den Fokus auf einen Vergleich von regionalen Formen des politisch-nationalen sowie des

kulturellen (trans-)nationalen Erinnerens (S. 15). Es sollte dabei die europäische Dimension (also die Wahrnehmung dieser Epoche unter den Zeitgenossen), die unterschiedliche regionale Betroffenheit sowie die Erinnerung daran (mit einer deutlichen West-/Ostdifferenzierung) und die europäische Vermittlung der Napoleonischen Kriege diskutiert werden (S. 29). Das Vorhaben – und das kann man hier schon vorwegnehmen – haben die Herausgeberinnen durchaus eingelöst. Die Zusammenstellung der Beiträge zeigt auf den unterschiedlichsten Ebenen mehr als deutlich die Dominanz bzw. die Folgen nationalstaatlicher Geschichtsschreibung in den entsprechend national angelegten und hier analysierten Deutungsmustern. Ebenso gelingt es, den permanenten Wandel und die laufenden Aneignungsprozesse in verschiedenen Kontexten seit 1815 anhand konkreter Beispielstudien aufzuzeigen.

Der naturgemäßen Heterogenität von Tagungsbeiträgen versuchen Klausning und Wiczlinski durch eine thematische Grobgliederung in zwei Blöcke (politische und nationale Erinnerungsformen / kulturelle und (trans-)nationale Erinnerungsformen) einigermaßen gerecht zu werden. Eine umfangreiche „Einführung“ am Beginn als auch eine vielleicht etwas schütterere „Bilanz“ bilden zudem die Klammer der insgesamt zehn Beiträge. Ein Inhaltsverzeichnis findet sich auf der Webseite der Österreichischen Nationalbibliothek [<https://www.onb.ac.at/>], wo das Buch auch als e-book online zugänglich ist.

Insgesamt stellt sich bei näherer Betrachtung des Erinnerungsort-Konzeptes und des hier vorliegenden Zugangs berechtigter Weise die generelle Frage nach dem erkenntnistheoretischen Mehrwert dieses Zugangs für die Geschichtswissenschaften. Kommen doch nicht wenige Beiträge des Sammelbandes zum Schluss, dass es sich bei dem von ihnen gerade diskutierten Beispiel zumeist dezidiert nicht um einen ‚europäischen‘, sondern eben um einen (wenn überhaupt noch) ‚nationalen‘ Erinnerungsort handle. Außerdem sind unter dem Sammelbegriff ‚Napoleonische Kriege‘ ganz unterschiedliche, oftmals konkrete Erinnerungsorte subsummiert (die zudem nicht selten losgelöst vom Ganzen existieren), sodass das Gesamtereignis der napoleonischen Ära kaum als eigenständiger Erinnerungsort in toto in Erscheinung treten kann. Jan Kusber verweist etwa in seiner Studie über 1812 und die Folgen für Russland deutlich darauf, dass zwar Borodino (und damit das Jahr 1812) einen zentralen Stellenwert in der russländischen Historiographie und in der gegenwärtigen Öffentlichkeit besitzen, weniger aber die darauffolgenden Jahre. Damit zeigt sich zugleich eine immanente methodische Schwäche derartiger Analysen. So gewinnbringend sie im Einzelnen und Konkreten sein mögen, sie ‚scheitern‘ zumeist an der Frage der probaten Quellenauswahl, der zeitlichen Dimensionierung des Untersuchungszeitraumes bzw. der Wahl der Schnitte. Freilich besitzen die Napoleonischen Kriege in ihrer Langzeitwirkung auch in Russland eine europäische Dimension. Nur lässt sich diese nicht so leicht sichtbar machen und sie wird selten unmittelbar in der Öffentlichkeit als Erinnerungsort reflektiert; im Gegenteil, diese Dimension erscheint vielfach verbrämt und mannigfaltig abgewandelt an anderer Stelle in der Öffentlichkeit. Da wäre etwa der Historiker Nikolai Michailowitsch Karamsin zu nennen. Die Konzeption seines 1818 erschienenen Geschichtswerkes ruht ganz eindeutig auf dieser Periode, bzw. ist wahrscheinlich sogar als Reaktion darauf zu sehen. Auch die Dekabristen wären Teil einer europäischen, von Russland beigesteu-

erten transnationalen Dimension dieser Erinnerung, allerdings pass(t)en sie nicht unbedingt in das staatlich verordnete öffentliche Erinnerungskonzept des gegenwärtigen Russlands (aber auch schon des vergangenen). Das facettenreiche Schicksal des Moskauer Rundgemäldes ist ebenso ein geradezu greifbarer Ausdruck dieser regelmäßigen Umdeutungen.

Aus anderer nationaler Perspektive unterstreicht die Analyse von Christof Schimsheimer diese Schwierigkeit einer kollektiven Erinnerung ‚der‘ Polen, wo sich ‚weiße‘ und ‚schwarze‘ Legendenbildungen regelmäßig in ihrer öffentlichen Dominanz abwechseln. Napoleon erscheint als Charakter zwischen „Prometheus oder Attila“ (S. 76), jeweils abhängig vom gerade bestimmenden innen- wie außenpolitischen Kontext. Liest man indes aufmerksam die 2004 erstmals erschienene Biographie über den Russlandfeldzug des britischen (!) Historikers Adam Zamoyski, dann zeigt sich selbst in der eigentlich auf Objektivität bedachten Geschichtswissenschaft, dass mitunter die Schilderung der polnischen Offiziere ‚glänzender‘ gerät als jene der ‚zaudernden‘ Russen; sich also der aktuelle gesellschaftliche wie räumliche Kontext für den Erinnerungsort selbst bei kritischer Herangehensweise nicht immer unabhängig vom nationalstaatlichen Erbe zu konstituieren vermag. Die oftmals in ihren Wurzeln lange zurückreichende und in ihrer tatsächlichen Bedeutung nicht immer sehr klare Bedeutung der Napoleonischen Ära diskutieren die Beiträge von Matthias Schnettger über das italienische Risorgimento und Martin Rink zur Bundeswehr; wobei nur als Anmerkung: die Analyse von Rink (fast 50 Seiten!) hätte inhaltlich durchaus mehr auf den Punkt gebracht werden können. In Österreich jedoch ist diese Ära (wohl aufgrund des nach 1918 weitgehend abhandengekommenen Realraums) kaum mehr als Erinnerungsort einer Öffentlichkeit vorhanden. Das hat schon die geringe (politische wie öffentliche) Wahrnehmung des Wiener Kongresses und des damit verbundenen 200. Jubiläums gezeigt. Regionale Beispiele wie der Andreas Hofer-Mythos unterliegen mittlerweile einer kritischen Sichtweise oder sind für eine breitere Öffentlichkeit kaum von Relevanz, wie das Hans-Christian Maner am Beispiel der österreichischen Geschichtskultur darlegt. Die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ungebrochene Existenz von Andreas Hofer in Tirol (weniger darüber hinaus) ist sicherlich zu einem wesentlichen Teil von der Südtirolproblematik mitbestimmt. Austerlitz, Malborghet oder der Predilpass hingegen liegen außerhalb der heutigen Republik, noch dazu fehlt ihnen die deutschnationale Aufladung, die für das Überleben des Hofer-Kultes in der Öffentlichkeit so zentral war (und in manchen Kreisen immer noch ist).

Mitunter zeigen Beiträge wie jener von Andreas Linsenmann über die transnationale Rezeption der Napoleonischen Kriege in der Musik, hier am Beispiel von Tschai-kowskis Komposition ‚1812‘, ihre unbeabsichtigte (und in der Art fast schon beliebige) Umdeutung. Die „effektheisende Stimmungsmusik“ Tschai-kowskis scheint just deswegen so erfolgreich und wächst sich zur unbewussten Ironie aus, wenn so gegensätzliche Dinge wie die Zarenhymne und die Geburtsstunde der US-Nation auf diese Weise in der Musik bzw. ihrer Rezeption zusammenfallen (S. 293 u. 295).

Insofern stellen sich die Herausgeberinnen in ihrer Bilanz nicht zu Unrecht die Frage, ob die Europäischen Geschichtswissenschaften auf diesem Feld nicht zu sehr ein elitäres Unternehmen darstellten und in wie weit zudem die „Eventisierung“ und

„Trivialisierung“ von Geschichte bei der Bewertung mancher Erinnerungsorte eine größere Rolle spielt denn ihre tatsächliche Existenz in einer größeren europäischen Öffentlichkeit (S. 324f.). Das zeigte sich etwa offen im Jubiläumsjahr der Völkerschlacht 2013, wie das Nikolaus Immer in seinem Beitrag über Leipzig gut herausarbeiten konnte (hier S. 267). Letztlich beruhen ja alle diese Erinnerungsorte (und damit auch ihre wissenschaftliche Analyse) auf nationalen Traditionen bzw. Quellen, aus denen auszubrechen einer erheblichen Anstrengung bedarf. Die Napoleonischen Kriege sind – so Schimsheimer in seinem Text – gerade in ihrer Heterogenität ein europäischer Erinnerungsort (S. 96) und das gilt es zu erkennen bzw. bewusst zu machen. Die Vermittlung transnationaler Geschichtsbilder und Erinnerungsorte muss daher erst die nationalen Grenzen durchbrechen lernen. Dass mitunter ein vergleichsweise neues Medium der Geschichtsvermittlung, die Graphik-Novel, dafür in der Jugend unerwartet ‚Gehör‘ erhält, wie das Norbert Parschalk am Beispiel des „ehrwürdigen Helden“ Andreas Hofer darlegt, sollte auch von HistorikerInnen nicht unbeachtet bleiben. Hier liegt es an den Geschichtswissenschaften, letztlich den längeren Atem zu beweisen, und das sickerhafte Eindringen dieser Erkenntnis etwa über Geschichtelehrbücher und neue Medien an Schulen nach Kräften zu unterstützen. Dafür leistet auch dieser Tagungsband im praktizierten Erfahrungsaustausch einen nicht zu unterschätzenden Beitrag!

Kurt Scharr, Innsbruck-Klausenburg

Emily S. Rosenberg (Hg.), 1870-1945. Weltmärkte und Weltkriege (= Geschichte der Welt), C. H. Beck München 2012, 1152 Seiten, 62 s/w-Abb. und 16 Karten, ISBN 978-3-406-64105-3.

Harald Kleinschmidt, Geschichte des Völkerrechts in Krieg und Frieden, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 2013, 503 Seiten, 19 s/w-Abb., ISBN 978-3-534-25375-3.

Dieses große wissenschaftlich-historische Unternehmen eines Teams von Historikern und Historikerinnen vorwiegend aus den USA und Deutschland ist in sechs Bänden geplant und verabschiedet sich von traditionellen Werken der älteren Form. Weltgeschichte wird hier nicht als Aneinanderreihung einzelner Spezialgeschichten dargestellt, sondern berücksichtigt vor allem die bisher wenig beachteten Querbeziehungen und Wechselwirkungen: „[...] Migrationen von Einzelnen und Gruppen sowie die Gründung neuer Gesellschaften, [...] die interkontinentale Ausbreitung von Technologien, Religionen oder politischen Ideen, [...] globale Kommunikationsnetze, Handelsströme und Konsummuster, [...] Imperialismus, Kolonialismus und großräumige Kriege“ (Akira Iriye und Jürgen Osterhammel).

Diese Kriterien treffen auch auf den vorliegenden Band von Emily S. Rosenberg zu, der den Zeitraum von 1870-1945 umfasst. Diese Epoche wird als eigenständige Entwicklungsphase dargestellt. Die einzelnen Kapitel, Erfindung moderner Staat-

lichkeit, Imperien und Globalität, Migrationen und Zugehörigkeiten, Warenketten in einer globalen Wirtschaft und transnationale Strömungen in einer zusammenrückenden Welt, stellen „das Kräftespiel zwischen Wandel und Stabilisierung und [...] veränderliche chronologische Parameter“ in das Zentrum des Buches. So werden mehrere verbindende Merkmale zur Charakteristik der Zeit von 1870-1945 hervorgehoben, wie z. B. „das Dramatische von Zeit und Raum infolge der Revolution im Kommunikations- und Verkehrswesen; die damit einhergehende Beschleunigung der Mobilität von Menschen, Gütern und Ideen, als sich die globalen Netzwerke der verschiedensten Art verdichten; die Hegemonialmacht des Westens unter Systemen moderner Staatlichkeit und Imperialismus; die Überschneidungen und gemeinsamen Konstruktionen des Globalen und des Lokalen; die immer wichtiger werdende Rolle globaler Städte; die Ausbreitung der Technologien der Massenproduktion und des Massenkonsums; die Macht des Nationalismus und rassistischer Ideologien (und deren Infragestellungen); die beispiellose Gewalt, die neue Herrschaftsformen und effizientere Tötungsmethoden so gut wie jedem Erdteil brachten“ (S. 13). Auch die Rolle und Bedeutung Europas, insbesondere die formellen und informellen Imperialsysteme zwischen 1870 und 1945, werden als wichtiges Thema beschrieben. Weitere Merkmale der erwähnten Zeit, wie die Ausbreitung des globalen Urbanismus und die Entstehung verschiedener Vorstellungen von Moderne werden dabei nicht ausgeklammert. Die fünf erwähnten Hauptkapitel des vorliegenden Bandes zeigen „die Wechselbeziehungen zwischen Veränderungs- und Stabilisierungsimpulsen“ auf und arbeiten die Gemeinsamkeiten und Differenzen des erwähnten Zeitraums deutlich heraus. Der Schwerpunkt liegt dabei nicht auf den verschiedenen Regionen der Welt, sondern auf den historischen Prozessen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der vorliegende Band dieser neuen Reihe das industriell-kommerziell-imperiale Zeitalter von 1870-1945 mit den Übergängen und Netzwerken sowie den Wandlungsprozessen der Gesellschaft sehr gut untersucht und erklärt. Die Modernität dieser Epoche war gekennzeichnet „von Wandel und Heterogenität wie auch von Stabilisierung und Einhegung“ (S. 32).

Das Buch von Harald Kleinschmidt befasst sich mit der Geschichte des Völkerrechts und dem Strukturwandel im Zeitraum vom Alten Orient bis zur Gegenwart, also mit einem umfangreichen historischen Bogen, wobei die Basis die mediterran-europäischen, islamischen und ostasiatischen Rechtstraditionen bilden. Die Arbeit geht von einigen Grundsätzen aus, die der Verfasser im ersten Kapitel seines Werkes unter Begriff und Darstellung der Völkerrechtsgeschichte festlegt: Völkerrechtsgeschichte ist kein Teil der Weltgeschichte oder deren Kurzfassung, sondern umfasst nur einen Teil der Geschichte, der allerdings auch in andere Bereiche hineinreicht; bestimmte Kategorien der jeweiligen Zeit bestimmen einen Völkerrechtssatz oder einen ganzen Komplex solcher Sätze; die Völkerrechtshistoriographie baut auf der kritischen Bearbeitung der Quellen auf.

Die Arbeit beginnt mit Weltherrschaftsprophetien und manifester Stadtherrschaft (bis ca. 500 n. Chr.), also mit dem Einsetzen schriftlicher Überlieferung zum Recht des Kriegs und Friedens, setzt dann u.a. mit dem Römischen Imperium fort, dem König der Franken als Imperator und dem Recht des Kriegs und Friedens im

Islam, sowie mit der Entwicklungsphase von ca. 1000 bis ca. 1450, wo es um den Streit über das Recht zum Krieg ging. Im Abschnitt über die Einheit der Welt und die Vielheit der Staaten im Zeitraum von 1450-1618 stehen vor allem Portugal, Spanien und die herrschaftliche Expansion über die Grenzen Europas hinaus, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und die Expansionspolitik, die beginnende Globalisierung und die Errichtung europäischer Kolonialherrschaft in Übersee sowie Theorien der Begründung von Herrschaft und die Wahrnehmung der Welt als geordnetes System im Mittelpunkt.

Weitere Abschnitte des Werkes befassen sich in chronologischer Reihenfolge mit Bedingungen der Friedlosigkeit und des Rechts zum Krieg von 1618-1648/59, mit der Verabschiedung von Glauben an die Möglichkeit von Weltherrschaft 1648/59-1714, mit der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts als Rechtspflicht 1713-1789 und mit dem Verhältnis von Revolution und Recht (1789-1856), insbesondere mit dem Zusammenbruch des europäischen Staatensystems, der Neufassung des Gleichgewichtsmodells und der Expansion des internationalen Rechts. Die Konkurrenz der Staaten, die Kolonialherrschaft, die internationale Friedensbewegung und die Weltpolitik 1857-1918 stehen im Zentrum des zehnten Kapitels. Darin geht es auch um das internationale Recht als Mittel zur Legitimation kolonialer Herrschaft und um Theorien des Kolonialkrieges. Die beiden letzten Schwerpunkte setzen sich mit der Ausgrenzung und Blockbildung von 1918-1945, mit den Friedensschlüssen 1919/20 und mit der Gründung des Völkerbundes und dessen Wirkung auf die Theorie des internationalen Rechts sowie mit dem Ende der Blöcke seit 1945, mit der UNO, dem internationalen Recht und mit dessen Wandel auseinander. Der Autor schließt sein Buch mit folgender Feststellung: „Geblieden ist ein vom Erbe der Kolonialherrschaft belastetes, nur dem Anspruch nach ‚universelles‘ internationales Recht, das zwar weltweit gültig, aber nicht in jeder Hinsicht legitim ist“ (S. 482). Nach jedem Kapitel gibt der Autor eine Zusammenfassung und ergänzt diese mit einer Liste der Nachweise.

Helmut Reinalter, Innsbruck

Pascal Sidler, Schwarzhöcke, Jakobiner, Patrioten. Revolution, Kontinuität und Widerstand im konfessionell gemischten Toggenburg, 1795-1803 (= St. Galler Kultur und Geschichte 38), Chronos Verlag Zürich 2013, 375 Seiten, 75 Farbabb., ISBN 978-3-0340-1160-0.

Im Jahre 1799 kam es in Toggenburg zu einer harten konfessionellen Auseinandersetzung zwischen den prohelvetischen Reformierten und den antihelvetischen Katholiken. Toggenburg löste sich 1798 über den Weg einer Revolution von der katholischen Herrschaft des Fürstbistums von St. Gallen, die seit 1468 bestand. Kurz nach der Loslösung ging Toggenburg in der Helvetischen Republik auf.

Der Autor hat sich in der vorliegenden Studie, die als Dissertation von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich 2010 angenommen wurde, mit dieser

Thematik quellenfundierte auseinandergesetzt. Der erwähnte Umsturz 1798 führte zu einer Änderung der konfessionellen Machtverteilung in Toggenburg und zu einer Aufhebung der vorher ökonomisch und politisch bevorzugten Stellung der katholischen Minderheit sowie der damit verknüpften Diskriminierung der Reformierten. Die sich ab 1795 langsam formierende, besonders von Reformierten organisierte Protestbewegung konnte die Unabhängigkeit Toggenburgs erkämpfen. Dabei waren heimliche Zusammenkünfte, Volksunruhen, Propagandaschriften, Gemeindeversammlungen und Wahlen von Volksvertretern trotz Widerstands der Obrigkeit und der Katholiken bedeutsam. Die daraufhin erzwungene Annahme der helvetischen Verfassung, die politische und wirtschaftliche Wirkungen hatte, provozierte zahlreiche Proteste und Widerstandsbewegungen. Auch die revolutionären prohelvetischen Aktionen waren wie die antihelvetischen durch den bestehenden konfessionellen Konflikt geprägt.

Der Verfasser beginnt seine Darstellung nach einem Überblick über den Forschungsstand und eine Einführung in die Fragestellung mit der Erläuterung der Thesen und der Arbeitsmethode. Er stellt den langen Weg der Revolution von 1468 bis 1795 dar. Der Aufbau der Arbeit folgt chronologisch nach den Entwicklungen der Ereignisse, die späteren Kapitel sind systematisch gegliedert. In Kapitel zwei werden die Ursachen und langfristigen Entwicklungen, die für die Ereignisse des Zeitraumes von 1795 und 1798 bedeutsam waren, aufgezeigt. Im Zentrum stehen dabei Entstehung und Ausprägung der konfessionellen Konfliktlinie, die Freiheitstradition und die kommunale Selbstverwaltung.

Im dritten Abschnitt geht es um die Verlaufsgeschichte der wichtigsten Ereignisse zwischen 1795 und 1798 und um deren Erklärung und Einschätzung. Berücksichtigt werden in diesem Zusammenhang auch die Akteure des revolutionären Geschehens, deren Mobilisierungs-, Artikulations- und Legitimationsstrategien, aber auch die Reaktionen des Landrats und der Obrigkeit. Darüber hinaus werden der Übergang von der 1798 erfolgten Revolution zum unabhängigen Freistaat und die nicht einfache Eingliederung in den helvetischen Zentralstaat untersucht.

Das vierte Kapitel geht der Frage nach, „inwiefern [...] die Entwicklungen über den Bruch von 1798 hinweg durch Kontinuität geprägt waren“ (S. 32). Der Autor analysiert hier die Amtsträger und zeigt deren Laufbahnen auf. Dabei stehen der Krieg und die Finanznot des Staates sowie die Lebensumstände und die Stimmung der Bevölkerung im Vordergrund. Die aus Enttäuschung entstehenden Verhaltensweisen, die Unterstützung, die Resistenz, der Protest und der Widerstand werden aus der Darstellung nicht ausgeklammert, sondern überzeugend analysiert. Die Arbeit zeigt, dass die konfessionelle Konfliktlinie bei den Ereignissen in Toggenburg von 1795-1803 die wichtigste Konstante war. Sie hat bis 1803 an zentraler Bedeutung nichts verloren.

Helmut Reinalter, Innsbruck

Wolfram Siemann, Metternich. Strategie und Visionär. Eine Biografie, C.H. Beck München 2016, 983 Seiten, 77 Abb., ISBN 978-3-406-68386-2.

In dieser neuen und umfangreichen Biografie entwirft der Verfasser ein neues Bild des Staatsmanns Metternich, der bisher als reaktionärer Politiker und Gegner liberaler und rationaler Kräfte galt, aber für mehrere Jahrzehnte die Politik Europas maßgeblich prägte. Metternichs Denken, seine politischen Analysen und Diagnosen sowie sein Wirken waren aber in Wirklichkeit, so betont der Autor, zukunftsweisender und moderner, als früher angenommen wurde. Siemann stellt sehr genau und detailliert den Werdegang Metternichs dar und widerlegt anhand vieler neuer Dokumente, Korrespondenzen und einzelner Archivreise Legendenbildungen und Vorurteile, sodass ein eindrucksvolles Werk über den Staatsmann entstanden ist.

Der Lebenszeitraum von Metternich umfasst nach Auffassung des Autors sieben Epochen vom Alten Reich über die Französische Revolution und die Napoleonische Herrschaft, die Restauration und den Vormärz bis zur europäischen Revolution von 1848/49. Die Juli-Revolution in Frankreich von 1830 bezeichnete Metternich als „Dammbruch“ in Europa. Mit ihr wurde das politische System Metternichs erstmals erschüttert. Kaiser Franz II. (I.) war sich bewusst, wem er die Rettung des Hauses Habsburg zur Zeit Napoleons zu verdanken hatte, sodass er Metternich im Jahre 1821 zum Staatskanzler ernannte und ihn in seinem Testament 1835 als „meinen treuesten Diener und Freund“ bezeichnete.

Die vorliegende Biografie ist überzeugend strukturiert und auch im Verhältnis der Persönlichkeit und Politik des Staatskanzlers zu seiner Zeit mit ihren gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen ausgewogen. In der Einleitung geht es um die Skizzierung der schon erwähnten sieben Phasen im Wirken Metternichs einschließlich der zurückreichenden Spuren der Familie bis in das Mittelalter und der sechs historischen Umbrüche mit ihren politischen Systemwechseln. Der Verfasser gibt auch einen informativen Überblick über die Metternich-Biografen und die Risiken sowie Grenzen der Metternich-Biografie von Heinrich Ritter von Srbik, die 1925 erschienen ist.

Nach dieser Einleitung folgen die zahlreichen Hauptkapitel: Die Herkunft der Familie und deren Aufstieg, die Eltern, die Kindheit und Erziehung, die Studienjahre in Straßburg und Mainz, das Reich und die Französische Revolution, die Gesandtschaftserfahrungen im Spannungsfeld zwischen Frieden und Krieg, die Pariser Botschafterzeit und die Tätigkeiten als Außenminister, der Endkampf gegen Napoleon und der Wiener Kongress, die Neuordnung Europas, Metternichs Verhältnis zu den Frauen, seine Ideen der Nationalitätenpolitik, seine Reorganisation der Gesamtmonarchie und defensive Sicherheitspolitik nach 1815, seine ökonomischen Vorstellungen, sein finanzielles Krisenmanagement, Metternich als Land- und Forstwirtschaftler, als Weinbauer und frühindustrieller Unternehmer, die Herausforderung des Konzerts der Großmächte, die Organisation der Herrschaft mit den Machtzentren, Netzwerken, Interessen und Intrigen, die Revolution 1848/49, Metternichs Flucht und das Exil in England und Brüssel. Das letzte Kapitel befasst sich mit dem Lebensabend Metternichs in den Jahren 1851-1859. Der Epilog ist der Frage gewidmet: War Metternich als Staatsmann und Politiker postmodern aus der Vormoderne her-

aus? Dazu vertritt der Verfasser abschließend die Auffassung: „Das größte Problem ... bereitete ihm der Staat, den er über nahezu vier Jahrzehnte zunächst nur nach außen hin als Außenminister, dann aber in der Rolle eines Staatskanzlers als Überminister zu lenken schien. Aber war er tatsächlich der Lenker der Habsburgermonarchie? Er war viel zu klug, um nicht die Gebrechen dieses Staates zu durchschauen, den er als irreparables, morsches Gebäude bezeichnete, das man im Grunde nur abreißen und neu aufbauen könnte. Immerhin zog er aus ihm eine Lehre, die er auch schon dem Vorgänger in Gestalt des Heiligen Römischen Reiches verdankte. Es war die Erfahrung, dass im Gegensatz zu einem Zentralstaat französischen Typs eine heterogene zusammengesetzte Staatlichkeit den Frieden und die Sicherheit vieler verschiedener miteinander lebenden Nationalitäten und Religionen besser sichern konnte als die säkulare Religion des durch Kriege zu erkämpfenden Nationalstaats“ (S. 866).

Siemann glaubt, dass Metternich seiner Zeit weit voraus war, weil er die „Nationalität als Baustein und Wesensmerkmal eines Staats für gefährlich und verwerflich“ hielt. Es wäre allerdings trotz der großartigen Biografie über Metternich sinnvoll gewesen, etwas mehr über die verschiedenen Einflüsse und über Metternichs engste Vertraute, wie z.B. Friedrich Gentz, und über Metternichs Verschwörungstheorien in der Zeit der Restauration zu erfahren. Da es seit 90 Jahren keine große Metternich-Biografie mehr gab, kommt dem vorliegenden Werk nicht nur für die Persönlichkeit und Politik Metternichs und ihrer neuen Beurteilung große Bedeutung zu, sondern auch der Darstellung seiner an zahlreichen Umbrüchen geprägten Zeit.

Helmut Reinalter, Innsbruck

Hubert Kiesewetter, Von Richard Wagner zu Adolf Hitler. Varianten einer rassistischen Ideologie (= Zeitgeschichtliche Forschungen 47), Duncker & Humblot Berlin 2015, 259 Seiten, ISBN 978-3-428-14543-0.

In diesem Buch geht es nicht um die Musik bzw. um die Kompositionen Richard Wagners, sondern um das Problem, „wie sich seit der deutschen Reichsgründung 1870/71 die beiden Stränge von Wagners Antisemitismus und Nationalismus, ‚dem wirklichen Volksgeiste‘, mit der rassistischen Tradition extremer Judenfeindschaft verbanden und bis ins Dritte Reich fortwirkten“ (S. 21f.). Die Einschätzungen zu Wagners Antisemitismus sind sehr umstritten. Sie reichen von einer humanitären und emanzipatorischen Interpretation (jüdische Freunde Wagners) über den Vorwurf ausgeprägter Judenfeindschaft bis zur Grundlage von Hitlers Rassismus. Der Verfasser versucht darzustellen, was hier als wissenschaftlich haltbar und was problematisch erscheint. Er arbeitet dabei methodisch Ansätze heraus, die erklären und belegen sollen, wie die Wagnersche Judenfeindschaft mit dem nationalsozialistischen Rassismus verbunden ist. Auch die Wirkungsgeschichte des völkischen Rassismus wird kritisch analysiert und neu interpretiert. Der Antisemitismus Wagners hat sich inhaltlich verändert, wobei die verschiedenen Varianten mit dem Hitlerischen Rassismus gleichgesetzt werden können, betont der Autor. Wohl aber „können wir

von Wagners humaner Einstellung in polemischer Überspitzung sagen, dass er ein ‚charakterloses Chamäleon‘ (Konrad Heiden) war, das seine Ansichten den äußeren Umständen anpasste“ (S. 9).

Auch bei Hitler sei es ungewiss, welche Bedeutung Wagners Musik und Schriften für seinen Rassenwahn hatten. Der Autor hat dazu überprüfbare Hypothesen aufgestellt, die allerdings kritisch diskutiert werden müssen. Zweifelsohne kann Wagner zwar als ein „geistiger Initiator“ einer rassistischen Ideologie bezeichnet werden, die eigentliche Verbindung zwischen Wagner und Hitler bildeten aber die Bayreuther Anhänger Cosima Wagners, Hans von Wollzogen, Houston Stewart Chamberlain und Winfried Wagner, die für den Nationalsozialismus die Funktion eines Steigbügelhalters einnahmen.

Das Ergebnis seiner Untersuchung hat der Verfasser am Schluss seiner Studie wie folgt zusammengefasst: „Die Aufgabe der Wissenschaftlichen Forschung [...] liegt m. E. darin, mit subjektiven Engagement, aber bei sorgfältiger Abwägung unterschiedlicher Standpunkte herauszufiltern, was sich langfristig stabil und einflussreich erwiesen hat oder was nur eine vorübergehende Modeerscheinung war, die möglicherweise zu ihrer Zeit großes Aufsehen erregte, aber ohne politische oder kulturelle Konsequenzen blieb. In diesem Sinne habe ich versucht, den wirkungsgeschichtlichen Verästelungen von Wagners Antisemitismus nachzugehen mit dem erkenntnistheoretischen Resultat, dass es gezielten Strategien, aber auch zufälligen Umständen zuzuschreiben ist, ob ein ideologisches Konstrukt auf menschliche oder unmenschliche Weltanschauungen Einfluss gewinnt oder als heiße Luft verdunstet“ (S. 234f.).

Helmut Reinalter, Innsbruck

Fritz Stern, Gold und Eisen. Bismarck und sein Bankier Bleichröder (= Beck'sche Reihe 1849), C. H. Beck, München, 2. Aufl. 2011, 860 Seiten, 38 Abb., ISBN 978-3-406-56847-3.

Diese Doppelbiographie Fritz Sterns ist nun in zweiter Auflage erschienen. Sie gilt als sein Hauptwerk. Der Autor ist gebürtiger Deutscher und emigrierte 1938 in die USA, wo er bis zu seiner Emeritierung als Professor für Geschichte an der Columbia University in New York lehrte. Gerson Bleichröder war nicht nur der private Bankier Bismarcks, sondern beriet den Reichskanzler auch in politischen und diplomatischen Fragen. Den Autor interessiert hier besonders „die Wechselbeziehung zwischen psychischen und politischen Faktoren“ am Beispiel dieser beiden Persönlichkeiten. In der Einführung schreibt er über sein Werk: „Dies ist ein Buch über Deutsche und Juden, über Macht und Geld. Es ist ein Buch, in dessen Mittelpunkt Bismarck und Bleichröder stehen – Juncker und Jude, Staatsmann und Bankier, die über dreißig Jahre zusammenarbeiteten. Die Szenerie ist ein Deutschland, in dem zwei Welten aufeinandertrafen: die neue Welt des Kapitalismus und eine frühere mit ihrem überkommenen feudalen Ethos; allmählich entstand eine erweiterte Elite, für deren Neugruppierung Bismarcks Verbindung mit Bleichröder symptomatisch ist“ (S. 9).

Bismarck galt zwar als Repräsentant des alten Preußentums, er bemühte sich aber auch, die Ansätze der modernen Gesellschaft mit den Traditionen der Monarchie zu verbinden, wozu er die Unterstützung Bleichröders benötigte. Stern arbeitet die komplexen Verflechtungen von Regierung und Kapital, Diplomatie und Finanz- sowie Geldwesen sehr überzeugend heraus; auch die Beziehungen öffentlicher und privater Interessen werden dabei nicht vergessen. So entsteht hier ein Bild von politischer Macht und Hochfinanz, Preußentum und Judentum im Deutschen Reich der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Spannungsverhältnis zwischen Junkertum und moderner Industriegesellschaft. Im Zentrum der Doppelbiographie steht allerdings das gemeinsame Werk Bismarcks und Bleichröders trotz beträchtlicher Ungleichheit und großer Unterschiede beider Persönlichkeiten. Das Betätigungsfeld ihrer Zusammenarbeit war sehr umfangreich und wird vom Autor präzise beschrieben.

Der Aufbau des vorliegenden Werkes erfolgte nach den Absichten und Zielen der Doppelbiographie. Zunächst stellt es den Aufstieg der beiden Protagonisten dar, dann werden die gemeinsamen Bemühungen um die Formung der Politik des neuen Deutschlands aufgezeigt, und im dritten Schwerpunkt steht die Auseinandersetzung mit dem allgegenwärtigen Grundmotiv der Bleichröder Geschichte im Mittelpunkt: sein Judentum „im Verhältnis zur deutschen Gesellschaft, zur deutschen Politik, zur jüdischen Gemeinde, zu seiner Familie – zu seinem eigenen Selbst“ (S. 20). Der Verfasser entwickelt „eine inhärente Blickrichtung auf das Geld und die Juden“ und trifft damit „die wunden Nerven der damaligen deutschen Gesellschaft“ (ebd.).

Helmut Reinalter, Innsbruck

Brendan Simms, Kampf um Vorherrschaft. Eine deutsche Geschichte Europas 1453 bis heute, Deutsche Verlagsanstalt München 2. Aufl. 2014, 896 Seiten, 8 Karten, ISBN 978-3-421-04397-9.

Matthias von Hellfeld, Das lange 19. Jahrhundert. Zwischen Revolution und Krieg 1776 bis 1914, J. W. Dietz Verlag Bonn 2015, 285 Seiten, ISBN 978-3-801-20468-6.

Im umfangreichen Werk Brendan Simms, nun bereits in zweiter Auflage erschienen, geht es nicht primär um die Geschichte Deutschlands, „sondern um eine deutsche Geschichte Europas“, wie der Autor im Vorwort zur deutschen Ausgabe betont. Dort bestimmt er auch die Räume, die im Mittelpunkt seiner Darstellung stehen, wie „das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das die heutige Bundesrepublik, die Niederlande, große Teile Belgiens, Österreich, die Schweiz, Böhmen und Mähren sowie einen großen Teil Norditaliens umfasste, der ihm folgenden Deutschen Bund sowie die Staaten, die wiederum diesem nachfolgten, das Zweite deutsche Kaiserreich, das ‚Dritte Reich‘ und die Bundesrepublik Deutschland sowie, in einem weiteren Sinn, die Europäische Union“ (S. 9).

Von einer umfassenden Geschichte Europas seit dem 15. Jahrhundert kann allerdings in diesem Buch nicht die Rede sein, wohl aber von einer Geschichte der Mitte

des Kontinents. Inhaltlich werden die permanent wechselnden Machtverhältnisse und Auseinandersetzungen vom Heiligen Römischen Reich bis zur Wiedervereinigung Deutschlands dargestellt. Die beiden Lösungen der so genannten Deutschen Frage, das Heilige Römische Reich und der Deutsche Bund waren zwar für den Autor relativ plausibel, sie scheiterten aber als Modelle. Erst mit Otto von Bismarck und dem deutschen Nationalismus gelang Deutschland unter Ausschluss Österreichs die innere Einheit. Das Deutsche Reich 1871 war allerdings, wie Henry Kissinger meinte, für Europa zu groß, für die Welt aber zu klein. Die Bedrohung kam von zwei Seiten: von Russland und von Frankreich. Zu einer Verschärfung dieser Lage führte eine maritime Rivalität mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten. Die verschiedenen Lösungswege zur Bewältigung dieser Herausforderungen wurden von der deutschen Politik zwar versucht, blieben aber ohne Erfolg. Auch Bismarcks Diplomatie nützte wenig. Das deutsche Problem stand auch während und nach dem Ersten Weltkrieg im Zentrum der europäischen Innenpolitik.

Die Nachkriegsregelungen waren vor allem der Beilegung der Deutschen Frage gewidmet. Sie gab schließlich auch den Hauptimpuls für den europäischen Einigungsprozess. Die Einigung Europas könne nach Meinung des Verfassers nur dann gelingen, wenn die Bundesrepublik die politische Initiative ergreift, die vorübergehenden wirtschaftlichen Opfer zu bringen, die zur Einigung erforderlich seien. Der Autor ist optimistisch und schlägt folgenden Weg vor: „die Deutschen und die Europäer[müssen]die föderativen Traditionen des Alten Reichs und seiner Nachfolgerin, der Europäischen Union, aufgeben, das heißt, sie müssen den grundlegenden Glauben abstreifen, Europa könne nur durch Krisen voranschreiten, die den Ruf nach mehr Europa und damit nach mehr Krisen auslösen“ (S. 23). Die Beschreibung der Entwicklung der europäischen Staaten bis in die Gegenwart hinauf ist eine wichtige historische Grundlage für das bessere Verständnis der aktuellen Krisen Europas. Wenn der Autor zwar vorwiegend auf englischsprachige Literatur zurückgreift, ist das vorliegende Werk doch eine beachtliche Interpretationsleistung, die jedoch ungedruckte Quellen kaum berücksichtigt.

Die Gesamtdarstellung des 19. Jahrhunderts von Matthias von Hellfeld befasst sich mit den Anfängen der Moderne in Europa und Nordamerika. Das „lange“ 19. Jahrhundert lässt der Autor schon mit der Revolution und den Krieg 1776 in Amerika beginnen. Die Revolutionsideen kamen bald nach Europa, insbesondere jene, die heute zum Wertekanon moderner Demokratien zählen. Für das 19. Jahrhundert waren dann besonders zwei Entwicklungen von großer Bedeutung: die Industrialisierung und die Gründung der Nationalstaaten. Dargestellt werden im Detail der Wiener Kongress und die Restauration, das Biedermeier und die Romantik, Armut und Industrialisierung, Nationalismus und Liberalismus, die deutsche Revolution 1848/49, die Nationalstaatsbildung in Europa, Parteien, Bewegungen und Verbände, Deutschland und Europa und der Weg in den Ersten Weltkrieg.

Der Verfasser sieht in der Industrialisierung eine wesentliche Voraussetzung für die Ausbildung des Nationalstaatsgedankens. Diese Entwicklung förderte den Kampf um ökonomische Macht zwischen den Nationen Europas und dem Kolonialismus. Die Überblicksdarstellung von Hellfeld ist knapp geschrieben und eignet

sich vor allem als Studienbuch. Das Literaturverzeichnis ist allerdings nur eine kleine Auswahl, wichtige neuere Darstellungen und Handbücher, insbesondere aus dem anglo-amerikanischen Bereich, fehlen weitgehend.

Helmut Reinalter, Innsbruck

Sebastian Bode, *Die Kartierung der Extreme. Die Darstellung der Zeit der Weltkriege (1914-1945) in aktuellen europäischen Geschichtsatlanten*, V&R unipress, Göttingen 2015, 629 Seiten, zahlreiche Abb., ISBN 9-783847103561.

„Karten sind zeit- und ortsgebunden, schweben nicht im abstrakt-luftleeren Raum, sondern stehen in einem bestimmten historischen und kulturellen Kontext“. Mit diesem Zitat von Karl Schlögel leitet auch der Autor des zur Besprechung vorliegenden Buches, Sebastian Bode, seine in ihrer Art fundamentale Studie über Geschichtsatlanten ein. Karten – so Bode weiter – besäßen nicht nur eine „eigenständige Kodierung“, sondern verfügten als „Medien voller Botschaften“ darüber hinaus über einen nicht zu vernachlässigbaren Manipulationscharakter (S. 16).

Die Publikation fußt auf der Dissertation, die Bode im Rahmen eines größer angelegten Forschungsvorhabens der Universität Gießen („Geschichtsatlanten in Europa – Konstruktion und didaktischer Gebrauch raumbezogener Geschichtsdarstellungen im transnationalen Vergleich“, DFG-Projekt 2008-2013) erstellen konnte. Der Kontext von Zitat und Forschungsprojekt verweist gleich mehrfach auf die Problematik bzw. die Schwierigkeiten solcher Unterfangen. Im Hinblick auf das Schlögel-Zitat erscheint die Aussage zunächst ziemlich platt. Karten sind, so wie Texte eben auch, an einen konkreten Kontext gebunden. Allerdings besitzen Karten eine, wie Schlögel (s. Anm. 1, S. 90) das ausdrückt, „parallele Rhetorik“, d.h. sie vermitteln Blickwinkel und Einstellungen, deren Hintergrund jedoch mitunter nur schwer aus ihnen selbst herauszulesen bzw. nachzuweisen ist. Dazu kommt eine zusätzliche zeitliche Komponente. Lässt sich die Informationsbasis der Kartenhersteller schon einigermaßen schwer nachvollziehen, da die Natur des Mediums ‚Karte‘ keine Zitate vorsieht, so ist es mit der zeitlichen Tiefe, die in diesem Medium zum Tragen kommt, noch schwieriger. Persistenzen und Darstellungsformen, die von früheren Ausgaben oder anderen Karten einfach übernommen werden, sind nicht leicht nachzuweisen. Dazu kommt gerade bei Schulatlanten (bei solchen mit weitgehend historischen aber ebenso jenen mit geographischen Inhalten) eine fallweise erhebliche Verzögerung in der Umsetzung neuester Forschungsinhalte zum Tragen, da in der Regel die AutorInnen solcher Atlanten Forschungsergebnisse lediglich rezipieren und graphisch umsetzen, jedoch kaum an ihrer eigentlichen Erarbeitung unmittelbar beteiligt sind. Dass die historischen Fachwissenschaften immer noch weitgehend zögerlich auf (selbsterstellte) Karten zur Veranschaulichung von Sachverhalten zurückgreifen, ist ein bemerkenswerter Umstand, auf den auch Bode verweist (S. 80). Außerdem ist der quellenkritische Umgang mit diesen Darstellungsformen, ungeachtet des vielfach hörbaren ‚Spatial Turns‘, durch die Geschichtswissenschaft-

ten nach wie vor eher zurückhaltend. Ähnliches gilt überraschender Weise auch für die Geschichtsdidaktik (S. 24). Längst bestehen derartige Atlanten nicht nur mehr aus mehr oder weniger aufeinander aufbauenden Kartenfolgen, vielfach ergänzen Photographien, Zeitleisten, Texte und andere Abbildungen den komplexen Aufbau des Mediums (S. 449). Deren Einordnung und Kritik stellt eine zusätzliche Herausforderung dar. Die Summe dieser Schwierigkeiten erfordert zur ihrer erfolgreichen Bewältigung daher geradezu die Bearbeitung derartiger Themen im Team. Das hier zur Besprechung vorliegende Ergebnis des DFG-Teilprojektes belegt das eindrücklich. Aus dem Blickwinkel der verlagstechnischen Umsetzung ist es indes überaus bedauernswert aber ebenso bezeichnend, dass man gerade bei einem solchen Thema, das sich dezidiert Karten als Quelle und Forschungsgegenstand widmet, so wenig Acht auf die Gestaltung der Abbildungen selbst gibt. Vielfach sind die im Anhang des Buches weitgehend en bloc und zahlreich faksimilierten Beispiele (S. 495-556) viel zu klein wiedergegeben, sodass weder die Legende und schon gar nicht kleinere Inschriften oder Signaturen gelesen werden können. Auch wenn es mitunter ein Platz- und Kostenproblem darstellt, hätten hier doch einige Karten (z.B. S. 495, 497 etc.) zumindest gedreht – und damit größer – dargestellt werden können.

Die Arbeit von Bode gliedert sich in elf Hauptkapitel (Inhaltsverzeichnis: <https://d-nb.info/1063375304/04>) und strebt als Hauptziel bewusst keine Quellen- sondern eine Darstellungsanalyse an (S. 75). Der zeitliche Rahmen beschränkt sich auf die Periode der beiden Weltkriege (1914-1945). Als empirisches Material werden hauptsächlich Atlanten herangezogen, die nach 1990 in verschiedenen europäischen Ländern erschienen sind. Der Autor benutzt 365 Atlanten aus 37 Staaten (S. 160), die digital aufbereitet und systematisch gut nachvollziehbar kategorisiert wurden (vgl. Kapitel 4.2.). Dabei stehen folgende Fragenkomplexe im Zentrum: Erkennbarkeit der Darstellung dieser Periode; vermitteltes Epochenbild; Kartenfolgen und Konsequenzen für dieses Bild; tradierte Diskurse; methodische Möglichkeiten des Vergleichs der Darstellungen; Reichweiten in der Geschichtskultur (S. 36f.). Die gewählte Grundmethode des jeweils thematisch fokussierenden Vergleichs verschiedenster europäischer Geschichtsatlanten seit 1990 kommt der gesamten Untersuchung überaus positiv zu gute. Bode bietet im Anhang ein entsprechend umfangreiches (Schul-)Atlantenverzeichnis (seit 1990: 557-576; vor 1990: 577-578), ergänzt durch eine kleinere Auswahl an außerdem herangezogenen neueren Schulbüchern (S. 578-580). Das Verzeichnis basiert nicht zuletzt auf den in Wert gesetzten Synergien des rahmengebenden größeren DFG-Forschungsprojektes. Gerade die Quellenbasis stellt eine zentrale Hürde dar, da einerseits Verlage selbst kaum über lückenlose Archive ihrer eigenen Produkte verfügen und der Zugang zu einigermaßen vollständigen oder zumindest ausreichend umfangreichen Exemplarsammlungen zusätzlich von vornherein erschwert ist. In den Bibliotheken erfolgte oftmals nur eine ‚verstreute‘ Erfassung. Ein ‚systematisches‘ Auffinden ist daher meist nur möglich, wenn die Autoren schon bekannt sind.

Die Darstellung insgesamt eignet sich weniger für eine durchgehende Lektüre, dafür sind die präsentierten wie diskutierten, manchmal über lange Strecken deskriptiv wirkenden Faktenaufzählungen zu detailreich. Sie bietet aber hervorragende Möglichkeiten einer gezielten Beschäftigung mit einzelnen Ergebnissen, bzw. den

damit verbundenen Analysen. Bode fokussiert seine Beschäftigung bzw. die getroffene Auswahl auf die Darstellung des Ersten und Zweiten Weltkrieges und ihrer Folgen im Kartenbild (Kapitel 7). Der Visualisierung des Holocaust, aber auch einem eher inhaltlich-methodisch verschränkten Schwerpunkt wie den Grenzdarstellungen und der Geschichtskultur, widmet er jeweils eigene (in ihrem Umfang jedoch deutlich voneinander abweichende) Abschnitte (Kapitel 8, 10). Weniger überraschend aber doch nicht unwichtig ist dabei etwa die Erkenntnis, dass die thematischen Kartendarstellungen des Ersten Weltkrieges weitgehend auf Westeuropa fokussieren und Querbezüge auf zeitlich gleichzeitig ablaufende globale Kontexte (etwa Kolonien u. ä.) kaum stattfinden (S. 281). Der Zweite Weltkrieg hingegen weist – so Bode – keine merkbar räumliche Fixierung auf eine bestimmte Region auf (S. 301). Hier spielt scheinbar – ob nun bewusst oder unbewusst – ‚Silencing‘ von nach wie vor emotionalen Themen wie Widerstand und Kollaboration eine Rolle (etwa am Beispiel der Résistance im Vergleich zu Vichy-Frankreich) (S. 304). Daraus abgeleitet kommt der Autor zum Schluss, dass auch der Zweite Weltkrieg in seiner Darstellung kein eindeutiges Feld für einen gemeinsamen historischen Bezugspunkt gesamteuropäischer wie supranationaler Erinnerung anbiete bzw. einen solchen im Kartenbild erkennbar werden ließe (S. 315).

Auch wenn Bode verständlicherweise seinen Zugang auf eine Darstellungsanalyse beschränkt, allein um schon das weite Feld möglicher Aspekte einigermaßen bearbeitbar zu machen, wird der Aspekt der staatlicherseits ganz unterschiedlich betriebenen Geschichtspolitik seiner Bedeutung nach viel zu wenig gewichtet. Es macht – abseits der gesellschaftlichen Haltung – einen gravierenden Unterschied, was die Curricula etwa von Österreich oder Frankreich für den Geschichtsunterricht vorgeben und was etwa autoritäre Staaten wie Russland oder die Türkei von LehrerInnen einfordern. Was hier lockere Rahmenlehrpläne sein mögen, sind andernorts ideologisch nicht ohne weiteres kritisierbare oder vernachlässigbare ‚Vorschriften‘, die der Staat mitunter auch kontrolliert und deren Nichteinhaltung gegebenenfalls sanktioniert werden können (Zulassung/Einziehung von Unterrichtsmaterialien etwa). Das zeigt Bode etwa im „offiziellen türkischen Umgang mit dem heiklen Thema“ des Völkermordes an den Armeniern. Zwischen zwei Karten, die den Beginn und das Ende des Ersten Weltkrieges fokussieren, verschwindet elegant in diesem türkischen Geschichtsatlas sowohl das armenische Thema als auch die Zeit danach bzw. die Rolle Kemal Atatürks (S. 289).

Geschichte (und auch die Geographie) als zentrale Unterrichtsgegenstände in Schulen gehörten von Beginn an zu den politisch gesteuerten ‚Gesinnungsfächern‘ (S. 64, 69). Sie standen – und stehen mit einer gewissen Einschränkung immer noch – traditionell im Dienst der Identitätsbildung von sich konstituierenden (National-) Staaten (vgl. Kapitel 4). Das weist die Arbeit von Bode in mehrfacher Hinsicht etwa am internationalen Vergleich von Atlanten deutlich nach. Nach dem Zusammenbruch des vormaligen Ostblocks begünstigen offenbar einige Staaten dieses Raumes in ihrer Schulpolitik Kartenabfolgen, die dezidiert ‚nationale‘ Inhalte befördern (vgl. etwa die Graphik Anlage 4.3. „Verhältnis von Welt-, Europa- und Nationalkarten für alle Epochen in Geschichtsatlanten“; S. 483). Daraus lässt sich – wenngleich mit Vorsicht – eine Tendenz ableiten, die eine gewisse West-Ost-Differenzierung entlang

des früheren Eisernen Vorhangs sichtbar werden lässt (S. 447). Durch den Vergleich werden, abseits von traditionellen nationalen Kontinuitäten, auch räumlich zuordenbare Persistenzen und über alle Grenzen hinweg durchaus manche Ähnlichkeiten sichtbar. Das ist sicherlich eines der zentralen Ergebnisse – die vielleicht oberflächlich betrachtet nicht unbedingt überraschen mögen – die aber in ihrer Detailliertheit erst durch diese Arbeit z.T. akribisch nachgewiesen werden. Bode liefert damit nicht nur den überprüfbaren Beweis, sondern er stellt auch ein methodisch brauchbares Instrumentarium zur Verfügung, das zu einer weiteren Beschäftigung mit dieser Art von Quellen und Darstellungen besonders seitens der Geschichtswissenschaften einlädt (v.a. Kapitel 3). Bleibt eigentlich die Frage, warum noch keiner auf die Idee gekommen ist, einen europäischen Schulatlas zu entwerfen, der eben keinen Einzelstaat ins Zentrum rückt, sondern die Idee der Gemeinsamkeit?

Kurt Scharr, Innsbruck

Ludwig Schwenk, Als Kriegsgefangener durch Serbien 1918–1919. Tagebuchaufzeichnungen, Hermagoras Verlag, Klagenfurt, Laibach, Wien 2016, 327 Seiten, ISBN 978-3-7086-0841-9.

In den letzten Wochen des Ersten Weltkrieges gerieten hunderttausende österreichisch-ungarische Offiziere und Soldaten in Kriegsgefangenschaft – der Großteil davon an der Südwestfront. Auf Grund eines folgenschweren Versagens des k.u.k. Armeekommandos bei der Übermittlung der Waffenstillstandsbestimmungen an die eigenen Truppen, konnten die Italiener in den letzten 24 Stunden des Krieges zwischen 300.000 und 380.000 Angehörige der habsburgischen Streitkräfte gefangen nehmen. Weniger bekannt ist, dass im Zuge des sich anbahnenden Zusammenbruchs der Mittelmächte auch an der Balkanfront tausende Männer in die Hände der Entente fielen. Nachdem sich Bulgarien auf Grund einer verheerenden Niederlage an der sogenannten ‚Saloniki-Front‘ und der akuten Auflösungserscheinungen innerhalb des bulgarischen Heeres dazu gezwungen sah, am 29. September 1918 mit den Alliierten einen Waffenstillstand zu schließen, mussten die mit Sofia verbündeten österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen den Rückzug antreten und dabei auch die seit 1915 okkupierten serbischen und montenegrinischen Gebiete räumen. In der unübersichtlichen Lage gelang es jedoch nicht allen Offizieren und Soldaten sich rechtzeitig vor den vorrückenden Entente-Verbänden in Sicherheit zu bringen. Mehr als 16.000 Angehörige der österreichisch-ungarischen Armee gerieten so noch in den letzten Kriegswochen in serbische Gefangenschaft. Ihre Erfahrungen – sowie jene der rund 90.000 Männer, die bereits zuvor in serbische Kriegsgefangenschaft geraten waren – sind, ungeachtet des gesteigerten Interesses an der Kriegsgefangenenproblematik im Ersten Weltkrieg innerhalb der deutschsprachigen Historiographie bislang nur ansatzweise erforscht. Auch liegen – im Unterschied etwa zu Russland – kaum Aufzeichnungen von ehemaligen österreichisch-ungarischen Gefangenen in Serbien in publizierter Form vor. Umso begrüßenswerter ist es, dass sich

der Verlag Hermagoras/Mohorjeva dazu entschlossen hat, die Aufzeichnungen des Wiener Apothekers Ludwig Schwenk (1888–1939) zu publizieren, die dieser 1930 auf Grundlage seiner 1918/19 geführten Tagebücher verfasst hatte.

Im Herbst 1917 erhielt Schwenk seinen Einberufungsbefehl und wurde nach der Grundausbildung „im März 1918 als Leiter der Fassungsstelle in Berane“ ins k.u.k. Militär-General-Gouvernement Montenegro abkommandiert (S. 33). Er hatte das Pech, dass der ihm im Sommer gewährte Urlaub am 10. September 1918 zu Ende ging, sodass er wenige Tage vor dem Zusammenbruch der ‚Saloniki-Front‘ wieder an seinem Dienstort in Montenegro eintraf. Eindrucksvoll schildert er die immer unübersichtlicher werdende Lage, die widersprechenden Befehle, die Auflösungserscheinungen auf österreichisch-ungarischer Seite, die Sorge vor Überfällen von Freischärlern und wie er schließlich den Abmarsch der Besatzung von Berane verpasste. „Ich glaubte damals, dass mich mein Geschick vor einer großen Gefahr bewahren wollte, aber es war ein Irrtum – die Kameraden kamen relativ gut nach Hause, während mir jetzt eine 14-monatliche [sic!] Gefangenschaft bevorstand“ (S. 57).

Auf serbischer Seite war man auf die Gefangenen nicht vorbereitet. Wochenlang mussten Schwenk und seine Kollegen umherziehen, ehe sie schließlich Mitte Dezember 1918 in ein Offizierslager im südserbischen Leskovac gebracht wurden. Schwenk bietet Einblicke in das Lagerleben, die sich rapide verschlechternden Lebensbedingungen (die aber wohl immer noch deutlich besser waren, als jene der Mannschaften) und die aufkeimenden Flecktyphusepidemien. Diese Situation veranlasste ihn im Februar 1919 – gemeinsam mit einem Offizierskollegen – einen Fluchtversuch zu wagen, der äußerst abenteuerlich und dramatisch verlaufen sollte und an dessen Ende beide an Flecktyphus litten. Wenngleich es ihnen nicht gelungen war, die ersehnte Heimat zu erreichen, brachte die Flucht für Schwenk à la longue insofern eine Verbesserung, als er über Umwege schließlich eine Anstellung in der Apotheke des Belgrader Garnisonsspitals finden sollte. Dort waren die Arbeitsbedingungen – zumal für einen Kriegsgefangenen – objektiv betrachtet sehr gut, er genoss relativ viel Bewegungsfreiheit, konnte Belgrad und später auch Semlin/Zemun besuchen und in Kontakt mit Verwandten und Bekannten vor Ort treten, die ihn unterstützten und über die er eine Verbindung zu seiner Familie in Wien herstellen konnte. Trotz dieser relativ guten Umstände ging die Gefangenschaft nicht spurlos an ihm vorüber. Unzählige Hoffnungen auf eine rasche Heimkehr zerschlugen sich, kursierende Gerüchte über eine bevorstehende Repatriierung aller Gefangenen bewahrheiteten sich nicht und die zahlreichen Interventionen zu seinen Gunsten bei den serbischen Behörden verpufften wirkungslos. Dazu mischte sich noch die Ungewissheit über die politische und wirtschaftliche Zukunft Österreichs. Wenig verwunderlich also, dass Schwenk am 7. Juni 1919 konstatierte: „Meine Psyche ist in erschreckend labilem Gleichgewicht. Kleinigkeiten können einen förmlichen Lebensüberdruß hervorrufen“ (S. 224). Wenige Tage später spricht er von „der Depression, die mich jetzt befallen hat“ (S. 230). Einträge wie diese illustrieren, wie groß die psychische Belastung einer Kriegsgefangenschaft – selbst unter günstigen Vorzeichen – sein konnte. Ende November 1919 – über ein Jahr nach Kriegsende – wurde Schwenk schließlich aus der Gefangenschaft entlassen. Mit der Ankunft in Wien am 5. Dezember 1919 schließen seine Aufzeichnungen.

Abgerundet wird die Edition durch eine Kurzbiographie über Ludwig Schwenk (S. 7–12) – verfasst von dessen Tochter Elisabeth Stuckey – und einen Beitrag über „Österreich-Ungarn als Besatzungsmacht am Balkan“ (S. 13–27) aus der Feder des an der Universität Klagenfurt lehrenden Historikers Werner Drobesch. Zweifelsohne vermittelt dieser Beitrag den Lesern Einblicke in die größeren historischen Zusammenhänge, die es ermöglichen, Schwenks Einteilung in Berane nachzuvollziehen. Allerdings wäre – gerade für das breitere Publikum – auch eine Einführung in die Kriegsgefangenenproblematik hilfreich gewesen, um auf diese Weise Schwenks Erfahrungen in der serbischen Gefangenschaft, die ja das Hauptthema der Aufzeichnungen bilden, in den breiteren historischen Kontext einordnen zu können. Ebenso muss kritisch angemerkt werden, dass der wissenschaftliche Anmerkungsapparat durchaus etwas ausführlicher ausfallen hätte können, dass sich viele der spärlichen biographischen Anmerkungen auf Wikipediaeinträge anstatt auf wissenschaftliche Nachschlagewerke stützen und, dass es offensichtlich unterlassen wurde, die Namen der erwähnten Vorgesetzten und Kollegen zu überprüfen. Beispielsweise erwähnt Schwenk auf Seite 91 einen „Oberstleutnant Quietkowsky [sic!], ehemals Inspizierender der Gendarmerie in Montenegro“. Ein Blick in die ‚Ranglisten der k.k. Landwehr und der k.k. Gendarmerie‘ für 1918 (S. 649) und eine kurze Recherche beim Zeitungsportal ‚Anno‘ zeigen, dass es sich dabei aller Wahrscheinlichkeit nach um den Gendarmerieoffizier Heinrich Johann Kwitniowski handelte.

Den positiven Gesamteindruck vermögen diese Kritikpunkte jedoch nicht zu trüben. Es bleibt zu wünschen, dass diese schön aufgemachte Publikation ein breites Publikum findet und den Anstoß für eine intensivere Beschäftigung mit den österreichisch-ungarischen Gefangenen in Serbien liefert.

Matthias Egger, Salzburg

Helmut Reinalter, *Der aufgeklärte Mensch. Das neue Aufklärungsdenken*, Verlag Königshausen und Neumann Würzburg 2016, 209 Seiten, ISBN 978-3-8260-6018-2.

Helmut Reinalter, Historiker und Philosoph an der Universität Innsbruck, brachte als Frucht seiner Überlegungen den Begriff der *reflexiven Aufklärung* in den wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs. Gemeint ist, Aufklärung nicht als fertige Ideologie, sondern als *Selbstdenken* im Sinne Kants, aber unter ständiger eigener Kritik zu sehen. Sie ist insoweit das weltliche Gegenstück zur postulierten *ecclesia semper reformanda*. Reinalter hat jetzt, in einer Zeit höchster politischer Dramatik, ein neues, seinen Eltern gewidmetes Buch vorgelegt. Noch vor wenigen Jahrzehnten schien es, dass die Aufklärung, wie wir sie aus der Geschichte besonders des 18. Jahrhunderts kennen, aufgeklärte Staaten und Gesellschaften hervorgebracht habe und dass mit dem gewaltigen technischen Fortschritt schließlich die Prinzipien der Vernunft, Freiheit, Gerechtigkeit und Toleranz früher oder später auf dem ganzen Planeten gelten würden. Seit der Urkatastrophe des Ersten Weltkriegs 1914-1918 haben zunehmende Rückfälle in archaische Barbarei diese Hoffnung zunichtegemacht. Schon

ganz am Anfang der *Herrschaft der Vernunft* folgten die Jakobiner 1792-1794 nicht ihren aufgeklärten Vorstellungen, sondern mit dem *terreur* den Gesetzen der Machterhaltung, wie sie Macchiavelli eigentlich für die Fürsten beobachtet und konzipiert hatte. An die Stelle *ritterlicher* oder *gehegter* Kriege sind wieder Vernichtungskriege getreten, die in vielem den Religionskriegen des 16. und 17. Jahrhunderts gleichen, deren Überwindung einst den Anstoß zur Aufklärung gegeben hatte.

In seinem Buch untersucht der Autor das aufgeklärte Denken und seine Bedeutung ausdrücklich *in seiner Bedeutung für unsere Gegenwart und Zukunft*. Reinalter ist es gelungen aufgeklärtes Denken bis in die verborgensten Winkel wissenschaftlich und begrifflich klar darzustellen und zugleich flüssig und meist geradezu spannend lesbar zu bleiben. Sein Buch setzt allerdings eine vergleichsweise gute Kenntnis vom Ablauf der Geschichte voraus, der *Geschichte*, die als Schulfach gerade abgeschafft werden soll, sodass sein Buch zugleich hochaktuell geworden ist. Ohne Kenntnis der Geschichte und des unterschiedlichen Denkens verschiedener Zeiten und Generationen fehlen wesentliche Voraussetzungen des selbständigen Denkens. Zugleich kann man mit Shakespeare fragen, ob der angestrebte Unsinn nicht doch *Methode hat*. Wer von menschlicher und historischer Entwicklung und von völlig anderen Lebensverhältnissen früherer Generationen keine Ahnung hat, ist ohne Zweifel leichter zu manipulieren und wird seine (im Zweifel religiöse oder pseudoreligiöse politische) Überzeugung durchsetzen wollen, ohne *die konkreten Bedingungen der Menschen zu berücksichtigen*. Auch die Demokratie ist nicht *endgültig fixiert*. So scheiterte die Aufklärung der Französischen Revolution zunächst in der königstreuen Vendée, die militärisch erobert werden musste. Der Versuch, die alten Provinzen Frankreichs durch Départements zu ersetzen, ist zwar gelungen, die gefühlsmäßigen, landsmannschaftlichen und kulturellen Bindungen an die alten Provinzen kehrten jedoch nach über 200 Jahren unter den alten Namen in Gestalt der Regionen wieder. Der Versuch Stalins, die alten Länder des Russischen Reiches durch einen de facto-Zentralstaat zu ersetzen, ließ 70 Jahre nach der Russischen Revolution und 30 Jahre nach Stalins Tod die meisten alten Länder wiedererstehen. Diese Beispiele zeigen, dass es nicht Sache der Aufklärung sein kann, gewachsene und gewiss durch früheres Gelingen oder Misslingen letztlich irrationale Strukturen zu zerstören und mit Hilfe der *Despotie der Vernunft* eine vermeintlich aufgeklärte Kopfgeburt an seine Stelle zu setzen. Im Sinne der *reflexiven Aufklärung ist es nur möglich*, trotz der Irrationalität der Ausgangslage, Gegenwart und Zukunft so rational und aufgeklärt wie möglich zu durchdenken und zu gestalten. Dies ist nur im Rahmen einer ganz anderen Kategorie, die der Macht, zu erreichen. Wer die Demokratie nicht als Herrschaftsform mit vielen Vor-, aber auch einigen Nachteilen, auffasst, sondern als eine Art *säkulare Religion*, wird ihr Abgleiten in Ochlokratie oder Tyrannis kaum bemerken (wie z.B. in der Römischen oder, 2000 Jahre später, in der Weimarer Republik), da „religiöses“ Denken eine Tendenz aufweist, unabhängig von allem Äußeren Recht zu behalten und dabei im Extremfall selbst das Martyrium oder das Selbstmordattentat in Kauf zu nehmen.

Gleichzeitig entstand das paradoxe Phänomen, dass Errungenschaften der Aufklärung, wie z. B. die Religionsfreiheit, zu einer irrationalen Akzeptanz von Aberglauben aller Art geführt hat, der nicht kritisiert werden dürfe. Damit besteht die Gefahr,

dass privattissime immer vorhandener Aberglaube auch im öffentlichen Raum Anerkennung verlangt und erlangt. Aufgeklärtes Denken ist dann im öffentlichen Raum nicht mehr maßgebend. Zur Illustration sei (vom Rezensenten) ein Beispiel aus der eigentlich unverfänglichen und unpolitischen Hygiene genannt. In öffentlichen Bädern durfte immer nur minimale Badekleidung getragen werden, damit für alle Besucher öffentlich erkennbar ist, dass darunter keine verschmutzte Unterwäsche getragen wird. Die aufgeklärtem Denken nicht nachvollziehbare religiöse „Vorschrift“, dass Frauen einer bestimmten Religion nur in Ganzkörperanzügen einschließlich der Verhüllung des Kopfes baden dürften, widerspricht dieser hygienischen Regel, führte aber zu der abwegigen öffentlichen Diskussion, ob es einen „Dresscode“ geben dürfe, „der die Religionsfreiheit verletzt“.

Ein zweites Beispiel: In archaischen Zeiten mag das Verbot von Schweinefleisch der sakral überhöhten empirischen Vermeidung der Trichinose entsprungen sein. Selbstverständlich kann jeder essen, was er will. Wenn diese religiöse Vorschrift, wie vielfach geschehen, in den öffentlichen Raum ausgedehnt wird, handelt es sich der Sache nach nicht mehr um eine Frage religiösen oder aufgeklärten Denkens, sondern um die Niederlage in einem Machtkampf. Die Aushöhlung aufgeklärter Grundsätze im alltäglichen öffentlichen Leben lässt den Schluss zu, dass die *reflexive Aufklärung* ihre Bedeutung nur behalten kann, wenn sie bereit ist, aufgeklärte Grundsätze im öffentlichen Raum durchzuhalten und durchzusetzen.

Der Autor geht zunächst auf die klassische *Epoche der Aufklärung* und ihrer naturrechtlichen Vorstufen ein. Er kommt zu dem ernüchternden Schluss, dass das Aufklärungsdenken zwar in Religion und Politik Eingang gefunden und damit das Fundament für eine aufgeklärte Zukunft geschaffen habe, dass aber trotz des immensen technischen Fortschritts *relativ wenig von den früheren wesentlichen Forderungen eingelöst werden konnte*. Reinalter macht dann mit dem Denken der Aufklärer und ihrer Vorläufer vertraut, Spinoza, Locke, Pufendorf, Thomasius, Wolff, Voltaire, Hume, Rousseau, Diderot, d'Alembert, Mendelssohn, Lessing, Wieland (in dessen *Geschichte des Agathon* von 1766 der Begriff *Aufklärung* zum ersten Mal in der deutschen Sprache erscheint), Nicolai, Weishaupt (der aus dem Glauben an die *Perfectibilität* des Menschen, den ursprünglich *Perfectibilisten*, später *Illuminaten* genannten politischen Aufklärerbund erfand), Schiller und vor allem Kant mit seiner Antwort auf die Frage der Berlinischen Monatsschrift von 1780 *Was ist Aufklärung?*, die er als *Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit* definierte. Ganz am Rande sei erwähnt, dass der Rezensent (als Protestant) in diesem historischen Teil des Buches ein näheres Eingehen auf die sog. *Katholische Aufklärung* vermissete. So versuchte z.B. der letzte Erzbischof, Kurfürst und Reichserzkanzler, Carl von Dalberg, sein Kurfürstentum in einen aufgeklärten Idealstaat zu verwandeln.

Reinalter schildert dann die Erfolge und Misserfolge des *Aufgeklärten Absolutismus* besonders Kaiser Josephs II. und Friedrichs des Großen und ihre Staatsmodelle, vom *l'état c'est moi* Ludwigs XIV. bis zum *Ersten Diener des Staates* Friedrichs des Großen, dem *contrat social* und *volonté générale* Rousseaus bis zur *autorité politique* der 34-bändigen *Encyclopédie* Diderots, die zeigt, wie eng das Fortschreiten der Wissenschaft mit diesen politischen Modellen zusammenhängt. Er geht auf die Widersprüche und auf das Scheitern der Aufklärung *an der unaufgeklärten Masse* ein,

aber auch auf die *Despotie der Vernunft*, die sich anmaßt geschichtlich Gewachsenes und Vertrautes, zu dem die Menschen Anhänglichkeit, Identität und Loyalität empfinden, zu zerstören. Er stellt in diesem Zusammenhang die im amerikanischen Exil entstandene *Dialektik der Aufklärung* von Max Horkheimer und Theodor Adorno vor, die vor allem den zerstörerischen und selbstzerstörerischen Rationalismus der Aufklärung kritisieren, sodass ihr Nachfolger Jürgen Habermas vom *unvollendeten Projekt der Aufklärung* spricht.

Der Autor wendet sich dann mit Hegel, Nietzsche, Max Weber, Husserl, Heidegger, Horkheimer, Adorno, Alfred Schmidt und Ulrich Beck der neueren und neuesten Zeit zu, der *Entzauberung der Welt* Max Webers und dem Übergang von der bürgerlichen Wohlstands- zur Beckschen Risikogesellschaft. Das aufgeklärte Denken fällt weitgehend mit der Emanzipation des Bürgertums zusammen. Der Niedergang der Bürgerlichen Gesellschaft begünstigt unaufgeklärte Strömungen. Reinalter prüft in einem eigenen Kapitel Denken und Gefühl und untersucht die ontologische-neurologischen und die psychologischen Determinanten des Denkens, das in der Regel die Wünsche der Gefühle zu realisieren sucht. Dann versucht er in einem eigenen Kapitel die schwierige Frage zu beantworten, wie aufgeklärtes Denken und Ethik zusammenfinden können. Ein erregtes Moralisieren erscheine oft anstelle der Vernunft, beklagte der Dichter Jörg Bernig in seiner Kamenzer Lessing-Rede 2016.

Reinalter geht weiter auf die verschiedenen Spielarten der Vernunftkritik und der *Gegenaufklärung* ein und bezieht in einem brillanten Kapitel die *Vernunft der Gefühle* in die *reflexive Aufklärung* ein. Er schließt sein Buch mit 44 Thesen, deren erste lautet: *Aufklärung strebt als Ziel Wahrheit durch Klarheit an*. In der neunten These fordert er *Religionsfreiheit, Denk- und Redefreiheit, Presse- und Versammlungsfreiheit*. Dem wäre anzufügen, dass die privatissime jederzeit zu garantierende Religion und deren Vorschriften nicht den öffentlichen Raum dominieren darf. Reinalters 31. These, die *Befreiung des Menschen aus allen gesellschaftlichen Zwängen* wäre im Sinne der *reflexiven Aufklärung* nochmals zu durchdenken, da noch bestehende mediale Institutionen, wie z. B. die Ehe, die Kirchen oder auch die Universitäten, trotz ihrer weitgehenden Entmachtung, eigene Rechte und Pflichten besitzen, die nicht als „Zwänge“ bezeichnet werden sollten. Das Rechts- oder Linksfahrgebot auf Gleisen und Straßen erscheint vernünftig, sodass nicht von „Zwang“ gesprochen werden sollte, auch wenn hier die Vernunft zwingend ist. Nach den Forschungen von Volkhard Huth ließen bereits die Stauferkaiser, nachdem ihnen Hugo von Honau (der zweimal als ihr Gesandter nach Konstantinopel gereist war) die Werke Aristoteles' in ihre Pfalz nach Hagenau gebracht hatte, ihre Gesetze mit dem Begriff der *ratio* beginnen: Die Vernunft, nicht die Willkür, gebiete so und so zu handeln.

Man könnte daran anknüpfend fordern, ökonomische und nicht-ökonomische Bereiche von der zunehmenden Dominanz der reinen Ökonomie zu befreien, zuerst in der Wirtschaft selbst¹, dann aber auch auf den nicht-ökonomischen Gebieten, die ihr zunehmend unterworfen werden. Sie weisen zwar, wie alle Lebensbereiche, eine wirtschaftliche Komponente auf, sind aber eigener substantieller Natur, wie z.B. das

1 Vgl. Thomas Gröbly und Klaus J. Stöhlker, *Hat die Wirtschaft ein Gewissen? Ein Streitgespräch über Ethik und Markt*, Zürich 2014.

Gesundheitswesen (in dem PatientInnen nicht zu „Kunden“ mutieren und Krankenhäuser nicht wie eine Fabrik *Gewinne abwerfen* sollten), das Schulwesen, die Universitäten und selbst die Armee.

Obwohl Reinalter zum Schluss auf zahlreiche Probleme der Gegenwart eingeht, bleibt sein Buch im historischen Rahmen. In einer Zeit, in der vermeintliche *political correctness* und tief in die privaten Rechte eingreifende Antidiskriminierungsgesetze und andere politische Glaubensbekenntnisse die Meinungsfreiheit bedrohen (oder die Herrschenden vor ihr schützen sollen?), kann sein Buch zugleich als Aufruf zu aufgeklärtem und selbständigem Denken verstanden werden. *Reflexive Aufklärung* darf dabei nicht mit zusammenhanglosem Zweckrationalismus aller Art verwechselt werden und (im Sinne von Horkheimers *Kritik der instrumentellen Vernunft*), nicht zu extremem, jede Gemeinschaft zerstörendem Individualismus und Subjektivismus ausarten. Auch aus diesem Grund ist dem Buch eine weite Verbreitung zu wünschen, um *sine ira et studio* die Grundlagen aufgeklärten Denkens wieder ins allgemeine Bewusstsein zu heben. *Reflexive Aufklärung* bedeutet zu einer verständigungsbereiten Diskurskultur zurückzukehren. Ziel der Aufklärung ist nicht die *Entzauberung der Welt*, wie Max Weber meinte. Das politische Ziel der Aufklärung ist eine vernünftige Weltordnung, die trotz der schwer lösbaren Bevölkerungs-, Wanderungs- und Ressourcenprobleme zugleich der Erhaltung unseres Planeten, seines Zaubers und seiner Natur dient, zu der auch seine Nationen, seine Sprachen und seine unendlichen Schätze in Wissenschaft, Technik, Musik, Dichtung und Kunst zu zählen sind.

Peter Volk, Freiburg im Breisgau

Martina Fuchs, Christoph Rella (Hgg.), *Wir schießen schon auf die unmöglichsten Sachen. Der Briefwechsel des Payerbacher Artillerieoffiziers Tonio Rella mit seiner Gattin Camilla 1914-1917* (= Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde Band 72), St. Pölten 2018, 384 Seiten, 42 Abbildungen, ISBN 978-3-903127-11-1

Aus Anlass des Gedenkjahres zum Ausbruch des 1. Weltkrieges sind eine Reihe interessanter Monographien, Sammelbände, Spezialstudien und erfreulicherweise ebenso Editionen autobiographischer Quellencorpora veröffentlicht worden. Zu diesen Publikationen gesellt sich die von der Wiener Historikerin Martina Fuchs und dem Historiker, Journalisten und Publizisten Christoph Rella herausgegebene Korrespondenz von Tonio Rella und seiner Gattin Camilla. Tonio Rella, geboren 1888 in Brünn/Brno, und Camilla (Köhler), geboren 1877 in Laibach/Ljubljana, führten bis zum Jahr 1917 einen regen Briefverkehr. Der studierte Mathematiker und Physiker Tonio wurde als Artillerieoffizier zum Krieg eingezogen. Er verbrachte die meiste Zeit seines Kriegseinsatzes als Kommandant einer 30,5-cm Mörserbatterie, ab 1917 wurde er nach Wien als Ausbildungsoffizier versetzt. Die um elf Jahre ältere Camilla leitete in dieser Zeit das familieneigene Hotel mit 120 Betten im niederösterreichi-

schen Küb am Semmering. Die editorisch mustergültig aufbereitete Publikation von Martina Fuchs und Christoph Rella bietet eine Auswahl von 327 Briefen der beiden Eheleute. Zuvor noch führen die Herausgeber in die Biographie der beiden Ehepartner ein und beschreiben weitere wichtige Personen im Umfeld der Familie. Dem biographischen Teil folgen eine kurze, sehr informative Darstellung der Quellengruppe der Feldpostbriefe, die natürlich für die historische Auswertung ganz eigene Charakteristika besitzen, sowie eine kurze Beschreibung der beiden Protagonisten als Briefschreiber bzw. Briefschreiberin. Abschließend in der Einleitung folgen Bemerkungen zur Auswahl der Briefe, die Leitfragen der Publikation und Bemerkungen zum Editionsverfahren.

Der Briefwechsel der Rellas erlaubt einerseits einen Einblick in den Kriegsalltag eines Artillerieoffiziers, der zu seinem Glück nicht dem mörderischen Treiben der vordersten Front ausgesetzt war. Hier konnten Infanteriesoldaten und -offiziere in der Tat brutalere Erfahrungen berichten. Bemerkenswert sind in den Korrespondenzen – um nur einige Aspekte zu nennen – das Verhältnis Tonios zu „seiner“ Waffe, dem von Škoda gebauten 30,5-cm Mörser, sozusagen das Verhältnis „Mensch – Maschine“ (sein Mörser wurde Camilla getauft), und die Wahrnehmung der Versorgungslage durch Tonio, der offenbar besser versorgt wurde als seine Frau zuhause. So berichtet Tonio des Öfteren über ein reichliches oder ein tüchtiges Frühstück. (z.B. Nr. 247 und 249) Für sich persönlich sah er den Krieg als eine Art Reifungsprozess und Lebensschule. Diese Perzeption des Alltags an der Front teilte Rella wohl mit vielen anderen Soldaten. Andererseits – und das macht den besonderen Reiz dieser Briefedition aus – geben die Schreiben von Camilla wiederum Aufschluss über den Alltag an der Heimatfront. Sie berichtet über die zunehmende Not im Heimatland, darüber hinaus über das vorherrschende Gesellschaftsklima sowie über Rituale und Gebräuche der Zivilgesellschaft im Krieg. Die durchlaufende Anordnung der Briefe als Bericht und Antwort auf den Partner spiegelt zugleich die Lage an der militärischen wie auch an der Heimatfront wider. Neben diesen speziell den Umständen der Zeit geschuldeten Aspekten sind die Briefe aber auch durch die zwischenmenschliche Note der beiden Ehepartner interessant.

Editionen wie diese bereichern unser Wissen über den soldatischen Alltag im Krieg und den Alltag an der Heimatfront ungemein. So wichtig historisch-politische Analysen für die große Politik, die sogenannten Haupt- und Staatsaktionen, auch sind, so wichtig sind Selbstzeugnisse wie Tagebücher und Briefe, um sich die Welt von damals vorstellen zu können.

Robert Rebitsch, Innsbruck

Kurt Bauer, *Der Februaraufstand 1934. Fakten und Mythen*. Böhlau Wien 2019, 217 Seiten, 25 Abbildungen, ISBN 978-3-205-23229-2.

Der Februaraufstand von 1934 ist noch immer eines der brisanten Themen der österreichischen Geschichte, prägte er doch massiv die politische Erinnerungskultur der Zweiten Republik. Gerade im oftmals sogenannten „Bürgerkrieg“ der Ersten Republik manifestierte sich die Gegnerschaft zwischen christlich-sozialem und sozialdemokratischem Lager. Es war der Kampf zweier Weltanschauungen. Dementsprechend bildeten sich auch polarisierende parteipolitische Narrative um die Ereignisse dieses Februars im Kontext des „Austrofaschismus“ bzw. der „Dollfuß/Schuschnigg-Diktatur“ (die Begriffsdebatte über die Bezeichnung der Jahre von 1933/34 bis 1938 ist bis heute im Gange). Während die Christlichsozialen, sprich die ÖVP, sich von Bundeskanzler Dollfuß mehr und mehr distanzieren mussten, halten die Sozialdemokraten, SPÖ, noch gerne den Heldenmythos der Arbeiterschaft des Februars 1934 hoch. In diesem Narrativ fand auch Dollfuß als „Arbeitermörder“ seinen Platz. Aber die Gegnerschaft der beiden großen Lager, insbesondere der Aufstand, wurde ebenso zur Legitimationsbasis des großkoalitionären Österreichs, indem SPÖ und ÖVP ihre Zusammenarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg als großen Fortschritt gegenüber den Ereignissen und der hasserfüllten Polarisierung vor 1938 darstellen konnten.

Der österreichische Zeithistoriker Kurt Bauer, der bestens mit diesem Abschnitt österreichischer Geschichte vertraut ist, hat 2019 eine erfreulich konzise und gut zu lesende Studie zum Aufstand der Sozialdemokraten gegen das Dollfuß-Regime, die aus einem vom Zukunftsfonds der Republik Österreich finanzierten Projekt hervorgegangen ist, vorgelegt. Im ersten Kapitel schildert Bauer den Weg in den Februar 34 und im zweiten Kapitel werden die Tage des Aufstandes selbst dargestellt. Das dritte Kapitel, und hier war wohl die größte Forschungsarbeit im Projekt zu leisten, gibt in kommentierten Tabellen die Auflistung der Todeszahlen wieder. Bauer kommt mit einer gewissen Schwankungsbreite auf 350 bis 360 Todesopfer, darunter 89 Aufständische aus dem sozialdemokratischen Lager, 112 Personen der Exekutive (Bundesheer, Polizei, Gendarmerie, Schutzkorps), 112 Nicht-Kombattanten und der Rest sind ungeklärte Fälle. Fest steht, dass die Regierungskräfte mehr Verluste zu verzeichnen hatten als die Aufständischen des Schutzbundes und ihre Verbündeten. (S. 74) Vom Schutzbund wurden neun Personen nach eilig durchgeführten Gerichtsverhandlungen hingerichtet, ungefähr zehn bis fünfzehn Personen verübten Selbstmord, so Bauer. (S. 79) Die meisten Opfer waren in Wien zu beklagen, gefolgt von Oberösterreich, Steiermark und Niederösterreich. Bauers Erkenntnisse sind insofern wichtig, da bis zu dieser Publikation äußerst unterschiedliche, zum Teil auch stark übertriebene Opferzahlen zu lesen waren. Nach der quantitativen Erfassung der Opfer geht Bauer auf besondere Fälle der Februarereignisse ein, wie zum Beispiel auf das Massaker an den Schlingerhof-Gefangenen, das eigentlich gar kein Massaker war. Die dreizehn Todesopfer kamen dadurch zustande, dass ein Gefangenekonvoi begleitet von Militär und Polizei mehrmals unter Beschuss kam, wobei die Exekutivkräfte das Feuer erwiderten. Unter den Todesopfern waren größtenteils Nicht-Kombattanten und eine Person der Wiener Sicherheitswache.

Besonders aufschlussreich ist das Kapitel „Mythen, Legenden, offene Fragen“, in dem Bauer klar darlegt, wie der Aufstand der Sozialdemokratie vom Dollfuß-Regime provoziert wurde. In diesem Teil wird so manche, gerne kolportierte Legende widerlegt, wie jene, die das österreichische Nachrichtenmagazin Profil publizierte: Dollfuß hätte Giftgas gegen die Sozialdemokraten eingesetzt. Der Bundeskanzler ließ kein Giftgas gegen die Aufständischen einsetzen, hier handelte es sich um Tränengas, das keine letale Wirkung nach sich zog. (S. 125-128) Schwer lastet auf dem Bundeskanzler des autoritären Regimes freilich die Zuschreibung des „Arbeitermörders“, den sich der Führer des Ständestaates durch den Artillerieeinsatz des Bundesheeres gegen Wohnblöcke in Wien einhandelte. Auch hier kann Bauer relativieren: Das Bundesheer erlitt im Kampf um die Wohnanlagen die schwersten Verluste, da der Schutzbund seine Widerstandsnester mit Scharfschützen und MGs in Wohnanlagen wie dem Karl-Marx-Hof eingerichtet hatte, wohlwissend damit auch die Zivilbevölkerung zu gefährden. Um weitere Verluste zu vermeiden, setzte die Regierung ihre stärkste Waffe, die Artillerie, gegen die MG-Nester und Heckenschützen des Schutzbundes ein. Allerdings nahmen die Artilleristen des Bundesheeres die Zünder aus den Granaten. Allein der Einschlag der Artilleriegranaten in die Wohngebäude übte eine psychologisch stark demotivierende Wirkung auf die Schutzbündler aus. Zudem warnten Regierungskräfte die Bewohner vor dem Artillerieeinsatz. Die Verluste rein durch Artilleriebeschuss hielten sich somit in Grenzen. Dennoch eignete sich gerade der Artillerieeinsatz des Bundesheeres zur Gräuelpropaganda über zerfetzte Leichen. Bauer weiß von elf Menschen zu berichten, die durch den Einsatz der Artillerie ums Leben kamen. (S. 120-123)

Der Autor spricht sich auch gegen die These aus, dass die Nationalsozialisten hinter dem Putsch standen. Letztendlich war der Aufstand gegen das autoritäre Dollfuß-Regime, der in Linz überraschend begann, eine überstürzte, unüberlegte, zum Scheitern verurteilte und aus einer existentiellen Verzweiflung der Sozialdemokraten entstandene Aktion, der sich die Mehrheit der Schutzbündler und Arbeiter gar nicht anschloss. Eine Heldengeschichte lässt sich aus den Handlungen und Ereignissen des Februars 1934 nicht schreiben. Die Führung der Sozialisten versagte, es lässt sich nicht einmal ein geplanter Kampf für die Demokratie der Aufständischen konstatieren. Bauer stellt fest: „Kurzum, beim Februaufstand ging es zweifellos um den berechtigten Widerstand gegen das autoritäre, halbfaschistische Regime des Dollfuß und gegen die Beschneidung der hart errungenen Arbeiterrechte. Aber ging es auch um die Wiederherstellung der parlamentarischen Demokratie mit ihrem normalen Parteispektrum von links und rechts? Bestimmt nicht!“ (S. 137) Viel eher stand der Kampf um eine „Diktatur des Proletariats“ im Raum, wie es der bekannte Schutzbundführer Richard Bernaschek, Protagonist der Initialzündung in Linz, zu Papier brachte. (S. 136)

Im Kapitel „Schlüsse“ fasst der Autor seine Befunde übersichtlich und präzise zusammen. So gelingt es Kurt Bauer auf 130 Seiten die Ursachen, Ereignisse aber auch die Rezeption des Februaufstandes objektiv darzulegen. Die namentliche Auflistung der Todesopfer auf den Seiten 139 bis 186 des Buches, die ohnehin auch auf der Projekthomepage von Kurt Bauer leicht zu finden ist, hätte man sich nach Meinung des Rezensenten für die Printversion sparen können.

Kurt Bauers spannende und gut geschriebene Studie kann jedem historisch Interessierten nur empfohlen werden, vor allem aber sei dieses Buch allen österreichischen Politikern und Parlamentariern der sogenannten Volksparteien ans Herz gelegt, da die Thematik im historisch-politischen Diskurs immer noch brisant ist.

Robert Rebitsch, Innsbruck

Autorinnen und Autoren der Beiträge

Dr. Julia Carina BÖTTCHER
Zentralinstitut für Wissenschaftsreflexion und Schlüsselqualifikationen (ZiWiS),
Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, julia.c.boettcher@fau.de.

Dr. Dorit BRIXIUS
Deutsches Historisches Institut Paris, dbrixius@dhi-paris.fr.

Dr. Sabine HERRMANN
Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung,
sabine.herrmann@libero.it.

Mag. Dr. Marina HILBER
Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie,
Universität Innsbruck, marina.hilber@uibk.ac.at.

Postdoc.-Ass. MMMag. Dr. Elisabeth LOBENWEIN
Institut für Geschichte/Abteilung Neuere und Österreichische Geschichte,
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, elisabeth.lobenwein@aau.at.

Dr. Markus MICHALSKI
Abteilung für Mittelalterliche Geschichte, Ludwig-Maximilians-Universität
München.

Mag. Marion MÜCKE
Assoz. d. Berliner Medizinhistorischen Museum.

apl. Prof. Dr. Christof PAULUS
Ludwig-Maximilians-Universität München, Mittelalterliche Geschichte,
christof.paulus@lmu.de.

Mag. Dr. Alessandra QUARANTA
Institut für Geschichte, Universität Wien, alessandra.quaranta@univie.ac.at.

Dr. Stefano SARACINO
Historisches Institut, Friedrich-Schiller-Universität Jena,
stefano.saracino@uni-jena.de.

Dr. Katharina SEIDL
Schloss Ambras Innsbruck,
katharina.seidl@schlossambras-innsbruck.at.

Dr. Ulrich SCHLEGELMILCH
Institut für Geschichte der Medizin der Universität Würzburg (Akademieprojekt
Frühneuzeitliche Ärztebriefe), ulrich.schlegelmilch@uni-wuerzburg.de.

PD Dr. Benjamin STEINER
Vertretung der Professur „Wissenskulturen der Europäischen Neuzeit“
Philosophische Fakultät der Universität Erfurt, benjamin.steiner@uni-erfurt.de.

Univ.-Prof. Dr. Dr. Michael STOLBERG
Institut für Geschichte der Medizin der Universität Würzburg,
michael.stolberg@uni-wuerzburg.de.

Assoz. Prof. Mag. Dr. Elena TADDEI
Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie,
Universität Innsbruck, elena.taddei@uibk.ac.at.

Ass.-Prof. Mag. Dr. Alfred Stefan WEISS
Fachbereich Geschichte der Universität Salzburg, alfred.weiss@sbg.ac.at.

Dr. Ulf WENDLER
Stadtarchiv Chur, ulf.wendler@chur.ch.